Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXI.

(April — Mai — Juni 1902.)

57977
29/9/02

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria Nacional y Extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Louis Jenke. — **Boston**, Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Fried. Kilian's königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, E. J. Karow's Univ.-Buchh. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrikan. Republik), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Jul. Berndt). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Høest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Kristiania**, Cammermeyers boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Geschwister Doleschal's Buchhandlung Nachf. J. Eisenring. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria Nacional y Extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- u. Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Praff). — **New-York**, G. E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. Jonck & Poliewsky, vereinigt mit Alex. Stieda's Buchhandlung. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. Barkhaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tannuda** (Süd-Austral.), F. Basedow. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Weltevreden**, Niederl. Ost-Indien, G. Kolff & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Friedrich Schultheß.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.111

Inhalts-Verzeichniß

zum

Hundertundelften Bande (April — Juni 1902).

		Seite
I.	Friedrich, Großherzog von Baden. Zu seinem fünfzigjährigen Regierungsjubiläum. 1852 — 24. April — 1902. Von Professor **Ottokar Lorenz**	1
II.	Vice-Mama. Eine Erzählung von **Ernst von Wildenbruch.** III. (Schluß)	28
III.	Entstehung und Bedeutung großer Vermögen. Von **Richard Ehrenberg.** IV. Die Brüder Siemens. I./VI.	63
IV.	Der Roman in der altchristlichen Literatur. Von **E. von Dobschütz**	87
V.	Johann Gustav Droysen und Felix Mendelssohn-Bartholdy. Von Professor **G. Droysen.** I.	107
VI.	Deutsche Cultur in den Vereinigten Staaten und das Germanische Museum der Harvard-Universität. Von **Kuno Francke,** Professor an der Harvard-Universität	127
VII.	Jan van Eyck. Von **W. von Seidlitz**	146
VIII.	Politische Rundschau	153
IX.	Literarische Notizen	158
X.	Literarische Neuigkeiten	159
XI.	Der Andere. Novelle in Briefen. Von **Eva Ber.** I.	161
XII.	Johann Gustav Droysen und Felix Mendelssohn-Bartholdy. Von Professor **G. Droysen.** II.	193
XIII.	Maxim Gorki. Von **M. von Brandt**	216
XIV.	Gustav Adolf und die deutschen Reichsstädte. Von **G. Egelhaaf.** I./IV.	230
XV.	Entstehung und Bedeutung großer Vermögen. Von **Richard Ehrenberg.** IV. Die Brüder Siemens. VII./XIII. (Schluß)	250
XVI.	Wohnung und Werkstatt Michelangelo's in Rom. Von **Ernst Steinmann**	279

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XVII.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	294
XVIII.	Politische Rundschau	310
XIX.	Neuere Belletristik	314
XX.	Literarische Notizen	318
XXI.	Literarische Neuigkeiten	319
XXII.	Der Andere. Novelle in Briefen. Von **Eva Ber.** II. (Schluß)	321
XXIII.	Aus dem Reiche des Minos. Von **Arthur Milchhoefer**	341
XXIV.	Gottfried Keller's religiöse Entwicklung. Von **Otto Frommel** (Karlsruhe)	367
XXV.	Johann Gustav Droysen und Felix Mendelssohn-Bartholdy. Von Professor **G. Droysen.** III. (Schluß)	386
XXVI.	Gustav Adolf und die deutschen Reichsstädte. Von **G. Egelhaaf.** V./VIII. (Schluß)	409
XXVII.	Ungelesene Bücher als Zeichen der Zeit. Von **Ferdinand Laban**	431
XXVIII.	Schattenseite. Ein Harzmärchen von **Hans Hoffmann**	440
XXIX.	Aus der Musikwelt. Von **Carl Krebs**	452
XXX.	Klinger's Beethoven. Von **Karl Koetschau** (Dresden)	461
XXXI.	Wieder aufgefundene Gedichte Friedrich's des Großen. Von **Wilhelm Mangold**	465
XXXII.	Politische Rundschau	470
XXXIII.	Zur neueren französischen Geschichtschreibung	475
XXXIV.	Briefe der Frau Reinhard an ihre Mutter. Von **Ellen Mayer**	477
XXXV.	Literarische Notizen	479
XXXVI.	Literarische Neuigkeiten	480

Friedrich, Großherzog von Baden.

Zu seinem fünfzigjährigen Regierungsjubiläum.

1852 — 24. April — 1902.

Von

Professor **Ottokar Lorenz.**

[Nachdruck untersagt.]

Am 19. August 1889, da Wilhelm II. zum ersten Male als deutscher Kaiser am Hofe von Karlsruhe erschienen war, sprach er, zum Großherzog von Baden gewandt, die schönen und treffenden Worte: „Niemand im ganzen Deutschen Reich, und am allerwenigsten Ich, wird es vergessen, daß wir in Eurer Königl. Hoheit die Verkörperung des Reichsgedankens vor uns sehen, und daß Eure Königl. Hoheit der erste Deutsche gewesen, der das erste Hoch auf das Deutsche Reich ausgebracht hat." Das war am Neujahrstage 1871, als man durch widrige Umstände genöthigt war, die feierliche Kaiserproclamation immer wieder hinaus zu schieben, und die harrenden Fürsten in Versailles, damit der Neujahrstag das große Ereigniß nicht unbesprochen finde, darauf gedrungen hatten, daß der Gründung des Reiches bei der Kaisertafel ein freudiges Wort gelten dürfe. Da feierte der Großherzog in kunstvoll verschlungenen herrlichen Worten den „heutigen Tag, der dazu bestimmt ist, das ehrwürdige Deutsche Reich in verjüngter Kraft erstehen zu sehen", obgleich „Eure Königl. Majestät die angebotene Krone des Reiches erst dann ergreifen wollen, wenn sie alle Glieder desselben schützend umfassen kann".

Sechshundert Jahre waren vergangen, seit ein anderer Friedrich von Baden mit Märtyrerblut die Hohenstaufenherrlichkeit und ihre gewaltige Krone begraben half, und nun verkündigte nach neunzehnmaligem Geschlechterwechsel der edle Sproß des Hauses die Auferstehung des Reiches, an dessen Begründung er neunzehn schwere Jahre seit seinem Regierungsantritt mitgearbeitet und in siegreichem Ideenkampf gewirkt hatte. Die Weltgeschichte liebt zuweilen mysteriöse Verknüpfungen ihrer Wege und Ereignisse, gleichsam wie manchem Menschenleben das Horoskop des Astrologen Wahrheiten verkündete, über welche er selbst verständnißvoll zu lächeln pflegte. Der Groß-

herzog von Baden aber bedurfte keinerlei Nativitätsberechnung, um zu wissen, daß sein edles Leben auf den Kampf um Reich und Kaiserthum gestellt sein werde. Zu ihm sprach Alles nur diese eine Sprache der Reichsgründung und Kaiserhoffnung, als er, ein Jüngling, eben die Augen aufschlug und die ganze politische Welt um sich erblickte, hoffnungsvoll, begeistert, voll großer Gedanken und doch so thöricht, doch so voll Irrthum, doch so unglücklich ein Ziel im Auge, welches der Gott, der Eisen wachsen ließ, nur einem Helden zu erreichen gestatten wird!

Das war die Schule, in welcher der neue Kaiserfreund erstand, der neue Friedrich von Baden, der nicht ahnen konnte, daß ihm der alte Spruch gelten werde: „Exoriare aliquis ex ossibus ultor!“ Allein als die Zeichen der Zeit auf die Wiedererweckung des Reiches deuteten, und die deutschen Krieger, wie so oftmals unter Ottonen und Heinrichen, wieder in die Nordmarken und über die Eider drangen bis dahin, wo der Kaiser einstens seine Lanze in das Meer warf, da war der junge badische Fürstensohn im deutschen Lager und kämpfte an der Seite tapferer Preußen für deutsche Treue. Das war im Frühjahr 1848, als der Däne das meerumschlungene Land zu unterjochen sich vermaß. Die kleinen Bataillone, die der alte, morsche Bund gesandt hatte, brave, tapfere Männer, aus vielen kleinen Staaten rekrutirt — wie ungleich mußten sie neben den Preußen sich erscheinen, die nur Sieg und Vormarsch unter ihrem alten Wrangel kannten. Wer möchte ermessen, wie viele Nachwirkung zeitige Erfahrungen der Jugendjahre auf die Entschlüsse des Staatsmannes üben; wenn man aber im Leben des Großherzogs von Baden neben einer ideal gerichteten nationalen Gesinnung die zielbewußte Erkenntniß dessen, was Heer und Kriegsmacht bedeuten, wahrnimmt, so möchte man glauben, daß er aus sehr frühen Eindrücken seine Ueberzeugung: „Ein Reich, ein Heer!“ geformt hat. Was dem badischen Lande, wie der junge Prinz es kannte, zu Ruhm und Vortheil gereichte, war weit geschätzt und viel begehrt, eine Regierung voll sachlichen Wohlwollens, ein Fürst, der in der Fülle seines Herzens nichts als das Glück der Unterthanen und Staatsgenossen schätzte, ein zu freier, verfassungsmäßiger Entwicklung immer mächtiger und unabhängiger aufstrebendes Gemeinwesen, eine geordnete Verwaltung, eine ehrliche Beamtung, ein aufblühendes Gewerbs- und Handelswesen — Alles besaß dieses glückliche kleine Land, aber der Mangel von einer einzigen Eigenschaft, welche das Schicksal verweigert zu haben schien, machte den besten der deutschen Fürsten und Regenten zu dem unglücklichsten und schwer geprüftesten, als Tage der Noth und des Aufruhrs gekommen waren. Niemals wurden militärische Gebrechen an einem Staate schwerer gestraft als in Baden. Wer die Geschichtsblätter des Unglücksjahres aufschlägt, blickt in einen Abgrund der grauenhaftesten Verirrungen. Wie es einer gottverlassenen Partei gelingen konnte, mit wahrhaft pädagogischer Verführungskunst die beste geordnete Gesellschaft umzustürzen und unter das Joch trunkener Soldaten einer meuternden Armee zu zwingen, hat der Nachwelt kein Anderer als der Häuptling dieser undankbaren Revolution in bekenntnißreichen Klagen über sein wohlverdientes Schicksal warnend zugestanden. Und wieder stand

das preußische Heer als Retter deutscher Ehre vor den Augen von Badens Söhnen, und verheißungsvoll erschien der Held, eben der, der einst den Kaisertraum verwirklichen wird. Wie er dem viel geprüften Fürstenhause die hülfreiche Hand entgegen streckte, so war's, als ob ein unbesprochener Bund geschlossen würde, der alles Zukünftige wie auf dem Bilde eines Malers der Geschichte vereinigte. Hier verknüpften sich für Staat und Volk und Fürstenhaus die Keime tiefster, bald auch heiligster Bande, unsichtbar den Menschen, wirksam aber für alle Zeiten.

Kaum drei Jahre hatte der Großherzog Leopold von Baden den Undank dieser Revolution überlebt. Es war ihm nicht mehr möglich, den Kriegsrechtszustand vollständig wieder zu beseitigen. Der Kümmernisse gab es in und außer dem Hause viele. Der treffliche Erbprinz Ludwig war schwerer Krankheit rettungslos verfallen, als der Vater nach langen Leiden starb. Am 24. April 1852 mußte der jüngere Sohn „Friedrich, von Gottes Gnaden Prinz und Regent von Baden", seinen Regierungsantritt kund geben. Als ihm am 2. Mai der Huldigungseid geleistet wurde, durfte er gewissenhaft versichern, daß er „seinen schweren Beruf nach dem erhabenen Vorbild seines unvergeßlichen Vaters erfüllen wolle, das ihm zur Richtschnur seines Handelns dienen werde". Selten zeigte sich in der Geschichte fürstlicher Familien zwischen Kindern und Eltern ein so inniges und pietätvolles Verhältniß, wie es in dem markgräflichen Hause von Hochberg der Fall war, wo man durch viele Jahre in einer gewissen Entfernung vom Gepränge des Hofes lebte. Hier war es, wo der spätere Großherzog Leopold nicht ohne berechtigte Wahrung seiner fürstlichen Stellung und Haltung seinem Hause einen in sich ruhenden väterlich-erziehlichen Charakter zu geben verstand, wodurch seinen zahlreichen Kindern alle Zeit und überall der Stempel echter menschlich-sittlicher Empfindung und Denkungsweise aufgedrückt wurde. Denn zu diesem gottesfürchtigen Patriarchen sah die reich begabte Kinderwelt wie zu dem berufenen Vertreter der Vorsehung mit religiösem Gefühle empor. Wenn von seinen öffentlichen und privaten Liebeswerken treue Anhänger Aufzeichnungen machten, die sich fast wie Geschichten aus altchristlichen Zeiten lesen und nachempfinden lassen, so wirkte sein Beispiel vor Allem in seinem Hause zur Heranbildung eines Familienzuges von gerader und einfacher Rechtschaffenheit und seltener Wahrhaftigkeit. Man könnte, so verschieden auch sonst die Lebenswege und die Eigenart der Nachkommen Leopold's sein mochten, in der einen Richtung sie alle mit seltener Sicherheit zeichnen, wie der Porträtmaler Linien und Farben des edlen Antlitzes fast aller Geschwister in einer großen Uebereinstimmung finden mag. Und so erbten sie Alle auch das von ihrem Vater, nur ungern zu ihrem Lobe geredet zu hören, so daß es vielleicht auch an dieser Stelle erfreulicher erscheinen wird, wenn ich der trefflichen Schule und des gründlichen Unterrichts, der in mancher Beziehung selbst gelehrte Einsicht nicht ausschloß, nicht als eines Vorzugs des Einzelnen, sondern als glückliches Erbe dieser gesammten deutschen Fürstenfamilie gedenke.

So durfte der Prinzregent in dem Gottvertrauen, das ihn in schlichter Denkungsart immer begleitete, in seinem sechsundzwanzigsten Lebensjahre in

verworrener Zeit doch hoffnungsvoll der Zukunft entgegensehen. Eine seiner ersten Aufgaben war es, die noch von Großherzog Leopold gestifteten Feldzeichen den neu errichteten Bataillonen zu übergeben. Sie sollten Altes und Geschehenes vergessen machen und den Anbruch neuen Lebens im militärischen Geiste des deutschen Grenzstaates bedeuten. Allmählich wuchs in sorgsamer Pflege verfassungsmäßiger Freiheit Vertrauen und Ordnung unter einem Landesherrn, dessen aufgeklärte und zeitgemäße Auffassung vom Staate und den Aufgaben der Regierung nicht einen Augenblick zu bezweifeln war. Und doch bot das seit Alters scharf verfochtene Parteileben des Landes viele Schwierigkeiten dar. Nichts mag vielleicht dem Fremden, der dieses schöne Stückchen Erde mit seinen freundlichen Bewohnern kennen lernt, befremdlicher erscheinen, als daß es hier in langen Jahren confessionelle Kämpfe gab, die von seltener Leidenschaft und Hartnäckigkeit zeugten. Und dieser Streit um Kirchenrechte wurde unter einem Fürsten geführt, der in religiösen Dingen die ausgeglichenste Gesinnung in seinem Herzen trug, und nicht Gerechtigkeit allein, sondern auch tiefste Hochschätzung für jede religiöse Ueberzeugung fühlte. Aber wenn er schon in seiner ersten Eröffnungsrede des badischen Landtages das Vorschreiten des erzbischöflichen Stuhls von Freiburg zu beklagen hatte, so meinte er doch noch überzeugt sein zu dürfen, daß auf dem Wege freundlicher Verständigung die Mißverhältnisse unter Wahrung der Rechte des Staates beseitigt werden könnten. Es war jedoch als ob ein alter streitbarer Bischof aus dem Mittelalter wieder auferstanden wäre. Und so hatte sich alsbald eine Schule heran gebildet, die einen strengen Gegensatz gerade gegen diejenigen Richtungen einer nationalen deutschen Kirche bildete, die ehedem in Baden besonders angestrebt zu werden schien. Wer die verschiedenen Wege beleuchten wollte, die die badische Regierung zur Beruhigung der kirchlichen Ansprüche des Katholicismus einschlug, würde gestehen müssen, daß insbesondere in der milden Gesinnung des Großherzogs immer wieder ein Element des Ausgleichs lag, so oft auch die Verhandlungen bald mit dem päpstlichen Stuhle, bald mit dem Episcopat und einheimischen Clerus an den Gegensätzen des geistigen Lebens in Baden, wie allerorten, gescheitert waren. So wenig Erfreuliches denn der niemals ganz geschlossene Kirchenstreit auch haben mochte, er war doch nie zu einer Höhe ausgeartet, bei der die nationale Gesinnung des badischen Landtages Schaden genommen hätte. Baden stand vielmehr, ungleich anderen deutschen Staaten, immer in voller Einigkeit seiner confessionell gesonderten Bevölkerung an der Spitze patriotisch deutscher Strömungen, wenn es galt, am deutschen Einheitswerk zu bauen. Wie viel fester hielten in dieser Beziehung die sonst entzweiten Bekenntnisse hier zusammen, und Niemand wird verkennen, daß dieser nationale Zug in dem großen Beispiel unentwegter deutscher Treue ankerte, welches von höchster Stelle ausging. Wenn jemals der Beweis geliefert werden sollte, daß rechter deutscher Sinn auch große innere Gegensätze, wenigstens in den entscheidendsten Dingen, überbrücken könne, so hat die fünfzigjährige Regierung des Großherzogs ihn geliefert.

Wenn aber der öffentliche Geist in Baden sich in so entschiedener Weise der nationalen Idee zuwendete, so haben dazu auch persönliche Verhältnisse des

Landesherrn und das persönliche Lebensglück des Großherzogs nicht unbedeutend beigetragen. Wer weiß es nicht, wie viel in deutschen Herzen durch den Hinblick auf die höchsten Güter der Liebe und der Familienbande geschaffen und erbaut zu werden pflegt. Es war ein wahres, stolzes Wort, wenn der Prinz-Regent am 26. November 1855 seine Freude über die Beweise treuester Anhänglichkeit und Theilnahme aussprach, die ihm aus Anlaß seiner bevorstehenden Verbindung mit der Prinzessin Luise von Preußen aus allen Theilen des Landes geworden waren. „Diese Verbindung," so durfte er hinzufügen, „die mir persönlich so viel Glück verheißt, wird auch, das bin ich überzeugt, Meinem Volke zum Segen gereichen."

Das freudige Ereigniß der Verlobung des Prinz-Regenten mit der kaum siebzehnjährigen einzigen Tochter des Prinzen von Preußen hatte am 30. September in Coblenz stattgefunden. Viele Verwandte, auch die verwittwete Frau Großherzogin und Mutter des Regenten, waren in Coblenz versammelt, während König Friedrich Wilhelm IV. und seine Gemahlin im nahen Stolzenfels weilten und die herzlichste Theilnahme an diesem Ereigniß bezeigten. Ganz besonders glücklich aber schien sich diese Verbindung noch dadurch zu gestalten, daß fast gleichzeitig im fernen Balmoral der herrliche Sohn des Prinzen von Preußen das Glück seines Lebens in dem Herzensbunde mit der Tochter der Königin von England gefunden hatte. In weiten Kreisen des deutschen Volkes lebte damals die Empfindung, daß durch den engsten Zusammenschluß von Familien, in denen die vollste Erkenntniß der Bedeutung und des Werthes der neuen Zeit und des freien Staates herrschte, die Zukunft der Welt gesichert sei.

Die persönlichen Beziehungen der hohen Verlobten reichten bis in die frühen Jugendjahre der Prinzessin Luise zurück. 1850 begegnete sie zum ersten Male dem Prinzen Friedrich in Baden-Baden, als ihre Mutter daselbst einen Kuraufenthalt genommen hatte. Die Prinzessin von Preußen hatte in jenen Jahren ihrem wohlbegründeten Ansehen seltener geistiger Bildung, als einer Tochter Weimars, den Ruf freierer politischer Anschauungen im Gegensatz zu der ministeriellen preußischen Regierung hinzugefügt. Unter dem Einfluß solcher trefflichsten Erziehung einer bedeutenden Mutter wuchs der Eindruck, welchen die Erscheinung der jungen Prinzessin auf den Erben der badischen Krone machen mußte, mit jedem Jahre zu tieferer Bedeutung, in welchem die preußischen Herrschaften regelmäßig ihren Herbstaufenthalt in Baden-Baden genommen hatten. Diese Begegnungen führten im Jahre 1855, begünstigt durch einen besonders schönen Sommer und häufige Ausflüge und Spaziergänge in der herrlichen Umgebung Baden-Badens Ende Juli zu einer ersten Aussprache. Da aber der Prinz von Preußen zur Thronbesteigung des Kaisers Alexander's II. in Petersburg weilte, so wurde die officielle Verlobung bis zu seiner Rückkehr auf den Geburtstag der Prinzessin Augusta verschoben. Es war ein Band geknüpft worden, welches auf einer Jahre lang innig gepflegten Neigung beruhte und welches sich in der denkbar glücklichsten Ehe bewährte, die ein Jahr später, am 20. September, in Berlin geschlossen wurde. Genealogen hatten darauf hingewiesen, daß den beiden Häusern von Preußen

und Baden eine der glücklichsten Verbindungen schon einmal durch die Ehe des Markgrafen Albrecht Achilles mit der Tochter Margarethe des Markgrafen Jacob erwachsen war. Die Berliner Bevölkerung, die dem Hause des Prinzen von Preußen gerade damals in aufrichtigster Begeisterung huldigte, feierte die Festlichkeiten des Hofes in wärmster Theilnahme mit. Den König selbst, auf dem in jenem Augenblicke die Sorgen des Neuenburger Handels lasteten, erfrischte das Glück der Kinder seines Bruders so sehr, daß er alsbald einen Besuch in Karlsruhe versprach, wohin die Neuvermählten über Deutz, Köln und Mannheim abgereist waren und wo sie am 27. September ihren Einzug hielten. Von allen Orten berichteten die Zeitungen von dem jubelnden Empfang des großherzoglichen Paares. In solchem Maße war das Erwachen treuer monarchischer, ja patriarchalischer Empfindungen in dem Lande nicht erwartet worden, wo die Erinnerungen an die Revolution durch einen Generalpardon des Großherzogs soeben erst ausgelöscht worden waren. Die Stimmung aber, die bei den Festlichkeiten in Karlsruhe hervortrat, bedeutete nicht nur eine Versöhnung zwischen dem Norden und Süden, sondern die Entstehung eines Einheitsgefühls, in welchem Fürstenhäuser und Länder in gleicher Weise sich zusammen fanden.

Kurz vorher, am 5. September 1856, ließ sich der Regent bei dem Umstande, daß die Krankheit seines Bruders jede Hoffnung auf Genesung ausschloß, durch die Wünsche des Landes und der Agnaten des großherzoglichen Hauses bestimmen, die großherzogliche Würde selbst anzunehmen. In einer Zeit, in welcher deutsche und allgemeine Europäische Verhältnisse sich immer mehr verwickelten und die Spannungen im politischen Leben entscheidende Lösungen nothwendig machten, war jede Festigung des monarchischen Gedankens auch für die Stellung des badischen Landes wichtig geworden. Immer bestimmter trat am deutschen Bunde der unvereinbare Gegensatz hervor, in welchem die beiden Großmächte die Schwäche Deutschlands, zum Theil nicht unabsichtlich, vor die Augen Europa's gestellt hatten. In den orientalischen wie in den italienischen Wirren trat die Unhaltbarkeit des deutschen Staatensystems zu Tage. Für Baden und seine Regierung hätte aber das immer stärkere Hervortreten einer mittelstaatlichen Politik und Gruppe verhängnißvoll werden müssen, wenn sich auch nur in versteckteſter Form die unvermeidlichen Erinnerungen an den Rheinbund und das Napoleonische Zeitalter daran knüpfen sollten. Von den Schwierigkeiten, die in diesen Jahren zwitterhafter preußischer Politik gerade diejenigen Fürsten zu überwinden hatten, die den nationalen Ideen am unbedingtesten ergeben waren, ist schwer ein kurz gedrängtes Bild zu geben; aber man darf endlich es aussprechen, daß einer persönlich und geistig sehr hoch stehenden Gruppe kleinerer deutscher Landesherren, welche den Einheitsgedanken hoch hielten, aber von aller officiellen Politik, besonders Preußens, verlassen waren, ein bei Weitem nicht genug anerkanntes Verdienst um die Begründung des Reiches und Kaiserthums zuzuschreiben sein wird. Je stärker die Einsicht wuchs, daß in Verbindung mit Oesterreich eine gedeihliche Entwicklung der deutschen Frage ausgeschlossen sein würde, je trüber und hoffnungsloser die

Haltung Preußens in jeder Beziehung erschien, desto schwieriger war es besonders in Süddeutschland, die liberal gerichtete öffentliche Meinung in das richtige Geleise einer preußenfreundlichen Politik zu zwingen. Der historische Treppenwitz findet es heute sehr leicht, mit „Bismarck im Bundestage" alle Schwierigkeiten damaliger Lage als geringfügig hinzustellen; aber man bedenkt nicht, daß diese preußische Gesandtenpolitik im Bundestage damals nur ganz geheimnißvolle sibyllinische Bücher gewesen sind, von denen die eigene preußische Regierung gewöhnlich die meisten, wenn nicht gar alle neun, verbrennen ließ. Und auch der muthige, geistvolle, gewaltige Zukunftsstaatsmann selbst gehörte zu denen, die ihre Wege im Dunkel zu suchen liebten und in der Weise gingen, daß sie die Gleichstrebenden verleugneten, wenn nicht bekämpften. Die einzige Beziehung, welche den national gesinnten Fürsten und Staatsmännern Halt und Stärke zu geben vermochte, war die zum Prinzen von Preußen, dessen Stellung und Politik zunächst selbst eine unsichere gewesen war. Als dann der Prinz-Regent von Preußen seine Regierung antrat, war durch den französischen Krieg in Italien gegen Oesterreich die öffentliche Meinung, ganz besonders in Süddeutschland, völlig irre geleitet, und der deutsche Zorn gegen die Uebergriffe Frankreichs schien besonders auch in Baden mehr dem österreichischen Interesse als einer Annäherung an den preußischen Staat zu dienen. So mußten sich alle nationalen Absichten auf gewundenen Wegen ohne Unterstützung Preußens halten. Schon im Jahre 1859 trat der Großherzog von Baden mit einem wichtigen Antrag am Bundestage hervor, indem er, um die Sicherheit des Rechtsschutzes in Deutschland zu erhöhen, die schon früher angestrebte Herstellung eines ständigen Bundesgerichts anregte. Aber alle Versuche, im Schoße der Bundesversammlung selbst Reformgedanken zu zeitigen, scheiterten an dem Gegensatz der Großmächte.

Im Herbst des Jahres 1859 hofften national gesinnte Männer durch die Gründung des Nationalvereins einer Lösung der schwierigen deutschen Frage näher zu treten, aber in Süddeutschland und selbst in Baden fand das preußische Programm nur sehr vereinzelten Anklang; die Gegensätze zwischen den großdeutschen und kleindeutschen Bestrebungen waren in der Hand der österreichischen Regierung dazu benützt worden, durch die süddeutsche Presse eine Verwirrung der Gemüther herbei zu führen, von welcher heute kaum mehr eine Vorstellung besteht. Es kam dazu, daß die kirchlichen Streitfragen in Baden die Aufmerksamkeit des Großherzogs in allererster Linie in Anspruch nahmen. Als er sich entschloß, zum Zweck der Lösung der Concordatsfrage das Ministerium Stabel-Lamay zu berufen, hatte die Sorge um die Erhaltung verfassungsmäßiger Rechte und geistiger Freiheit alle anderen Fragen der Politik in den Hintergrund gedrängt. Aber durch die berühmte Osterproclamation vom 7. April 1860 stellte der Großherzog nicht nur den kirchlichen Frieden mit den Forderungen der Staatseinheit in Einklang, sondern es durfte damals ein großes Wort gesprochen werden, wenn es hieß, daß in dem tausendstimmigen Jubel über die weise Entscheidung des Großherzogs die katholischen Stimmen von den protestantischen nicht zu unterscheiden waren. Es begann in dem kleinen Staate eine Zeit großer schöpferischer Gesetzgebung,

welche sich um so werthvoller erwies, als die „neue Aera“, die in Preußen aufgekommen war, nur allzu rasch verschwand. In der freiheitlichen Richtung der Gesetzgebung, welche die nächsten Jahre der Regierung des Großherzogs in den inneren Angelegenheiten erfüllte, sind, so viel man auch im Einzelnen zu Bedenken Anlaß fand, die Grundzüge jener modernen Staatseinrichtungen zu erkennen, die heute keinem Verfassungs- und Gemeindeleben mehr fehlen können. In herrlichen Worten hat der Großherzog selbst über die Freiheit gesprochen, die er in seinem Lande begründet hatte: „Wir müssen uns Alle bewähren als wahre Freunde der Freiheit, jener Freiheit, die sich selbst beherrscht, und jenes Fortschritts, der, aus der Einsicht des Bedürfnisses hervorgehend, sich in besonnener Erwägung des Staatswohles in treuer Liebe zum Vaterland verwirklicht.“

Aber in derselben Thronrede, mit welcher er am 23. Juli 1863 einen thätigen Reformlandtag schloß, machte er auch einen Ausblick auf die großen Aufgaben des gemeinsamen deutschen Vaterlandes, weit vorschauend und in der Ueberzeugung, daß „Hingebung, Ausdauer und unverzagter Muth auch für das große Werk der Einigung den Sieg erringen werden.“

Seit dem Ende des italienisch-französischen Krieges war die deutsche Frage nicht mehr zur Ruhe gekommen. In den größeren Kreisen des deutschen Volkes war seit der Schillerfeier der nationale Gedanke so gewaltig erwacht, daß auch die Regierungen, selbst Oesterreich, nicht mehr die Augen zuzudrücken vermochten. In dem Streite, der zwischen Preußen und Oesterreich in Folge des Friedens von Villafranca entbrannt war, kamen die kleineren Regierungen zur Ueberzeugung, daß sie früher oder später zu Preußen oder Oesterreich ihre Stellung nehmen müßten. Ihre Furcht vor Frankreich wurde durch die Zusammenkunft des Königs Wilhelm mit Napoleon in Baden-Baden auf das Höchste gesteigert, aber der Congreß, zu welchem dieses Ereigniß sich gestaltete, gab eine unerwartete Gelegenheit, über die deutsche Frage die Meinungen der Könige zu hören. Hier, wo der Großherzog in Baden-Baden in den Junitagen von 1860 die schwierige Aufgabe des Hausherrn mit bewährter Geschicklichkeit übernommen hatte, fand König Wilhelm vor den bedeutendsten Fürsten Deutschlands die Gelegenheit, deutlich seiner Absicht Ausdruck zu geben, „nicht nur gegen außen Schutz zu gewähren, sondern auch die Erfüllung der nationalen Aufgaben ins Auge zu fassen“. Der Großherzog von Baden verständigte sich mit Weimar, Coburg und dem Fürsten von Hohenzollern über ein Programm, welches der Stellung Preußens in Deutschland in bestimmterer Weise Rechnung tragen sollte. Es war gewissermaßen ein Wendepunkt, an welchem Freunde und Feinde Preußens und seiner deutschen Zukunft einmal offen Partei ergreifen mußten. So lange nun der edle Fürst von Hohenzollern an der Spitze des preußischen Ministeriums stand, war die nationale Richtung auch in Baden vorherrschend geblieben. Aber mit dem Eintritt Bismarck's und dem Beginne des Verfassungsconfliktes in Preußen war es vielen Regierungen und besonders dem Großherzog von Baden unendlich schwer gemacht worden, an dem Programme festzuhalten, welches Deutschlands Zukunft an Preußens Politik knüpfte. Was in dieser Beziehung der Großherzog durch treue Ausdauer und

Festigkeit der Ueberzeugung in den nächsten Jahren bei der unsicheren und vielfach irre geleiteten Stimmung seines anhänglichen Volkes geleistet hat, können sich kaum mehr die jüngeren Generationen vorstellen, die bloß das große Ergebniß der gewaltigen Kämpfe eines Jahrzehntes heute vor sich sehen und genießen.

Von dieser schwierigen Lage entrollte sich vor ganz Deutschland ein unerwartetes Bild, als der Kaiser von Oesterreich im Jahre 1863 mit dem bekannten Reformproject des deutschen Bundes auf dem rasch und voreilig zusammengerufenen Fürstencongreß hervortrat. Oftmals hat man den Großherzog gerühmt, daß er bei dieser feierlichen Gelegenheit unerschütterlich jede Reform des Bundes ablehnte, an welcher nicht Preußens Antheil und führende Stellung gewahrt und anerkannt wäre; aber viel größer, wenn auch weniger bekannt, war der Erfolg, den er durch sein mildes und kluges Auftreten bei dem Kaiser von Oesterreich selbst erzielte, indem er schließlich den hohen Herrn zu dem Eingeständniß bestimmte, es könne und werde auf dem von seiner Regierung eingeschlagenen Wege in der That eine Reform des Bundes nicht durchzuführen sein.

Der Großherzog hatte vor der bekannten Schlußabstimmung am 1. September an den Kaiser von Oesterreich ein Schreiben gerichtet, worin er mittheilte, daß er ein ablehnendes Votum des ganzen Reformentwurfes abgeben werde. Indem er nun sich verpflichtet fühlte, dasselbe zu begründen, legte er dem Kaiser eine Denkschrift über sein gesammtes Verhalten auf dem Fürstencongresse vor. Nach dem Schlusse des Congresses fuhr der Kaiser an dem Bahnhofshôtel vor, in welchem der Großherzog Wohnung genommen hatte. Nach mancherlei Einleitungsgesprächen äußerte der Kaiser, es wäre nicht nöthig gewesen, daß sich der Großherzog die Mühe der Abfassung des übersendeten Schriftstückes gemacht hätte, weil der Kaiser selbst der Meinung wäre, daß der vorgeschlagene Bundesreformentwurf, ein mißlungener Versuch, in Deutschland nicht auszuführen sei. Er sehe, sagte der Kaiser, die Lage übrigens nicht so schwer an, weil er überzeugt wäre, daß die deutschen Staaten, wenn sie nicht dereinst Republiken werden sollen, doch immer an Oesterreich ihren Rückhalt suchen würden. Es seien ihm daher die Reformvorschläge selbst gar nicht so wesentlich erschienen, und er hätte von Anfang an der Ansicht gehuldigt, daß jeder der Fürsten ohne Weiteres nach seiner Ueberzeugung frei darüber abstimmen werde. Der Großherzog gab gleich damals, nachdem er die Anschauung des Kaisers so genau kennen gelernt hatte, von diesem Stande der Dinge einigen anderen Fürsten, die sich zur Reformfrage günstiger gestellt hatten, Kenntniß. Auch kann man sich hieraus vielleicht die schärfere Sprache erklären, die man in Berlin über den mißglückten Versuch mit voller Zustimmung des Königs führen konnte, weil man nun wußte, wie die österreichische Regierung den Entwurf in keiner Weise weiterer Verhandlung zuzuführen gedachte. Daß sich der Frankfurter Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen nach kaum drei Monaten in eine volle Freundschaft auflöste, konnte nur die in Erstaunen setzen, die von den Vorgängen in Frankfurt keine genaue Kenntniß hatten. Wenn aber die Großherzogliche Regierung von Baden sich

in der neu entstandenen schleswig-holsteinischen Verwicklung auf den strengsten bundesmäßigen Standpunkt stellte und selbst die Vertretung des Herzogs von Augustenburg am Bunde von Seiten ihres Gesandten zu übernehmen gestattete, so handelte sie darin in dem Gefühle ihrer vollen Selbstständigkeit und Freiheit und nach der Ueberzeugung des bestehenden Rechtes. Wie sehr auch Preußen als europäische Macht und Theilnehmer des Londoner Vertrages von 1852 Nothwendigkeiten anderer Art gehorchen mußte, denkwürdig werden dennoch die schönen Worte des Großherzogs bleiben, die er am 2. Decémber 1863 an die Stände richtete: „Inmitten dieses Ringens nach größerer Einheit ersteht der Nation durch den Rathschluß der Vorsehung eine ernste Aufgabe. Ein edler Bruderstamm im Norden, lange geprüft und bewährt in vielen Leiden, ist durch das Recht eines zweifellosen Erbganges sich selbst und seinem großen Vaterlande zurückgegeben. Eine einseitig festgesetzte Erbfolgeordnung, welche weder das Recht der Stände noch die Ansprüche der Nationalität beachtet, droht ihn aufs Neue dem Verbande des gemeinsamen Vaterlandes zu entfremden. Meine Regierung hat nicht gezögert, zu thun, was das gute Recht fordert, und sie wird auch fernerhin, getragen von der erhebenden Einmüthigkeit aller Parteien, mit Muth und Entschlossenheit die heiligen, aber ernsten Pflichten erfüllen, welche dem deutschen Volke dort erwachsen sind. Ich weiß, daß die Sache Schleswig-Holsteins in Ihren Herzen mächtigen Widerhall findet und daß für deutsches Recht und deutsche Ehre selbst die Uebernahme der schwersten Opfer Ihre freudige Zustimmung erhält."

Seit dem 2. Mai 1861 hatte der Großherzog dem Freiherrn von Roggenbach das Ministerium des Auswärtigen und des Großherzoglichen Hauses übertragen. Er hatte in ihm einen Mann zu finden verstanden, dessen geistige und politische Bedeutung alsbald überall anerkannt wurde; und wenn man die Jahre seiner reichen und vielseitigen ministeriellen Thätigkeit zu beschreiben hätte, so würden die meisterhaften Denkschriften, die er namentlich in den deutschen Angelegenheiten kühn und rücksichtslos der alten Bundesversammlung in Frankfurt gegenüberstellte, eine gerechte Befriedigung für jedes deutsche Gemüth gewähren. Auch würde es ohne Zweifel einen gewissen Reiz üben, das Verhältniß von Anziehung und Abstoßung zu kennzeichnen, welches sich zwischen Bismarck und Roggenbach herausgestellt hatte und welches in der That als ein unbeschriebenes Blatt wie in der Geschichte Badens so auch Preußens erscheint. Auch die weitere Ergänzung des badischen Ministeriums durch die entschlossene Persönlichkeit Karl Matthy's in diesen Jahren gehört zu den entscheidenden Regierungshandlungen des Großherzoges, durch welche das nationale Banner Badens gleichsam vor der ganzen deutschen Diplomatie deutlich entrollt worden war. Es hatte den Anschein, als ob Baden mit diesem Ministerium an die Spitze der deutschen Bundesreform treten müßte und als ob dem überwältigenden Gewicht seiner nationalen Politik in Frankfurt die engherzigen Schachzüge der Mittelstaaten weichen und die Lösung der deutschen Frage durch Blut und Eisen andererseits erspart werden könnte. Doch den Wandlungen und Verwicklungen der schleswig-holsteinischen Frage war der alte morsche deutsche Bund so wenig gewachsen, daß auch die red-

lichste Politik auf diesem Boden keinen Erfolg mehr haben konnte. Zwischen der tiefgewurzelten Begeisterung der weitaus größten Mehrheit des deutschen Volkes für die Wahrung heiliger Rechte, wie sie der Großherzog noch vor dem Landtage anerkannt hatte, und den Nothwendigkeiten der europäischen Vertragspolitik der Großmächte entwickelte sich ein Gegensatz, der durch keine friedlichen Mittel gelöst werden konnte. Es lag in der Natur volksthümlicher Verfassungseinrichtungen, wie sie in Baden bestanden, daß alsbald die populäre Stimmung mit den Schritten der Großmachtspolitik Preußens in schweren Kampf gerieth, so daß schließlich das Ministerium Roggenbach nicht haltbar war. Als dann der Krieg zwischen Oesterreich und Preußen unvermeidlich wurde, versagte sich das süddeutsche Temperament, die seit so lange gepflegten Beziehungen und eng verschlungenen Bande mit Preußen aufrecht zu erhalten. Von diesem Bruche war das großherzogliche Haus am tiefsten betroffen, aber der badische Landesherr war viel zu fest in das Wesen des constitutionellen Staates eingelebt, als daß er im Stande gewesen wäre, wider die öffentliche Meinung seines ganzen Landes und seiner Kammern eine gleichsam despotische Entscheidung zu Gunsten des Anschlusses an Preußen zu treffen. Er hatte unter diesen Umständen schwere, innere Kämpfe zu erleiden, von welchen ein intimer Briefwechsel Kunde geben mag, den der Großherzog mit einem vertrauten Rathe seiner Wahl, mit Professor Gelzer, führte, der dann als badischer Staatsrath alsbald bei wichtigen Missionen in diplomatischen Kreisen nicht unbekannt geblieben ist. Seiner Thätigkeit war es dann auch zuzuschreiben, wenn die Schwierigkeiten und Schrecken, die aus dem deutschen Bruderkriege hervorgehen mußten, für Baden so viel wie möglich ermäßigt werden sollten.

Das Ministerium Edelsheim hatte durch seine Abstimmung am Bundestage am 14. Juni Baden in die Nothwendigkeit gebracht, sein Bundescontingent gegen Preußen mobil machen zu müssen. Vor dem Beginne der Feindseligkeiten hatte der Großherzog Vermittlungsversuche zwischen den streitenden Mächten anzuregen nicht unterlassen, und es war davon die Rede, daß eine Art von Neutralität dem abseits stehenden badischen Lande zugestanden werden könnte. Es zeigte sich aber, daß Oesterreich auf dem Standpunkte des strengen Bundesrechtes eine Neutralität nie anerkannt hätte, während von der andern Seite dem Großherzog ein Wink gegeben wurde, den er mit der grundsätzlichen Stellung Badens und mit seiner deutschen Gesinnung nicht vereinbar fand. Graf Bismarck ließ dem Großherzog den Vorschlag machen, eine Neutralität zu erklären, die er unter den Schutz des Kaisers Napoleon stellen sollte. Da vorauszusetzen war, daß Napoleon die Sicherstellung Badens mit größter Freude gewährt hätte, so würde diese Politik dem Grenzstaat wenigstens für den Augenblick manche Vortheile gebracht haben, aber der nahe liegende Verdacht rheinbündlerischer Tendenzen machte es dem Großherzog unmöglich, Bismarck's Rath anzunehmen. Derselbe mochte in dem Zusammenhange der vor dem Kriege stattgefundenen französisch-preußischen Verhandlungen ganz unverfänglich gewesen sein, aber dem kleinen Staate gegenüber würden napoleonische Versprechungen als eine tiefe Beleidigung des deutschen Nationalgefühles

empfunden worden sein. In Folge dessen war jede Beziehung zu dem Manne an der Seine gleichsam selbstverständlich ausgeschlossen.

Niemals hatte jedoch der Großherzog die Hoffnung aufgegeben, daß schließlich doch ein engerer Zusammenschluß der deutschen Staaten herbeigeführt werden müßte. Es war ja doch durch die im Juni von der preußischen Regierung gemachten Vorschläge die Herstellung einer vollen Einheit aller deutschen Länder in Aussicht gestellt und ausdrücklich versprochen worden. Und in diesem Sinne schrieb der Großherzog Anfangs August an Staatsrath Gelzer, der nach Berlin gegangen war, um in dieser Richtung zu wirken:

„Ihrer oft erprobten Hingebung verdanke ich die schönsten Erinnerungen meines Lebens. Diesen Gesinnungen gebe ich auch mich heute mit dankbarem Vertrauen hin, da es gilt, durch Ihre freundliche Vermittlung über die wichtigsten Interessen Deutschlands mit denjenigen Männern zu reden, in deren Händen das Schicksal unserer Nation ruht. Möchte es Ihnen gelingen, unsern gemeinsamen Wünschen und Hoffnungen denjenigen beredten Ausdruck zu verleihen, welcher mich so oft über die Sorge des Tages erhoben hat und durch den Sie in weitesten Kreisen die mächtige Wirkung üben, welche dem berühmten Satze entspricht: Die Geschichte ist das Gewissen der Menschheit."

Der rasche, vernichtende Verlauf des preußischen Feldzuges in Böhmen und die vollendete Unfähigkeit in den Operationen des siebenten und achten deutschen Bundesarmeecorps hatten Baden, wie ganz Deutschland, vor den Folgen eines langen, verderblichen Krieges glücklicher Weise bewahrt; doch blieb es, da es zu den Friedensschlüssen kam, doch sehr bezeichnend für die Lage, daß ein Wunsch des Königs Wilhelm, dem badischen Lande die an Preußen zu zahlende Kriegsentschädigung zu ermäßigen, schon nicht mehr erreichbar war. Schlimmer aber war es, daß durch die neue Lage der Dinge dem badischen Lande eine staatsrechtliche Stellung und Verbindung wider seinen Wunsch und Willen aufgenöthigt werden sollte, die nicht nur seine Sicherheit gegenüber dem Auslande schwächte, sondern auch einen kleinlichen Staatenbund geschaffen haben würde, mit welchem verglichen der alte, von der Nation glücklich überwundene Napoleonische Rheinbund in der That wenigstens eine praktisch werthvollere Schöpfung genannt werden durfte. Es ist heute fast vergessen, daß sich die Mächte in Nikolsburg und Prag über eine der unerhörtesten Vergewaltigungen vereinigt haben, die die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts erzählt; denn daß man dort zwischen Frankreich, Preußen und Oesterreich sich verabreden durfte, den süddeutschen Staaten einen völkerrechtlichen Bund aufzunöthigen, von welchem im Wesentlichen keiner dieser Staaten etwas wissen wollte, gehörte zu den stärksten Uebergriffen, welche die diplomatische Geschichte Deutschlands zu melden hat. Denn daß man Oesterreich und Frankreich durch mehr als vier Jahre hindurch die Möglichkeit einräumte, jeden einzelnen der süddeutschen Staaten dahin zu hofmeistern, daß endlich der süddeutsche Bund geschlossen werden müßte, obgleich ein solches Vertragszugeständniß von keinem dieser Staaten weder an Preußen noch an Oesterreich und am wenigsten an Frankreich gemacht worden war, erscheint als eine der von der Geschichte lange nicht in das richtige Licht gestellten Sonderbarkeiten der deutschen National-

entwicklung. Dem Großherzog von Baden aber gebührt das unvergängliche Verdienst, die schlimmste Absicht, die jemals von der europäischen Diplomatie gegen die deutsche Nationaleinheit ausgebrütet worden ist, die für alle Zukunft gefährlichste Idee der Mainlinie, nachher durch geschickte, wahrhaft national gerichtete Handlungen und beharrliche politische Maßnahmen und Schritte aus der Welt geschafft zu haben.

Schon am 12. August schrieb der Großherzog seinem vertrauten Rathe nach Berlin: „Daß die Bedingungen des Friedens dem Lande eine so große Last auferlegen, bedauere ich um so mehr, als die jetzige Lage keine politische Gegenleistung gestattet; doch hoffe ich immer noch, daß der Zollverein zur Einigung von Nord und Süd führen wird. Der angebotene sogenannte geheime Vertrag will mir nicht recht gefallen, denn was nicht wirksam und daher öffentlich ins Leben eingreift, ist politisch eigentlich unbrauchbar. Die Kriegsgefahr scheint mir auch nicht so ernst, als sie dargestellt wird; viel gefährlicher scheinen mir die getäuschten Hoffnungen in Deutschland."

Die Sorge und Thätigkeit des Großherzogs richtete sich nun dahin, ein Ministerium einzusetzen, welches in der schwierigen Lage, in der sich Baden befand, muthig und entschlossen eine nationale Politik durchzuführen im Stande war. Die Namen von Matthy, Jolly und von Freydorf werden stets die gerechte Anerkennung und Verehrung finden, wo immer Jemand die Schwierigkeiten zu schildern unternehmen wird, die in den nächsten vier Jahren bis zur wirklichen Begründung des Deutschen Reiches zu überwinden waren. Für die fast hoffnungslose Lage, welche die unglückselige Idee der Maingrenze über Deutschland gebracht hat, war nichts bezeichnender, als daß der muthige, patriotische Minister von Roggenbach dem Großherzog erklärte, er wolle nun mit Süddeutschland nichts mehr zu thun haben und fast scherzend die Wiederaufnahme seiner Thätigkeit ablehnte. Alle Versuche Badens im November und December, in der Form von Sonderverträgen mit Preußen eine ernstere Verbindung wenigstens in Bezug auf das Militärwesen und hauptsächlich auch in Betreff einer Vertretung Badens durch Preußen bei den auswärtigen Mächten, blieb vollkommen fruchtlos. Selbst König Wilhelm war genöthigt, sich schmerzlich darüber zu äußern, daß dem befreundeten Baden in keiner Weise entgegen gekommen werden durfte. Die weise Diplomatie aber wußte immer nichts Anderes zu rathen, als auf den herrlichen süddeutschen Bund hinzuweisen, der dann auch noch die angenehme Aussicht geboten hätte, vermöge der hochgespanntesten Ansprüche der bayerischen Vormacht in demselben dem Einflusse Oesterreichs einen größeren Spielraum zu verschaffen, als es jemals im deutschen Bunde gehabt hatte. Es war ein Zustand von so unsäglich bejammernswerther Art, daß die heutige Generation keine Ahnung mehr von den Stimmungen hat, die damals in den deutschgesinnten Kreisen des Südens und besonders in Baden herrschten. Nur die tiefgesättigte Ueberzeugung des Großherzogs und sein Entschluß, zu keinerlei Verbindung die Hand zu bieten, welche nicht in einer oder der andern Weise den Norddeutschen Bund in sich schloß, vermochten die Gefahren zu beseitigen, welche der Einheit Deutschlands durch den Prager Frieden für immer zu drohen schienen.

Wieder war es die dem Großherzog eigene militärische Einsicht, die den Zustand hoffnungsloser Vereinzelung des Staates erträglicher zu machen vermochte. Sich den militärischen Einrichtungen Preußens in jeder Weise anzunähern, war eine Aufgabe, welche General von Beyer in glänzendster Weise löste, so daß, als der Entscheidungskampf zwischen Deutschland und Frankreich entbrannt war, die Einfügung der badischen Armee in den gesammten deutschen Heereskörper sich in erfolgreichster Weise vollziehen konnte.

Um so weniger gelang es aber, in den süddeutschen Staaten eine Einigung herbeizuführen, die zu einem gleichzeitigen politischen Anschluß an den Norddeutschen Bund hätte führen können. Allerdings wurden viele Hoffnungen auf die Vorschläge gesetzt, welche Fürst Hohenlohe als bayerischer Ministerpräsident zur Herstellung einer gewissen Vereinbarung der sämmtlichen deutschen Staaten einerseits und auch mit Oesterreich andererseits gemacht hatte. Alle diese Bemühungen sind aber damals und später wesentlich überschätzt worden, und die geheimen Acten dieser Verhandlungen beweisen nur zu deutlich, daß Hohenlohe weder in Bayern festen Boden für seine Politik gefunden noch auch selbst etwas schaffen wollte, was den nationalen Bedürfnissen entsprochen hätte. Es ist hier nicht der Ort, auf die Einzelheiten der Verhandlungen des Jahres 1867 und 1868 einzugehen, aber es läßt sich mit wenigen Worten zeigen, wie ganz ungenügend auch die weitestgehenden Absichten bayerischer Staatsmänner den badischen Ministern in Betreff einer einheitlichen Gestaltung Deutschlands erscheinen mußten. Von einer Vereinigung in einer deutschen Nationalvertretung und von einem eigentlichen Rechts- und Gesetzesanschluß an Norddeutschland war nämlich auch in den entgegenkommendsten Entwürfen nicht entfernt die Rede. Und selbst die schwächlichen Vorschläge zu einem dem alten Bundestage nachgemachten, neu zugestaltenden Bundesrathe für das gesammte Deutschland sind dem Fürsten Hohenlohe in Bayern als unpatriotisch-bayerische politische Maßnahmen verdacht worden und schließlich verderblich geworden. Für die nationale Denkungsart des Großherzoges von Baden und seiner Regierung war dagegen keine andere Befriedigung zu finden, als durch den vollen Anschluß und Eintritt in den Norddeutschen Bund, obgleich man in Baden durchaus nicht verkannte, daß demselben mancherlei Mängel in Verfassung und Gesetzgebung anhaften mochten. Wie die Dinge lagen, so war die deutsche Einheit auf andere Weise nicht herzustellen, und so spitzten sich alle Verhandlungen zwischen dem Norddeutschen Bunde und den Südstaaten, wie auch zwischen den Letzteren unter einander auf die Frage des Eintrittes in den Nordbund zu. Daß Fürst Hohenlohe diesen Eintritt bei seinen Ständen niemals durchgesetzt haben würde, stand ihm selbst ganz fest, und es ist daher thöricht, zu meinen, seine deutsche Politik hätte jemals etwas Anderes als eine decorative Bedeutung gehabt. Als im Jahre 1869 Baden mit bestimmteren Absichten hervortrat, den Eintritt in den deutschen Bund für sich allein anzustreben, mußte schließlich auch in Preußen das Zugeständniß mehr oder weniger deutlich gemacht werden, daß die gesammte deutsche Politik durch den Prager Frieden in eine Sackgasse gerathen war. Indem es keinen Ausweg aus derselben zu geben schien, so wurde von gut unterrichteten Seiten gemeldet, daß

den leitenden Staatsmann des Norddeutschen Bundes eine sehr bedeutende Regierungsmüdigkeit ergriffen hätte. Es war wirklich dahin gekommen, daß die zum Kriege treibende Thorheit der Franzosen und die Schwäche Napoleon's eine Art von Rettung der deutschen Hoffnungen und Einheitsbestrebungen zu bedeuten hatte.

Der französische Krieg fand Baden und seinen Großherzog auf der vollen Höhe der militärischen und politischen Lage. Wer die Rüstung und Mobilmachung in dem so wichtig gewordenen Grenzlande beobachtete, durfte die freudige Hoffnung haben, daß dem national begeisterten Stamme ein entscheidendes Wort nicht länger versagt werden könnte, wenn das deutsche Volk den Lohn seiner Thaten in der Herstellung seiner Einheit suchen würde. Am 2. August zog die badische Division ins Feld, kämpfte bei Etival, Dijon und bei Nuits, wo der tapfere Prinz Wilhelm an der Spitze seiner Truppen schwer verwundet wurde. Während dessen begab sich der Großherzog selbst zur Armee, welche unter General von Werder Straßburg belagerte, und ihm war vergönnt, als erster deutscher Fürst seit den Tagen, in welchen der Große Kurfürst im Elsaß gekämpft hatte, in das verlorene und wiedergewonnene Straßburg an der Seite von Werder einzuziehen. Einen höheren Ruhmestitel aber hat sich der Großherzog dadurch erworben, daß er der Versuchung, die seit den ersten Tagen der Wiedereroberung des Elsaß an ihn herantrat, dasselbe mit seinem Lande zu vereinigen, in großdenkender Weise widerstand. Hatte man doch einen förmlichen Länderschacher bereits von einigen Regierungen ins Auge gefaßt, bevor noch überhaupt französisches Gebiet durch einen Friedensvertrag abgetreten war. Wenn man demnächst die Verhandlungen kennen lernen wird, die der Verfasser in einer größeren Schrift zu veröffentlichen gedenkt, so dürfte man nicht umhin können, dem Großherzog von Baden eine Ehrenkrone zuzuerkennen, daß er mit größter Festigkeit und im Geiste einer wahrhaft modernen Staatsauffassung für die Angliederung der zu erwerbenden Reichslande entweder unmittelbar an Preußen, oder an das Reich als solchem, auftrat. Seine stolzen Worte, die damals nicht bekannt werden durften, fuhren wie ein Donner in die rückständigen, an das vorige Jahrhundert erinnernden Kleinstaatsmachenschaften, die die Siege über Frankreich dem Spotte der Nachwelt preisgegeben hätten. Hier können solche schwerwiegende innere Ereignisse nicht verschwiegen, aber nach der Natur dieses Gedenkblattes eben nur gestreift werden.

Ueber die Geschichte der Reichsbegründung in Versailles sind die äußerlichen Thatsachen so oft und trefflich erzählt worden, daß ihre Kenntniß als ein theures Gemeingut der Nation in allen deutschen Herzen ruht. Hierin sollte sich auch Niemand stören lassen, wenn künftig die Wahrnehmung mehr zu Tage treten sollte, daß die Herstellung der deutschen Einheit bei den so vielfach widerstreitenden Interessen ein langwieriges und kummervolles Werk war, das im Kampfe der Meinungen und Unterhandlungen nur schwer zu Stande kam. So manche Legende ist zum ersten Male durch Bismarck's „Gedanken und Erinnerungen" unerwartet aufgeklärt und zum Theil zerstört worden. Da aber der große Kanzler selbst den Vorhang lüftete, so ist der

Wunsch berechtigt, nun auch die ganze Wahrheit zu hören. Zuweilen wurde aber nicht genug beachtet, daß Bismarck's Gedenkbuch zwar ein prächtiges schriftstellerisches Juwel ist und bleiben wird, aber niemals die Absicht haben konnte, als ein Geschichtswerk zu gelten, das den Hergang der Ereignisse pragmatisch und mit Hervorhebung entscheidender Handlungen anderer betheiligter Personen schildern würde. Der größte Staatsmann des Jahrhunderts wollte die Nachwelt mit dem Inhalt seiner Gedanken, Absichten und Thaten vertraut machen, und wenn irgend Jemand, hatte er das Recht, von sich und nicht von den Anderen zu reden; aber das gewaltige Bild steht nun in einsamer Größe, gleichsam verlassen von allen Genossen großer Ereignisse und Thaten, da.

Noch zur Zeit der Ereignisse von Sedan hatte Niemand einen praktischen Vorschlag gemacht, um die Wiederanknüpfung der abgerissenen Fäden zwischen Nord- und Süddeutschland herbeizuführen. Die schüchternen Versuchsreisen, die das Bundeskanzleramt durch den Minister Delbrück in den Südstaaten machen ließ, erzielten nur klägliche Erfolge. Nichts war bezeichnender für die hoffnungslose Lage, als daß einige norddeutsche Reichstagspolitiker, die als freiwillige Diplomaten in München aufgetreten waren, dem Grafen Bismarck lediglich das Concept verdarben, so daß er sich später über die übertriebenen Concessionen zu beklagen hatte, die sie den bayrischen Ministern in Aussicht stellten.

Als das badische Ministerium im besten Einverständniß mit seinem Landesherrn mit bestimmten praktischen Vorschlägen betreffs der Einigung zu einem neuen Bunde an den Grafen Bismarck herangetreten war, mußte man dieses feste Auftreten wie die That des Columbus mit dem Ei erachten. Denn die einfachste Sache von der Welt schien durch die Verworrenheit der vorausgegangenen deutschen Zustände unangreifbar zu sein. Nun aber hatte der Bundeskanzler in Folge des bestimmten Verlangens der badischen Regierung, ohne Weiteres in den Norddeutschen Bund einzutreten, mit geschickter Hand den Wetteifer in Stuttgart und München zu erwecken gewußt. Mit einem Male fanden sich die Vertreter aller süddeutschen Staaten zu den Verhandlungen gleichzeitig in Versailles ein. Aber ihre gleichzeitige Anwesenheit bedeutete nichts weniger als die Gleichheit ihrer Absichten und Gesinnungen. Die Schwierigkeiten und Hartnäckigkeiten, welche dem Einheitsgedanken entgegenstanden, werden noch immer von der ängstlichen Reichsregierung mit dem liebevollen Mantel des Geheimnisses bedeckt. Doch weiß man wenigstens, wie es unmöglich war, die Vertreter der süddeutschen Staaten zu gemeinsamen Verhandlungen zu bestimmen. Schließlich mußte man sich bequemen, von den Abmachungen mit Bayern ganz abzusehen, um mit den anderen Staaten abschließen zu können. Als aber König Ludwig II. davon hörte, daß in Versailles die bayerischen Verhandlungen ausgeschieden worden wären, war er aufs Aeußerste erzürnt, während seine Minister in Versailles viel mehr darin einen Erfolg und Sieg ihrer diplomatischen Action erblickten. Was Baden betraf, so konnte der Großherzog die geschickte Durchführung seiner Idee, einen möglichst vollständigen Anschluß an den Norddeutschen Bund für sein Land zu bewirken, mit voller Beruhigung von seinen Ministern erwarten, und es

fanden sich, besonders in Betreff der Militärconvention, eigentlich mehr Bedenken bei den preußischen, als bei den badischen Unterhändlern der neuen Verträge.

Als die wichtigste Angelegenheit war indessen dem Großherzog stets die Herstellung des Kaiserthums erschienen, und es konnte kein Zweifel sein, daß hierbei die Thätigkeit der Fürsten in entscheidender Weise in Anspruch genommen werden mußte, wollte man die Sache nicht wieder, wie im Jahre 1849, auf eine schiefe Ebene gleiten lassen. In keinem Punkte bewahrte König Wilhelm die Ueberzeugungen seines verewigten Bruders treuer und fester als darin, daß niemals ein Hohenzoller die Kaiserwürde aus anderen Händen als von den Trägern deutscher Souveränität und Legitimität annehmen sollte. Mit der ihm eigenen Geradheit und Unbefangenheit des Blickes wußte der große Kaiser, bei aller Achtung vor den Wünschen der deutschen Nation und ihren tausendjährigen Erinnerungen, die Grenze zu ziehen, welche zwei grundverschiedene politische Anschauungen unversöhnlich trennt. Jeden Versuch, die neuen staatlichen Institutionen von unten her zu begründen, wurden von ihm schon im Keime erstickt: nur von den Souveränen, von allen und jedem Einzelnen, durfte das Angebot einer neuen souveränen Stellung ausgehen. Niemand wußte dies so genau, als der Großherzog von Baden, der öfter als viele Andere Gelegenheit hatte, die Anschauungen des Königs Wilhelm kennen zu lernen. Somit war es dem Großherzog klar, daß die Kaiserwürde nur durch eine Vereinigung aller deutschen Fürsten geschaffen werden könne, und die Frage war nur, von welcher Seite der Anfang in dieser Beziehung gemacht werden sollte. An Versuchen hatte es schon vorher nicht gefehlt. Von den im Norddeutschen Bunde vereinigten Fürsten hatten einige schon im Jahre 1866 sehr ernstlich auf die Erneuerung der Kaiserwürde gedrungen. Neben dem Herzog von Coburg, der seinen Kaiserantrag von 1849 stets treu und ernstlich festgehalten hatte, war es insbesondere der Großherzog von Oldenburg, der mit Geist und staatsmännisch schriftstellerischer Geschicklichkeit den Kaisergedanken gegenüber dem Bundeskanzler vertreten hatte. Der Herzog von Meiningen war mit dem Großherzog von Weimar in Verkehr getreten, um 1867 das Kaiserthum in der neuen Bundesverfassung durchzuführen. Es war kein Zweifel, daß in den geistig hochstehendsten Fürstenkreisen die Kaiseridee seit Jahren lebte und daß sie von hier ihren Ursprung genommen hat. Nun war aber durch den Gang der Dinge das Schwergewicht auf den Süden gefallen, und indem der Großherzog von Baden vermöge der Anschlußverhandlungen praktisch und diplomatisch in die Lage gekommen war, Namen und Form des neuen Bundes zu erwägen und zu beeinflussen, so faßte er den Entschluß, schon lange vor Mitte November mit dem König von Bayern in persönliche Verhandlungen einzutreten und diesen für die Initiative in Betreff eines Antrags an die gesammten deutschen Fürsten zur Annahme der Kaiserwürde zu bestimmen. Man weiß jetzt auch durch mancherlei bayerische Publikationen selbst, wie durch den Staatsrath Gelzer in Verbindung mit dem hochverdienten Cabinetsrath Eisenhardt, der der deutschen Sache so treu wie kein anderer bayerischer Mann gedient hat, die Unterhandlungen geführt wurden,

welche der König zwar lange verzögerte, die aber doch zur Sendung des gewandten Oberstallmeisters, des Grafen Hollnstein, nach Versailles führten. Als derselbe am 26. November dem Großherzog mittheilte, daß der König ihn hauptsächlich geschickt hätte, um sich zu erkundigen, ob dieser die Kaiserfrage bei seiner damals noch geplanten Anwesenheit in Versailles lediglich in Person anregen müßte, oder ob es auch schriftlich geschehen könne, antwortete der Großherzog, daß das Letztere durchaus statthaft sein würde und verwies im Uebrigen den Grafen Hollnstein an den Bundeskanzler, mit welchem die Sache jedenfalls zunächst zu besprechen wäre. Als Graf Bismarck am nächsten Tage eine eingehende Unterredung mit dem Großherzog von Baden suchte, äußerte er, er habe anfänglich dem Grafen Hollnstein kaum recht zu trauen vermocht und ihm noch keine bestimmte Antwort ertheilt. So wie er nun aber nach den Mittheilungen des Großherzogs die Frage vor sich sehe, scheine ihm das Beste, dem Grafen Hollnstein eine Art Formular mitzugeben, als Anhaltepunkt für den König von Bayern, um danach seinen Antrag zu gestalten.

Was hierauf folgte, ist aus den Erinnerungen Bismarck's Jedermann bekannt; und ebenso weiß man, daß es der Kronprinz in seinem Tagebuch als einen ergötzlichen Umstand berichtete, daß nach wenigen Tagen Hollnstein von München zurückkehrte mit dem vom König von Bayern abgeschriebenen Formular. Wie viele Schwierigkeiten sich aber dennoch an diese Angelegenheit knüpften, bis es endlich zur Kaiserproclamation des 18. Januar kommen konnte, soll an dieser Stelle nicht im Einzelnen geschildert werden. Die Ankunft der Reichstagsabordnung, die von Simson vorgetragene Adresse, die schüchterne Erwähnung der Begründung des neuen Reichs und Kaiserthums am Neujahrstage, die Abneigung des Königs Wilhelm, den Titel anzunehmen, bevor nicht alle Bundesländer in voller Einheit und Einigkeit ihre Zustimmung zur neuen Reichsverfassung ertheilt hätten, die täglich sich verschlimmernden Nachrichten von der hartnäckigen Feindseligkeit der weitaus größten Majorität der Kammern und der Bevölkerung gegen Reich und Kaiserthum in Bayern — alle diese Dinge sind in lebhafter Erinnerung der deutschen Welt geblieben. Eines aber ist in vielfach mißverständlicher Weise überliefert worden, daß König Wilhelm den neuen Titel nur mit gemischten Gefühlen anzunehmen sich entschloß. Man hat das berechtigte stolze Bewußtsein eines Königs von Preußen mit Unrecht unterschätzt. Er hatte Grund genug, die souveräne Krone von Preußen einer Erhöhung nicht bedürftig zu halten, zumal wenn ihm das Kaiserthum zunächst nur in der Form eines leeren Titels entgegengebracht wurde. Besonders unangebracht war es aber, den Heldenkönig vor Europa so darzustellen, als ob er für seine Person in dem Kaisertitel etwas besonders Begehrenswerthes oder gar von ihm Gesuchtes hätte erblicken müssen. Dagegen hatte König Wilhelm die neue Lebensform des Deutschen Reiches keineswegs gering geschätzt, wenn es auch ein eigenthümliches Verhängniß war, daß sich die Annahme des Titels durch die widrigsten Umstände von Woche zu Woche verzögern mußte.

In diesem Stande der Angelegenheit erhielt die Frage über den Wortlaut des neuen Kaisertitels eine unerwartete Wichtigkeit. Auch hier haben

die Erinnerungen Bismarck's vermöge ihrer Unvollständigkeit eine irrthümliche Auffassung möglich gemacht, denn dem Leser des bewunderten Gedenkbuches dürfte schwerlich eine Vorstellung von dem wichtigen und tiefgreifenden Gegensatz zur Erkenntniß kommen, welcher in der unscheinbaren Titelfrage thatsächlich hervortrat. Und während er den großen Kaiser Wilhelm vielleicht in dem kleinlichen Eigensinn eines alten Herrn befangen glaubt, war es eine ernste und in ihren Motiven wohlbegründete Staatsangelegenheit, in welcher der König seinen Willen durchzusetzen allen Grund hatte. In der Darstellung des harten Streites hat der große Kanzler es wenigstens nicht unterlassen, sich in einigen Worten des schwierigen Ausgleichs zu erinnern, den der Großherzog von Baden mit selbstloser Verleugnung seiner eigenen Ueberzeugung herbeiführte. Denn die Frage, ob deutscher Kaiser, ob Kaiser von Deutschland war eine solche, die staatsrechtlich von allen Souveränen, die das Kaiserthum beantragten, zu entscheiden war. Der Großherzog mit allen in Versailles anwesenden Fürsten und auch in Uebereinstimmung mit vielen, die sich schriftlich äußerten, waren durchaus für den Titel „Kaiser von Deutschland". Der König selbst wußte es niemals anders, als daß die Fürsten den Titel Kaiser von Deutschland ihm zu geben wünschten. Wenn Bayern eine Ausnahme machte, so war es nicht einmal sicher, ob das Begehren von König Ludwig selbst gestellt worden, oder nur auf eine durchaus unbescheiden und unpassend geäußerte Ansicht der bayrischen Minister in den Versailler Verhandlungen mit Bismarck zurückzuführen war.

So verbittert war in Folge dessen die Stimmung der in Versailles anwesenden Fürstlichkeiten in dieser Beziehung, daß sie in eine Berathung traten, ob sie nicht eine ausdrückliche Erklärung über Sinn und Bedeutung des von ihnen gestellten Antrags abgeben sollten. Zu einer förmlichen Bitte an den König, keinen anderen Titel als „Kaiser von Deutschland" anzunehmen, ist es zwar nicht gekommen; aber von der Gesinnung und Ansicht der Fürsten war der König durch den Großherzog von Baden und auch durch den Kronprinzen vollständig unterrichtet. In einer so ausschließlichen und einseitigen Berücksichtigung dessen, was Bayern angeblich wollte und vorgeschlagen hatte, sah man einen nicht ungefährlichen Vorgang von übler Vorbedeutung für die künftigen Bundesverhältnisse und die Führung der Geschäfte.

Der König war in ernster Stimmung und Verlegenheit, ob er einen Entschluß fassen sollte, in welchem er gegen den Willen aller ihn umgebenden Fürsten lediglich den nicht einmal schriftlich vorliegenden Wünschen bayerischer Minister nachzugeben hätte. Wenn der Großherzog von Baden in diesem Augenblick von dem edelsten Wunsche beseelt war, seine eigene scharf und gegen Jedermann gekennzeichnete Ueberzeugung aufzuopfern, um nur in Frieden und Eintracht die Kaiserproclamation des 18. Januar ermöglichen zu können, so hat sich der König doch dadurch bei den Fürsten eine dankbare Erinnerung bewahrt, daß er gegen die Meinung seines großen Kanzlers noch selbst am Tage der Kaiserproclamation darauf bestehen wollte, nach dem Wunsche und der Ueberzeugung der weitaus größten Mehrzahl der deutschen Fürsten und

wahrscheinlich auch des deutschen Volkes den schärfern Titel für das neue Oberhaupt des Reichs zu wählen.

In den Aufzeichnungen, die der Großherzog von Baden mit einer seltenen, wahrhaft historiographischen Ruhe und Genauigkeit von allen großen Ereignissen jener Zeit täglich und man möchte sagen stündlich verfaßt hat, ist die kummervolle Lage dieses Augenblickes treu und fast ergreifend zum Ausdrucke gekommen, und ich bin glücklich, dem Leser eine Vorstellung geben zu können, wie ungenügend doch in den „Gedanken und Erinnerungen" die Vermittlung des Großherzogs zur Anerkennung gekommen ist. (Vergl. Bd. II, S. 121.)

„Schon früh Morgens bekam ich einige Sendungen vom König und vom Kronprinzen, die sich auf die gestrige sehr peinliche Unterredung bezogen. Der König hatte gestern Abends die Theegesellschaft absagen lassen, und da also die gewöhnliche abendliche Gelegenheit für Mittheilungen fehlte, so setzte mich der König in Kenntniß, daß, obgleich Graf Bismarck den Titel Kaiser von Deutschland nicht wolle, ich doch diese Bezeichnung gebrauchen solle, wenn ich nach dem Acte der Proclamirung das Hoch ausbringe. Das Gleiche schrieb mir der Kronprinz, nachdem er zum Vortrag beim Könige war, freilich mit der Bemerkung, der Bundeskanzler sei dagegen. Ich war also zwischen den König und den Bundeskanzler gestellt und sollte doch auf den Kaiser ein Hoch ausbringen! Zu einer Auseinandersetzung war keine Zeit mehr, ich mußte also suchen, die betreffenden Personen unmittelbar vor der Feier zu sprechen." Dann heißt es weiter: „Da man durch den vierten Saal gehen mußte, um in die anderen Räume zu gelangen, so ergab sich dort die Gelegenheit, den Grafen Bismarck zu sprechen, der mir mit der Frage entgegenkam, die ich an ihn richten wollte. Er sagte mir, da er vernommen, daß ich nach der Proclamirung das Hoch ausbringe, so erachtete er sich für verpflichtet, mich in Kenntniß zu setzen, daß der König den Titel deutscher Kaiser sanctionirt habe und er mich daher bitte, diese Bezeichnung bei meinem Ausspruch berücksichtigen zu wollen. Ich erwiderte dem Bundeskanzler, daß der König mir vielmehr den Wunsch ausgesprochen habe, Kaiser von Deutschland zu sagen; ich sei daher in einer sehr unangenehmen Lage, da ich nur das thun wolle, was beschlossen worden sei und doch aufgefordert werde, das Gegentheil auszusprechen. Der Bundeskanzler war ganz außer sich vor Aerger und klagte über den König und die Unmöglichkeit, auf solche Art Geschäfte zu machen, besonders wenn es sich um große Staatsactionen handle, wie heute. Er schloß damit, zu sagen: Wenn der König befohlen hat, so habe ich nichts mehr zu sagen, und ich muß es Ihrem Ermessen überlassen, das zu thun, was dieser schwierigen Lage entspricht. Ich erwiderte, es könne für mich nur einen Weg geben, das heißt noch in der letzten Stunde zu versuchen, die Gegensätze zu vermitteln. Ich wollte den König von der Lage unterrichten und ihm die Bedenken des Bundeskanzlers mittheilen. So schieden wir, und die Züge des Grafen Bismarck verriethen mir eine seiner tiefen Erregungen, in denen er sogar dem unzweideutigsten und aufrichtigsten Ausspruch mißtraut. — Wenige Minuten nachher hörte man Commandoworte, die Wachen präsentirten, es öffneten sich die dichten Reihen, und der König trat ein. Er war gekleidet in

die Uniform seines ersten Garderegiments zu Fuß, wie er stets bei großen Anlässen zu thun pflegt; er trug alle militärischen Orden und Ehrenzeichen Europa's. Noch selten sah ich den König so ergriffen, daß er den Eindruck machte, tief gebeugt zu sein. Er war rasch die große Marmortreppe hinangestiegen und trat so athemlos in den Saal der Fürsten, daß er, mit der inneren Bewegung vereint Mühe hatte, eine kurze Ansprache an uns alle zu richten, in welcher er kurz die Bedeutung des bevorstehenden Actes schilderte. Ich benutzte einen freien Augenblick, dem König die vorher bezeichnete Lage zu schildern und hob hervor, daß, da er meine Ansicht in der Titelfrage kenne, er mir vielleicht gestatten werde, zu sagen, daß nach etwa erfolgter Sanction es mir rathsam schiene, bei diesem feierlichen Act nur die Ausdrücke zu gebrauchen, welche den gegebenen Bestimmungen entsprechen. Der König war sehr ungehalten darüber . . . Ich suchte ihn dadurch zu beruhigen, daß ich ihm vorschlug, ich wolle das Hoch so ausdrücken, daß weder die eine noch die andere Bezeichnung genannt werde, worauf der König etwas unwillig erwiderte: Du kannst das machen, wie Du willst . . . Nun war ich wiederum auf mich selbst angewiesen, da der König sich abwendete und uns aufforderte, ihm in den großen Saal zu folgen. Da ich dem Könige mit dem Kronprinzen folgte, so machte ich Letzterem den Vorschlag, nur Kaiser Wilhelm zu sagen, womit er einverstanden war."

Es kann hier unterlassen werden, die bekannten Ereignisse, die nun folgten, zu schildern. Wie der Großherzog nach der Verlesung der Rede des Kaisers an die Fürsten und des Manifestes an das deutsche Volk das „Hoch auf Se. Kaiserl. und Königl. Majestät Kaiser Wilhelm" ausbrachte, wie der Kronprinz sich vor dem Vater auf das Knie niederließ und seine segnende Hand erbat, wie dann der Kaiser an jeden einzelnen Fürsten herantrat und die Begrüßung der zahlreichen Versammlung gruppenweise entgegennahm, — alles dies ist auch in den nur allzu verborgen gebliebenen Aufzeichnungen des Großherzogs in ergreifender Weise geschildert, und da der Kaiser unter den Klängen eines Festmarsches an der langen Reihe der Decorirten, freundliche Worte sprechend, vorbeischritt, so bemerkte der Großherzog an ihm, daß er nun wieder seine sonstige Frische und kräftige Haltung gewonnen zu haben schien.

Man könnte noch Vieles von der Bedeutung und Rolle erzählen, die der Großherzog bei der Begründung des Reiches und bei den Friedensschlüssen in Versailles zu spielen hatte. Wie er sich aber durch seine selbstlose Haltung ein unvergängliches Verdienst um Deutschland erworben, daß er bei den eben geschilderten Mißverständnissen den zum Rücktritt entschlossenen großen Kanzler durch treuen Vermittlungsdienst bestimmt hat, seine Kräfte dem neuen Reiche zu bewahren, ist in nur allzu bescheidener Weise noch niemals bekannt gegeben worden, und auch der Leser der Erinnerungen Bismarck's dürfte davon nicht wohl den rechten Eindruck erhalten haben. Aber in der Ueberzeugung des badischen Volkes lebte eine deutliche und schöne Empfindung auch ohne Kenntnißnahme der tiefgreifenden Einzelheiten, welche ihren Ausdruck schon in der Adresse des Landtags fand, worin dem Großherzog für die Herbeiführung des Einheitswerkes gedankt wurde: „Ja, das badische Volk, das ganze

deutsche Volk weiß es und wird es unvergessen in dankbarem Gemüthe bezeugen, daß unter allen seinen Patrioten keiner hochsinniger, keiner mehr von treuer Liebe zum Vaterlande beseelt, keiner mit reinerem Herzen die Einigung Deutschlands erstrebt und ihren Aufbau befördert und vollzogen hat, als Badens Fürst."

Jahre des Friedens und friedlicher Arbeit waren in unserm Vaterlande eingezogen, wie sie der Heldenkaiser herbeigesehnt und herbeizuführen versprochen hatte. Beim Jahreswechsel schrieb der Kaiser im Rückblick auf das vergangene die schönen Worte an den Großherzog: „Ja wohl! mit wie andern Gefühlen beschlossen und begannen wir in Versailles den Jahreswechsel. Wenn ich in meinem Toaste, den Du so schön und patriotisch beantwortet hast und für den ich innig dankbar bleibe — wir lasen ihn am 1. Januar nach — sagte: Mit Dank sehen wir auf das vollendete Jahr und mit Hoffnung blicken wir auf das beginnende, so können wir jetzt sagen, daß dieser zweite Wunsch in Erfüllung ging — viel weiter als ich es je gemeint habe —, und wir nunmehr in eine neue Epoche unseres großen Vaterlandes getreten sind, für die nur Ruhe und Friede in so neuen Verhältnissen von Gott zu erflehen ist."

Zu gleicher Zeit erhielt der Großherzog einen Neujahrsgruß von dem Reichskanzler, der unvergessen bleiben soll, weil daraus hervorgeht, wie unendlich verwandt die Gesinnungen dieser Männer, die an der Reichsgründung betheiligt waren, im Wesentlichen und in der Hauptsache trotz mancher Meinungsverschiedenheit im Einzelnen geblieben:

„Genehmigen Eure Königl. Hoheit" — so schrieb der Fürst 1872 — „den Ausdruck meiner in der Erinnerung an Versailles persönlich und politisch unwandelbar begründeten Dankbarkeit und die Bitte, meine ehrfurchtsvollen Wünsche für Höchst Deren Haus der Frau Großherzogin zu Füßen zu legen."

Wenn in den nächsten Jahren des Großherzogs Regierung in den inneren badischen Angelegenheiten vermöge der unermüdlichen Thätigkeit der Landstände eine große Zahl wichtiger Gesetzgebungsarbeiten, insbesondere in Bezug auf Verwaltung, Finanz und Verkehrswesen zu vollendeter Gestalt zu bringen vermochte, so hatten dagegen die in der Reichspolitik unvermeidlich gewordenen kirchlichen Kämpfe gerade auf das badische Land nicht die günstigste Rückwirkung geübt. Der erbitterte Streit mit der katholischen Kirche war in Baden durch Klugheit und Mäßigung kaum erst zu glücklichem Ende gebracht, und nun waren neue Schwierigkeiten entstanden, welche überall und so auch in Baden nach der eben nicht rühmlichen Beendigung des Culturkampfes in Preußen und im Reiche endlich erst durch den Pontificatsantritt Leo's XIII. einer ruhigeren Entwicklung Platz machten. Ein genauer Kenner der badischen Verhältnisse konnte die Gesichtspunkte, von denen der Großherzog in diesen Jahren geleitet war, nicht besser bezeichnen als mit den Worten: „Das hohe Ziel war ein freier Staat, dessen Grundlagen Ehrfurcht vor der Verfassung, Gehorsam gegen die Gesetze, Beugung unter die göttlichen Gebote, Achtung vor der religiösen Ueberzeugung, Verbreitung allgemeiner Volksbildung und Förderung des materiellen Wohles aller Kreise der Bevölkerung bildeten."

Eine nothwendige Folge der neuen Reichsverfassung war es, daß die einzelnen Bundesfürsten in persönlicher Beziehung keinen unmittelbaren Einfluß auf die allgemeinen deutschen, besonders auf die auswärtigen Verhältnisse und die große Politik auszuüben im Stande waren. Aber wenn man einmal die Regierungsacten und Correspondenzen des Großherzogs im Einzelnen kennen lernen wird, so dürfte man einen heilsamen Einfluß wahrnehmen, welchen der Großherzog oft in aller Stille nach manchen Seiten hin auszuüben verstand. In einem wichtigen Augenblicke der Reichsgeschichte endlich trat er noch einmal mit einem Antrag vor die Fürsten Deutschlands, der, bereitwillig angenommen, wahrhaft eine Lücke in der Verfassung auszufüllen geeignet war. Denn wenn auch das erbliche Kaiserthum an die Hausgesetze der Hohenzollern sich selbstverständlich anschloß, so war bei dem Regierungsübergang auf Kaiser Wilhelm II. nach dem raschen Hintritt der beiden ersten Kaiser eine Kundgebung der Fürsten wünschenswerth. Es sollte ein weltgeschichtliches Zeugniß vor Europa abgelegt werden, daß auch durch die schwersten Prüfungen die glücklich errungene Einheit und Eintracht des deutschen Kaiserreiches nicht im Leisesten erschüttert werden könnte. Als der junge Kaiser zum ersten Mal den anläßlich der Thronbesteigung einberufenen Reichstag am 25. Juni 1888 eröffnete, umgaben ihn sämmtliche Häupter der Bundesstaaten. Es war ein freiwilliger Huldigungsact und eben deshalb von um so größerem Werthe, je unscheinbarer bei der Gründung des Kaiserthums die persönlichen Rechte desselben in den Vordergrund gestellt worden waren. Wenn der Großherzog einstens in Versailles dem edlen Kronprinzen die beruhigende Versicherung geben zu können meinte, daß der scheinbar „leere Kaisertitel" dennoch immer mehr zur vollen Bedeutung gelangen werde, so war es ihm vergönnt, bei dem allzufrühen Tode des zweiten Kaisers auch noch für den dritten einen neuen Baustein seiner Machtstellung einzufügen. Daß man in weiten Kreisen des deutschen Volkes den so glücklich zur Ausführung gebrachten Gedanken des Großherzogs richtig zu würdigen wußte, zeigte der Umstand, daß man den von Berlin heimkehrenden Landesherrn in seiner Residenz mit Fackelzug und Adresse empfing. Er durfte, als er den Landtag bald darauf schloß, der Ueberzeugung Ausdruck leihen: „Das Reich, das inmitten der schmerzlichsten Verluste unerschüttert geblieben ist, wird auch fortan unser starker Schutz nach außen sein. Zu diesem Ausblick auf glückliche Zeiten wolle Gott seinen Segen geben."

Es war ein großer Charakterzug des Großherzogs, daß er mit religiöser Zuversicht überall und immer seiner Hoffnung und seinem Vertrauen auf die bestehenden Institutionen des Reiches Ausdruck gab, auch wenn er nicht in jedem Augenblicke im einzelnen Falle die neuen Verhältnisse in einem lediglich rosigen Lichte sehen zu können meinte. In sachlicher Beziehung gab oftmals die ungeeignete und ungenügende Stellung und Arbeitsweise des Bundesrathes Anlaß zu Bedenken, welche besonders seit der zweiten Hälfte der Regierung Kaiser Wilhelm's in eingeweihten Kreisen mehr beklagt wurden, als gemeiniglich bekannt geworden ist. Diejenigen Fürsten und Staatsmänner Deutschlands, welche 1866 und 1870 in Gemeinschaft mit dem Kronprinzen die Nothwendig-

keit eines Oberhauses neben dem aus den allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Parlament betont hatten, glaubten zu bemerken, daß sich eine Dictatur gebildet habe, von der die Verfassung des Reiches nichts enthielt. Bei dem vollständigen Ausscheiden des Kronprinzen aus allen Geschäften und dem zunehmenden Greisenthum des Kaisers war dem Großherzog sogar die Armeeinspection, die er zu führen hatte, zuweilen recht verleidet worden. Nichts aber konnte seinen Glauben an die gesunde Natur unseres Volkes erschüttern, und im Jahre 1878 schrieb er einmal nach den entsetzlichen Kaiser-Attentaten in einem freundschaftlichen Briefe: „Trotz aller dieser Wahrnehmungen halte ich die deutsche Nation nicht für so tief gesunken, als man das in den leitenden Kreisen der Reichsregierung meint. Die Reichsregierung selbst scheint mir viel kränker zu sein, als die deutsche Nation."

Wenn es gestattet wäre, das Bild des Großherzogs schon heute nach allen Seiten hin in seinen reichen menschlichen Vorzügen wie in seinen liebenswürdigen Schwächen historisch festzustellen, so hätte man in ersterer Beziehung so viel mehr zu sagen als in letzterer, daß eine Darstellung so persönlicher Art einem Manne, welcher Selbsterkenntniß und Selbstzucht als eine der höchsten moralischen Aufgaben des Menschendaseins sein ganzes Leben hindurch geschätzt hat, wahrscheinlich Mißfallen erregen würde. „Aber seines Fleißes darf sich Jedermann selbst rühmen", sagt ein wahres Wort — und dieser Vorzug wird daher auch ohne Verdacht einer Schmeichelei an einem von seinem Volke innig geliebten Fürsten gerühmt werden dürfen. Wer so glücklich war, auch nur einen geringen Einblick in die umfangreichen Papiere und Correspondenzen zu erhalten, die von des Großherzogs Hand in Staats- und privaten Angelegenheiten vorliegen, dem fällt die genaue und selbständige Arbeitsweise auf, in welcher unter Hervorhebung principieller, oft wissenschaftlicher Gesichtspunkte die vorliegenden Fragen beantwortet und erledigt werden. Von besonderem Interesse waren die wohlerwogenen Bemühungen des Großherzogs um die Erziehung, Entwicklung und den Unterricht seiner reichbegabten Kinder. War er selbst in einer classischen Schule allgemeiner Bildung herangewachsen und hatte sich ernsten Studien an den Universitäten gewidmet, so schien ihm doch die herkömmliche Weise des Unterrichts der Prinzen besonders in den Knabenjahren nicht genügend. In den verschiedensten hohen Häusern fing man damals an, einen richtigeren Weg für die zeitgemäße Ausbildung der Söhne zu suchen, wodurch den heutigen Anforderungen der Bildung und gleichzeitig den Nothwendigkeiten fürstlicher Lebenshaltung entsprochen werden sollte. Ohne Weiteres darf man aber sagen, der Großherzog von Baden habe in dieser Beziehung einen eigenthümlichen und, wie es scheint, gelungenen Versuch zu machen verstanden. Ohne seinen jungen Söhnen die Segnungen des öffentlichen Unterrichts zu entziehen, sorgte er doch für die Besonderheiten der Aufgaben, die den Nachkommen souveräner Häuser gestellt sein werden. Und so entschloß er sich zur Gründung einer besonderen Anstalt, die unter dem Namen der Friedrichschule in Karlsruhe vom Jahre 1867 bis 1883 bestanden hat. Eine kleine Zahl von Schülern erhielt hier von den bestgewählten Lehrern neben dem Erbprinzen von Baden und seinem jüngeren Bruder Ludwig regel-

rechten Mittelschulunterricht, bei welchem den modernen Sprachen, sowie den Naturwissenschaften ein weiterer Spielraum gegönnt war. Die beiden durch acht Jahrescurse hindurch geführten Classen dieses Gymnasiums schlossen jedes Mal mit einer strengen Abgangsprüfung, welche unter der Leitung staatlicher und wissenschaftlicher Autoritäten abgehalten wurde. Recht lehrreich zu lesen ist die im Jahre 1884 veröffentlichte Druckschrift über die großherzogliche Friedrichsschule zu Karlsruhe, welche sich als ein Muster sachgemäßer Vereinigung classischer, naturwissenschaftlicher und sprachlicher Bildung bewährt hatte. Die Prüfung des Erbprinzen endete mit einer Ansprache des berühmten Forschers antiker Kriegskunst, Köchly, der von Heidelberg herübergekommen war und in unübertrefflicher Weise den abgehenden Schülern den Zusammenhang von alter und neuer Bildung zu schildern verstand, wobei er mit den Worten Ulrichs von Hutten schloß, welche sich den jungen Herzen einprägen konnten, als wären sie für unsere Zeit geschrieben: „O Jahrhundert! O Geistesarbeit! O Vaterland! O deutschen Reiches Herrlichkeit! Jetzt ist's eine Lust zu leben." Und als der jüngere, in der Blüthe der Jahre nachher so früh und schmerzlich abberufene Prinz die Schule verließ, richtete der Großherzog selbst eine tiefergreifende Rede an die junge Schar, in welcher er „die Widergeburt unseres Vaterlandes nächst Gott den Tugenden der patriotischen Männer und Frauen zuschrieb, welche Gottesfurcht, Pflichttreue, Vaterlandsliebe und selbstlose Hingebung zum Panier erwählt haben."

In viel eingehenderer Weise müßte der Antheil des Großherzogs an dem Aufblühen der wissenschaftlichen und Kunstanstalten Badens überhaupt in der langen Zeit seiner Regierung geschildert werden, wenn man seiner Thätigkeit nach allen Seiten gerecht werden sollte. Kunstschule, Polytechnikum, Theater in Karlsruhe, wie die Universitäten des Landes haben persönlichen Rath, Einfluß und Theilnahme in hervorragender Weise erfahren. Wie vielen Verkehr pflegten er und seine Gemahlin in diesen fünfzig Jahren mit Hunderten von gelehrten, künstlerischen und politischen Größen, von denen ungezählte Zeugnisse ihrer Verehrung und Dankbarkeit vorliegen.

Das schöne Familienleben des badischen Hauses hatte zu allen Zeiten eine besondere Weihe durch die Beziehungen zu den kaiserlichen Eltern der Großherzogin erhalten. Wenn man Jahr für Jahr das frohe Zusammenleben dieser hohen Herrschaften in Baden-Baden und in der Mainau wahrnahm, so mochte dies den tiefen Eindruck und die Anhänglichkeit eines treuen Volkes stärken und vermehren. Als aber das Leben des greisen Kaisers im Jahre des Schreckens von Mörderhand bedroht war, vermochte wohl nichts so sehr den Schmerz der Wunden, von welchen psychisch auch das Herz des Kaisers tief betroffen war, zu lindern, als dieser traute Familienkreis. Im deutschen Volke sollte nur die Pflege unvergessen bleiben, die ihm von seinen badischen Kindern und Enkeln in Teplitz, wo er Heilung suchte, zu Theil geworden ist. Hier entfaltete sich ein Bild der schönsten Liebe und Treue, welches der Großherzog einem Freunde schildern konnte: „Ein großes Glück ist, daß es meiner Frau gelungen ist, den Kaiser an das Vorlesen zu gewöhnen, was bisher in seinem langen Leben ganz ausgeschlossen war. Dieser Vorzug ist sehr groß,

da es ihm nunmehr eine angenehme Beschäftigung gewährt und manche Tagesstunde ausfüllt. Die gewählten Bücher beziehen sich auf Zeiten, die er selbst erlebte und geben ihm Anlaß, viele Bemerkungen zu machen, die sowohl als Berichtigungen wie auch Ergänzungen theilweise so werthvoll sind, daß meine Frau und meine Tochter danach Aufzeichnungen machen, die dann wieder dem Kaiser vorgelesen werden, damit er sie bestätige oder verbessere. Manchmal erzählt der Kaiser auch ohne besonderen Anlaß aus dem Schatze seiner Erinnerungen und gestattet dann meiner Tochter, daß sie ihm später vorliest, wie sie die Erzählung aufgefaßt und niedergeschrieben hat, damit er seine Bemerkungen dazu geben möge. Wenn das Wetter es erlaubt, werden Ausfahrten gemacht, wie zum Beispiel nach Kulm, wo dann die historischen Momente dem Kaiser sehr angenehme Anregung zu eingehender Besprechung geben und die beiden Kinder dann wieder aufpassen müssen für ihre Aufzeichnungen. — Das sind die besten und schönsten Theile des hiesigen Aufenthalts, der sonst sehr traurig und unangenehm."

Wenn der Tod in folgenden Jahren so viele Lücken in diesem einzig dastehenden fürstlichen Familienleben gerissen hat, so gaben die Thronreden des Großherzogs, wo immer er der schweren Prüfungen, die ihm auferlegt worden waren, gedachte, ein Zeugniß seiner großen Demüthigung und Ergebung in den Willen Gottes. Doch auch der freudigen Ereignisse, wie der Vermählung seiner klugen, kunstverständigen Tochter, gedachte er gerne und mit Dankbarkeit, wenn er zu seinen Ständen zu sprechen hatte. Mehr als es sonst der Geschäftsgang des constitutionellen Staates verlangt, tragen diese Ansprachen des Großherzogs ein sehr persönliches Gepräge, und häufig glaubt man im Ganzen oder in einzelnen Theilen seine eigene gewandte Feder zu erkennen. Vollends ist dies der Fall, wenn sich der Großherzog persönlich an Vereine, an militärische und wissenschaftliche Körperschaften zu wenden hatte, um seinen Gesinnungen und Absichten Ausdruck zu geben. Und so steht noch heute nach fünfundzwanzig Jahren Alles in lebendiger Erinnerung, was an Festlichkeiten, Reden und Trinksprüchen in Karlsruhe geäußert wurde, als der Großherzog sein silbernes Regierungsjubiläum feierte.

An der Tafelrunde des Großherzogs saß am 29. April 1877 der Heldenkaiser mit dem Sieger von Weißenburg und Wörth und mit den zahlreichen Generälen des 14. Armeecorps, keiner dabei, den nicht das Eiserne Kreuz an Thaten des großen Krieges erinnert hätte, unter ihnen der tapfere edle Prinz Wilhelm, der Führer der siegreichen Streiter von Nuits — hier waren Staatsmänner vereinigt, die trotz Meinungsstreites treu und beharrlich das neue Verfassungswerk schufen, Söhne Badens, die immer die nationale Fahne voran getragen hatten, Freunde aus Preußen und anderen Staaten und fürstlichen Häusern. Noch lebte die deutsche Welt in dem Vollgefühl des Erreichten und in der Hoffnung, daß das Fehlende auf der Bahn des Fortschritts im Reiche sicher erreicht werden würde. Der Kaiser aber erhob sich und beglückwünschte den Großherzog zur Vollendung der fünfundzwanzig Jahre seiner Regierung, rühmte den Antheil der Söhne dieses Landes an den blutigen Siegen und an der Herstellung des Reiches. Und in der trefflichen

Antwort dankte der Großherzog durch Hervorhebung seines häuslichen Glückes, welches der Kaiser einst durch das Geschenk des Theuersten, was er besaß, seiner Tochter, ihm bereitete, und durch den Hinweis auf die große Zeit, die ihm den Vorzug vergönnte, bei dem Aufbau des Reiches mit zu wirken. — „Ja, die mir den Vorzug verlieh, zu Eurer Majestät heute nicht nur als zu meinem hohen Verwandten, sondern zu dem ehrwürdigen Haupt des deutschen Reiches — zu dem Träger der lange ruhenden Krone eines neuen, erblichen deutschen Kaiserthums reden zu dürfen. Eure Majestät haben rühmend des Antheils gedacht, den die Söhne dieses Landes an den blutigen Siegen genommen, welche zu der neu begründeten Ordnung führten, deren wir uns nun zu erfreuen haben. Möge es Eurer Majestät beschieden sein, noch lange Zeit in Frieden sich dieser Erfolge zu erfreuen und als Schützer über dem Deutschen Reiche Ihre gerechte Hand walten zu lassen."

Sollten diese Erinnerungen an die große Zeit jetzt, nach weiteren fünfundzwanzig Jahren, bei dem goldenen Regierungsjubiläum des Großherzogs nicht ebenso mächtig wieder aufleben?

Wenige Zeugen der unvergleichlichen Ereignisse von Versailles weilen heute noch hienieden. Ihr erfreuliches Dasein erinnert das nachkommende Geschlecht an die Tugenden, durch welche Staaten und Völkerglück einzig und allein begründet und erhalten werden können. Eine seinem väterlichen Freunde und Kaiser sehr ähnliche Charaktereigenschaft besitzt der Großherzog von Baden darin, daß er — genau wie dieser — sehr ungern von seinen Verdiensten reden hört. Am 1. Januar 1871, als es sich darum handelte, wie Eingangs dieser Schrift erwähnt ist, ein Hoch auf das neue Deutsche Reich auszubringen, erbat sich der Großherzog vom König die Erlaubniß dazu, um seine Verdienste preisen zu können. Aber in seiner gewohnten bescheidenen Weise lehnte der König es zuerst ab, bis er dann schließlich bemerkte: „Nun in Gottes Namen, wenn Ihr es so wollt, so will ich Euch nicht stören; aber wissen will ich nichts davon, denn man darf nicht glauben, daß ich mir solche Dinge gerne sagen lasse."

Wahrscheinlich wird auch der Großherzog in den Tagen seines bevorstehenden fünfzigjährigen Regierungsjubiläums in manchen Augenblicken von ganz ähnlichen Empfindungen erfüllt sein; aber man darf hoffen, daß er nach dem Beispiel seines großen Anverwandten zuletzt ebenfalls wahrheitsgetreuen und ehrlichen Worten ihren Lauf lassen und ihre Berechtigung zugestehen werde. Die freudig dargebrachte Verehrung seines dankbaren Volkes, welche in ganz Deutschland und unter frei und unabhängig denkenden Menschen weit darüber hinaus einen Widerhall findet, ist das Ergebniß einer gründlich und schlicht bewährten Ueberzeugung, die er schon in den ersten Jahren seiner Regierung in einem feierlichen Augenblicke in die Worte faßte: „Ich konnte nicht finden, daß ein feindlicher Gegensatz sei zwischen Fürstenrecht und Volksrecht."

Vice-Mama.

Eine Erzählung

von

Ernst von Wildenbruch.

[Nachdruck untersagt.]

(Schluß.)

Mit einer verstörten Bewegung, wie Jemand, der aus einem bösen Traume geweckt wird, fuhr der Knabe empor. Er hatte in der ganzen Zeit kein Wort gesprochen, er sprach auch jetzt nichts. Einen Augenblick noch stand er, wie betäubt, als wenn er sich erinnern müsse, was er hier eben erlebt, was er gehört hatte. Aber er hatte nur ein Wort gehört, ein einziges: „Du mußt gehen und darfst nicht wiederkommen."

In der Stube vorn hatte er vorhin seine Mütze liegen lassen. Dessen erinnerte er sich. Er griff nach der Thürklinke. Indem er an die Thür ging, schwankte er. Der Riegel lag noch vor der Thür, den sie davor geschoben hatte, als sie ihn ins Nebenzimmer zog. Er mußte ihn zurückschieben, und das gelang ihm erst nach einiger Zeit, weil er ein Gefühl in den Fingern hatte, als wären sie abgestorben gewesen. Aus der großen Stube drang heller Lichtschein. Der Hamster war schon seit Längerem zurückgekehrt und hatte die Hängelampe angezündet. Als er die Thür zum Zimmer der Mutter verriegelt fand, hatte er schweigend gewartet; derartiges war er gewöhnt. Als er jetzt Georg von Drebkau heraus treten sah, riß er die Augen weit auf. Richtig — er hatte ja draußen im Flure den Mantel gesehen und hier auf dem Tische die Mütze.

„Bist Du denn nicht in Berlin?" fragte er den Freund.

Georg von Drebkau gab keine Antwort. Stumm nahm er die Mütze und ging hinaus. Auf der Schwelle des Nebenzimmers erschien Frau von Carstein. Er sah sich nicht nach ihr um, stumpf und stier ging er davon. Der Hamster ging ihm nach und half ihm, den Mantel anziehen. Er ließ es sich gefallen, kaum daß er „danke" sagte. Das Einzige, was er noch that, war, daß er dem Hamster die Hand reichte. Dessen Hand fest-

haltend, stand er dann einige Secunden lang an dem Ausgange zur Treppe, mit hängendem Kopf, mit einem Ausdruck, als wenn er noch etwas hätte sagen wollen, und sich nicht mehr hätte besinnen können, was es gewesen war. Dann ging er. Die Hausthür fiel hinter ihm zu. Als ihr Schall verkündete, daß er hinaus war, blickten von oben zwei Augen auf die Straße hinab, hinter ihm drein. Sie sahen ihn die schneebedeckte Straße entlang gehen; im Laternenlicht lief sein Schatten mit ihm mit; erst hinter ihm, dann um ihn herum, dann vor ihm her; ganz lang, ganz schmal, ganz stumm. „So stumm, wie er selbst," dachte die Frau, deren Augen ihm nachblickten. Sie erinnerte sich des Lautes, den er vorhin von sich gegeben hatte, der so geklungen hatte, als wenn etwas in ihm gesprungen wäre, und wie er dann still geworden war. Als wenn es wirklich zersprungen und entzwei gegangen wäre, das schöne, junge Menscheninstrument, entzwei gegangen, weil rohe Hände zu roh und hart auf ihm gespielt hatten. Und als sie ihn jetzt sich immer weiter entfernen, nun im Dunkel verschwinden und nun gar nichts mehr von ihm sah, erfaßte sie ein Gefühl, als wäre an dem Knaben etwas Schreckliches, als wäre an ihm ein Mord begangen worden. Und ihr hatten sie es angethan, daß sie hatte mithelfen müssen an der scheußlichen That!

Eine furchtbare Aufregung bemächtigte sich ihrer. Immer noch stand sie am Fenster, die Stirn an die Scheiben gedrückt, auf die Straße hinaus blickend, obgleich auf der Straße nichts mehr zu sehen war. Der Hamster, der ihr lautlos zugesehen hatte, wagte sich endlich heran:

„Mammi, was ist denn los?"

Sie schnellte herum, so daß der Junge zurückprallte.

„Frage nie, warum er hier gewesen ist," sagte sie, „und wenn er nicht wiederkommt, frage nie, warum es geschieht!"

Der Junge blickte mit offenem Munde zu ihr auf. Als sie das gute, ehrliche Gesicht auf sich gerichtet sah, war es ihr, als wenn sie dem dicken, dummen, innerlich so anständigen, vornehmen Jungen abbitten müßte, daß sie ihn im Stillen so manchmal über die Achsel angesehen hatte; es war ihr, als wenn sie vor den kalten, hochmüthigen, verrätherischen Menschen da drüben, durch die sie so grimmiges Leid erfahren hatte, flüchten müßte zu der einfachen, guten Menschennatur, die vor ihr stand.

Sie setzte sich auf das Ruhebett, aber es sah aus, als thäte sie es nicht freiwillig, sondern als wären ihr die Kniee eingeknickt. Dann streckte sie beide Hände aus und riß ihren Hamster an sich. Sie wollte sprechen, aber die Thränen kamen wieder und ertränkten ihre Stimme, so daß ihr Sprechen zum Stammeln ward:

„Mein Hamster — mein Junge — mein ehrlicher, braver Hans — der ist so arm — verstehst Du? Dein Bruder, Dein Freund. So unglücklich. Hat Niemanden mehr, Niemanden mehr. Nur Dich noch. Wirst Du ihm treu bleiben? Ja, Du wirst ihm treu bleiben!"

„Ja, Mammi," schluchzte der Hamster, selbst ganz in Rührung aufgelöst, „ja, Mammi."

Sie klopfte ihn, streichelte, küßte ihn.

„Das hab' ich mir von Dir gedacht. Denn ich weiß, Du bist mein braver Junge, mein treuer, tapferer Junge. Wenn ihm einer etwas anhaben will, Du wirst's nicht leiden? Nicht wahr?"

„Wer ihm zu nah kommt, den — den haue ich —" erklärte der Hamster, „den haue ich —," er hatte sich von der Mutter losgemacht, stand mitten im Zimmer und ballte die Fäuste. Und wie er so stand, verkörperte sich in dem kleinen Kerl ein so kerniges, lauteres, tüchtiges Stückchen Menschenthum, daß man sich hätte versucht fühlen können, eine Centnerlast von Vertrauen auf seine jungen Schultern zu laden.

Mitten unter Kummer und Leid ging ein Lächeln über das Gesicht der Mutter, als sie sich sagte, daß das da Fleisch von ihrem Fleische und Natur von ihrer Natur war, und als sie hinausging, ihm sein Butterbrod zurecht zu machen, ruhte sie nicht, bis daß sie in der Speisekammer irgend eine kleine Annehmlichkeit gefunden hatte, mit der sie ihm die übliche Klappstulle heute schmackhafter als gewöhnlich machen konnte.

Nachher saß sie dann wieder an dem schmalen Schreibtische bei der Petroleumlampe und versuchte, in einem Buche zu lesen. Lange saß sie, denn sie fürchtete sich, zu Bett zu gehen, fürchtete sich vor der Nacht, weil sie wußte, was die Nacht ihr bringen würde. Und ihre Befürchtung bestätigte sich; kaum daß sie im Bette lag und Dunkelheit sie umgab, fielen die Gedanken wie ein rollender Sturm über sie her.

War es denn recht, daß sie den Jungen fortgeschickt, daß sie ihm verboten hatte, wiederzukommen? Da sie doch hörte, sah und fühlte, was ihm dadurch geschah! Da sie doch wußte, daß er nun im Leben einsam wie in der Eiswüste stand! Wenn er nun wirklich erfror? Wenn ihm Leib und Seele nun wirklich zu Grunde ging, war sie nicht mitschuldig daran? Daß sie nicht seine leibliche Mutter war, durfte sie sich damit entschuldigen? Hatte sie sich nicht zu seiner Mutter erklärt? Hing er nicht an ihr, als wäre er von ihr geboren gewesen? Hatte sie nicht aus Rücksicht auf elende Herkömmlichkeiten der Welt, die es verbietet, daß man sich in die Familienangelegenheiten Anderer einmischt, heilige, menschliche Pflichten verletzt? War es nicht eine Feigheit, wenn sie nicht nach Berlin ging oder wenigstens dahin schrieb, und denen da im Hotel de Rome sagte, daß sie sich infam benahmen? daß sie, all' ihren Verboten zum Trotz, den Jungen dennoch zu sich kommen lassen, dem pflicht- und liebevergessenen Vater zum Trotz — sein Kind dennoch am Leben erhalten würde? Sollte sie es nicht noch thun? Sollte sie nicht gleich morgen früh schreiben? Ja, aber — schreiben — an wen? An den Menschen, der vor fünfzehn Jahren ihre flehenden Briefe unbeantwortet gelassen hatte, wie die Briefe eines zudringlichen Bettlers, die man in den Papierkorb wirft?!

Schreiben — wohin? Da er doch gar nicht mehr in Berlin war und sie seine Adresse nicht kannte? Also, wer würde den Brief öffnen? Jene, seine Schwester, das — Frauenzimmer, von dem der Junge gesprochen hatte, Tante Ida. Ganz deutlich sah sie vor Augen, wie sie sich über den Brief hermachen würde, mit Augen wie ein Wolf, mit rothen Flecken auf den hageren Backen. Wie sie mit der kantigen Hand auf den Briefbogen schlagen würde,

„Voilà! hatte ich mir gedacht! Solch eine aufdringliche Person! Hat's mein Bruder ihr noch nicht deutlich genug zu verstehen gegeben, daß er nichts von ihr wissen will? Da läßt sie ihren Musjeh Sohn auf Kosten meines Bruders in der Welt umher reisen, und jetzt, wo sie weiß, er ist wieder frei und könnte vielleicht wieder heirathen, macht sie sich an seinen Jungen, damit er wieder an sie erinnert wird und an sie denken muß, und drängt sich ihm auf." Wie von Nadelstichen gefoltert, warf sich die Frau im Bette hin und her. „Es ist nicht wahr," keuchte sie, „ist nicht wahr"; so greifbar deutlich sah sie, hörte sie das Alles, daß sie wirklich zu dem abscheulichen Weibe zu sprechen glaubte. Und — nicht wahr sollte es sein? Jawohl war es wahr! Auf Kosten des Mannes war ihr Junge in den Ferien gereist, und daß es geschehen war, hatte der Mann erfahren! Sie stopfte sich das Kopfkissen in den Mund, weil sie sonst laut aufgeschrieen haben würde. Scham, Verzweiflung, Vernichtung kam über sie. Und jetzt sollte sie als Mahnerin vor diesen Mann hintreten und seinen Sohn von ihm heraus verlangen? Auf die Gefahr hin, daß er in ihr nichts sehen würde als ein schamloses Weib, das sich um jeden Preis wieder in sein Bewußtsein und seine Nähe bringen wollte? Nein! Nein! Nein! Mochte der Junge verloren und zu Grunde gehen — das konnte sie nicht für ihn thun! So konnte sie sich nicht für ihn opfern! Daß der Mann so von ihr denken durfte, das konnte sie nicht auf sich nehmen, konnte, konnte sie nicht!

Der Mann — daß das Schicksal die Quälerei nicht satt bekam, sie wieder und immer wieder mit dem Manne zusammen zu bringen! Was hatte er gesagt, was hatte er gethan, als er aus dem Munde seines Sohnes ihren Namen hörte? Wohl zehnmal, zwanzigmal bereits hatte sie sich die Erzählung des Knaben Wort für Wort in Gedanken wiederholt, jetzt that sie es zum einundzwanzigsten Male. Messer und Gabel hatte er plötzlich niedergelegt und den Jungen angesehen — wenn sie doch hätte sehen können, was für ein Blick das gewesen war! Sprechen hatte er wollen und nicht gekonnt, weil ihm der Athem versetzt gewesen war. „Wie wenn er einen Berg erstiegen hätte," so hatte der Junge es beschrieben. Ja — hast Du hinunter gesehen vom Berge auf all' das Lebensglück, das Du in Deinem Strebergange zertreten? Hast Du einen Schreck bekommen, als Du es sahst? Die Brodkugel dann, die er in der Hand zerknetete! Wie sie das sah! Wie sie die nervösen Finger vor sich sah, die nach irgend etwas griffen, das ihnen Widerstand bot, das sie zerdrücken, zerquetschen, zermalmen konnten! War das nur Unbehagen gewesen, daß etwas Störendes wieder kam, das man für abgethan, daß etwas wieder lebendig wurde, das man für todt gehalten hatte? Oder ob es Scham war, was die Finger gesprochen hatten? Selbstanklage, Reue und Verzweiflung? Aufgestanden alsdann, im Zimmer hin und her gewandert, dann, während der Junge erzählte, zum Fenster hinaus gesehen, in die dunkle Nacht! Und endlich war das mit der Ottilie gekommen! Wie war das gewesen? „Denk' doch, daß Ottilie heute Abend da sein wird," hatte ihm die gesagt, die — Greuliche, seine Schwester. Und darauf hatte er den Fauteuil zurückgestoßen, daß er bis in die Mitte des Zimmers geflogen war. „Nun

grade nicht!" Ja, so hatte der Junge erzählt, „nun erst recht nicht! Das paßt mir am allerwenigsten." So hatte er gesagt. Alsdann war der Streit gekommen, der Zank mit seiner Schwester, wo er von dem Strohwisch gesprochen hatte und der Vogelscheuche! Auf wen ging das? Auf wen konnte es gehen? Natürlich auf diese Ottilie, die ihm seine Schwester an den Hals hängen, ankuppeln wollte, und von der er nichts wissen wollte, die er der Kupplerin vor die Füße warf. Ja, eine Kupplerin! Die ihn zu allem Bösen hetzte, das war sie, dieses Weib mit den rothen Flecken auf den mageren Backen, diese Tante Ida! Die mit ihrer gemeinen Seele sich wie ein Prellstein vor ihn hinstellte, sobald er in eine anständige Empfindung einlenken wollte. Denn, als er die Frage danach hatte verbieten wollen, wer die Mutter des Knaben gewesen, der mit seinem Jungen gereist war, wer war es gewesen, der darauf bestand, daß der Junge es sagen sollte? Wer sagte ihr überhaupt, wie viel von der Schuldrechnung des Mannes auf das Conto dieses Weibes kommen mochte? Waren ihr während ihres Lebens in ihren Kreisen nicht oft genug solche Menschen, namentlich Frauen begegnet, die mit ihrem sogenannten „praktischen Verstand" jeden großherzigen Anlauf, jede edle, nicht auf Vortheil und Gewinn abzielende Gemüthswallung, die sie bei den Ihrigen bemerkten, hinweg höhnten, todt nörgelten und unterdrückten? Schwunglose, liebloſe, kalt nüchterne Naturen, die, zu unbedeutend, um wirklich Böses anzustiften, nur eine, aber vielleicht noch gefährlichere Macht als die Bosheit besitzen, das plumpe Schwergewicht, mit dem sie sich auf die Seelen legen, in denen Feuer sprüht, und das schöne Feuer ersticken. Abgereist war der Mann, fast unmittelbar nach dem Streite mit seiner backenfleckigen Schwester — wer sagte ihr, ob diese jähe Abreise nicht vielleicht eine Flucht gewesen war? Ob er nicht geflohen war, weil er beim Klange des alten Namens aus alter Zeit wieder etwas Süßes in sich hatte aufsteigen fühlen, etwas Junges, Holdseliges, das er in sich und für sich bewahren und nicht preisgeben wollte den „praktischen" Händen, den knochigen, kantigen, abscheulichen, die danach griffen? Die Krankheit, von der der Arzt gesprochen, ob sie wirklich nur von dem tollkühnen Ritte herkam, vor drei Jahren? Oder ob noch Erinnerungen und Gedanken an seinem Nervenleben genagt und gewühlt haben mochten, von denen der Arzt nichts wußte, weil er nicht zum Arzte und zu keinem Menschen überhaupt davon sprechen durfte? Und wenn dem allen so war, wenn er nun jetzt sein krankes Herz in die einsame Fremde hinaus trug und in seinem Herzen den alten, den einstigen Namen, und aus dem Namen ihm das Bild wieder aufstieg — das Bild wessen? Wessen Bild? — Sie drückte das Gesicht in die Kissen und zog sich das Kopfkissen über das Haupt, als wäre die Nacht nicht dunkel genug gewesen, als hätte sie noch mehr gebraucht, um sich zu verbergen — kamen die Gedanken schon wieder, die nicht mehr kommen sollten? Würden sie immer wieder kommen? Aller Vernunft, allem Stolze, aller Willenskraft zum Trotze immer und immer wieder? Chaos war um sie her, rath- und pfadloses Dunkel, in dem kein Ziel mehr den Weg erhellte, sondern nur der Instinct noch so viel dämmerndes Licht hergab, als sie brauchte, um von einer Stunde zur anderen den Weg nicht zu verfehlen.

All' die Zeit, die nun nach Ablauf der Weihnachtsferien folgte, war für die gequälte Frau ein solches Tasten und Tappen von Augenblick zu Augenblick.

Der erste Sonntag nach den Ferien kam, und aller Vernunft zum Trotz lauerte sie beinah, ob nicht am Nachmittag der gewohnte schüchterne Klingelschlag ertönen, ob der Junge nicht doch erscheinen würde.

Natürlich kam er nicht.

Auch am nächsten Sonntag erschien er nicht und am darauf folgenden ebensowenig. Er kam überhaupt nicht mehr.

Ob er vielleicht einmal schreiben würde? Von dem Hamster hatte sie ja gehört, wie es mit ihm stand, daß er noch blasser und verschlossener geworden war, als zuvor, daß er Stunden lang an seiner Seite ging, ohne eine Wort zu sprechen, daß man ihm ansähe, wie er sich grämte. Ob er nicht einmal zu Feder und Papier greifen und seinem erstickenden Herzen Luft machen würde — sie wartete darauf. Sie wartete vergebens. Er kam nicht, er schrieb nicht, er war wie ausgelöscht. Wie er an dem Abend nach Weihnachten in der winterlichen Straße vor ihren Augen im Dunkel erlosch, so blieb er erloschen. Ein Bild aus längst vergangener Zeit kam ihr in Erinnerung, da sie als Kind mit ihrem Vater spazieren gegangen und ein verlaufenes Hündchen ihnen nachgelaufen war. Bis zur Hausthür hatte es sie begleitet, dann hatte es der Vater, weil er das fremde Thier nicht haben wollte, davon gescheucht. So lange hatte sie das vergessen gehabt, jetzt mit einem Male kam es ihr wieder, wie der arme Hund vor der Thür draußen stehen geblieben war, mit hängenden Ohren und hängendem Schweif, und ihnen nachgesehen hatte mit den stummen, vorwurfsvoll klagenden Augen. Mit solchen Augen stand der Knabe vor ihren Gedanken und sah sie an — unabläßig, unabläßig.

Dann packte es sie, ob sie ihm nicht schreiben sollte? Aber allgemeine Trostworte halfen ja dem Jungen nichts. Ob sie ihn nicht doch, hinter dem Rücken der Seinen, zu sich kommen lassen sollte? Aber am nächsten Sonntag würde er der Tante Ida Rede stehen müssen. Und dann kam das „Voilà" wieder und das Gräßliche, das sie nicht auf sich nehmen und ertragen konnte!

Also schrieb sie nicht, sagte ihm nicht „komm wieder," sondern ließ Alles laufen, wie es lief, und die drei Monate bis zu Ostern gingen ihr in einer stumpfen, dumpfen Verzweiflung wie eine lange, langsame Qual dahin.

Ostern war der Termin, an dem die Tertianer des Potsdamer Cadettenhauses, wenn ihre Leistungen nicht ein längeres Nachreifen in der Voranstalt geboten erscheinen ließen, nach Berlin versetzt wurden. Zu all' der inneren Bedrängniß kam nun auch die äußere Sorge noch hinzu, ob ihr dicker, dummer Hamster glücklich über die Klippe hinweg kommen würde.

Diesmal hatte sie unnöthiger Weise gesorgt; strahlenden Gesichts erschien zum Beginn der Osterferien der Hamster; er war nach Berlin versetzt. Georg von Drebkau natürlich auch. Dieser „mit Pomp und Gloria", er, der Hamster, „mit Hängen und Würgen". Aber das bekümmerte ihn nicht; wissenschaftlicher Ehrgeiz war ihm fremd. Und im Cadettenhause in Berlin würden sie beide ein und derselben Compagnie angehören, das hatte der Hamster bereits erfahren, und das freute ihn, freute ihn riesig. Denn abgesehen davon, daß

er ja den Anderen wirklich zärtlich liebte, bedeutete das, daß sie wieder in ein und derselben Classe, wieder neben einander sitzen würden, falls nicht der Teufel die Hand im Spiele haben und Einer, dessen Name dem Alphabete nach zwischen ihnen lag, zwischen ihnen zu sitzen kommen würde. Aber solchen Streich würde ihm schon das Schicksal nicht spielen. Nein, nein. Er würde wieder den „guten und getreuen Nachbar" haben, den er bisher gehabt hatte, der ja, wie er der Mammi mit einem gewissen Erröthen mittheilte, wieder ganz gehörig mitgeholfen hatte, daß die Probearbeiten zur Versetzung von Seiten des Hamsters wenigstens so ausgefallen waren, daß sie ihn über Wasser hielten.

„So? Also hilft er Dir noch?" fragte Frau von Carstein, als sie das vernahm.

Der Hamster sah sie mit dem üblichen, etwas glotzenden Ausdruck an. Er verstand das „noch" in der Frage der Mutter nicht recht. In dem Verhältniß zwischen ihm und seinem Freunde hatte sich ja nichts geändert, aber auch gar nichts. Im Gegentheil, beinah, als wenn sich der Andere noch enger an ihn angeschlossen hätte als früher, so war es. Besonders an den Montagen, wenn er wußte, daß der Hamster am Tage vorher bei der Mutter gewesen war, das war beinahe der einzige Tag, wo er etwas sprach, wenn er sich erkundigte, wie es seiner Mutter ging.

„Ja, thut er das?" fragte Frau von Carstein.

„Ja, jedesmal," versicherte der Hamster, „jedesmal."

„Hat er sich denn auch gefreut?" erkundigte sie sich weiter, und zwischen den beiden Fragen war eine Pause gewesen, „daß er versetzt worden ist?"

„Ach," meinte der Hamster, „bei dem versteht sich das ja so von selbst — und dann —"

„Und dann?"

Ueber das runde, gute Gesicht ging ein Schatten.

„Ach Mammi, ich weiß nicht, aber es ist mit dem jetzt eigentlich, als wenn ihm alles egal wäre." Er dachte nach. „Ja, etwas hat er gesagt," fiel ihm ein.

„Was?"

„Wie die Censuren ausgetheilt worden sind und der Hauptmann vorgelesen hat, wer nach Berlin versetzt worden ist, und wie wir dann auf die Stuben gegangen sind, hat er mich unter den Arm genommen und gesagt, ‚Du Hamster,' hat er gesagt, ‚jetzt wird sich Deine Mama freuen'."

„Das hat er gesagt?"

„Ja," erklärte der Hamster, „und beinahe ein bißchen vergnügt ausgesehen."

Als die Frau dieses Wort vernahm und aus dem Worte erkannte, wie diese Seele, diese stolze, der man nur einmal „geh" zu sagen brauchte, damit sie für immer verschwand und verstummte, wie sie aus der Ferne herüber blickte, immerfort den Weg verfolgend, den ihr Leben ging, da überkam sie eine Traurigkeit, die anders war, als all' der leidenschaftliche Schmerz, der sie bisher bewegt hatte, aber tiefer als aller Schmerz, den sie jemals gefühlt.

Als wenn ihr etwas Köstliches verloren gegangen wäre, das sie hätte bewahren können, wenn sie gewollt hätte, und nicht bewahrt hatte, so war ihr zu Muth. Verloren — der Knabe war ja am Leben, war ja gesund, und doch — woher kam ihr dies schwere, für den Menschen schwerste Gefühl, das ihn befällt, wenn er vor dem Bilde eines Verstorbenen steht, und das Bild ihn anschaut: „Warum hast Du mich nicht so geliebt, wie ich Dich liebte?"

Die Versetzung war bewerkstelligt, die Pforte des alten Hauses in der Neuen Friedrichstraße zu Berlin, wo damals noch die Cadetten wohnten, hatte sich aufgethan und die Knabenströme, die aus den verschiedenen Voranstalten daher geflossen kamen, wie ein Sammelbecken in sich aufgenommen und verschluckt. Der Hamster und sein Freund waren jetzt Berliner Cadetten, standen bei ein und derselben Compagnie, saßen in der Classe auf ein und derselben Bank, Seite an Seite, wie sie es in Potsdam gethan hatten. Das Alphabet hatte ein Einsehen gehabt und keinen störenden Buchstaben zwischen sie eindringen lassen.

In der stillen Hoditzstraße zu Potsdam wurde es noch stiller als früher. Kein Hamster kam mehr allsonntäglich vom Kanal heran getrappelt, die finstere Treppe herauf gestürmt. Nur alle vier Wochen einmal ertönte das jauchzende „Mammi!" und wurde die Mutter erwürgt. Später, wenn er sich gut führte, würde er öfter kommen dürfen; vorläufig nur alle vier Wochen. Im Sommer aber trat für Frau von Carstein ein Anlaß ein, ihrerseits nach Berlin zu reisen: die Cadetten, die das entsprechende Alter erreicht hatten, sollten eingesegnet werden. Es verstand sich von selbst, daß Eltern oder nächste Anverwandte der Knaben der heiligen Handlung beiwohnten. Zu den Confirmanden gehörten die beiden Altersgenossen Hans von Carstein und Georg von Drebkau.

Lange hatte es im Kleiderschrank gehangen, das schwarze Seidenkleid, das einzige, das sie hervorholte, um sich zur Reise anzukleiden, und ebenso lange war es her, seit sie zum letzten Male vor dem Spiegel gestanden und den Spiegel befragt hatte: „Paßt das Kleid? Steht es mir?"

Ja, es paßte noch; höchstens etwas weit war es geworden. Zum Dickerwerden war das Leben freilich nicht angethan gewesen, das sie in der Zeit geführt hatte. Und — ob es ihr stand? Die Frage war ja ganz überflüssig, ganz dumm. War sie, die alte Frau, trotzdem noch so kindisch geblieben, daß sich die alberne Frage dennoch in ihr regte? Wirklich albern! Albern! Und, indem sie dies vor sich hinmurmelte, stand sie vor dem Spiegel und — freute sich, daß sie noch so aussah, wie sie aussah. Brauchte sie für ihren Hamster Toilette zu machen? Lächerlich! Oder für sonst Jemanden? Da sie doch von den Frauen und Männern, die da in der Garnisonkirche in Berlin sich versammeln würden, sicherlich Niemanden kannte. Niemanden — kannte? Und hatte sie vergessen, daß neben dem Hamster auch der Andere eingesegnet werden würde? Wenn dessen Angehörige —? Und jählings wandte sie sich von dem Spiegel hinweg; aus dem Spiegel hatte ihr ein blutroth übergossenes Antlitz entgegen gesehen. Sie mußte sich setzen; denn unter dem schwarzen Seidenkleide schlug ihr das Herz, als wollte es das Kleid sprengen und sie erschlagen.

Die Fahrt von Potsdam nach Berlin dauert mit dem gewöhnlichen Eisenbahnzuge dreiviertel Stunden für den, der mit gleichgültigem Gemüthe fährt, zwei Stunden für Jemanden, der eine Freude in Berlin erwartet, und fünf Minuten für Einen, der sich davor fürchtet.

Die schlanke, nicht mehr junge, immer noch Aller Augen an sich fesselnde einsame Frau in schwarzem Seidenkleide, die am Sommer-Sonntagsvormittag den Personenzug in Potsdam bestiegen hatte, glaubte noch kaum fünf Minuten darin gesessen zu haben, als der Zug bereits in der Halle des Bahnhofes in Berlin anhielt.

Vom Potsdamer Bahnhofe bis zur Garnisonkirche in der Neuen Friedrichstraße ist ein langes Stück Weg, für Fußgänger ein sehr langes. Ob es nur Sparsamkeitsrücksichten waren, die die Frau, nachdem sie einen Augenblick überlegt hatte, ob sie sich einer Droschke bedienen sollte, schließlich bewogen, den weiten Weg zu Fuß einzuschlagen? Nicht Sparsamkeit, sondern das Gefühl, daß das Herzklopfen wiederkehrte, das sie beinahe überwältigt hatte, als sie sich vorhin von ihrem Spiegel hinweg gewandt hatte, und der Gedanke, daß, wenn sie langsam die lange Straße ginge, sie vielleicht besser Herr werden würde über das rebellische Herz, als wenn sie den Weg im Wagen zurücklegte.

Die Folge davon war allerdings, daß Frau von Carstein als die Letzte in der Kirche erschien, fast in demselben Augenblick, als die feierliche Handlung beginnen sollte. Am Hochaltar, halbkreisförmig an der einen Seite gereiht, saßen die Cadetten, ihnen gegenüber, an der anderen Seite, in Stuhlreihen, hinter einander, die Eltern und Angehörigen.

Als die Frau herantrat, waren alle Plätze besetzt, so daß sie einen Augenblick, nach einem Sitze umblickend, stehen blieb. Alle Augen richteten sich auf die hohe Gestalt, die, als sie sich so gemustert fühlte, Gesicht und Augen senkte. Daher kam es, daß sie nur ein undeutliches Bild von der Versammlung gewann und eigentlich nur eins, auch dies aber nur unbestimmt wahrnahm, nämlich an der obersten Ecke, dem Altar zunächst, ein Leuchten und Flimmern, wie von einer mit Ordenssternen und Ordensbändern geschmückten großen Generalsuniform.

Einer der zunächst sitzenden Herren sprang vom Stuhle auf, ihr seinen Platz anzubieten; er hatte bemerkt, daß die Dame tödtlich blaß geworden war. Noch bevor sie indessen annehmen oder ablehnen konnte, war bereits ein Kirchendiener mit einem leeren Stuhle erschienen, den er für die Zuspätgekommene aufstellte. Sie saß jetzt an dem von dem Altar entferntesten Ende der vordersten Stuhlreihe, so daß sie an den ihr gegenüber sitzenden Knaben gewissermaßen entlang sehen konnte und so, daß Jemand, der am anderen, obersten Ende, dem Altar zunächst saß, das Profil ihres Gesichtes, das sich von dem etwas dunkleren Hintergrunde der Kirche abhob, mit den Augen gewissermaßen nachzeichnen konnte.

Ob die Frau sich dessen bewußt war? Ob sie ahnte, daß im Augenblick, als sie erschienen war, sich dort oben an der Ecke eine behandschuhte Hand mit heftigem Griffe um die Spitze des Helmes geschlossen hatte, den der

General auf den Knieen hielt? Ob sie den Blick fühlte, der von dort herkam? Den nervösen Blick unter herabgelassenen Augenwimpern, der an ihrer Gestalt, so weit diese in der Sitzreihe sichtbar war, emporkroch bis zu ihrem Gesicht, dann an ihrem Gesicht umhertastete, an ihrem Profil, beinah wie ein schwerer, müder Falter, der mit lautlosem Flügelschlage eine Blume umflattert? Die Augen, die zu ihr herüber sahen, gehörten dem ordenübersäten Manne an, der dort oben am Ehrenplatze saß, dem General, der vor Kurzem erst vom Urlaub, den er seiner Gesundheit wegen gebraucht hatte, zurückgekehrt war, um hier in Berlin ein hohes Commando zu übernehmen. Er schien die Frau zu kennen. Man mußte das annehmen, wenn man seinen Blick verfolgte, diesen Blick, der sich jetzt an dem stolzen, bleichen Profil mit einer beinahe gierigen Aufmerksamkeit angesaugt hatte, mit einem Ausdruck, als wenn er in dem Antlitz der Frau etwas suchte, als wenn er es mit einem Gesicht vergliche, das er früher auf dieser immer noch herrlichen Gestalt gesehen hatte. „Diese Höhlung unter dem Auge da war damals nicht so tief wie heute. Diese Linie, vom Nasenflügel abwärts, um den Mundwinkel herum, war damals überhaupt nicht da. Dieses graue Flimmern im blonden Haar, das heut noch wie einstmals in wunderbar geschwungener Welle in die Schläfe herabhängt, war damals auch noch nicht vorhanden. Ja, damals —" Wer den Mann beobachtet hätte, dem würde es erschienen sein, als wenn er nachrechnete, nachzählte, und als wenn das Nachrechnen ihm Mühe verursachte, weil er müde war, müde, müde.

Die Frau schien von dem allen nichts zu bemerken, schien überhaupt kaum zu wissen, daß der Mann vorhanden war. Kein Blick ging von ihr nach seiner Seite hin, auch kein leisestes Zwinkern des Auges — „ich weiß, daß Du mich betrachtest;" mit unabläßiger, beinahe starrer Aufmerksamkeit hingen ihre Blicke an den Knaben ihr gegenüber. Dort schien etwas zu sein, das ihr Sinne und Seele fesselte. Im Augenblick, als sie sich gesetzt, hatten von drüben, aus der zweiten Reihe, zwei lustige, ehrliche, etwas geschlitzte Augen in rundem Gesicht sie mit vergnügtem Blinzeln begrüßt. Mit einem kaum wahrnehmbaren Kopfnicken hatte sie den Augen „guten Tag, Hamster" gesagt. Gleichzeitig aber hatte sich in der vordersten Reihe dort drüben ein Gesicht nach ihr umgewandt, sie eine Zeit lang angesehen, regungslos, beinahe ohne ein Zucken der Wimpern, und sich dann langsam, als wenn der Kopf, zu dem das Gesicht gehörte, von Stein gewesen wäre, wieder abgewandt, um Niemanden mehr anzusehen, keinen Menschen, sondern über die Köpfe Aller hinaus zu blicken in die leere Luft.

Und seitdem sie das gesehen, war es ihr nicht möglich mehr, zu dem runden Gesicht mit den geschlitzten Augen zurück zu blicken, nicht möglich mehr, an etwas Anderes zu denken als an den Jungen, der sie angesehen hatte und an das Leid, das aus diesem Blicke sprach.

Von was für Stunden, Tagen und Monaten, die wühlend an dieser lautlosen Seele gemartert hatten, gab dieser Blick Kunde! Dieser erloschene, beinahe todte Blick! Indem das schöne Haupt sich langsam zu ihr hinwandte, war keine Andeutung vorwurfsvoller Bewegung darin gewesen, kein Nicken, kein

Schütteln; in den Lippen, die sich wie die Ränder einer Wunde auf einander schlossen, kein Zittern, kein Zucken: nur in den Augen ein Wort, ein einziges, und das hatte sie verstanden: „warum hast Du mir das gethan?“

Die Frau hatte die Hände im Schoße in einander gelegt; mit den Fingernägeln der einen ergriff sie die Finger der andern Hand. Die Traurigkeit, die sie neulich empfunden, schwoll wie ein dunkles, tiefes Wasser wieder in ihr auf; es war ihr als stände sie vor dem Bilde eines Verstorbenen, den aus der Grabesnacht zurück zu rufen, sie Alles daransetzen würde, Glück, Leben, und wenn es sein müßte, die Ehre, und den sie nie wieder zurückrufen würde. Denn in dem Gesicht des Knaben war etwas Unaussprechliches, Unbegreifbares, das geheimnißvolle Etwas, das man im Kindergesicht, und nur im Kindergesicht wahrnimmt, wenn an diesem, wie in weiter Zukunftsferne, das Schicksal vorüberzieht und sein Bild, wie die Umrisse eines unerforschten Landes, darauf abzeichnet. Die Handlung nahm ihren Fortgang. Ein Vers aus dem Gesangbuche wurde gesungen, dann trat der Prediger vor den Altar, um seine Ansprache zu halten. Während er sprach, richteten sämmtliche Knabengesichter und ebenso die Augen der Angehörigen sich nach ihm hin. Nur ein Gesicht in der Reihe der Knaben blickte unentwegt vor sich hin, als lauschte es einer anderen, größeren Predigt als dieser, einer Predigt, die aus unsichtbarem Munde kam, und nur ein Gesicht in den Reihen der Angehörigen blickte nicht auf den Prediger, sondern unentwegt auf das Knabenantlitz, von dessen Zügen das geheimnißvolle Leuchten ausging.

Nachdem der Geistliche die allgemeine Ansprache beendet hatte, begann die eigentliche Einsegnung. Die Knaben wurden einzeln an den Altar gerufen, um jeder seinen Spruch und darauf das Abendmahl zu empfangen. Zugleich mit ihnen traten die Angehörigen heran, um an der Ausspendung des Sakramentes Theil zu nehmen. Als einer der Ersten wurde Georg von Drebkau aufgerufen. Bei Nennung seines Namens erhob sich der ordenübersäte General, der oben an der Ecke saß, und hinter ihm, beinah wie der Schatten, den die glänzende Gestalt warf, eine bis an den Hals in schwarze, knatternde Seide eingezwängte längliche Frauengestalt, deren seelische Erregung sich in zwei rothen Flecken bekundete, die von ihren eckigen Wangen flammten.

Als der General, eine prachtvolle männliche Erscheinung, in seiner Herrlichkeit aufstand, fühlte man beinah körperlich den Schauer der Ehrfurcht, der von ihm auf die Cadetten und die Eltern der Cadetten, alle diese Majore, Obersten, Majorsfrauen und Oberstengattinnen, in Dienst und außer Dienst, dahinging, so daß man füglich hätte zweifeln können, ob der Respekt vor der „Excellenz“ in ihren Gemüthern nicht eigentlich größer war, als die Ehrfurcht vor Gott, mit dem sie heute die Gemeinschaft erneuern sollten.

Der Einzige, der nichts von solcher Verehrung zeigte, der überhaupt auf den gewaltigen Mann kaum hinsah, war dessen eigner Sohn da drüben, der Cadett Georg von Drebkau. Wie eine Maschine, die dem Kurbeldruck gehorcht, war er aufgestanden, als er seinen Namen rufen hörte. Jetzt, mit der langsamen, schweren Bewegung, die so aussah, als wäre sein Kopf zu Stein geworden, und als hätte die Versteinerung auch den Nacken ergriffen, wandte er

das Gesicht nach der anderen, unteren Ecke, dahin, wo die schlanke, blasse Frau mit dem blonden, welligen Haar über den Schläfen, mit den verschränkten Händen im Schoße saß. Auf diese Frau richtete er die Augen und sah sie an mit einem Blick, in dem wieder ein Wort geschrieben stand, das vielleicht wieder nur sie verstand, als wollte er sagen: „Da, wo ich jetzt hingehe, nehme ich Dich mit."

Ob von den Umsitzenden irgend Einer diese stumme Zwiesprache bemerkt hatte? Schwerlich. So rasch war der Blick dahin geglitten, so ohne Regung und Bewegung hatte die Frau ihn aufgenommen. Aber in ihrer Seele brannte der Blick fort, dieser merkwürdige, über die jungen Jahre des Knaben hinaus verständige, geradezu alte Blick. Wie wenn ein Mensch sie angesehen hätte, der von Dingen Kenntniß besaß, von denen sie, die so viel ältere Frau, noch nichts wußte, so war ihr zu Muth. Als sie ihn dann vor dem Altar, zur Seite seines Vaters und der Tante, knieen sah, das schöne Antlitz von steinernem Ernst übergossen, kam es ihr beinahe drollig vor, als sie bemerkte, wie der Prediger, indem er ihm das Abendmahl reichte, ermahnend auf ihn einsprach, als könnte er ihn etwas lehren, der unerfahrene alte Mann, diesen jungen, lebenserfahrenen Knaben; dann, als ihm der Kelch dargeboten wurde, kam ihr der Gedanke, daß es ein Sinnbild seines Lebens sei, das ihm immer und unabläßig den Kelch an die Lippen gedrückt hatte, und in dem Kelche den schweren, herben Lebenstrank. Und als er sich endlich erhob und wieder zur Seite trat und sie mit plötzlichem Schreck den nervösen Frostschauer gewahrte, der seine Glieder überflog und seinen ganzen Körper schüttelte, kam ihr eine Ueberlegung, eine unheimliche, daß, wenn Menschen das Abendmahl nehmen, dies manchmal die Stunde bedeutet, in der sie Abschied nehmen von der Erde und von Leiden und Freuden, die ihnen auf Erden bereitet waren.

Der Namenaufruf ging weiter; als einer der Letzten kam Hans von Carstein daran. Indem die Frau den Namen hörte, fiel es ihr auf die Seele, daß ein schrecklicher Augenblick ihr bevorstand. Der General hatte sich wieder gesetzt; wenn sie an den Altar herantrat und davor niederkniete, befand sie sich unmittelbar in seiner Nähe, vor seinen und den Augen seiner hinter ihm lauernden Schwester. Hülflos, so lange die Handlung währte, war sie den Blicken der Beiden, den Gedanken, die durch ihre Köpfe gingen, preisgegeben. Und dennoch mußte es sein. Durfte sie ihrem armen, kleinen Kerl in dieser Weihestunde von der Seite bleiben? Ihrem Jungen versagen, was all' diese Eltern ihren Söhnen gewährten? Feigheit! Feigheit! Mit Gewalt versuchte sie ihre Gedanken einzig und allein auf die heilige Handlung zu richten, alle anderen Gedanken zu verbannen. Trotzdem, als sie sich vom Sitze erhob, schlugen ihr die Kniee an einander, und das Blut strömte ihr zum Herzen, so daß ihr Gesicht zu fahler Bläße erblich.

Die Augenlider so tief gesenkt, daß ihre Augen wie geschlossen aussahen, ging sie die wenigen Schritte, die sie von ihrem Platze aus zu machen hatte, bis zu dem Altar, so wankenden Ganges, daß sie den Eindruck einer Schwerkranken machte; mit fast geschlossenen Augen kniete sie neben ihrem Jungen

nieder, und so verharrte sie die ganze, in Wirklichkeit so kurze, für ihre Empfindung endlose Zeit. Sie sah nichts von dem ordenbesäten Mann, nichts von seiner Schwester hinter ihm, dennoch war es ihr, als loderte an ihrer Seite, kaum einen Schritt von ihr getrennt, ein Feuer, das sie versengte. Sie hörte die halblaute Stimme des Predigers, der zu ihrem Jungen sprach, und es war ihr, als wäre es nicht der Prediger, der da sprach, sondern als wenn von der Seite dort ein Zischeln, Flüstern und Raunen ihr in die Ohren drang. Dann, als ihr der Kelch gereicht wurde und sie das kühle Metall am Munde spürte, fröstelte ihr ein Schauer vom Munde bis in die Füße: am Rande dieses Kelches, vielleicht an der Stelle, die sie in diesem Augenblick berührte, hatten vorhin die Lippen des Mannes gelegen! Das Abendmahl hatte sie mit ihm getheilt!

War ihr denn das Bewußtsein abhanden gekommen, was das bedeutete? Hatte sie nicht als Kind gelernt und später, als Frau, während eines ganzen, zwar nicht frömmelnden, aber durchaus religiösen Lebens festgehalten, daß man mit den Menschen, mit denen man das Abendmahl theilt, in eine tiefe, geheimnißvolle Vereinigung tritt? War ihr nicht gesagt und geboten worden, daß unsere Seele in der geweihten Stunde Frieden schließen soll mit diesen Menschen? Daß, wenn wir durch sie Leid erlitten haben, wir ihnen vergeben, wenn wir Zorn und Haß gegen sie im Herzen tragen, wir den Zorn und Haß von uns werfen sollen? War das nicht Alles wie für sie ganz persönlich, wie für ihre Lage ganz besonders gepredigt und verkündigt? Und hörte sie nicht jetzt wieder die düster vermahnenden Worte des Geistlichen, daß, wer anders an den Tisch Gottes tritt, wer nicht mit vergebender Liebe im Herzen kommt, sondern eine mit irdischen Gedanken erfüllte, ungeläuterte, von finsteren Leidenschaften glühende Seele heranträgt, daß dem die Gnadenstunde zum Fluche wird? Daß der sich selbst „das Gericht ißt und trinkt?"

Wie Hammerschläge fielen diese Gedanken, einer nach dem anderen, der Frau auf das Haupt. Es war ihr, als fühlte sie sie körperlich niederfallen, als dröhnte ihr ganzer Organismus sie wie ein Glockengehäuse nach. Ein Rauschen wälzte sich um ihre Schläfen und Ohren, als wäre draußen vor den Mauern der Kirche das Meer, und als müßte es im nächsten Augenblick hereinbrechen. Und dann kam etwas Furchtbares: von der Wölbung der Kirche, über ihrem Haupte löste sich etwas Dunkles, Schwarzes, wie ein großer, schwarzer Schmetterling, der kreisend hernieder stieg, immer tiefer, immer näher, auf sie zu. Je näher er kam, um so größer wuchs er an, so daß es jetzt schon kein Schmetterling, sondern eine Fledermaus war, eine große, beinahe riesige schwarze Fledermaus, die flatternden Flugs auf sie hinzielte, auf sie, immer nur auf sie, so daß eine fürchterliche Angst sie überkam, ein erstickender Druck, weil sie fühlte, wie im nächsten, allernächsten Augenblick das gräßliche Ding sich an sie ankrallen, den Schnabel in sie einhacken würde, mitten in ihr Herz, mitten in ihr — — und plötzlich — sie begriff zunächst gar nicht wie — kniete sie nicht mehr am Altar, sondern saß auf einem Stuhle. Der Geruch von irgend einer scharfen Essenz drang ihr in die Sinne; eine Dame hielt ihr ein Fläschchen vor das Gesicht. Sie kannte die Dame nicht, sie war ihr völlig

fremd. Eben so fremd waren ihr alle die anderen Herren und Damen, die hinter jener standen und theilnahmsvoll besorgt auf sie hinblickten. Und hinter diesen Allen, um Kopfeslänge sie überragend, stand ein Mann in Generalsuniform, selbst fast eben so blaß wie die bleiche, ohnmächtige Frau, kerzengerade aufgerichtet, kein Glied rührend, aber nicht aus Theilnahmlosigkeit, sondern — ja wer beantwortet dieses „sondern"? Sondern weil es so aussah, als ob er, der starke, mit Tapferkeits-Orden übersäte Mann, sich nicht heran getraute, als ob er es nicht wagte, das hülflose, schwache Weib da vor ihm zu berühren, um ihr Hülfe zu leisten.

Als sie aufgeblickt, als sie ihn hatte stehen sehen, hatte sie rasch wieder hinweg sehen wollen, aber sie hatte nicht sogleich gekonnt: der Blick, mit dem er starr, wie gebannt an ihr hing, war wie ein Stahlseil, das ihre Augen, für einige Secunden wenigstens, auf ihn hin zu blicken zwang. Ein Blitzen war vor ihren Augen. Ob nur vom Glanz seiner Ordenssterne? Nein; sondern in ihrer Seele war ein flammendes Aufleuchten, einer jener merkwürdigen Momente, in denen unser ganzes bisheriges Leben sich plötzlich, zusammengedrängt wie eine Reliefkarte, mit Höhen und Tiefen, vor unserem Bewußtsein ausbreitet. Mit einem Schlage ward es ihr klar, daß ihr ganzes Leben in Liebe und Haß, Freude und Leid nur einen Inhalt gehabt hatte, den Gedanken an den da, den Mann, von dessen Stirn einstmals, vor Jahren, die Zukunft wie in goldenen Buchstaben geleuchtet hatte, und der jetzt, dem äußeren Anschein nach, wie die strahlende Erfüllung all' jener Verheißungen, vor ihr stand. Dem äußeren Anschein nach — denn die Augen, die auf den Mann blickten, waren die einer Frau, und die Frau hat für den Mann, den sie liebt oder was vielleicht dasselbe bedeutet, den sie haßt, einen hellseherischen Blick, sieht ihn durch und durch, Leib, Seele, Organismus und Alles, Alles, Alles in einem einzigen Augenblick.

Darum, in den zwei Sekunden, während deren die Augen dieser aus der Ohnmacht zurückkehrenden Frau den Mann dort angesehen, hatten sie an dem Manne die Lebensgeschichte von fünfzehn Lebensjahren herunter gelesen, waren sie den Falten auf seiner Stirn nachgegangen, wie Vögel, die durch Ackerfurchen sausen, hatten die Falten gezählt, hatten sie gemessen auf ihre Tiefe, geprüft auf ihre Herkunft, ob Sorge sie gerissen hatte oder Gram, und was für Sorge, was für Gram. Und sie hatten viel zu zählen, tief zu messen gehabt. Da, wo einst die goldenen Buchstaben gestanden hatten, stand jetzt in eindringlicher Schrift zu lesen, daß dieser mit Orden besternte, mit Bändern geschmückte Lebensglanz nicht umsonst erworben worden war. Nein, wahrhaftig. Sondern im Gegentheil, theuer! Sehr theuer! Das las die Frau von der Stirn, das verrieth ihr noch jemand. Wer verrieth es ihr? Die Augen da drüben sagten es ihr, die vor fünfzehn Jahren so berauschend gesprochen, so berückend, und die jetzt eine so leise Sprache redeten, eine so müde, beinah lallende, eine Sprache, die eigentlich nur ein Wort noch besaß, ein einziges, das auch nur Eine, nämlich die Frau da, verstand: „Sehr theuer habe ich bezahlt! Und was ich dafür bezahlt habe — weißt Du's?"

Ja — sie wußte es. Darum hastig riß sie die Blicke von ihm los, stand vom Stuhle auf, dankte Allen, die ihr geholfen hatten: „Nur eine Schwäche war es gewesen, eine vorübergehende, weiter nichts“ — wollte stark sein und war wieder stark. Und so, ohne rechts oder links zu sehen, ging sie starken Schrittes dahin, wo ihr Hamster stand, streichelte ihn über den runden Kopf, und als er sie fragend ansah, sprach sie auf ihn herab, und ihre Stimme zitterte nur noch ein wenig: „Sei ruhig, es ist nichts, es ist nichts.“

Die Gruppe, in der sie jetzt mit ihrem Jungen stand, war nur eine unter vielen; die Einsegnungs-Handlung war, während sie mit der Ohnmacht rang und aus ihr zurückgerufen wurde, zu Ende gelangt; noch ein Vers aus dem Gesangbuch war gesungen worden, und während nun der Organist vom Orgelchor herab eine Schlußfuge durch die Kirche brausen ließ, erhob sich Alles, was bisher gesessen hatte, von seinen Plätzen, und was getrennt gewesen war, kam zu einander.

Die eben eingesegneten Knaben traten zu ihren Eltern, die Eltern kamen ihnen entgegen; der Raum vor dem Altar füllte sich mit halblaut redenden und flüsternden Gruppen, in denen man Knaben mit freudig und feierlich verklärten Gesichtern sah, die aus den Armen des Vaters in die der Mutter, von Umarmung zu Umarmung gingen.

Einen schroffen, beinahe schneidenden Gegensatz zu dem großen, leisen Liebesfeste, das dort begangen wurde, bot eine Gruppe, die ganz zu oberst, in der Höhe des Hochaltars, stand, die Gruppe, die der General mit den Seinigen bildete. Sie bestand aus drei Köpfen, dem General, der länglichen Dame in schwarzer Seide, und dem Knaben, der vorhin durch seine schlanke Gestalt, durch sein auffallend schönes, ernstes Gesicht die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte und der jetzt verlegen, mit gesenktem Haupt und hängenden Gliedern, zwischen den beiden Erwachsenen stand.

Hier gab es kein Umarmen und Küssen, und wenn man die Persönlichkeiten genauer ansah, begriff man das: die längliche Dame, deren knatterndes Seidenkleid bei jeder Bewegung ein Geräusch von sich gab, als ob es wie ein zu straff gespannter Bogen Papier zerbersten und zerreißen würde, hatte schon vorher, während der heiligen Handlung, keine übermäßige Theilnahme bekundet; seitdem aber der eben beschriebene Vorgang, das Ohnmächtigwerden der schönen, bleichen Frau erfolgt war, hatte sich ihrer eine ganz sonderbare Aufgeregtheit bemächtigt. Ihre Augen durchflogen nach allen Richtungen die Luft, und wenn der Knabe versucht hätte, sie zu umarmen, würde sie vielleicht nicht einmal verstanden haben, was er wollte. Und an Zärtlichkeiten schien auch der neben ihr stehende General nicht gerade zu denken, der, mit ernsten, beinahe finsteren Blicken vor sich hin starrend, ganz mit eigenen Gedanken beschäftigt und in ihnen verloren erschien. Ihn zu umarmen und zu dem Menschen heran zu gelangen, den dieser Panzer von Ordenssternen verdeckte, wäre auch kein leichtes Stück Arbeit gewesen; man hätte befürchten müssen, daß man sich Nase und Gesicht an den metallenen Zacken zerriß. So sah es nicht viel anders aus, als ständen die drei eigentlich nur des Anstandes wegen dort, weil es nun einmal der Anstand verlangte, daß Angehörige und Confirmanden noch ein

Veilchen bei einander standen, wie es das Herkommen der Gesellschaft verlangt, daß man sich, wenn die Zeit zum Auseinandergehen gekommen ist, scheinbar immer aus der angeregtesten Unterhaltung heraus reißt. Die schwarze, knatternde Frau sprach mit eifrig, aber unhörbar plappernden Lippen auf den General ein, der ihr zuhörte, ohne etwas zu erwidern, vielleicht sogar, ohne zu vernehmen, was sie sagte. Der Knabe, den das verlegene Schweigen anscheinend zu bedrücken anfing, hob langsam das Haupt und richtete die Augen auf die Gruppen dort vor ihm, wo seine Kameraden Liebe eintauschten und glücklich waren.

Ob dieses Bild es war, was ihn beunruhigte, weil es ihm zeigte, was ihm fehlte? Jedenfalls wurde er plötzlich unruhig. Eine der Gruppen schien es zu sein, die seine Aufmerksamkeit anzog. Seine Augen gingen hin, kamen wieder zurück, gingen wieder hin, kamen wieder noch einmal zurück, mehrere Mal, als dürften seine Augen den Weg nicht gehen, als thäten sie etwas Unerlaubtes, indem sie hinüber gingen, und als könnten sie doch nicht anders. Man sah, welch' eine Qual ihm das bereitete. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn, so daß er mit der Hand sich die Stirn trocknen mußte. Und plötzlich wurde der quälende Drang, so sah es aus, stärker als seine Willenskraft; ein Schauer, wie er ihn vorhin schon einmal überflogen hatte, schüttelte seine Glieder, und wie von einem Uhrwerk getrieben, setzte er sich plötzlich in Bewegung, verließ den Fleck, wo er stand, und starren, beinahe stieren Blickes ging er mit kurzen Schritten an dem Altar vorbei auf die Gruppe zu, wo die blasse Frau mit dem dicken, kleinen Jungen stand.

„Wo geht er hin?" In seinem Rücken hörte er die schrille, gedämpft kreischende Stimme der Tante, die diese Worte hinter ihm drein rief. Er achtete nicht darauf. Wenn sich in diesem Augenblick das Gewölbe der Kirche aufgethan und Gottes Stimme herab gedonnert hätte: „Bleib," er hätte nicht darauf geachtet, wäre nicht stehen geblieben, wäre weiter gegangen, den Gang, den er gehen mußte, zu der Frau, zu der er mußte, zu der er mußte. Und in dem Augenblick zuckte Frau von Carstein. die, noch zu ihrem Hamster hernieder gebeugt, auf nichts Anderes geachtet hatte, auf, daß es aussah, als ob sie wankte. Und es sah nicht nur so aus, sie wankte wirklich, taumelte, beinahe umgerissen von zwei Armen, die sich jählings, mit rasender, schier sinnloser Gewalt um sie warfen und sie umschlangen.

„Herr — Gott" — unwillkürlich rang sich ein unterdrückter Schrei von ihren Lippen. Das todtenblasse, von kaltem Schweiß bethauete Gesicht an ihre Brust gedrückt lag der Knabe an ihr, sich mit den Armen um sie klammernd, als wären die Arme nicht Fleisch mehr und Knochen, sondern Eisen und Stahl gewesen. Die Augen zu ihr erhebend mit einem schwimmenden brechenden Blick, die Lippen bewegend, ohne daß es zunächst möglich war, zu verstehen, was die Lippen sagten, bis daß ein stöhnendes, ächzendes Wort verständlich wurde: „Ich kann nicht mehr! Ich kann nicht mehr!"

Als die Frau, die im ersten Schreck den Knaben von sich hatte losreißen, hatte abschütteln wollen, dieses Wort in diesem Ton vernahm, als sie den Verzweiflungssturm gewahrte, der dieses junge Menschengeschöpf in ihren

Schoß warf, stand ein Gefühl in ihr auf, das sie vergessen ließ, daß sie sich in der fremden Kirche unter fremden Menschen, daß sie sich gegenüber dem Manne befand, dem gegenüber sie von dem Knaben nichts hatte wissen wollen, ein Gefühl, das sie Alles vergessen ließ, was herkömmlich und eng und klein und elend und erbärmlich war, und nur eins in ihr lebendig ließ, eine große, allmächtige Liebe.

Mit der Bewegung, mit der sie sich über ihn gebeugt hatte, damals, vor Monaten, in der Hoditzstraße zu Potsdam, die ihm eine Empfindung hinterlassen hatte, wie das Zuthalströmen einer sich über ihn ergießenden warmen, duftenden Welle, senkte sie das Haupt zu dem Knaben herab, sodaß ihre Wange auf seinem Gesicht lag; sie umfing ihn mit den Armen, schob mit den Lippen sein Gesicht zurecht, so daß sein Ohr an ihrem Munde war, und „Kind", hauchte sie ihm zu, „mein Kind, mein armes Kind!"

Als ihm der Ton dieser Stimme, dieser tiefen, klangvoll süßen Stimme zum Ohr drang, und mit ihm zugleich die Erinnerung an die Seligkeit, die er einst genossen und die ihm dann verloren gegangen war, er wußte nicht warum, wußte nicht, um welche Schuld, brach die mühsam aufrecht erhaltene Kraft des Knaben zusammen. All' das Leid, das diese lautlose Seele Wochen lang, Monate lang in sich hinunter und hinein gewürgt hatte, drang in einem Thränenstrom zu Tage, einem unaufhaltbaren, der um so vernichtender wirkte, weil der Knabe, in seiner unüberwindlichen Scheu vor öffentlicher Zurschaustellung, auch jetzt noch bemüht war, jeden allzulauten Schmerzenston zu unterdrücken, so daß sein Weinen zu einem beinah lautlosen, an den Todeskampf gemahnenden Schluchzen und Würgen wurde. Und diesem ganzen Vorgang, der sich so leise abspielte, daß von den übrigen Anwesenden kaum Einer ihn bemerkte oder irgendwie beachtete, sah von der Stelle, wo er vorhin gestanden hatte und auch jetzt noch stand, der General zu.

In Gedanken verloren, hatte er kaum darauf geachtet, daß der Junge seinen Platz verließ. Als dieser sich sodann auf die Frau zustürzte und sie umarmte, war die Frau an seiner Seite, seine Schwester, aufgefahren, als wenn sie dazwischen springen und den Jungen zurückreißen wollte. Mit einem Griff aber hatte der General sie an der Hand gepackt und festgehalten. „Unter keinen Umständen!" Bei der Gemüthsverfassung, in der sich der Junge befand, wäre zu befürchten gewesen, daß er Widerstand leistete, und dann war der Scandal, der öffentliche Scandal fertig. Jetzt also mußte man der Sache ihren Lauf lassen. Die Frau schien nicht damit einverstanden; man sah, wie sie immer wieder und immer eindringlicher auf ihren Bruder einredete, wie dieser anfänglich nur kopfschüttelnd, kurz abgerissen, endlich gar keine Antworten mehr gab, dabei aber immer mit einem gebieterischen Ausdruck im Gesicht: „Du gehst nicht hinüber! Bleibst, wo Du bist!" Bis daß die Dame, deren Backen jetzt wie rothglühende Plättbolzen leuchteten, nachdem sie einen letzten, geradezu giftigen Blick auf die Frau drüben geschossen hatte, kurz Kehrt machte und geräuschlos nach der Seite verschwand.

Von diesem Blick, der ihr gegolten, hatte die Frau nichts bemerkt. Für sie war in diesem Augenblick nichts auf der Welt vorhanden, als der Knabe

da in ihren Armen, dessen schluchzende Brust an ihre Brust stieß, dem sie ansah, anhörte und fühlte, daß er wirklich „nicht mehr konnte, nicht mehr konnte“. Ein Gefühl von Schuld, die sie an ihm begangen, ein unaussprechliches Mitleid übermannte sie, auch ihre Thränen begannen zu fließen und mischten sich, wie ein sanfter Thau, mit der heißen Fluth, die von seinen Augen brach.

Und diesem Bilde, wie sie, der erbarmenden Liebe gleich, über das verzweifelte Kind, über sein Kind gebeugt stand, sah der Vater dieses Kindes lautlos, regungslos zu, an den Platz gebannt, wo er stand, unfähig, heranzutreten, weil er fühlte, daß er nicht hineingehörte zwischen die Beiden, unfähig, hinwegzublicken und hinwegzugehen, weil in seiner Seele, in seinen Gliedern ein Gefühl war, als ginge in seiner Seele und in seinen Gliedern etwas zu Ende, das er für unversiegbar gehalten hatte, als wenn das Leben, das ihm bisher wie eine Magd nachgelaufen war, plötzlich nicht weiter mit wollte, als wenn es aufsässig geworden wäre, und zum Zeichen, daß es von nun an sein Feind sei, ihm diesen Vorgang vor Augen führte, diesen symbolischen Vorgang.

Von ihm hinweg lief sein Junge! In dem Augenblick, wo alle diese Knaben, diese Altersgenossen seines Sohnes, zu Vater und Mutter herankamen, sich zärtlich an sie schmiegten, um den Bund der Zusammengehörigkeit mit ihnen zu erneuen lief sein Junge von ihm fort! Warum? Weil diese Stunde zu feierlich war, um zu lügen, und weil es gelogen gewesen wäre, wenn er zu seinem Vater gesagt hätte „ich liebe dich“. Von dem Vater, der seine Mutter geheirathet hatte, nicht weil er sie liebte, sondern weil er ihr Geld brauchte, der ihn, den Sohn des ungeliebten Weibes, auch nicht geliebt, dem sein streberischer Ehrgeiz keine Zeit gelassen hatte, danach zu fragen, was der Junge brauchte, wohin seine Anlagen ihn wiesen, sondern der ihn, weil es ihm so am bequemsten war, zu einem Leben commandirt hatte, das gar nicht sein angeborenes Leben war, von ihm lief dieser Junge, sein Junge, in heulender Verzweiflung fort, weil er es nicht mehr aushielt bei ihm, weil er in dieser Stunde, wo Alles Liebe fand, auch Liebe haben wollte, auch Liebe brauchte. Und wer war es, zu dem er flüchtete, an den er sich klammerte in seiner hülflosen Noth? Die Frau, die ihn geliebt, als sie noch jung war, die auch er geliebt hatte, als er noch nicht von Ehrgeiz versteinert, als das Blut in ihm von Habsucht noch nicht vergiftet gewesen war, die Frau, die einstmals ein Mädchen gewesen war, ein liebreizendes Geschöpf, die ihm Alles, was die Natur ihr verliehen, auf offenen, vertrauenden Händen entgegengetragen hatte, „da hast Du, da hast Du,“ der er mit Wort, Gebärde und Blick geantwortet hatte: „ich nehme an und gebe wider“ und der er nichts widergegeben, die er belogen und betrogen und die er hatte dahin gehen lassen an ein liebeleeres, elendes, klägliches Leben!

Alles, was im Leben von ihm Liebe zu fordern gehabt und keine Liebe empfangen hatte, da stand es, in diesen Zweien zu einander gedrängt, die einander umarmten, wie zwei Menschen, die, vom Schneesturm überfallen, sich noch einmal umarmen, bevor der eisige Frost ihnen die erstarrenden Arme

lähmt. Und er war es, von dem der tödliche Frost über diese beiden hingegangen war! Er war das Eis gewesen, und nun umgab die Eiswüste ihn selbst. Denn indem er diese Frau ansah und nicht ablassen konnte, sie anzusehen, wie sie sein an seinem Herzen erfrorenes Fleisch und Blut an dem ihrigen aufnahm und wärmte, wie sie dem Jungen zuredete, ihn streichelnd liebkoste, all' die süße Zärtlichkeit über ihn dahin gehen ließ, die nur eine innerlich liebreiche Frau dem Menschen darzubringen vermag, erschien ihm diese Frau mit den Kummer- und Sorgenfalten im verblühten Gesicht, mit dem angegrauten Haar und den verhärmten Gliedern, so edel, so großartig schön, so viel schöner noch als damals, als sie ihm als Mädchen entgegen gekommen war, daß es ihm war, als stände sein ganzes bisheriges Leben mit einem heulenden Schrei hinter ihm auf: „Verloren und verthan! Verloren und verthan!" Ob es die Nachwirkung von dem Nervenleiden war, für das er im Süden Heilung gesucht hatte, oder ob dieses stumme Zuschauer-spielen-müssen ihm unerträglich wurde — der Mann machte plötzlich eine Bewegung, als wollte er nach einem Stuhle greifen, als müßte er sich setzen.

Hatte die Frau diese Bewegung bemerkt? Beinahe sah es so aus. Mit sanfter Gewalt löste sie die Arme des Knaben, die noch immer um ihren Leib geschlungen lagen, dann sprach sie auf ihn ein, so leise, daß nur er es verstehen konnte, aber eindringlich, wie man zu Jemandem spricht, dem man zu einem schweren Entschluß zuredet. Das, was sie von ihm verlangte, war, daß er zu seinem Vater gehen sollte.

Sie schien nicht viel Glück zu haben. Die Augen zur Erde gesenkt, stand der Junge vor ihr; die von Natur verschlossenen Züge sahen wie vermauert aus; ein Ausdruck von trotziger Verbissenheit, von mißtrauischer Angst verliehen ihnen etwas geradezu Feindseliges. Er war sich bewußt, daß er mit seinem Fortlaufen vorhin, zu der Frau hinüber, zu der es ihm verboten worden war, zu gehen, gegen den Willen des Vaters gehandelt hatte; die Regungslosigkeit des Vaters, der fortwährend zu ihm und der Frau herüberstarrte, deutete er dahin, daß sich dort ein Ungewitter sammelte, das nachher in zornigem Ausbruch auf ihn herunter kommen würde; er fürchtete sich. In dieser Noth griff er plötzlich mit beiden Händen nach der Hand der Frau und hob die Augen zu ihr auf. „Komm mit hinüber," sagten die stummen Augen, „schütze mich. Ohne Dich gehe ich nicht."

Die Frau erschrak. Das war nicht ihre Absicht gewesen, und nun fühlte sie sich gefangen.

Als sie den Jungen aufforderte, zum Vater zurückzugehen, hatte sie es gethan, weil sie in dessen Seele fühlte, daß der Vorgang für ihn furchtbar peinlich war, weil es ihr widerstrebte, unfreiwillig Veranlassung zu einer ihn beschämenden Lage zu werden. Jetzt aber wurde der peinliche Zustand zu einem unerträglichen; der Vorgang fing an, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen; Aller Augen wendeten sich auf den General und ebenso auf sie und den Knaben. Sie biß die Zähne zusammen; es mußte sein.

Mit aller Gewalt kämpfte sie die glühende Röthe hinab, die über ihre Wangen aufschießen wollte, zwang ihrem Gesicht einen so gesellschaftsmäßig

gleichgültigen Ausdruck auf, als ihr nur möglich war, und so, den Knaben an der Hand, trat sie auf dessen Vater zu.

Der General kam ihr zwei Schritte entgegen. Von dem ganzen Vorgang, wie sie auf den Jungen eingeredet, wie dieser nach ihrer Hand gegriffen, wie sie gezögert und sich endlich entschlossen hatte, war ihm nicht der kleinste Theil entgangen. Er fühlte, daß das, was sie jetzt that, ein Opfer, nichts Anderes, nichts Geringeres war; zu Allem, was er vorhin empfunden, indem er sie von der Seite ansah, kam ein Gefühl hinzu, das an Bewunderung grenzte, und es mischte sich damit noch ein Bewußtsein, das ihn seltsam ergriff: solch ein Opfer brachte sie ihm!

So gesellschaftsmäßig correct, wie sie herankam, mit einer Verbeugung, ging er ihr entgegen, dann standen sie, den Knaben zwischen sich, nach fünfzehn Jahren zum ersten Male einander wieder gegenüber, und während ihre Seelen von beiden Seiten an den Abgrund der zwischen ihnen liegenden Vergangenheit herantraten und sich von hüben und drüben mit hohlen Gespensteraugen anstarrten, hätte es für Unbetheiligte so aussehen können, als wäre sie eine Verwandte, vielleicht eine Cousine des Generals gewesen, die dem Jungen irgend ein Geschenk zur Einsegnung gemacht hatte, wofür ihr von diesem in so beinahe überschwenglicher Weise Dank zu Theil geworden war, und worüber sie sich jetzt, beinahe lächelnd, mit dem Papa des Jungen unterhielt.

Ihr aber war nicht zum Lächeln zu Muthe. Ihr nicht, und dem Manne ebensowenig.

Der Weltverkehr, in dem er sich bewegt hatte, während die Frau fern von der Welt in ihrer stillen Hoditzstraße hauste, gab ihm in diesem beklemmenden Augenblick eine Geschmeidigkeit, die ihr nicht zu Gebote stand. Er hielt die Augen auf sie gerichtet, während sie, unfähig, ihm ins Gesicht zu sehen, den Blick senkte und irgend wohin, nur nicht auf ihn sah.

Innerlich ruhiger als sie war aber auch er nicht. Es mußte etwas zwischen ihnen gesprochen werden, wenn die Neugierigen, die von rechts und links auf sie blickten, bei dem Glauben erhalten werden sollten, daß es sich zwischen ihnen um etwas Gleichgültiges handelte. Als er jedoch zum Sprechen ansetzte, war ihm zu Muthe, als hätte er glühendes Blei im Halse, und er konnte nicht.

Dann aber überlegte er, daß er nahe daran war, sich durch sein blödes, stummes Starren lächerlich zu machen, er, der Erste hier am Platze! Der Gedanke wirkte auf ihn wie ein Sporenhieb. „Ich habe mich zu bedanken — gnädige Frau," fing er an, und bei dem „gnädige Frau" klang es, als wollte die heisere Stimme ihm in den Hals zurückkriechen und nicht wieder hervorkommen —, „zu bedanken, daß Sie — sich gegen meinen Sohn so liebenswürdig bezeigt und — ihm erlaubt haben, an den Sonntagen zu Ihnen zu kommen und — die Sonntage bei Ihnen zuzubringen."

Wahrscheinlich hatte er auf eine Erwiderung gerechnet. Aber es erfolgte keine, als er schwieg. Das Einzige, was erfolgte, war, daß sich über das Gesicht der Frau ein ganz merkwürdiger Ausdruck verbreitete. Ihr Hals streckte sich unwillkürlich hinaus, wie bei einem Menschen, der in die Ferne

lauscht, ihre Augen weiteten sich, und über ihre Züge senkte sich etwas Nachdenkliches, Träumerisches. Zum ersten Mal seit fünfzehn Jahren hörte sie die Stimme wieder. Seine Stimme!

Freilich diese Stimme hier, diese metalllos heisere, nervös abgespannte, hatte kaum etwas mehr gemein mit dem vibrirenden Wohllaute, der aus der Brust dort gekommen war, als sie noch jung war. Aber trotz alledem — er war es! Er sprach zu ihr! Durch eine Schicksalsfügung, der sie auf keine Weise hatte aus dem Wege gehen können, stand der Mann, beinahe Hand an Hand, ihr wieder gegenüber. Ja, Schicksal! Aller Selbstbeherrschung zum Trotz stieg das Erröthen, wie eine heiße Welle, ihr wieder ins Gesicht, langsam vom Halse herauf, über die Wangen, bis in die Schläfen, und hauchte eine Befangenheit über ihre Züge, die ihr einen fast jugendlichen Liebreiz verlieh. Für einen Augenblick sah es so aus, als wenn alle Herbheit, alle Härten, die fünfzehn Jahre bitterer Lebenserfahrung in ihre Züge geätzt hatten, in der lichten Wärme, wie in einer edlen Metalllösung, zerschmölzen, als wenn unter dem Gesichte der Frau noch einmal, wie ein Traumbild, das holde Mädchengesicht aufglühte, das ahnungslos wie die Sonne, die am Morgen eines Schlachttages aufgeht, dem Leben entgegengelacht hatte.

Für einen Augenblick — denn in der nächsten Secunde stand aus ihrer leidenschaftlichen Natur ein Gedanke auf, der eine neue, beinah finstere Falte in ihre Stirn riß: der Mann bedankte sich, daß sie seinen Jungen Sonntags hatte zu sich kommen lassen, und dabei wußte sie doch, daß es ihm ganz unlieb gewesen war, daß er kam, daß er dem Jungen verboten hatte, fürder zu ihr zu gehen. Also, was war denn das? Nichts weiter, als eine hohle gesellschaftliche Höflichkeit. Eine Verlegenheitsredensart! Nach fünfzehn Jahren das erste Wort von ihm eine Lüge!

Gut, daß das jetzt noch kam, jetzt, wo sie wieder einmal drauf und dran gewesen war, das falsche Geld als echtes einzustecken!

Ein hartes Lächeln verzog ihre Lippen, und ohne ihn anzusehen, das Haupt zur Seite gewendet, sagte sie: „Eure Excellenz wissen wohl ebenso gut, wenn nicht noch besser als ich, daß ich diesen Dank nicht verdiene, da Ihnen kaum ein Gefallen damit geschehen sein dürfte, wenn Ihr Sohn zu mir gekommen ist."

So stockend vorhin seine Worte, so klar und zusammenhängend waren diese ihre Worte herausgekommen. Er schwieg. In ihr aber war das dunkle, heiße Grundwasser der Seele in Bewegung gerathen und spritzte noch einmal auf: „Meinerseits," fuhr sie fort, „muß ich vielmehr um Entschuldigung bitten, daß ich es zugelassen habe, daß mein Junge Ihren Herrn Sohn auf der Ferienreise begleitet hat. Die Knaben waren Freunde geworden, und Ihr Herr Sohn bat darum, und —" sie war dicht daran gewesen, zu wiederholen, was der Junge ihr gesagt hatte, daß das Geld sein Geld, nicht das seines Vaters sei; aber sie brach ab und sagte es nicht. Denn indem sie die letzten Worte sprach, hatte sie die Augen zu dem Manne erhoben, hatte ein fahles Gesicht, in dem fahlen Gesicht ein paar dunkle, hohle Augen, und hatte mit einem Male gesehen, daß ein kranker Mann vor ihr stand. Darum sagte

sie dieses Letzte, Häßliche, Entsetzliche nicht, sondern mit einer hastigen Bewegung streifte sie die Hände des Knaben ab, die immer noch an ihrer Hand hingen, verneigte sich kurz, mit einer zuckenden Bewegung des Hauptes, gegen den General, ging raschen Schrittes zu ihrem Jungen hinüber und, den Hamster an der Hand, ohne sich umzusehen, verließ sie die Kirche.

Von der Kirche, ohne Aufenthalt, ging es auf den Bahnhof. Ein Zug nach Potsdam stand gerade bereit. Eilend, als wenn sie verfolgt würde, stieg sie ein, der Hamster hinter ihr drein, und alsdann, während der ganzen Fahrt, sprach sie kein Wort. In die Fensterecke gedrückt, den Schleier vor das Gesicht gezogen, als sollte Niemand sehen und erkennen, was in ihrem Gesicht vorging, starrte sie in das vorüberflirrende Gelände hinaus, so in sich versunken, daß, als sie in Potsdam angekommen waren, der Hamster sie anstoßen mußte, „Mammi — wir sind ja da."

„Also woll'n wir nach Haus gehen," sagte sie, und indem sie aufstand, zuckten ihre Schultern, und ihre Worte klangen wie die eines Fieberkranken, der sich nach seiner warmen Stubenecke sehnt, weil der Frost ihn schüttelt.

Auch zu Hause wurde sie nicht redseliger. Schweigend saß sie neben ihrem Jungen, während dieser sich das Essen schmecken ließ. Dann schenkte sie ihm ein paar Groschen Geld, damit er beim Conditor in der Stadt Kaffee trinken gehen könnte. Es sah so aus, als wollte sie ihn los sein, als wollte sie allein sein, und nachdem er sie verlassen hatte, ging sie in ihr kleines Zimmer, setzte sich an den Platz, an dem sie zu sitzen pflegte, wenn die schweren Gedanken zum Besuch zu ihr kamen, an den Schreibtisch, riß die Schubfächer auf, aus den Schubfächern die alten Briefe, streute sie auf den Schreibtisch, als wenn sie darin lesen wollte, las aber nicht, sondern nachdem sie eine Zeit lang, wie geistesabwesend, über die Briefe hingeblickt hatte, stand sie auf, setzte sich auf das schmale Sopha unter dem dürftigen Spiegel, drückte beide Hände vor das Gesicht und fing an zu weinen, zu weinen, zu weinen. —

Eine furchtbare Last, ein Jammergefühl erdrückte ihr die Brust. Mit dem trostlosen Jammer mischte sich die Reue — sie hatte ein Gefühl, als hätte sie ein Verbrechen begangen. Wie kam das? Und woher? Als sie vorhin zu ihm sprach, war sie doch ihrer Sache so sicher gewesen, hatte so genau gewußt, daß sie recht hatte, und jetzt? —

Aber freilich, vorhin, als sie zu sprechen anfing, hatte sie das noch nicht gesehen, was sie erst nachher sah, was sie jetzt immerfort im Geiste vor sich sah, gar nicht aufhören konnte, zu sehen: das fahle Gesicht mit den hohlen Augen! Mit den Augen, die so aussahen, als wenn der Mann etwas hätte sagen wollen und nicht im Stande gewesen wäre, zu sprechen. Als wenn er hätte sagen wollen, „ich weiß ja, daß Du das Recht hast, so gegen mich zu sein, wie Du bist, so zu mir zu sprechen, wie Du sprichst — aber — ich hatte gedacht —" So, Du hattest gedacht? Was hattest Du gedacht? Daß ich nach fünfzehn Jahren Hölle, in die Du mich gestoßen, auf Dich zukommen würde: „ah sieh da, wie erfreut, Sie einmal wieder zu sehen? Und was Sie Alles in der Zeit geworden sind, General und Excellenz! Und was für Orden Sie bekommen haben! Großartig! Großartig! Ich gratulire!" Ja, hattest Du

gedacht, daß ich so sein, so sprechen würde? Ja? Nun, so ist's mir lieb, daß ich Dir gezeigt habe, Du hast Dich geirrt, daß ich Dir ins Gesicht — und da war das Gesicht wieder vor ihrer Seele — daß sie's nicht los werden konnte, das Bild! Das Gesicht mit den dumpfen, trostlosen Augen, in denen so etwas Merkwürdiges gewesen war, als wenn sie in den Augenhöhlen zitterten, das erloschene Gesicht eines erlöschenden, eines kranken Mannes. Und dieser Mann, das war er! Dieser im Winterfrost verödende Mensch, das war der, der einst wie der Frühlingssturm über sie dahergekommen war! Und diesem Unseligen, den Niemand liebte, dem sein eigenes Kind schaudernd davonlief, hatte sie ihre leidenschaftlichen Worte wie heiße Eisenstücke ins Gesicht geworfen! Ins Gesicht geschlagen hatte sie den kranken Mann! Ob es denn auch die Wahrheit war, daß er dem Jungen verboten hatte, zu ihr zu kommen? Ob das nicht alles vielleicht erlogen gewesen war von dem Weibe, seiner Schwester, dieser Tante Ida? Und wie sie die Hände des Jungen von sich losgerissen hatte! So heftig, so rauh, so wild! Wie sie davongegangen war, ohne sich ein einziges Mal noch umzusehen! Auch nach dem Jungen nicht, dem „Herrn Sohn", wie sie ihn genannt hatte! Welch böser Teufel hatte sie denn nur getrieben, daß sie so von dem Jungen sprach? Hatte sie denn nicht bemerkt, was der arme Junge für große, entsetzte Augen machte, als sie ihn so nannte? Vor ihrer Seele malte sich das Bild, wie die Beiden ihr nachsahen, Vater und Sohn, indem sie von ihnen hinweg aus der Kirche ging; wie sie ihr nachsahen in dumpfer, rathloser Betäubung, beide stumm, keines Wortes fähig, und in beiden ein und derselbe Gedanke: „Nun ist Alles aus." War es ihr nicht neulich erst, hier an der Stelle, wo sie heute saß, zum Bewußtsein gekommen, daß sie das Schicksal alles dessen sei, was Drebkau hieß? Hatte sie nicht, als sie aus der Ohnmacht erwachte, den lechzenden Blick gesehen, mit dem der Mann an ihrem Gesichte hing? Hatte sie nicht in dem Augenblick wieder gefühlt, daß eine Naturgewalt in Allem war, was Drebkau hieß, zu ihr hin zu müssen? Trotz aller Zeit, die inzwischen vergangen, trotz allen Dingen, die inzwischen geschehen, doch immer und immer wieder zurück zu müssen zu ihr? War sie nicht die Einzige in weiter Welt, die vermitteln konnte, Eintracht stiften konnte zwischen diesem Vater und diesem Sohn? Und nun war sie von ihnen gegangen, hatte sie sich selbst überlassen, die Beiden, die nicht mit einander sprechen konnten, in ihrem gegenseitigen grauenvollen Schweigen! Wenn nun dieser Sohn zu Grunde ging an diesem Vater, dieser Vater an diesem Sohn — was dann? Auf wen dann die Schuld? Auf wen? Auf wen? —

Der Orkan, der wieder einmal durch die Frau dahin gegangen war und alle Tiefen dieser leidenschaftlichen Natur aufgewühlt hatte, war vorüber gebraust und hatte eine dumpfe Stille, eigentlich eine Oede, in ihr zurück gelassen. Für den armen Hamster, der die großen Sommerferien bei der Mutter zubrachte und für den es in diesem Jahre keine Reise nach der sächsischen Schweiz gab, gestaltete sich die Zeit zu einer beinahe trübseligen. Nur sein angeborener glücklicher Humor und das für jeden Schuljungen an

und für sich schon beseligende Bewußtsein, daß er frei war, trugen ihn über die schweigsamen Stunden neben der schweigsamen Mutter hinweg.

Vier Wochen nach Ablauf der Ferien, als es schon Herbst geworden war, kam er wieder nach Potsdam, und diesmal mit einem langen Gesicht: Georg von Drebkau war nach dem Schluß der Ferien nicht wieder ins Cadettencorps zurück gekommen.

„Warum hast Du mir denn das nicht geschrieben?" Das war die erste Empfindung, die aus ihr hervor brach.

Eine auskömmliche Erklärung, warum er es unterlassen, wußte der Hamster eigentlich nicht zu geben; Briefe lagen seinem Ideenkreise so fern, daß, wenn nicht Jemand dazu trieb, er überhaupt nicht dazu kam. Und der, welcher ihn früher getrieben hatte, war eben nicht mehr da.

„Warum ist er nicht wieder gekommen? Weißt Du's?"

Genau wußte es der Hamster nicht; er hatte nur gehört, was man sich erzählte.

„Also, was erzählt man?"

Man erzählte, der Papa von ihm, der General, habe an den Commandeur des Cadettencorps geschrieben, der Arzt hätte verboten, daß Georg von Drebkau jetzt schon zurück käme.

„Der Arzt? Doctor von Barnim?"

Der Hamster sah sie an.

„Ach so" — es fiel ihr ein — von Doctor von Barnim hatte ja der Andere gesprochen. Sie merkte, wie erregt sie war.

„Also ist er krank?"

Man erzählte, er sollte eine Kur brauchen.

„Also ist er krank. Was fehlt ihm?"

Der Hamster hatte so etwas von Krampfanfällen gehört.

Krampfanfälle — wo soll er denn die Kur gebrauchen? Hat man ihn in ein Bad gebracht?"

So etwas hatte der Hamster gehört.

„Wohin?"

Das wußte der Hamster nicht.

„Ist sein Papa mit ihm gegangen?"

Wußte der Hamster auch nicht.

Und damit endete sein Bericht, und die dürftigen Nachrichten, die er ausgekramt hatte, waren eigentlich schlimmer als nichts, der Auftact zu einer Erzählung, dem keine Fortsetzung folgte, so daß man nicht erfuhr, was daraus wurde. Nur daß es sich nicht um eine Erfindung, sondern um Wirklichkeit handelte. Die düstere Stille, die in der Frau gebrütet hatte, verwandelte sich in eine dumpfe Erregung. Jeden Morgen griff sie von jetzt an nach der Zeitung, um zu suchen, ob Nachrichten über den General von Drebkau darin ständen, ob er auf Urlaub gegangen oder von Urlaub zurückgekehrt sei. Und ob vielleicht daraus zu erfahren war, wohin und zu welchem Zweck er gegangen war. Aber die Zeitungen schwiegen, die Drebkaus schwiegen — natürlich, nach dem Abschied in diesem Sommer war es wohl begreiflich, daß sie nicht

zu sprechen wagten — kein Laut drang zu ihr, und nur das lastende Gefühl sagte ihr, daß fern von ihr sich etwas Unheimliches, vielleicht Schreckliches, ereignete.

So hart wie der Winter, der in diesem Jahre frühzeitig einsetzte, war ihr noch kaum je ein Winter erschienen; so unter der weißen Decke hatte sie sich noch nie erstickt gefühlt wie in diesem Jahre, als der Schnee sich in den Straßen häufte und jedes Geräusch tödtete. Tiefe Stille ist nicht immer gut für ein erregtes Gemüth, namentlich dann nicht, wenn das Gemüth auf einen bestimmten Ton wartet, und der Ton nicht kommen will. Weihnachten kam, und nach Weihnachten der Tag, an dem er vor einem Jahre zum letzten Mal bei ihr gewesen war. Wieder stand sie am Fenster, nicht einmal nur, sondern manches Mal, und blickte auf die schneeverstopfte, öde Straße hinunter, in der sie ihn am Abend damals beim flackernden Laternenlicht hatte verschwinden sehen. Das Gefühl, das sie damals überkommen hatte, als er im Dunkel unsichtbar wurde, sich gleichsam auflöste, wäre es also wirklich eine Ahnung, die Vorahnung des Aeußersten und Schlimmsten gewesen? Dann kamen wieder Wochen und gingen vorüber, und keine brachte Nachricht, alle blieben stumm und still und leer. Sobald der Hamster etwas Weiteres hörte, sollte er ihr schreiben, das hatte sie ihm befohlen — aber der Hamster schrieb nicht. Wenn er auf Urlaub herüber kam, wagte sie schon gar nicht mehr zu fragen; er würde ja geschrieben haben, wenn er etwas gewußt hätte. Er wußte eben nichts, und der Junge war nicht wieder da.

So ging der lange Winter langsam mit erdrückender Schwerfälligkeit dahin, und als es Frühling wurde, klingelte es in der Hoditzstraße zu Potsdam an der Wohnung der Frau von Carstein, und die Aufwartefrau, die gerade noch anwesend war, nachdem sie ihren armseligen Dienst bei der einsamen Frau verrichtet hatte, brachte ihr eine Visitenkarte herein: „Oberst von Otthausen".

Ein Name, den sie nie im Leben vernommen hatte.

Völlig fremd auch der Träger des Namens, der ihr jetzt, nachdem sie ihn hatte herein bitten lassen, mit der Befangenheit gegenüber trat, die es dem Menschen bereitet, wenn er einem Unbekannten zum ersten Male nahe kommt und ihm gleich beim ersten Begegnen eine tief intime, beinahe peinlich vertrauliche Mittheilung machen soll.

Oberst von Otthausen hatte seiner Zeit beim Generalstab, in der von dem General von Drebkau geleiteten Abtheilung, gearbeitet. Der General hatte ihm seitdem sein besonderes Vertrauen zugewandt. Im Auftrage des Generals von Drebkau kam er heute zu Frau von Carstein.

Die Frau, die ihn stehend empfangen hatte, bedeutete ihn mit einem Winke der Hand, Platz zu nehmen, während sie sich ihm gegenüber auf ein Ruhebett setzte. Gesprochen hatte sie nichts; er bemerkte, daß sie sehr blaß war und daß ihre Mundwinkel sich herab bogen, wie man es an leidvoll erregten Menschen beobachtet.

„Der gnädigen Frau war es bekannt, daß General von Drebkau einen Sohn hatte?"

Es war ihr bekannt.

„Der General scheint in großer Sorge um diesen Sohn. Gnädige Frau hatten sich des Knaben, als er im Potsdamer Cadettencorps war, mit besonderer Theilnahme angenommen?"

Eine lautlose Neigung ihres Hauptes deutete an, daß er recht haben könnte.

„Der General schreibt mir — schreibt mir — aber vielleicht —" und mit einer gewissen Hast griff der Oberst in die Brusttasche — „ist es am besten, ich lese gnädiger Frau die hauptsächlichen Stellen des Briefes selbst vor? Wenn auch an mich gerichtet, scheint er mir beinahe, und vielleicht noch mehr als für mich, für gnädige Frau bestimmt zu sein."

Sie sagte nicht Ja, nicht Nein, sie richtete nur die Augen auf das Papier in seiner Hand. Da sie nichts dagegen zu haben schien, fing er an, den Brief vorzulesen.

„Lieber Otthausen —"

Hier unterbrach sich der Vorleser, oder vielmehr, er wischte mit undeutlicher Stimme über die einleitenden Sätze des Briefes hin.

„Nur einige mich persönlich betreffende Bemerkungen," erklärte er erröthend, „die sich auf meine besondere Vertrauensstellung zu dem General beziehen und die Motive dafür enthalten, daß er mich mit dieser — allerdings nicht leichten Mission betraut hat."

Mit den Augen suchte er alsdann die Stelle, wo die Mittheilungen allgemeiner Art würden, und hier, mitten im Satze, nahm er die Vorlesung wieder auf:

„. . . aber ich bin an einem Punkt angelangt, wo ich einfach nicht mehr kann. Wenn Ihnen dies wie Verzweiflung klingt, so beurtheilen Sie, bitte, nach den Thatsachen, die ich Ihnen mittheile, ob ich dazu Veranlassung habe und ob ich mir das moralische Recht zuschreiben darf, Sie mit einem Auftrage zu belästigen wie der, den ich Ihnen nothgedrungen aufbürden muß.

„Ich habe, wie Ihnen vielleicht bekannt, einen Sohn; sonstige Kinder nicht. Sie sind unverheirathet; trotzdem traue ich Ihnen zu, daß Sie nachempfinden können, was es heißt, wenn ein Vater sich mit seinem Sohn und einzigen Kinde nicht versteht. Vielleicht gebrauche ich hier einen nicht ganz zutreffenden Ausdruck; von Verstehen oder Nichtverstehen kann man füglich erst gegenüber Erwachsenen oder wenigstens Halberwachsenen sprechen; der Junge aber ist erst vierzehn Jahre alt, mithin eigentlich noch ein Kind. Gerade dadurch aber gestaltet sich die Sache um so peinlicher, es liegt eine instinctive Abneigung vor, und ich sehe keine Möglichkeit, mit Vernunftgründen dagegen zu wirken.

„Ich will ehrlich sein und anerkennen, daß ich nicht ohne Schuld dabei bin. Ich habe mich wohl nicht genug um den Jungen bekümmert. Zum Theil liegt dies daran, daß ich, wie Sie wissen, immer sehr stark beschäftigt gewesen bin, andererseits daran, daß er von frühester Kindheit an ein bis zur Unzugänglichkeit verschlossenes Wesen an den Tag gelegt hat.

„Sei dem, wie ihm sei — es haben sich daraus im Verlauf der Dinge Zustände entwickelt, die in jüngster Zeit geradezu zu einer Katastrophe geführt haben. Im vorigen Sommer ist der Junge eingesegnet worden und bei der Gelegenheit hat er eine Gemüthserschütterung ganz besonderer und schwerer Art erlebt.

„Während der großen Ferien hatte ich ihn alsdann zu mir genommen, damit er dieselben mit mir und meiner, Ihnen ja auch bekannten, unverheiratheten Schwester Ida, verleben sollte. Nachdem sich der Junge während der ersten Wochen noch verschlossener als gewöhnlich, beinahe verstört, gezeigt hatte, erkrankte er plötzlich, und zwar unter ganz auffälligen, bedenklichen Symptomen. Unser Hausarzt, den ich sofort berief, stellte fest, daß es sich um — acute Morphiumvergiftung handelte!

„Vergegenwärtigen Sie sich meine Situation. Ihnen erzähle ich ja nichts Neues, wenn ich sage, daß ich seit Jahren, veranlaßt durch meine immer erbärmlicher werdenden Nerven, Morphium gebraucht habe. Meine Reise im vorigen Winter nach dem Süden hatte den ausgesprochenen Zweck, mich davon zu entwöhnen, und ich glaube beinahe, es ist mir gelungen. Möglicher Weise aber hatte ich noch einen größeren Vorrath von dem vermaledeiten Zeug bei mir zu Hause, und da ist der Unglücksjunge darüber gekommen. Wie er es angestellt hat, weiß ich noch heute nicht, leider aber fürchte ich, durch Bestechung meines ehemaligen, jetzt als Diener bei mir dienenden Burschen, der allein den Ort kannte, wo das Höllengift aufbewahrt wurde.

„Erlassen Sie es mir, mich in Vermuthungen darüber zu ergehen, was den Jungen zu einem solchen Schritt veranlaßt haben mag; das Einzige, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß ich mich seit dem Augenblick um zehn Jahr älter, und das will heißen als einen alten Mann fühle.

„Nachdem wir ihn nothdürftig reisefähig gemacht hatten, brachte ich ihn nach Baden-Baden, wo Specialisten für die Behandlung derartiger Kranken zu finden sind. In einer Anstalt solcher Art brachte ich ihn dort unter, während ich selbst, meiner neuen Dienstgeschäfte wegen, nach Berlin zurückkehren mußte.

„Die Berichte, die ich von Baden-Baden erhielt, lauteten dahin, daß es mit dem körperlichen Befinden des Jungen langsam aufwärts ging, daß sich aber ein psychischer Zustand bei ihm zu entwickeln drohte, der zu den schlimmsten Befürchtungen Anlaß gäbe. Der leitende Arzt rieth mir, den Jungen aus der Anstalt fortzunehmen und ihn in Begleitung von Anverwandten eine Reise machen zu lassen. Da es schon Winter war, konnte das nur eine Reise nach dem Süden sein, und da ich selbst durch dringende Geschäfte festgehalten war, so konnte Niemand anders als meine Schwester, seine Tante, die Begleitung übernehmen.

„Hätte ich Jemand Anderen gehabt — aber ich hatte eben Niemand anders.

„Von Baden-Baden also hat meine Schwester ihn abgeholt und ist mit ihm in langsamen Touren durch Südfrankreich nach Algier gereist — ‚als wenn ich einen Taubstummen, richtiger gesagt einen Stein an meiner Seite

hätte' — so beschreibt sie's mir. Nicht minder trostlos klangen alle ihre weiteren Nachrichten, bis daß ich jetzt eben einen Brief von ihr aus Pallanza am Lago Maggiore erhalte, worin sie mir schreibt, daß sie mit ihrem Können und Wissen am Ende sei und daß durchaus etwas Entscheidendes geschehen müsse, wenn nicht ein Aeußerstes eintreten solle. Von Algier aus war meine Schwester nämlich, als es mit beginnendem Frühling zu warm an der afrikanischen Küste wurde, zu Schiff nach Genua gefahren und von dort nach dem genannten Orte am Lago Maggiore, wo ihr das große, von einem Deutschen geleitete Hôtel empfohlen worden war. In diesem Gasthofe verkehren vielfach Deutsche, so daß der Junge, der bis dahin auf der Reise kaum ein Wort Deutsch zu hören bekommen hatte, sich plötzlich inmitten der Muttersprache befand.

„Seit dem Augenblick, so schreibt mir meine Schwester, hat sich bei ihm ein Zustand entwickelt, der es ihr fast unthunlich macht, den Aufenthalt mit ihm fortzusetzen, während es ihr andererseits unmöglich ist, ihn zur Weiterreise zu bewegen, weil er bei jedem Vorschlag solcher Art in Tobsucht verfällt. Er bildet sich nämlich ein, daß unter den in Pallanza anwesenden deutschen Frauen sich eine Dame befinden müsse, nach der er mit einer, wie meine Schwester es schildert, geradezu rasenden Sehnsucht verlangt. Im Gegensatz zu seiner sonstigen Schüchternheit verfolgt er die dortigen Damen, starrt ihnen ins Gesicht, als wollte er die Gesuchte heraus finden, und Sie können sich denken, zu was für Auftritten peinlichster Art es dabei kommt. Alle Versicherungen, daß die Dame nicht anwesend, daß ihr Kommen nicht zu erwarten sei, gehen spurlos an ihm vorüber; er verbarricadirt sich in seinem Zimmer, tobt darin umher, erklärt, daß er nur heraus kommen wolle, wenn sie gekommen sei; sein ganzer Zustand ist der eines von einer fixen Idee besessenen Wahnsinnigen.

„Die Dame nun, um die es sich handelt, ist die verwittwete Frau Majorin von Carstein in Potsdam, die dem Jungen, als er im dortigen Cadettencorps war, große Liebenswürdigkeiten bewiesen hat, und an der seitdem sein Herz hängt. Und hiermit, lieber Otthausen, bin ich zum eigentlichen Inhalt meines Briefes, zu dem Auftrage gelangt, den ich Sie im Namen unserer Freundschaft zu übernehmen bitte."

Der Vorleser unterbrach sich. Die Frau, die ihm bis dahin ohne Laut und Bewegung gegenüber gesessen und zugehört hatte, war plötzlich aufgestanden und an das Fenster getreten. Dort sah er sie, die Hände über dem Fensterriegel in einander geklammert, stehen, während er bis zu seinem Platze hin die schweren Athemzüge vernahm, unter denen ihre Brust auf und nieder ging.

Noch bevor er jedoch eine Frage an sie zu richten vermochte, wandte sie sich um, kehrte zu ihrem Sitze zurück, und ohne ein Wort zu sprechen, mit einer Handbewegung, bedeutete sie ihn, fortzufahren.

Oberst von Otthausen verbeugte sich, hob den Briefbogen, der in seiner herabgesunkenen Hand auf seinem Knie lag, wieder an die Augen, und indem er den letzten Satz noch einmal wiederholte, nahm er die unterbrochene Vorlesung wieder auf:

„. . . den ich Sie im Namen unserer Freundschaft zu übernehmen bitte! Wenn ich mich unmittelbar an Frau von Carstein wendete, so weiß ich, daß ich kein Gehör finden würde. Käme ich persönlich, so würde sie mich nicht annehmen; schriebe ich an sie, so würde sie, so bald sie erkannt hätte, daß der Brief von mir kommt, den Brief nicht zu Ende lesen. Fragen Sie nicht, warum sie so thun würde. Lassen Sie es sich genügen, wenn ich Ihnen versichere, daß es geschehen, lassen Sie mich hinzufügen, daß sie das Recht haben würde, so zu thun, und fühlen Sie, wie es in mir aussehen muß, wenn ich trotz alledem dennoch vor diese Frau hintrete. Diesen Gang zu ihr, diesen furchtbaren Gang, den ich thun muß — ja, muß — seien Sie mein Freund, Otthausen, gehen Sie ihn für mich! Gehen Sie zu Frau von Carstein, sagen Sie ihr, was ich Ihnen geschrieben habe, wie es mit meinem Jungen steht. Sagen Sie ihr, daß ein Mensch vor ihr steht — ein Mensch, den diese Dinge so ins Mark getroffen haben, daß er kaum mehr die Kraft zum Aufrechtstehen in sich fühlt, der, obgleich er sich bewußt ist —"

Der Vorleser verstummte jählings; ein erschreckender Laut, der von da her kam, wo die versteinte Frau ihm gegenüber saß, hatte ihm die Stimme in die Kehle zurückgeschlagen; ein unarticulirter, rasselnder Laut, wie das würgende Aechzen, das eine Menschenbrust zerreißt. Er blickte auf; die Frau hatte das Taschentuch heraus gezogen und verbarg das Gesicht darin. Eine schüttelnde Bewegung des Kopfes, die so viel wie „nicht" heißen mochte, deutete ihm an, daß er nicht weiter lesen sollte. Ihr Oberleib krümmte sich, windend, wie in körperlichen Schmerzen. Dann, das Tuch vor den Augen, ohne ein Wort der Erklärung, sprang sie auf, stürzte in das Nebenzimmer, dessen Thür sie hinter sich zuwarf, und ließ ihn allein.

Unschlüssig blieb der Oberst sitzen. Er hätte das wortlose Hinausgehen der Frau als einen Abbruch der Verhandlung auffassen können; seiner Freundschaft für den General glaubte er es indessen schuldig zu sein, daß er nicht ohne ein ausgesprochenes „Ja" oder „Nein" aus ihrem Munde vom Platze wich. Also wartete er, ob sie zurück kommen würde, und er wartete lange. Endlich wurde ihm schwül. Ob er an der Thür zum Nebenzimmer anklopfen und um Bescheid bitten sollte? Das widerstrebte seinem ritterlichen Empfinden. Das Einzige, was ihm zu thun übrig blieb, war, daß er sich einigermaßen geräuschvoll vom Stuhl erhob, um der Dame anzudeuten, daß er davon ginge. Wenn sie überhaupt noch zu sprechen die Absicht hatte, würde sie dann kommen — und sie kam. Im Augenblick, als er, am Tische stehend, langsam die Handschuhe anzog, öffnete sich die Nebenthür; auf der Schwelle, an ihm vorbei blickend, mit schwer verweinten Augen, erschien die Frau. Als er den Brief, den er offen auf den Tisch gelegt hatte, wieder aufnehmen wollte, schüttelte sie sich wie vor Entsetzen.

„Nicht mehr!" murmelte sie, „nicht mehr!"

Dann reckte sie ihren immer noch wie in Schmerzen gekrümmten Leib empor, so daß der fremde Mann eigentlich zum ersten Male gewahr wurde, welch' eine edle Gestalt ihm gegenüber stand, und mit einer Stimme, über

der zwar in Folge der vergossenen Thränen noch ein dämpfender Schleier bebte, die sich aber von Wort zu Wort klärte und festigte, sagte sie:

„Lassen Sie, bitte den Brief. Sagen Sie mir, was er von mir verlangt."

„General von Drebkau," versetzte der Oberst, „bittet Sie, gnädige Frau, seinen Sohn, wenn Rettung noch möglich ist, zu retten."

„Dazu," erwiderte sie kurz und klar, „müßte ich zu ihm reisen."

„Das ist es, was der General von Ihnen erbittet."

Eine Pause trat ein. Der Oberst erröthete.

„Da gnädige Frau" — seine Stimme stotterte vor Verlegenheit — „da die Verhältnisse der gnädigen Frau — eine solche Reise vielleicht — so — so —" er blickte in den Brief — „General von Drebkau beschwört Sie, gnädige Frau, mir zu erlauben, daß ich Ihnen in seinem Namen die erforderlichen Mittel dazu anbiete."

Von der Schwelle der Nebenstube, auf der die Frau noch stand, kam sie hastigen, beinahe stürmischen Schrittes herein und durchmaß das Zimmer einmal, zwei- und dreimal in lautloser, wogender Erregung. Dann blieb sie stehen.

„Ich habe allerdings nichts," sagte sie, und diesmal klang ihre Stimme nicht nur kurz und klar, sondern kurz und scharf, „wenn ich zurück komme, werde ich ihm Rechnung legen."

„Gnädige Frau wollen reisen?"

Sie zog ihre kleine Taschenuhr hervor und las daran, daß es eben Mittag war.

„Morgen," erwiderte sie.

In unwillkürlicher Bewegung neigte sich der Oberst, riß ihre Hand an sich und küßte sie.

„Im Namen meines Freundes — ich danke Ihnen, gnädige Frau! Ich danke Ihnen!"

Es folgten noch einige Abmachungen geschäftlicher Art, über die Anweisung des Geldes, die noch im Laufe des heutigen Tages bewerkstelligt werden sollte. Dann wollte Oberst von Otthausen sich zurückziehen. Indem er sich zum Abschied verneigte, richtete sie die Augen auf seine Karte, die auf dem Tische lag.

„Ihre Adresse," fragte sie, „ist auf der Karte angegeben?"

Sie war darauf angegeben.

„Es ist — wegen etwaiger Briefe. Alle Mittheilungen, die nöthig werden sollten, werde ich an Sie richten."

Er erklärte sich mit ihrer Absicht einverstanden.

„Nur die absolut nothwendigen Mittheilungen," erläuterte sie. „Krankheitsberichte dürfen Sie nicht erwarten."

Er stellte Alles in das Belieben der gnädigen Frau. Für den General von Drebkau würde das Bewußtsein, sie bei seinem Sohne zu wissen, so beruhigend sein, daß es öfterer Briefe nicht bedürfen würde.

Damit trennten sie sich, um Jedes an seine Besorgungen zu gehen; der Oberst, um seinen Freund zu benachrichtigen und eine Depesche nach Pallanza

an Fräulein Ida von Drebkau zu richten, worin er sie von der bevorstehenden Ankunft von Frau von Carstein unterrichtete; die Frau, um ihr Reiseköfferchen zu packen und dem Hamster zu schreiben, daß sie verreiste, und wohin und zu wem sie ginge.

Nachdem sie ihre paar Habseligkeiten eingebündelt und den Koffer geschlossen hatte, fiel ihr ein, daß sie die Hauptsache vergessen hatte; das war die im Schubfache ihres Schreibtisches aufbewahrte Photographie, die sie einst von ihm erhalten hatte, das Bild seiner Mutter.

Als sie das Bild aufhob, kam es ihr vor, als wären die traurigen Augen in dem armen Gesicht in der Zwischenzeit noch trauriger geworden, so daß es so aussah, als hätte die abgeschiedene Frau Alles mit erlebt, was sich in der Zeit begeben hatte, und als wüßte sie, was jetzt geschah.

Indem sie dieses sah, fiel es ihr wieder ein, mit was für Gedanken sie das Bild da zum ersten Male in die Hand genommen hatte. Die Fassung, zu der sie sich dem fremden Manne gegenüber gewaltsam emporgezwungen hatte, brach zusammen, sie fiel in die Kniee, so daß ihr Mund gerade über der Tischplatte, über dem Bilde war; und indem sie in leidenschaftlich verzweifelten Küssen die Lippen darauf drückte, überströmte sie das Bild mit ihren Thränen, so daß sie nachher das Taschentuch nehmen und es trocknen mußte. Das Seidenpapier, in dem es einstmals auf der Brust des Knaben geruht hatte, war noch vorhanden. Behutsam, als handele es sich um eine Reliquie, hüllte sie das Bild wieder hinein, dann barg sie es an der eigenen Brust. Das würde von nun an seine Stätte sein. — —

Und von nun an trat für Alles, was in Gedanken von Berlin aus nach dem fernen Orte im Süden hinausblickte, Schweigen ein, das erst unterbrochen wurde, als nach etwa acht Tagen Fräulein Ida von Drebkau in Berlin wieder ankam. Sie war überflüssig geworden. Frau von Carstein war in Pallanza eingetroffen. „Natürlich hatte sie sich's geschenkt, dem Wiedersehen beizuwohnen; das ganze Hôtel aber war zusammengelaufen bei dem wahnsinnigen Freudengeschrei, mit dem der Junge aus dem Bett gesprungen und ihr auf den Flur entgegen gelaufen war."

„Aus dem Bett? War er denn bettlägerig?"

„Ja natürlich, schon seit beinah' vierzehn Tagen."

Und dann wieder Stille, tiefe lang andauernde Stille.

Jetzt aber traten Dinge ein, die den Druck dieses Schweigens weniger fühlbar werden ließen. Der Welthorizont begann sich zu röthen. Indem die Augen der deutschen Menschen, namentlich der Soldaten, sich auf die ungeheuere Feuersbrunst richteten, die am westlichen Himmel aufzulodern begann, schwand unwillkürlich aus ihren Seelen die Aufmerksamkeit für alles Andere, und die arme kleine Menschenflamme, die fern dort unten verflackerte, schrumpfte zu einem kaum mehr wahrnehmbaren Pünktchen ein. Man befand sich im Jahre 1870. Zu Anfang Mai war Oberst von Otthausen bei Frau von Carstein gewesen, jetzt stand man im Juni, und durch ganz Deutschland ging plötzlich, anfänglich wie ein unterdrücktes Geflüster, dann wie ein lauter

und lauter schwellender, vom Rasseln der Waffen und Kriegswagen begleiteter dumpfer Ruf das verhängnißvolle Wort „Krieg mit Frankreich!“

Mitten unter den Anforderungen aller Art, die von allen Seiten auf den Oberst von Otthausen eindrangen, ging ihm aus Pallanza ein erstes, ernstes, kurzes Schreiben von Frau von Carstein zu:

„Ich glaube, es geht zu Ende; bereiten Sie den Vater vor. Ich weiß nicht, ob ich ihm empfehlen soll, hierher zu kommen; ein verdämmerndes Kind liegt in meinen Armen und wird, soweit ich ermessen kann, schmerzlos, friedlich, beinahe glücklich erlöschen. Da die Hitze hier bedrückend zu werden anfängt, werde ich versuchen, ihn zu mir nach Haus heim zu bringen — sollte ein höherer Rathschluß dazwischen treten, so werde ich ihm an gutem Ort ein gutes, schönes, stilles Plätzchen suchen, wo er ruhen kann.“

Im Juli, als der Feuerschein zum wirklichen Feuer, die Kriegsdrohung zur Kriegserklärung geworden war, folgte diesem ersten Schreiben sodann ein zweites, noch kürzeres, und dieses kam aus der Hoditzstraße in Potsdam:

„Ich bin zurückgekehrt, und ich bin allein wiedergekommen. Dem General von Drebkau habe ich eine Mittheilung zu machen. Da ich soeben bei meiner Heimkehr erfahre, daß die Armee schon vor Tagen mobil gemacht worden ist, so weiß ich nicht, ob er Berlin mit der Truppe vielleicht schon verlassen hat. Sollte er noch anwesend sein, so bitte ich, ihm mitzutheilen, daß ich jeder Zeit für seinen Besuch zur Verfügung stehe.“

Schon am Tage, nachdem sie diesen Brief abgeschickt hatte, klingelte es an der Thür von Frau von Carstein; General von Drebkau wurde ihr gemeldet.

Er war also noch nicht ausgerückt.

Nein — und es sah so aus, als würde es überhaupt nicht geschehen. Als er ihr angekündigt wurde, war sie aufgestanden und ans Fenster getreten. Aufgerichtet stand sie dort in ihrem schwarzen Kleid. Es war eine instinctive Bewegung gewesen; als wollte sie einen möglichst großen Zwischenraum zwischen sich und die Thür bringen, durch die er eintreten würde, als wollte sie sich aufstraffen und wappnen gegen einen Eindruck, der vielleicht stärker werden könnte, als er es werden sollte. Denn sie hatte erwartet, daß er, zum Ausmarsch ins Feld gerüstet, klirrend wie der Kriegsgott selbst, zu ihr herein kommen würde.

Darum, als sich nun die Thür öffnete und er über die Schwelle trat, war es ihr, als griffe eine eisige Faust in ihr Genick und als ginge es kalt rieselnd an ihrem Rücken herab — im schwarzen, bürgerlichen Rock stand der General von Drebkau vor ihr.

Während der Rückreise hatte sie in den Zeitungen gelesen, was für Dinge sich vorbereiteten. Seitdem sie die deutsche Grenze überschritten, war sie wie durch ein zum Aufbruch sich rüstendes Heerlager gefahren. Je mehr sie sich Berlin wieder näherte, um so mächtiger war das Klirren der Waffen geworden, das Schnauben der Dampfwagen, die die Heersäulen gen Westen trugen, und unter dem kriegerischen Getöse war, aller persönlichen Erlebnisse und Kümmernisse unerachtet, das Vaterlandsgefühl in ihrem Herzen heiß geworden. Zwei

Mal in ihrem Leben hatte sie das preußische Heer zum Kampf aufstehen sehen; jetzt geschah es zum dritten Mal, zum gewaltigsten Kampf. Und, indem sie der Dinge gedachte, die da kommen sollten, war, allem Widerstreben zum Trotz, unablässig ein Bild vor ihrer Seele, das Bild des Mannes, den 1864 der Winterwind von Schleswig und Jütland umflogen, der 1866 den Todesritt vor Königgrätz geritten war, und den sie jetzt wie eine Heldengestalt im Geiste vor sich sah, an der Spitze der ihm anvertrauten Männer zu neuen, noch größeren Thaten ausziehend. Und da stand er nun vor ihr, dieser Mann, in dieser Gestalt! Während Alles, was Soldat in Preußen hieß, das Schwert umgürtete, Alles, was Manneskraft in sich fühlte, herandrängte, „macht mich zum Soldaten! laßt mich dabei sein!" schnallte Georg von Drebkau das Schwert ab, ging aus der Reihe der Kameraden hinweg und stand da, der einsamen Frau in der einsamen Stube zu Potsdam gegenüber und neigte den einst so elastischen Körper in schwerer, mühseliger, jammervoller Verbeugung.

So lähmend wirkte dieses Bild auf das Gemüth der Soldatentochter, der Soldatenfrau, daß sie dem Mann wie erstarrt gegenüber stand und nach einiger Zeit erst, keines Wortes fähig, ihn mit stummer Gebärde aufzufordern vermochte, Platz zu nehmen. An den Tisch, der inmitten des Zimmers stand, setzten sie sich, Jedes an eine Seite, so daß der Tisch zwischen ihnen war, dann schwiegen sie beide, wie unter einem tödtlichen Druck, und sahen sich nicht an.

„Ich habe Ihnen," begann sie endlich mit einer Stimme, die heiser, wie aus verrosteter Kehle kam, „eine Mittheilung und einen Gruß von Ihrem Sohne zu bringen. Ihn selbst in Ihre Arme zurückzuführen, ist mir leider nicht möglich gewesen, aber ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß seine junge Seele versöhnt mit dem Vater dahingegangen ist, und zum Zeichen dessen lege ich seinen letzten Gruß, den ich nicht durch andere Hände wollte gehen lassen, persönlich in Ihre Hände."

Mit zitternden Fingern holte sie ihr Taschenbuch hervor, öffnete es und übergab ihm eine in Seidenpapier gehüllte Photographie. Ohne die Augen auf sie zu richten, reckte der General die Hand über den Tisch, nahm ihr das Bild ab und entfernte die Hülle.

Es war das Bild seiner verstorbenen Frau.

Er drehte die Photographie herum und las, auf der Rückseite, mit halb schon unsicherer, doch aber noch leserlicher Schrift geschrieben:

„Seinen lieben Papa grüßt — Georg von Drebkau."

Kein Laut kam von seiner Seite. Unfähig, so an ihm vorbei zu sehen, wie sie es bisher gethan, wandte die Frau langsam das Gesicht zu ihm hin. Sie sah ihn, vornüber gebeugt, die Photographie in beiden Händen, darauf herabblickend mit stierenden, erloschenen, verödeten Augen. Das Bild eines Schiffbrüchigen, der reich wie ein König ausgefahren war und jetzt am Strande saß, die letzte Planke des Schiffes im Schoß, das einst sein Vermögen getragen hatte. Wieder entstand ein langes, tödtliches Schweigen.

Dann nahm er den Hut auf, den er neben sich auf den Fußboden gestellt hatte. Indem er sich herabbeugte, sah es aus, als höbe er eine Last. Mit

einer Bewegung, als wenn seine Kniegelenke die Kraft verloren hätten, den Körper zu tragen, stand er vom Stuhle auf.

„Ich — danke Ihnen — gnädige Frau," sagte er.

Sie hatte sich zugleich mit ihm erhoben. Sie sah, wie er die Photographie in der Brusttasche versenkte, wie er sich der Thür zuwendete. Sie sagte sich, daß im nächsten Augenblick die Thür sich hinter ihm schließen und daß sie diesen Menschen dann nie, nie im Leben mehr sehen würde. Jählings, über Willen und Vernunft hinweg, sprang ein Gefühl in ihr auf, „noch nicht!" Sie that keinen Schritt, aber eine greifende Bewegung war in ihren Gliedern, die ihn, bevor er die Thür erreichte, stehen bleiben ließ.

„Und Sie —" ihre Stimme klang athemlos, beinahe keuchend — „gehen — nicht mit hinaus?"

Der Mann zuckte auf wie ein todtwunder Mensch, dem man an die Wunde greift.

„Ich — habe mich genöthigt gesehen — aus Gesundheitsrücksichten meinen Abschied zu nehmen."

Indem er diese Worte, die sich in ihrer farblosen Herkömmlichkeit wie Leichen ausnahmen, klanglos aus hohler Brust hervorholte, senkte er das Haupt, und in seinen auf den Fußboden stierenden heißen, trocknen Augen glühte eine fürchterliche, Leib und Seele zerreißende Verzweiflung auf.

Noch einmal, indem er das gesenkte Haupt zur Seite drehte, als wollte er den Blicken der Frau entrinnen, versuchte er, zum Ausgang zu gelangen; ein gellender, beinahe wilder Schrei jedoch ließ ihn abermals zusammenfahren und still stehen. Von der Frau kam der Schrei. Die Frau hatte in seinem Gesicht einen Ausdruck gesehen, der ihr verrieth, welch einen Gang dieser Mann, dieser zerscheiterte, in seinem Bewußtsein zerbrochene, zermalmte, vernichtete Mann da zu gehen ging. Um den Tisch, der zwischen ihnen stand, kam sie herum; ohne zu wissen, was sie that, ohne zu fragen, was sie that, streckte sie beide Hände aus und „gehen Sie nicht so!" schrie sie ihm zu.

Wie von einem Schuß getroffen, wankte der Mann, beinahe taumelte er an die Wand des Zimmers. Seine Lippen bewegten sich in stammelnden, unverständlichen Lauten. Schwerfällig, als wenn sich ihm die Halswirbel versteinert hätten, wandte er das Haupt nach ihr hin. Zum ersten Mal, seit er bei ihr war, richtete er die Augen auf die Frau. Er sah sie, auf den Stuhl gesunken, den Stuhl, auf dem er vorhin gesessen hatte, das Tuch an die Augen gedrückt, vom Schluchzen geschüttelt, wie von einem Krampf, weinend in lautem, fassungslosem, beinahe schreiendem Weinen.

Und plötzlich sank ihr das Tuch herab; der Fußboden schütterte wie von einem dumpfen Fall; ihr zu Füßen, das Gesicht über ihren Knieen, lag Georg von Drebkau vor ihr auf den Knieen.

Sie wollte aufspringen, aber er versperrte ihr den Weg; wollte den Stuhl zurückrücken, aber jetzt mit beiden Armen griff er zu, und indem er ihren Leib festhielt und den Stuhl zugleich, warf er das Gesicht zu ihr empor: „Sagen Sie mir, ob ich noch am Leben bleiben kann! Ob ich noch am Leben bleiben soll?"

Sie wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihr; wollte hinwegsehen, aber es war wie eine unsichtbare Gewalt, die ihr Haupt herumriß, zu ihm hin riß, so daß sie herabblicken mußte auf ihn, ihn ansehen mußte, den Mann — den Mann, der mit verlechzenden, verhungernden Augen zu ihr emporstarrte: „Sagen Sie mir, ob ich noch am Leben bleiben kann! Sagen Sie mir, ob ich noch weiter leben soll!“

Mit beiden Händen hatte er ihre herabhängende Hand ergriffen, wie von den Händen eines Rasenden fühlte sie ihre Hand zerdrückt. Sie mußte ihn ansehen, sie konnte nicht anders, mußte es ansehen, dieses Gesicht, in dem jetzt, unter der furchtbaren Leidenschaft dieser Stunde noch einmal, wie ein Traum vergangener Zeit, das Leben und Feuer sprühende Gesicht des einstigen, berauschenden, berückenden, des jungen Georg von Drebkau aufzuerstehen schien. Ihr Leib wollte sich noch einmal aufrecken, noch einmal von ihm hinweg, aber statt nach rückwärts, beugte er sich nach vorn, tiefer sank ihr Haupt, immer tiefer, bis daß ihr Mund an seinem Ohre lag — „bleiben Sie leben,“ sprach sie flüsternd in sein Ohr.

Der Mann erwiderte nichts. In beiden Händen erhob er ihre Hand, und wie ein Büßer, der vor dem Gnadenbilde Buße thut, küßte, küßte und küßte er ihre Hand.

Dann stand er auf, griff nach dem Hut, schwankend, wie seiner Sinne halb nur mächtig.

„Jetzt nichts mehr,“ sagte er stammelnd, während er sich nach der Thür wandte, „jetzt nichts mehr“ — und indem er noch einmal zurückblickte, erschien in seinem Gesicht ein Ausdruck, wie wenn hinter den Fenstern eines Jahre lang verödeten Hauses zum ersten Mal Licht aufflackert und verkündet, daß wieder Menschen eingezogen sind.

Entstehung und Bedeutung großer Vermögen.

Von

Richard Ehrenberg.

[Nachdruck untersagt.]

IV.

Die Brüder Siemens[1]).

I.

Gleich Krupp und anderen thatgewaltigen Deutschen gehörten auch die Brüder Siemens der Generation Bismarck's an, die ihre Werke in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollbracht hat. Als dieser Zeitraum begann, war Deutschland nicht nur lediglich „ein geographischer Begriff", sondern auch seine wirthschaftliche Entwicklung war noch nicht über recht bescheidene Anfänge hinaus gelangt. Es ist nützlich, sich dies wieder durch einige Zahlen zu veranschaulichen:

	Preußen 1849—1852	Deutschland 1895—1898
Pferdestärken der Dampfmaschinen	circa 70 000	circa 12 Millionen
Steinkohlen-Förderung	= 5 Millionen Tonnen	= 96 = Tonnen
Anlagecapital der Eisenbahnen	= 450 = Mark	= 12 Milliarden Mark
Zahl der beförderten Telegramme	= 40 000	= 35 Millionen

„Preußen" — so berichtet Werner Siemens — „war noch ein reiner Militär- und Beamtenstaat." Dafür gibt es keinen besseren Beleg als Werner's eigenen Anfang im Leben. Bekanntlich wurde er zunächst Artillerieofficier.

[1]) Der äußere Lebensgang dieser Männer, namentlich Werner's, ist durch dessen köstliche „Lebenserinnerungen" allgemein bekannt. Aber das befreit mich nicht von der Nothwendigkeit, die entwicklungsgeschichtlich wichtigen Thatsachen, die in den „Erinnerungen" durch die interessanten persönlichen Erlebnisse erdrückt werden, von diesen loszulösen und nach neuen Gesichtspunkten zu ordnen; mir selbst ist dadurch erst ihre Bedeutung klar geworden, und den meisten Lesern wird es wohl ebenso ergehen. Um diese meine vielfach neue Auffassung an sich bekannter Thatsachen zu begründen, werde ich auch nicht umhin können, Stellen aus den „Lebenserinnerungen" wörtlich aufzunehmen. Von der sonst benutzten Literatur nenne ich nur noch das weniger bekannte, an biographischem und anderem Material reiche Buch von W. Pole, The life of Sir William Siemens. 1888. Diesem Buche habe ich namentlich Auszüge aus Briefen Werner's an seinen Bruder Wilhelm entnommen.

Dies hat er später als die einzige Laufbahn bezeichnet, auf der seine Thatkraft sich damals entfalten konnte, und zwar namentlich wegen der in Preußen so angesehenen Lebensstellung eines Officiers, die ihm Zutritt in allen Gesellschaftskreisen, auch bei Hofe, verschaffte, was für sein äußeres Fortkommen von großem Werthe war, besonders ihm die ohnehin noch sehr schweren Anfänge wesentlich erleichterte. Sein Bruder Wilhelm, der nach England ging, erreichte dort Aehnliches durch geschickte Einführung einer deutschen Erfindung, des anastatischen Druckverfahrens, womit er zwar nur geringe praktische Erfolge erzielte, aber in den leitenden wissenschaftlich-technischen Kreisen bekannt wurde.

Am Schlusse seiner „Lebenserinnerungen" hat Werner es bescheiden als „ein glückliches Zusammentreffen" bezeichnet, daß sein Leben gerade in die Zeit der schnellen Entwicklung der Naturwissenschaften fiel, und daß er sich just der elektrischen Technik zuwandte, als sie noch ganz unentwickelt war und daher einen sehr fruchtbaren Boden für Erfindungen und Verbesserungen bildete. Das ist richtig, sagt uns aber noch nichts über die eigentlichen Triebkräfte seines Lebensganges, auch nichts über dasjenige, was ihn *zuerst* bestimmte, sich der Elektrotechnik zuzuwenden. Etwas tiefer ins Wesen der Sache führt schon ein Vortrag, den er 1879 über „Die Elektricität im Dienste des Lebens" vor der physikalischen Section der Naturforscher-Versammlung hielt; darin heißt es:

> Die Aelteren unter Ihnen erinnern sich wohl noch ihres ehrfurchtsvollen Anstaunens des geheimnißvollen Waltens der Naturkräfte, als sie zum ersten Male einer telegraphischen Correspondenz mit einem entfernten Orte beiwohnten, oder als sie zum ersten Male beobachteten, wie sich in der Vergoldungszelle vor ihren Augen ein gemeines Metall in wenigen Augenblicken mit einer festen Hülle glänzenden Goldes bedeckte! Unsere Jugend betrachtet Telegraphie und Galvanoplastik wie Dampfmaschine und Eisenbahn schon als so selbstverständliche Dinge, wie unsere ältere Generation, die alle diese Wunderdinge hat mit entstehen sehen oder *selbstthätig* bei ihrer Erschaffung mitgewirkt hat, in *ihrer* Jugendzeit das Schießpulver und die Buchdruckerkunst. Man könnte sich wirklich versucht fühlen, die Jugend zu bedauern, daß es ihr nicht vergönnt war, diesen *schöpferischen* Entwicklungsproceß mit zu erleben.

Was Siemens hier schildert — das Staunen, die Anregung der Phantasie, den Schöpfungsdrang als Ursache und Wirkung des naturwissenschaftlichen Erkennens — alles das hat er selbst in sich erlebt, zumal als er zuerst dieses Gebiet betrat. Wir können uns davon auch direct überzeugen, wenn wir bemerken, wie er über seine ersten Experimente berichtet. Seit dem Herbste 1840 beschäftigte er sich in seiner damaligen Garnison Wittenberg mit Versuchen zur Verbesserung der eben erfundenen *galvanischen Vergoldung und Versilberung*. Er experimentirte dabei mit allerhand Salzen, und als er im folgenden Jahre wegen Betheiligung an einem Ehrenhandel eine kurze Festungshaft in der Citadelle von Magdeburg verbüßen mußte, führten seine Versuche bei Anwendung unterschwefligsaurer Salze zum Ziele:

> Ich glaube — so schließt sein Bericht — es war eine der größten Freuden meines Lebens, als ein neusilberner Theelöffel sich schon in wenigen Minuten in einen goldenen Löffel vom schönsten, reinsten Goldglanze verwandelte.

Solche Freude empfand Werner Siemens an der naturwissenschaftlichen Arbeit, und doch waren es wirthschaftliche Zwecke, die er nicht nur gerade bei diesem Experimente verfolgte, sondern die auch die ganze Richtung seiner Lebensarbeit bestimmt haben. Er brauchte damals Geld zur Fortsetzung seiner Studien und Experimente, sowie namentlich für die Erziehung seiner vielen jüngeren Geschwister, die nach dem Tode der Eltern ganz auf ihn angewiesen waren:

Obgleich meine Neigungen ganz auf Seiten der naturwissenschaftlichen Forschung standen, sah ich doch ein, daß ich zunächst meine ganze Kraft technischen Arbeiten zuwenden müßte, da die Resultate mir die Mittel und Gelegenheit zu wissenschaftlichen Arbeiten erst verschaffen sollten und auch wirklich verschafft haben.

Zu dem Zwecke betrieb er in den Jahren 1840 bis 1846 allerhand „Erfindungs-Speculationen", zuerst allein, dann in Gemeinschaft mit seinem Bruder Wilhelm, der nach England ging, um die Erfindungen zu verwerthen.

Deutschland war damals schon wieder reicher, als je an hervorragenden Naturforschern, an tüchtigen Technikern und bedeutsamen Erfindungen. Doch wenn diese wirthschaftlich gut verwerthet werden sollten, mußten die Erfinder sich noch immer vorzugsweise an englische Unternehmer wenden. Man hat hierfür später den mangelhaften Zustand des deutschen Patentwesens verantwortlich gemacht. Aber dieses rechtliche Moment war, wie das immer der Fall ist, nur die Wirkung thatsächlicher Verhältnisse, war ein Symptom von Unreife des industriellen Lebens: in Deutschland war eben noch nicht genug Lust, Geschick, Erfahrung, auch wohl noch nicht genug Capital für große Unternehmungen vorhanden. Alle diese Voraussetzungen entwickelten sich erst nach und nach in dem Zeitraum, der damals begann.

Wilhelm Siemens hatte in Göttingen Naturwissenschaften studirt und war dann in eine Magdeburger Maschinenfabrik eingetreten; doch befriedigte ihn die Thätigkeit in dieser Fabrik nicht auf die Dauer:

Mich erfaßte die Unternehmungslust — so erzählte er später —, ich entfloh den engen Verhältnissen, unter denen ich lebte, und ging nach London, nur mit wenigen Pfund Geld in der Tasche und ohne Freunde, aber mit dem unerschütterlichen Vertrauen auf schließlichen Erfolg in der Brust.

Seine Aufgabe bestand zunächst darin, das galvanoplastische Verfahren Werner's zu verwerthen. Er hatte schon in Deutschland Proben seiner Begabung für solche Thätigkeit aufgewiesen und erreichte sein Ziel in England bei diesem ersten Versuche mit bemerkenswerther Schnelligkeit. Wie wenig er über die dortigen Verhältnisse unterrichtet war, und wie wenig er selbst die englische Sprache beherrschte, hat er später ergötzlich geschildert:

Ich erwartete in London irgend ein Bureau zu finden, wo Erfindungen geprüft, und wenn brauchbar befunden, sofort bezahlt werden würden. Aber Niemand konnte mir eine solche Stelle nachweisen. Da sah ich auf der Straße ein Schild mit der Inschrift „N. N., Untertaker", — bekanntlich die englische Bezeichnung eines Begräbniß-Unternehmers —, und mich ergriff der Gedanke, das sei ein Geschäft, wie ich es suchte, überzeugte mich aber bald von meinem Irrthum.

Endlich gelangte er doch zu einem Patentanwalt und durch diesen zu Elkington in Birmingham, der seit Kurzem die galvanische Versilberung und Vergoldung fabrikmäßig betrieb. Trotz Wilhelm's Jugend — er war erst

neunzehn Jahre alt —, gelang es ihm, durch Geschick, Beharrlichkeit und Offenheit, die Inhaber der Fabrik für sich und für Werner's Erfindung zu gewinnen, so daß sie ihm diese um 1500 Lsterl. abkauften, eine für die damaligen Verhältnisse des Bruders kolossale Summe. Aber der erste rasche Erfolg erwies sich für sie zunächst als verhängnißvoll.

Sie versuchten jetzt, einige andere Erfindungen auf ähnliche Weise zu verwerthen und ließen sich verleiten, relativ große Geldsummen darauf zu verwenden, nicht nur ihr eigenes kleines Vermögen, sondern auch Capitalien, welche ihnen Verwandte und Freunde in der Hoffnung auf Gewinn liehen. Aber alles ging im Laufe weniger Jahre verloren, und die Brüder mußten das ganze Elend darbender Erfinder auskosten, so daß sie manchmal nicht genug besaßen für ihre täglichen Ausgaben. Durch so schwere Erfahrungen lernten sie jetzt, von wie vielen nicht vorherzusehenden Umständen auch bei guten Erfindungen der wirthschaftliche Erfolg abhängt.

Im Jahre 1846 erkannten die Brüder die Nothwendigkeit, ihre „Erfindungs-Speculationen" aufzugeben und ihre geschäftliche Verbindung einstweilen zu lösen.

Werner Siemens erzählt in seinen „Lebenserinnerungen", wie er damals sich zunächst ganz wieder ernsten, wissenschaftlichen Studien zugewandt habe; durch Verkehr mit ausgezeichneten jungen Naturforschern, wie du Bois-Reymond, Helmholtz u. A. sei seine Vorliebe für wissenschaftliche Arbeiten verstärkt, es sei dadurch in ihm der Entschluß erweckt worden, künftig nur ernster Wissenschaft zu dienen.

> Doch die Verhältnisse waren stärker als mein Wille, und der mir angeborene Trieb, erworbene wissenschaftliche Kenntnisse nicht schlummern zu lassen, sondern auch möglichst nützlich anzuwenden, führten mich doch immer wieder zur Technik zurück. Und so ist es während meines ganzen Lebens geblieben. Meine Liebe gehörte der Wissenschaft als solcher, während meine Arbeiten und Leistungen meist auf dem Gebiete der Technik liegen.

Aus diesen Worten, die Werner am Schlusse seines Lebens niederschrieb, könnte man schließen, es sei nach dem Fehlschlagen jener „Erfindungs-Speculationen" seine Absicht gewesen, sich nur der Theorie zuzuwenden. Das war aber ganz sicher nicht der Fall; denn in dem Briefe (vom 3. Januar 1846), in welchem er seinem Bruder Wilhelm den festen Entschluß mittheilte, die bisherigen gemeinsamen Unternehmungen aufzugeben, bezeichnete er es zugleich als seine unwiderrufliche Absicht, sich künftig ausschließlich mit der technischen Verbesserung und praktischen Anwendung der Telegraphie zu beschäftigen, berichtete auch schon Näheres über seine ersten Schritte und weiteren Aussichten auf diesem Gebiete. Auch das Motiv seines Entschlusses liegt klar zu Tage, sprach er doch im gleichen Briefe die Erwartung aus, Wilhelm werde ihm sicher nach Kräften helfen bei der von ihm übernommenen schweren Aufgabe, für die Erziehung der jüngeren Geschwister zu sorgen. Und wie er an einer anderen Stelle der „Erinnerungen" ausdrücklich sagt, war es nachher der erste technische Erfolg auf dem neuen Gebiete — eine wichtige Verbesserung des Wheatstone'schen Zeigertelegraphen — zusammen mit der wachsenden

Sorge für die jüngeren Geschwister, wodurch in ihm der Entschluß zur Reife gelangte, den Militärdienst ganz zu verlassen und sich in der Telegraphie einen neuen Lebensberuf zu schaffen.

II.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Elektricität war damals schon Jahrhunderte alt, und auch die bahnbrechenden Entdeckungen Galvani's und Volta's lagen bereits ein halbes Jahrhundert zurück. Es gab längst Apparate, um willkürlich Elektricität zu erzeugen und um einen andauernden elektrischen Strom herzustellen. Aber die praktische Ausnutzung der Elektricität blieb, trotz aller darauf verwendeten Arbeit vieler Generationen sinnreicher Köpfe, im Wesentlichen beschränkt auf die Heilkunde, in der sie bereits ein Jahrhundert früher begonnen hatte. Erst ganz neuerdings waren vereinzelt Felsensprengungen mit elektrischer Zündung vorgekommen, hatten Jacobi und Spencer die Galvanoplastik erfunden, Gauß und Weber, Steinheil, Morse, Wheatstone, Cooke das alte Problem der elektrischen Telegraphie bis zu praktisch brauchbaren Constructionen gefördert. Doch für das wirthschaftliche Leben hatte die angestrengte Geistesarbeit eines Vierteljahrtausends noch so gut wie gar keine Bedeutung erlangt.

Erst im Jahre 1842 begann der industrielle Betrieb galvanischer Versilberung und Vergoldung in Paris durch Christofle und gleichzeitig in Birmingham durch Elkington. Zwei Jahre später kam es zur ersten wirthschaftlichen Verwerthung der Telegraphie, und zwar ebenfalls gleichzeitig in mehreren Ländern, in Deutschland, England und Nordamerika. Doch die Entwicklung des neuen Verkehrsmittels nahm in diesen Ländern sofort einen recht verschiedenartigen Verlauf.

In Nordamerika, wo 1844 die erste öffentliche Telegraphenleitung entstand, bildeten sich alsbald zahlreiche Actiengesellschaften für Telegraphenbetrieb, die einander anfangs erbitterte Concurrenz machten, was später aber zu Cartellbildungen und schließlich zu einem Riesenmonopol geführt hat. In England wurde 1846 die Electric Telegraph Company begründet, welche alle wichtigeren Erfindungen für ganz England erwarb und lange Zeit hindurch fast concurrenzlos blieb. In Preußen dagegen erhielt eine militärische Commission den Auftrag, die Ersetzbarkeit der optischen Telegraphen[1]), die vom Generalstabe verwaltet wurden, durch elektrische zu prüfen. Letztere wollte man aber — wunderbar zu sagen — jedenfalls für militärische Zwecke reserviren, und Werner Siemens mußte erst energisch kämpfen, um ihre Freigebung für den allgemeinen Verkehr zu erreichen, wobei, außer seinen Erfindungen, auch seine Beziehungen zum Hofe gute Dienste leisteten.

Zufällige äußere Vorkommnisse waren es anfangs, die den Gang seiner elektrotechnischen Thätigkeit im Einzelnen bestimmten. So erhielt er z. B. von seinem Bruder aus London als Curiosität eine Probe von einem neu auf dem

[1]) Es gab in Preußen nur eine optische Telegraphenlinie, von Berlin nach Coblenz, auf welcher Strecke bei günstigem Wetter ein Telegramm in 9—15 Minuten befördert werden konnte.

englischen Markte erschienenen Material, dem Guttapercha. Er erkannte, daß die Eigenschaft dieser Masse, in erwärmtem Zustande plastisch zu werden, sie nach der Erkaltung zu einem vorzüglichen Mittel macht, die unterirdischen elektrischen Leitungen zu isoliren, die man damals den oberirdischen vorzog, trotzdem man sie noch weniger als diese isoliren konnte. Das gelang Werner, indem er erwärmtes Guttapercha unter Anwendung hohen Druckes ohne Naht um die Drähte preßte, und auf gleiche Weise isolirte er 1848 im schleswig-holsteinischen Kriege die Unterseeleitungen zur Entzündung von Minen in der Kieler Bucht. Seitdem wurden unterirdische und unterseeische Kabel fast ausnahmslos so isolirt.

Noch instructiver für Werner's damalige Art zu arbeiten ist seine Verbesserung des Wheatstone'schen Zeigertelegraphen. Man experimentirte mit einem solchen Apparate im Hause des Vaters eines Brigadekameraden von Siemens, ohne den Telegraphen in sicheren Gang bringen zu können. Dies lag daran, daß die Stromimpulse durch eine Handkurbel erzeugt wurden, die so gleichmäßig gedreht werden mußte, daß die Impulse stets stark genug waren, um das Zeigerwerk des Empfangsapparates fortzubewegen. Das war nicht sicher zu erreichen, zumal bei der unvollkommenen Isolirung der damaligen Leitungen. Der experimentirende Mechaniker, ein geschickter Mann, mühte sich ab, den Fehler zu bessern, indem er die Handkurbel durch ein Uhrwerk ersetzte, was aber bei den wechselnden Stromverlusten nicht ausreichte. Siemens dagegen fand bald ein ganz neues Constructionsprincip, das sich dann für unzählige elektrotechnische Anwendungen als fruchtbar erwiesen hat: die Selbstunterbrechung des Stromes nach vollendetem Hube der Apparate.

Um die neuen Zeigertelegraphen gewerblich herstellen zu lassen, verband sich Siemens mit dem ihm bekannten Mechaniker Halske, eine Verbindung, die nicht nur für sein eigenes Leben, sondern auch für die Geschichte der Industrie epochemachend geworden ist. Hier vereinigten sich zwei grundverschiedene Arbeitertypen für einen wissenschaftlichen Zweck, der kunstfertige Handarbeiter mit dem wissenschaftlich denkenden Kopfarbeiter, der Kleinunternehmer mit dem Großunternehmer.

Zunächst haben wir es zu thun mit dem Gegensatz des „mechanicus“ und des „vir ingeniosus“. In diesem Gegensatze haben wir die Resultate einer mehrtausendjährigen Entwicklung vor uns. Im Alterthum hatten beide Worte u. A. „erfinderisch“ bedeutet; doch überwog bei dem einen, entsprechend der Ableitung von μηχανή (Kunst, Fertigkeit, Mittel, Maschine) von Anfang an das Moment der Geschicklichkeit, bei dem anderen, entsprechend der Ableitung von „ingenium“, das Moment des Scharfsinns. Nicht der „vir ingeniosus“, wohl aber der „mechanicus“ war schon im Alterthum ein praktischer Berufsarbeiter, nämlich der Erfinder und Erbauer von allerhand Maschinen und Instrumenten, ein Mann, der sowohl mit der Hand wie mit dem Kopfe arbeitete. Im Mittelalter betrachtete man den „mechanicus“ theils mit abergläubischer Furcht als einen Hexenmeister, theils mit Verachtung als einen gewöhnlichen Handarbeiter, und die letztere Bedeutung hat

sich dann in den meisten Sprachen dauernd eingenistet. Dagegen begann man um das Ende des Mittelalters die nur mit dem Kopfe arbeitenden Erfinder und Constructeure von Kriegsmaschinen „Ingeniosi" zu nennen, im 16. Jahrhundert auch andere erfindungsreiche Techniker, welche in den Dienst von Fürsten traten, um deren Neigungen für mechanische Kunstwerke zu dienen. So wurde Leonardo da Vinci Hofingenieur des Königs Franz I. von Frankreich. Später wurde die Bedeutung des Wortes allmählich immer mehr erweitert auf alle nur geistig thätige Erfinder und Constructeure.

In Deutschland behielt das Wort „Mechaniker" länger als in anderen Ländern einen Theil seiner alten Bedeutung: man nannte und nennt vielfach auch jetzt noch so vorzugsweise die Verfertiger aller Arten wissenschaftlicher Instrumente, die „Feinmechaniker". Unter ihnen gab es von jeher manche technisch sehr begabte Leute, die sich auch unter Umständen gute wissenschaftliche Kenntnisse aneigneten, aber dabei Handwerker blieben. Ein solcher Mann war es, dem Werner Siemens zunächst die Ausführung seines neuen Zeigertelegraphen übertrug und mit dem er einige Jahre später (1847) die weltberühmte Firma Siemens & Halske begründete. Die Art, wie dies geschah, ist höchst charakteristisch für das Verhältniß der beiden Männer:

Da Halske anfänglich Zweifel hegte, ob mein Apparat auch functioniren würde — berichtet Siemens — so stellte ich mir selbst aus Cigarrenkisten, Weißblech, einigen Eisenstückchen und etwas isolirtem Kupferdraht ein paar selbstthätig arbeitende Telegraphen her, die mit voller Sicherheit zusammen gingen und standen. Dieses unerwartete Ergebniß enthusiasmirte Halske so sehr für das schon mit so mangelhaften Hülfsmitteln durchführbare System, daß er sich mit größtem Eifer der Ausführung der ersten Apparate hingab und sich sogar bereit erklärte, aus seiner Firma auszutreten und sich in Verbindung mit mir gänzlich der Telegraphie zu widmen.

Halske war in seinem Fache ein ungewöhnlich tüchtiger Mann. Siemens rühmt seine bildende Kunst, sein mechanisches Talent:

Die zahlreichen Verbesserungen telegraphischer Einrichtungen und Hülfsmittel, die jener Zeit entstammen, verschafften sich schnell allgemeinen Eingang in die Telegraphentechnik, dank der soliden und exacten Ausführung, die sie in unserer Werkstatt unter Halske's Leitung fanden. Der große Einfluß, den die Firma Siemens & Halske auf die Entwicklung des Telegraphenwesens ausgeübt hat, ist wesentlich dem Umstande zuzuschreiben, daß bei ihren Arbeiten der Präcisionsmechaniker und nicht mehr wie früher der Uhrmacher die ausführende Hand darbot.

In technischer Hinsicht war also Siemens der Kopf, Halske die Hand des neuen Unternehmens; aber nicht allein darin bestand dessen eigenartige Bedeutung, daß es durch einen großen Naturforscher unmittelbar geleitet wurde — Aehnliches war schon früher, z. B. in der Maschinen-Industrie und in der Rübenzucker-Industrie, vereinzelt vorgekommen —, sondern noch mehr darin, daß hier ein handwerksmäßiger Betrieb durch einen wissenschaftlich geleiteten Industriebetrieb verdrängt wurde. Das war ein gewaltiger Fortschritt der wissenschaftlichen Entwicklung.

Werner Siemens hat in seinen „Lebenserinnerungen" den Zustand geschildert, den er im preußischen Gewerbe vorfand:

Zwischen Wissenschaft und Technik herrschte noch eine unüberbrückte Kluft. Zwar hatte der verdienstvolle Beuth, der wohl unbestreitbar als Gründer der norddeutschen Technik anzuerkennen ist, im Berliner Gewerbe-Institut eine Anstalt geschaffen, die in erster Linie zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse unter den jungen Technikern bestimmt war. Die Wirkungsdauer dieses Instituts, aus dem später die Gewerbe-Akademie und schließlich die Charlottenburger Technische Hochschule hervorging, war aber noch zu kurz zur Erhöhung des Niveaus der Bildung bei den damaligen Gewerbetreibenden. Zum Theil Schuld dieser Verhältnisse war es wohl auch, daß die Träger der Wissenschaft es mit ihrer Würde nicht für vereinbar hielten, ein persönliches Interesse für den technischen Fortschritt zu zeigen.

Erst Werner Siemens selbst hat viel dazu beigetragen, daß jene Kluft zwischen Wissenschaft und Technik allmählich kleiner wurde; er hat das freilich, wie so manches Andere, in seinen „Lebenserinnerungen" verschwiegen. Wir aber werden gerade auf diese Seite seiner Lebensarbeit besonderes Gewicht legen müssen.

III.

Die Firma Siemens & Halske bestand in ihren Anfängen nicht nur aus einem Ingenieur und einem Mechaniker, sondern außerdem auch aus einem Groß- und einem Kleinunternehmer. Siemens sagt darüber folgendes:

Halske war ein klar denkender, vorsichtiger Geschäftsmann, und ihm allein habe ich die guten geschäftlichen Resultate der ersten Jahre zu danken. Das wurde aber anders, als das Geschäft sich vergrößerte und nicht mehr von uns beiden allein geleitet werden konnte. Halske betrachtete es als eine Entweihung des geliebten Geschäfts, daß Fremde in ihm anordnen und schalten sollten. Schon die Anstellung eines Buchhalters brachte ihm Schmerz.

Das Unternehmen war allerdings von Anfang an eine eigentliche Fabrik, schon als die geschäftliche Leitung noch vorzugsweise in Halske's Händen lag: Ende 1847 wurden erst 10 Arbeiter beschäftigt, zwei Jahre später 32, bald darauf 45. Gegen Ende 1849 konnten wöchentlich vier Telegraphen-Apparate geliefert werden, und man hoffte die Production bald auf sechs steigern zu können. Im folgenden Jahre verfügte die Firma schon über ein Bankguthaben von 30 000 Mark. Kurz, das Unternehmen war in der That eine Fabrik, eine in gedeihlicher Entwicklung begriffene, aber doch immer erst eine kleine Fabrik. Das wurde erst anders im Jahre 1852, und unzweifelhaft war es nicht Halske, sondern Werner Siemens in Gemeinschaft mit seinem Bruder Wilhelm, der den Antrieb zu größerer Entwicklung gegeben hat.

Schon im Juni 1849 — als die Fabrik kaum dreißig Arbeiter beschäftigte — schrieb Werner an Wilhelm:

Ich weiß nicht, ob der englische Einfuhrzoll 10 oder 20 % beträgt; ist das Letztere der Fall, so würde es vortheilhafter sein, die Arbeiten für England dort ausführen zu lassen. Die Construction solcher feiner Maschinen wird dort wenig gepflegt, so daß die besten wissenschaftlichen Instrumente aus Paris, Berlin oder Wien bezogen werden müssen. Ich glaube, Du wirst künftig selbst dort eine Ingenieurfabrik errichten müssen; dann mußt Du eine Filiale unseres Telegraphengeschäfts übernehmen, wir werden Dir tüchtige Arbeiter schicken . . . Allerdings

müssen wir für diesen Zweck erst einige hunderttausend Thaler ersparen; aber das können wir in einigen Jahren erreichen, wenn wir so weiter arbeiten, wie bisher . . . Für Deine englischen Aufträge wirst Du bald Apparate erhalten, die alles bisher Geleistete aus dem Felde schlagen werden. Normire selbst Deinen Antheil am Gewinn und setze ihn nicht zu gering an; denn ich möchte lieber fünf Thaler in Deiner Tasche sehen, als zwei in meiner.

Werner's Voraussagen gingen in der That schon nach wenigen Jahren in Erfüllung. Wie dies geschah, ist für uns natürlich von besonderer Bedeutung, weshalb näher darauf einzugehen ist.

Bis zum Jahre 1852 war die Firma hauptsächlich für das Inland, für die preußische Telegraphen-Verwaltung thätig. Sie baute für diese die erste größere Telegraphenlinie nicht nur Preußens, sondern auch Europas, diejenige von Berlin nach Frankfurt, dann noch mehrere andere Linien. Die militärische Telegraphen-Commission war aufgelöst, und ein Bureaukrat, ein typischer preußischer Assessor, war mit der Leitung des Telegraphenwesens beauftragt worden. Die Beziehungen zu diesem Manne haben offenbar bei Siemens den Grund gelegt zu dem harten Urtheil, das er über die preußische Civilverwaltung noch als alter Mann gefällt hat. Ueber jene Beziehungen äußerte er sich folgendermaßen:

So lange meine Vorgesetzten nichts vom Telegraphenwesen verstanden, ließen sie mich ungehindert arbeiten und beschränkten ihre Eingriffe und Vorschriften auf Fragen von finanzieller Bedeutung (was freilich, wie wir gleich sehen werden, schon genug Unheil stiftete. R. E.). Das änderte sich bald in dem Maße, wie mein nächster Vorgesetzter sich während der Arbeiten Sachkenntniß erwarb. Es wurden mir Leute zugewiesen, die ich nicht brauchen konnte, technische Anforderungen getroffen, die ich als schädlich erkannte, kurz es kamen Reibungen und Differenzen vor, die mir die Freude an meiner Arbeit verdarben.

Dazu kam noch ein weiterer Umstand: Die Verwaltung verlangte, daß die Linien möglichst rasch und billig hergestellt werden sollten. Deshalb verwarf sie die von Siemens vorgeschlagene Armatur und tiefere Einbettung der Leitungen, die nun schutzlos in das lose Erdreich von Eisenbahndämmen gelegt wurden. Natürlich wurden sie bald an vielen Stellen beschädigt, und die Fehler höchst ungeschickt ausgebessert, so daß immer neue entstanden. Es war zu befürchten, daß sie in kurzer Zeit ganz unbrauchbar werden würden. Von allen Seiten machte man Siemens für diesen Mißerfolg verantwortlich. Er sah sich deshalb Ende 1851 veranlaßt, in einer Broschüre die Beschuldigungen energisch zurückzuweisen und Abhülfemaßregeln vorzuschlagen. Dadurch fühlte sich die Telegraphen-Verwaltung derart verletzt, daß sie jede Verbindung mit der Firma und mit Siemens persönlich abbrach. Der Schlag war um so härter, als die Fabrik gerade nach dem Grundstück in der Markgrafenstraße verlegt worden war, wo noch jetzt das Berliner Hauptwerk der Firma sich befindet, und dort eine bedeutende Vergrößerung erfahren hatte, so daß die Arbeiterzahl auf mehrere Hundert angewachsen war. Es entstand daher für das junge Unternehmen eine ernste Krisis. Sie wurde überwunden durch Erweiterung des Absatzes an die noch nicht verstaatlichte Eisenbahntelegraphie, vor Allem aber dadurch, daß die Geschäftsthätigkeit der Firma sich jetzt dem Auslande zuwandte, in erster Linie England und Rußland.

Die Verbindung mit England war die ältere. Aber in diesem Augenblicke gewann das Geschäft mit Rußland entscheidende Bedeutung: die russische Regierung beauftragte Siemens & Halske mit dem Bau einer Reihe von Telegraphenlinien, die in den Jahren 1852 bis 1855 unter Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten vollendet wurden. Namentlich gilt das von den während des Krimkrieges erbauten Linien, deren Fertigstellung die Regierung in ganz kurzen Fristen verlangte. Wie schwierig das war, kann man sich vorstellen, wenn man erwägt, daß fast alle Materialien aus Deutschland bezogen werden mußten, daß es in Rußland nur zwei Eisenbahnlinien gab, daß alle Straßen und Transportmittel durch Kriegstransporte in Anspruch genommen waren. Zuerst leitete Werner Siemens selbst mit Hülfe eines tüchtigen Vertreters in Petersburg das russische Geschäft und gewann das Vertrauen des allmächtigen Grafen Kleinmichel in solchem Maße, daß dieser ihn am liebsten ganz in Rußland zurückgehalten hätte. Im Jahre 1853 übernahm Werner's Bruder Karl, dessen Persönlichkeit wir später kennen lernen werden, die Aufgabe und löste sie mit großem Erfolge. Unter seiner Leitung wurde 1855 ein besonderes Zweiggeschäft in Petersburg begründet, und er zugleich als Theilhaber in das Berliner Hauptgeschäft aufgenommen.

Unzweifelhaft wurden die russischen Geschäfte durch äußere Umstände begünstigt, so dadurch, daß Deutsche aus den russischen Ostseeprovinzen auf den höchsten Staffeln des Heeres und der Verwaltung stark vertreten waren, daß Werner Siemens vortreffliche wissenschaftliche Beziehungen zu Rußland hatte, daß die Regierung namentlich im Krimkriege der Telegraphen dringend bedurfte. Doch die Hauptsache war, daß die Firma ganz Hervorragendes leistete, sowohl technisch wie organisatorisch. In technischer Hinsicht erregte besonderes Aufsehen die Einführung des automatischen Telegraphensystems (ohne Handübertragung auf den Zwischenstationen) mittels des sogenannten Dreitastenlochers. Dieses System wurde zuerst 1854 auf der Linie von Petersburg nach Warschau angewendet, welche die Brüder Werner und Karl Siemens durch zwei von den beiden Endstationen einander entgegen arbeitende Arbeitercolonnen innerhalb weniger Monate fertig stellten, zur großen Verwunderung der an schnelle, gut organisirte Arbeit nicht gewöhnten Russen.

Als die beiden Colonnen auf halbem Wege, in Dünaburg, zusammengetroffen waren, und die Translationsstation daselbst nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten richtig functionirte, konnte Karl dem Grafen Kleinmichel die Vollendung der Linie zur versprochenen Zeit melden. Der Graf war von der Nachricht sehr überrascht und wollte nicht recht an ihre Richtigkeit glauben. Er begab sich sofort in das Stationslocal im Telegraphenthurm des Winterpalais und richtete selbst eine Frage an den Stationschef in Warschau. Erst als er von diesem augenblicklich Antwort erhielt, war sein Zweifel besiegt, und höchlichst verwundert meldete er dem Kaiser das glückliche Ereigniß.

Die Vertretung von Siemens & Halske für England wurde im Jahre 1850 Wilhelm Siemens übertragen. Dieser war nach dem Mißlingen der gemeinsamen „Erfindungs-Speculationen" (1846) zunächst nur als Civil-Ingenieur für eigene Rechnung, seit 1848 zusammen mit seinem Bruder Friedrich thätig gewesen. Die Brüder bemühten sich namentlich um Ver-

besserung und Einführung des Regenerativsystems, d. h. der Verringerung von Wärmeverlusten durch zeitweilige Aufspeicherung der Wärme in den Wandungen von Kammern, durch welche der Wärmestrom wiederholt geleitet wird, um die aufgespeicherte Wärme immer von Neuem aufzunehmen. Dieses Problem hat Wilhelm und Friedrich Siemens während des größten Theiles ihres Lebens beschäftigt. Zuerst versuchten sie, es bei Dampfmaschinen anzuwenden, richteten aber damit nur wenig aus. Erst später kam Friedrich auf eine andere Anwendungsart, auf die Erfindung des Regenerativ-Ofens, die dann von ihm und Wilhelm weiter ausgebildet und die Quelle großer Erträge wurde. Aber geraume Zeit, ehe das eintrat, war Werner mit seiner Telegraphenbauanstalt schon soweit gelangt, daß Wilhelm durch Einführung von Werner's Erfindungen in England rasch wachsende Erfolge erzielen konnte.

Im Jahre 1849, als die Verhältnisse für Wilhelm noch recht trübe waren, dachte er daran, mit seinen Brüdern Friedrich und Karl in den vor Kurzem entdeckten Goldfeldern von Californien das Glück zu versuchen. Werner mißbilligte den Plan keineswegs unbedingt;

„aber" — so fügte er hinzu — „ich glaube, es ist besser, Gold zu machen, als zu suchen; der Werth der Handarbeit richtet sich nach Angebot und Nachfrage, und da Goldsuchen zur Manie geworden ist, muß diese Art Arbeit am schlechtesten lohnen. Brauen, Destilliren, Anfertigen von Werkzeugen und dergleichen wird das beste Mittel sein, um Gold zu suchen."

Werner erwies sich eben in jener kritischen Zeit auch in wirthschaftlicher Hinsicht andauernd als der leitende Geist der Familie Siemens. Seine Methode, unterirdische und unterseeische Telegraphen-Leitungen durch Guttapercha zu isoliren, seine Verbesserung des Morse'schen Schreibtelegraphen und andere ähnliche Erfindungen fanden schon auf der in London 1851 veranstalteten ersten Weltausstellung allgemeine Anerkennung und verschafften der Firma Siemens & Halske die höchste Auszeichnung, die „Council medal". Wenn unter Halske's Leitung die von Werner erfundenen Apparate sorgfältig ausgeführt wurden und hierdurch sich empfahlen, wenn dann Wilhelm's Begabung sich bei Einführung jener Erfindungen in England glänzend bethätigte, so trugen sie zwar beide zu den gemeinsamen Erfolgen bedeutend bei: aber ihre Thätigkeit bewegte sich doch durchaus in den von Werner vorgezeichneten Bahnen.

Anders war das Verhältniß der Brüder bei Erfindung der Siemens-Adamson'schen Wassermesser. Die allgemeine Einführung von Wasserleitungen hatte ein starkes Bedürfniß für einen solchen Apparat geschaffen, und Werner hatte sich mit dem Problem längere Zeit beschäftigt; doch gelang die praktisch befriedigende Lösung nicht ihm, sondern Wilhelm, der die entscheidende Idee hatte, die Umdrehungen einer endlosen Schraube zur Messung des Wasserverbrauchs zu benutzen; nur bei der technischen Ausgestaltung dieses Princips nahm er wieder Werner's Hülfe in Anspruch. Der so zu Stande gekommene Wassermesser beherrschte den Markt lange Zeit, verschaffte Wilhelm bereits 1853 ansehnliche Einkünfte und brachte auch der Berliner Fabrik lohnende Beschäftigung.

Im Jahre 1853 trat Wilhelm als Theilhaber in die Firma Siemens & Halske ein, und die Londoner Agentur wurde unter der Firma Siemens & Halske & Co. in ein selbständiges Zweiggeschäft verwandelt. Wilhelm gelang es in den folgenden Jahren, große Bestellungen, namentlich für die indischen Staatstelegraphen, zu erhalten. Noch weit bedeutsamer aber wurde die Verbindung der beiden Brüder, als sie seit dem Jahre 1857 ihre Thätigkeit auf die Legung und Ausstattung von Unterseekabeln erstreckten. Ihre Unternehmungen auf diesem Gebiete haben den Weltruf des Namens Siemens begründet; und was für uns noch wichtiger ist: sie lassen die charakteristischen Eigenschaften der Siemens'schen Unternehmerleistungen besonders deutlich erkennen.

IV.

Werner Siemens hatte, wie erwähnt, die beste Methode erfunden, um Untergrund- und Unterwasser-Kabel zu isoliren, nämlich durch Umpressung von Guttapercha. Aber die Anwendung dieser Methode auf Unterseekabel erfolgte in den Jahren 1850 bis 1856 zunächst ohne seine Hülfe durch englische Unternehmer. Diese entwickelten dabei große Thatkraft und Beharrlichkeit; doch fehlte es ihnen an wissenschaftlichen Kenntnissen. Sie begnügten sich bei Legung der Kabel damit, sie ohne Widerstand möglichst schnell auslaufen zu lassen und die Isolation nur dadurch zu prüfen, daß sie feststellten, ob Strom durch die Leitung ging, und ob die telegraphischen Instrumente befriedigend arbeiteten. Bei einigen Kabeln hatten sie das unverdiente Glück, mit diesen mangelhaften Methoden auszukommen, bei anderen dagegen machten sie schlimme Erfahrungen: die Kabel rissen oder rollten unaufhaltsam in die Tiefe; es waren von Anfang an geringe Isolationsfehler vorhanden, die sich später verstärkten, oder solche Fehler entstanden bei der Legung oder bald nachher; es erforderte unverhältnißmäßige Kosten, sie aufzufinden und zu beseitigen; bei langen Unterseeleitungen versagten die in England üblichen Nadeltelegraphen ihren Dienst u. s. w.

Auch Werner Siemens mußte solche Erfahrungen machen. Aber er verfügte über die Mittel, um ihre Ursachen wissenschaftlich zu ergründen und abzustellen. Schon bei seinen unterirdischen Leitungen hatte er Methoden gefunden, um die Lage von Leitungs- und Isolationsfehlern an solchen Leitungen bestimmen zu können. Diese Methoden, die er dann auf Grund seiner Erfahrungen bei Unterseekabeln wesentlich verbesserte, wurden zwar noch viel später von den englischen Praktikern für „scientific humbug" erklärt. Indeß gewann die englische Kabelfabrik R. S. Newall & Co. in Gateshead-on-Tyne genügend Vertrauen in die Leistungsfähigkeit der Firma Siemens & Halske, um ihr 1857 die Lieferung der elektrischen Einrichtungen und die Vornahme der elektrischen Prüfungen für ein Kabel von Sardinien nach Algier zu übertragen, dessen Legung bereits zwei Mal mißglückt war. Werner Siemens, der jene Prüfungen während der Legung selbst vornahm, hatte eigentlich mit dem mechanischen Theil derselben gar nichts zu thun; aber der Verlauf der Expedition brachte es mit sich, daß er auch diese Aufgabe übernahm. Die anwesenden englischen Unternehmer wollten das Kabel, wie bisher

üblich, auf gut Glück abrollen lassen. Siemens erkannte sofort, daß dies bei den großen Tiefen zwischen Sardinien und Algier undurchführbar sei, und bestimmte exact die Bremskraft, welche nöthig war, um das Ablaufen des Kabels zu verlangsamen. Die Theorie fand Beifall; als man aber versuchte, danach zu verfahren, ergab sich, daß das Kabel dennoch zu rasch abrollte. Da übernahm Siemens persönlich die Leitung und führte sie mit extemporirten, ganz unzulänglichen Hülfsmitteln erfolgreich durch, unter dem steten Drucke des Bewußtseins, daß jeder begangene Fehler den Verlust des ganzen Kabels zur Folge haben könne. Gegen Ende der Legung konnte er sich nur durch häufigen Genuß starken schwarzen Kaffees aufrecht erhalten und brauchte mehrere Tage zur Wiedererlangung seiner Kräfte.

Das war die erste glückliche Kabellegung durch tiefes Wasser: Siemens hatte dafür nicht nur die richtige Theorie gefunden, die dann allgemein angenommen wurde, sondern er hatte auch diese Theorie sofort selbst in die Praxis übertragen, unter Schwierigkeiten, die sich später nie in solchem Maße wiederholten. Die englischen Kabelunternehmer begannen, halb widerwillig die Ueberlegenheit des wissenschaftlich denkenden und zugleich so energischen Deutschen anzuerkennen. Dieser aber blieb dabei nicht stehen: Für das noch im gleichen Jahre durch Newall & Co. gelegte Kabel zwischen Malta und Corfu lieferten Siemens & Halske Inductions-Schreibtelegraphen, welche durch Anwendung kurzer Wechselströme es ermöglichten, auf einer so langen Strecke schnell zu correspondiren. Für das noch viel längere Rothemeer-Kabel nach Indien (1859) erfand Werner Siemens wieder eine neue Art von Sprechapparaten und wendete außerdem zum ersten Male den elektrischen Condensator an, ohne den es nicht möglich wäre, auf sehr langen Kabelstrecken schnell und sicher zu sprechen.

Siemens vervollkommnete ferner die Methoden zur Controle der elektrischen Eigenschaften von Kabeln derart, daß er in Aden genau die Stelle berechnen konnte, wo sich ein Fehler im Rothenmeer-Kabel befand. Der Unternehmer Newall und seine Ingenieure hatten zwar noch immer kein rechtes Verständniß für solche Berechnungen. Als sich aber nach Auffischung des Kabels die Richtigkeit der Bestimmung ergab, kam der „scientific humbug“ mit einem Schlage zu Ehren. Die englische Regierung selbst übertrug jetzt der Londoner Siemens-Firma die Controle der Anfertigung und die Prüfungen von Kabeln, die sie zu legen beabsichtigte: fehlerhaft isolirte Kabel sind seitdem nicht mehr gelegt worden.

Natürlich kostete die Kabellegung nach der Siemens'schen Methode viel mehr als nach der älteren englischen Methode. Fast ein Jahrzehnt dauerte es, ehe man sich davon überzeugte,

daß bei Unterseekabeln nicht die Billigkeit, sondern die Güte in erster Linie anzustreben ist; man überlegte nicht, daß jeder Fehler, wenn er nicht reparirt werden kann, das ganze Kabel entwerthet, und daß aus jedem kleinen Isolationsfehler mit der Zeit ein großer wird.

Dieser Ausspruch von Werner Siemens bezeichnet genau das wirthschaftliche Princip, nach dem er arbeitete; behalten wir es im Gedächtnisse!

Wilhelm Siemens hatte bis dahin noch immer nur als geschickter Agent Werner's gedient, dem er englische Bestellungen verschaffte, und für den er sonstige Verhandlungen mit den Engländern führte. Erst im Anfange des Jahres 1859 wurde in London eine kleine Filialfabrik errichtet, in der elektrische Einrichtungsobjecte von geringerem Umfange für den englischen Bedarf hergestellt wurden. Daraus entstanden seit 1863 die großen Elektricitätswerke von Charlton bei Woolwich. Wilhelm, der inzwischen seine — später zu besprechenden — eigenen technischen Entwürfe weiter ausgebildet hatte, wurde jetzt selbst Fabrikant und gewann größeren Einfluß auf die gemeinsamen Unternehmungen. Wie dieser Einfluß ausgeübt wurde, ist sehr bemerkenswerth.

Das erste Ergebniß war der Entschluß zu einer Kabellegung für eigene Rechnung, auf der kurzen Strecke Cartagena-Oran. Ueber die Veranlassung zu diesem Entschlusse sagt Werner Siemens:

Vom kühlen Standpunkte des vorgeschrittenen Alters aus beurtheilt, war diese Kabellegung ein großer Leichtsinn, da Kabel, Schiff und Legungsmethode durchaus unzweckmäßig waren. Als Entschuldigung dafür, daß wir sie trotzdem unternahmen, kann nur Folgendes angeführt werden: wir wollten unter allen Umständen ein eigenes Kabel legen, weil wir sahen, daß unsre Erfindungen und Erfahrungen ohne jede Rücksicht auf uns, und sogar ohne unsre unzweifelhaften Verdienste um die Entwicklung der submarinen Telegraphie auch nur zu erwähnen, von den englischen Unternehmern verwerthet wurden, und ferner, und wohl hauptsächlich, weil die von Bruder Wilhelm erfundene Kabelconstruction und Auslegevorrichtung so durchdacht und interessant waren, daß wir es nicht über das Herz bringen konnten, sie unbenutzt zu lassen.

Kabelconstruction und Auslegevorrichtung waren also „durchdacht und interessant", aber „durchaus unzweckmäßig"! Das erwies sich bald als sehr verhängnißvoll: die interessante Auslegevorrichtung brachte die Brüder, welche nebst Wilhelm's Frau sich auf dem Schiffe der Expedition befanden, in die höchste Lebensgefahr, und das Kabel riß während der Legung. Mit ihm verschwand eine für die damaligen Verhältnisse der Brüder große Geldsumme.

Doch was uns augenblicklich mehr noch als der Geldverlust ergriff, war das erlittene technische Fiasco. Die Arbeit von Monaten, alle Mühen und Gefahren, die nicht wir allein, sondern auch alle unsere Begleiter des Kabels wegen erlitten hatten, waren in einem Augenblicke unwiederbringlich verloren.

Ein zweiter Legungsversuch, den Wilhelm allein mit einem neuen Kabel anstellte, glückte zwar; doch das Kabel brach unmittelbar darauf an einem steilen Abfalle des Meeresgrundes.

Kurz, Wilhelm's Einfluß brachte der Firma zunächst nur große Verluste, die namentlich Halske bitter empfand. Da dieser nun überdies fürchtete, daß Wilhelm's Unternehmungslust — der Indo-Europäische Ueberland-Telegraph warf schon seinen Schatten voraus — die Firma in Geschäfte verwickeln könnte, denen ihre Mittel nicht gewachsen wären, so verlangte er die Auflösung des englischen Hauses, das indeß, da Werner den Bruder nicht im Stiche lassen wollte, nur von der Hauptfirma losgelöst und ohne Halske unter der Firma „Siemens Brothers" Anfang 1865 neu constituirt wurde. Damit

begann die Trennung des geborenen Kleinunternehmers Halske von den geborenen Großunternehmern Siemens, ein Proceß, der einige Jahre später (1868) durch Halske's Ausscheiden aus der Hauptfirma seinen nothwendigen Abschluß fand.

Er konnte es niemals verwinden, daß das wohlorganisirte Geschäft auch ohne ihn lebte und arbeitete. Als schließlich die Anlagen und Unternehmungen der Firma so groß wurden, daß er sie nicht mehr übersehen konnte, fühlte er sich nicht mehr befriedigt und entschloß sich, auszuscheiden.

Es war die Zeit, als der Indo-Europäische Ueberland-Telegraph von der Firma in Angriff genommen worden war, und als durch die Finanzirung und Organisation dieses Unternehmens der Siemens'sche Geschäftsbetrieb den großartigen Charakter erhielt, der seitdem von den führenden Betrieben der deutschen Elektricitätsindustrie immer mehr ausgebildet worden ist, als zugleich die Erfindung der Dynamo-elektrischen Maschine durch Werner Siemens die Entwicklung der Starkstromtechnik ermöglichte: erst damit gelangte das Lebenswerk der Brüder Siemens auf die Höhe seiner weltgeschichtlichen Bedeutung.

V.

Der Indo-Europäische Ueberland-Telegraph[1]) hat in der Geschichte der Technik nicht Epoche gemacht wie die Erfindung der Dynamo-elektrischen Maschine; wohl aber hat er so gewirkt nicht nur für die Entwicklung der Siemens-Firmen in Berlin, London und Petersburg, sondern auch für die ganze Entwicklung der deutschen Volkswirthschaft. Denn es wurde damit eine für Deutschland neue Art gewerblicher Unternehmungen geschaffen: die dauernde industrielle Verwendung deutscher Arbeit und deutschen Kapitals in überseeischen Ländern. Und zwar geschah das in Ausgestaltung englischer Vorbilder, in Gemeinschaft mit englischen Unternehmern und Capitalisten, im Einvernehmen mit der englischen Regierung, zur Befriedigung wichtiger Bedürfnisse des britischen Weltreiches. Ein Vorgang, dessen Tragweite wir selbst jetzt noch bei Weitem nicht überschauen können, vielleicht jetzt im Augenblicke sogar noch weniger als früher.

Die Engländer waren damals längst gewohnt, in ihren überseeischen Besitzungen und in anderen fernen Ländern große Unternehmungen zu begründen, nicht nur Handelsunternehmungen — darin hatten unsere Hamburger und Bremer Kaufleute ebenfalls schon höchst Achtbares geleistet —, sondern auch Bergwerke (schon seit 1823), Eisenbahnen (seit 1845) und Anderes. Vorzugsweise wurde die Unternehmungsform der Actiengesellschaft verwendet, und das erforderliche Capital mittels der großen Londoner Fondsbörse zusammengebracht.

---

[1]) Werner Siemens hat in seinen „Erinnerungen" dieses Unternehmen etwas stiefmütterlich behandelt. Ausführlichere Mittheilungen finden sich in seinen „Wissenschaftlichen und technischen Arbeiten" (Bd. II, 251 ff.), sowie namentlich in Pole's Buch über Wilhelm Siemens (S. 168 ff., 200 ff.).

Seit langen Jahren lebte Wilhelm Siemens inmitten dieses Getriebes; er hatte reichlich Gelegenheit gehabt, die Leichtigkeit zu beobachten, mit der es functionirte, die Hebel kennen zu lernen, durch welche es in Bewegung gesetzt wurde. Er stand in lebhafter Verbindung mit zahlreichen englischen Geschäftsleuten aller Art, auch mit officiellen geschäftlichen Vertretern der englischen und der indischen Regierung.

In allen diesen Kreisen bildete die telegraphische Verbindung zwischen England und Indien einen Brennpunkt des Interesses. Die Brüder Siemens hatten sich schon seit 1859 an den Arbeiten zur Herstellung dieser Verbindung betheiligt. Sie wußten, wie ungenügend sie war, theils wegen der durch Klima und Bodengestalt bedingten Hindernisse, theils weil die Depeschen durch die Hände der für internationalen Verkehr ungeeigneten Telegraphenverwaltungen in der Türkei und Persien gehen mußten. Wilhelm Siemens hatte über diese Mißstände und die Mittel ihrer Abhülfe schon mit der englischen Verwaltung verhandelt. Dennoch war es wieder Werner Siemens, der den entscheidenden Gedanken hatte, eine neue Verbindung zwischen England und Indien durch Preußen, Rußland und Persien herzustellen, als er den günstigen Augenblick dafür gekommen sah. Und zwar gab diesen äußeren Anstoß ein Wechsel in der Leitung der preußischen Telegraphenverwaltung, durch den die seit vielen Jahren unterbrochene Verbindung der Verwaltung mit Siemens & Halske wieder hergestellt wurde, sowie die gleichzeitige Thatsache, daß Oberst von Lüders, ein alter Freund Werner's, nach langer Krankheit die Verwaltung der russischen Staatstelegraphen wieder übernahm. Dazu kamen nun die vortrefflichen Beziehungen Wilhelm's in England. Aber es ist sehr bemerkenswerth, daß diese Beziehungen erst durch Werner's Impuls entscheidenden Werth erlangten.

Werner erwog nun mit seinen Brüdern die Ausführbarkeit des Planes; doch wieder war er es, der durch Verhandlungen mit den Vertretern Preußens und Rußlands die Grundzüge der Ausführung vereinbarte. Als dabei die Frage der Finanzirung aufgeworfen wurde, meinte Werner, diese werde sich in Berlin durchführen lassen; da aber Preußen und Rußland englisches Capital zu betheiligen und eine englische Gesellschaft gebildet zu sehen wünschten, wurde hierfür Wilhelm's Rath und Vermittlung erbeten. Ebenso mußte er auf Grund jener vorläufigen Vereinbarungen mit der englischen Regierung weiter verhandeln u. s. f. Drei Jahre lang dauerte es noch, ehe diese Verhandlungen abgeschlossen werden konnten. In ihrem Verlaufe wurde u. A. Walther Siemens, auch ein Bruder von Werner und Wilhelm, nach Persien entsandt, um von der dortigen Regierung eine Concession für die Linie von der russischen Grenze bis Teheran zu erlangen. In seiner Begleitung befand sich ein jüngerer Verwandter, der Assessor Georg Siemens, auf den die ganze Unternehmung sicherlich nachhaltigen Eindruck gemacht hat. Jedenfalls hat er später, als Director der Deutschen Bank, für Unternehmungen ähnlicher Art Großes geleistet.

Die Brüder begründeten nun 1868 eine deutsch-englische Gesellschaft mit dem Sitze in England, bei der sie selbst dauernd mit einem Fünftel des

Actienkapitals von 450 000 £ betheiligt blieben. Dasselbe wurde, ohne Vermittlung von Bankiers, in Berlin und London zur öffentlichen Subscription aufgelegt und sofort gezeichnet, was Werner in seinen Erinnerungen mit Fug und Recht als ein „ehrendes Zeichen des Ansehens" erwähnt, das sich die Siemens-Firmen beim Publicum errungen haben.

Die Anlage wurde derart zwischen diese Firmen vertheilt, daß Berlin mit Petersburg zusammen den Bau der Landlinien übernahm, dagegen Wilhelm in London, der Kabellegungen immer mehr zu einer seiner Specialität machte, die Herstellung einer schwierigen Unterseelinie längs der Nordküste des Schwarzen Meeres. Diese wurde ein Jahr nach der Legung durch ein Erdbeben zerstört und mußte durch eine Landleitung ersetzt werden, der letzte schwere Verlust, den die Brüder bei ihren Kabelunternehmungen erlitten. Doch auch die sich vom Schwarzen Meere aus anschließenden langen Landlinien durch uncultivirte Länder begegneten großen unerwarteten Hindernissen.

Zunächst war es schon sehr schwierig, 11 000 Eisenpfosten, 33 000 Isolatoren und 900 englische Meilen Draht an Ort und Stelle zu schaffen, da die Verkehrsmittel, namentlich vom Kaspischen Meere ab, den Anforderungen durchaus nicht gewachsen waren. Die Landesbewohner versprachen viel, hielten aber wenig und mußten oft mit Gewalt zur Einhaltung ihrer Zusagen gezwungen werden. Die Cirkassier und andere kriegerische Eingeborenen liebten es, auf die Arbeiter zu feuern, die Pfosten umzuwerfen u. s. w. Blutige Kämpfe waren nicht selten. Fieber und andere Krankheiten decimirten die Arbeiter, Schnee und Eis zerstörten die Leitungen. Natürlich war ein ganzer Stab tüchtiger Beamten nöthig, um diesen Schwierigkeiten die Stirn zu bieten. Sie leisteten Großes, und bis Ende 1869 wurde die ganze Linie vollendet; aber erst im Frühjahr 1870 konnte sie formell übergeben werden, so daß die Unternehmer die Leitungen noch einen ganzen Winter hindurch vor den Unbilden der Elemente und der Menschen schützen, auch alle sich erst nach der Anlage ergebenden Fehler ausbessern, auf weiten Strecken neue Isolatoren anbringen mußten, u. s. w.

Endlich war der Tag der Eröffnung für den allgemeinen Verkehr gekommen. Bis dahin waren die Depeschen von England nach Indien oft wochenlang unterwegs gewesen und schließlich verstümmelt, ganz unverständlich angelangt. Für die Siemens'sche Linie dagegen hatte Werner sein automatisches Telegraphensystem derart verbessert, daß die Depeschen von London bis Calcutta ohne irgend welche Handarbeit auf den Zwischenstationen, also auf rein mechanischem Wege befördert werden konnten. Als die Linie eröffnet wurde, telegraphirte General Sir W. Baker, Mitglied des Council of India, in London um 12 3/4 Uhr nach Calcutta; eine Stunde und fünf Minuten darauf war die Antwort in London, mit der Mittheilung, daß das Londoner Telegramm nur 28 Minuten bis Calcutta unterwegs gewesen war. Die Schnelligkeit und Sicherheit dieser Verbindung erregte damals in England berechtigtes Aufsehen.

VI.

Was uns hier an der Erfindung der Dynamo-elektrischen Maschine durch Werner Siemens vorzugsweise interessirt, ist nicht diese Erfindung an sich, sondern die Thatsache, daß sie durch einen weitblickenden industriellen Unternehmer gemacht wurde. Bemerkenswerth ist es schon, daß er scheinbar „zufällig" darauf kam, nämlich bei einem durch den Krieg von 1866 veranlaßten Versuche, elektrische Zündvorrichtungen zu verbessern. Praktisch bedeutsam aber war es vor Allem, daß er sofort die ganze Tragweite der Erfindung überschaute.

Es lag in Werner's Natur, daß er auf die Entdeckung des dynamo-elektrischen Princips stets besonders stolz war, daß er erklärte, seinen wissenschaftlichen Prioritätsanspruch hinsichtlich dieses Princips gegen Jedermann vertheidigen zu wollen. Und sicherlich war er in seinem Rechte, wenn er — abweichend von seinem sonstigen Verhalten — bei dieser Entdeckung gegenüber den Versuchen, sein Verdienst herabzusetzen, mit Nachdruck darauf hinwies, daß die nächstliegenden Erfindungen von principieller Bedeutung in der Regel am spätesten und auf dem größten Umwege gemacht werden, daß man überdies zur Entdeckung des dynamo-elektrischen Princips aus einem ganz bestimmten Grunde nicht leicht „zufällig" gelangen konnte. Aber andererseits war doch seit Faraday's Entdeckung der Inductionserscheinungen auf diesem Gebiete (u. A. auch durch Siemens selbst) schon so viel gearbeitet worden, daß die Entdeckung des dynamo-elektrischen Princips sehr wohl auch von einem anderen bedeutenden Elektrotechniker zuerst hätte gemacht werden können. Und thatsächlich gelang sie Professor Wheatstone gleichzeitig mit Werner Siemens. Hätte Letzterer nicht schon im December 1866 jenen verbesserten Zündapparat seinen Freunden von der Berliner Akademie gezeigt, und hätte einer von ihnen, Professor Magnus, nicht die Erfindung am 17. Januar 1867 der Akademie vorgelegt, so müßte man Wheatstone als den ersten Entdecker betrachten, wie das die Engländer in der That eine Zeit lang gethan haben.

Für uns hier ist, wie gesagt, jedenfalls die Ausgestaltung und Verwerthung des dynamo-elektrischen Princips die Hauptsache. Schon in seiner Mittheilung an die Berliner Akademie hob Werner Siemens hervor, daß die Technik jetzt das Mittel erworben hätte, durch Aufwendung von Arbeitskraft elektrische Ströme jeder gewünschten Spannung und Stärke zu erzeugen, und daß dies für viele Zweige derselben von großer Bedeutung werden würde. Er ließ auch gleich in seiner Fabrik große dynamo-elektrische Maschinen herstellen, die auf der Pariser Weltausstellung von 1867 und anderweitig versuchsweise für Beleuchtungszwecke verwendet wurden. Zwar litten sie noch an sehr erheblichen Mängeln, und bekanntlich wurde die erste praktisch brauchbare Dynamomaschine nicht bei Siemens & Halske, sondern 1872 durch Gramme, einen Modellschreiner der Compagnie l'Alliance in Paris, für diese Gesellschaft hergestellt. Aber schon im folgenden Jahre konnte der Chef des Constructionsbureaus von Siemens & Halske, der hochbegabte von Hefner-Alteneck, die Erfindung der nach ihm benannten wichtigen Verbesserung der Siemens-Maschine veröffentlichen. Dieser Fortschritt beruhte

auf einer, damals schon seit Jahren begonnenen organisatorischen Veränderung bei Siemens & Halske, die zusammen mit dem Indo-Europäischen Ueberland-Telegraphen, den ganzen Charakter unserer großen modernen Elektricitäts-unternehmungen vorbildlich begründet hat: die Einschiebung eines Stabes hervorragender Organisatoren und Techniker zwischen den eigentlichen Oberleiter des Geschäftes und die Masse der untergeordneten Hülfsarbeiter. Diese große Veränderung hat offensichtlich auch das Ausscheiden Halske's unmittelbar herbeigeführt.

Schon seit langer Zeit hatte die Firma für ihre Telegraphenbauten im Auslande einen tüchtigen Organisator angestellt. Anfangs hatte zwar Werner Siemens diese Aufgabe oft selbst übernommen; doch war er, wie es scheint, dafür weniger begabt, und vor allem war seine Kraft für die großen technischen Probleme viel dringender erforderlich. Deshalb hatte er schon 1849, als er für die preußische Telegraphen-Verwaltung die Linie nach Köln und Verviers anlegen sollte, dies nur unter der Bedingung gethan, daß sein Freund und militärischer Kamerad William Meyer ihm zur Hülfeleistung beigegeben wurde. Ihm rühmt Siemens nach, daß er sich besonders gut zur Leitung von Arbeiten eignete, bei denen viele Kräfte harmonisch zusammenwirken mußten. Im Jahre 1855 trat er als Prokurist und Oberingenieur ganz bei der Firma Siemens & Halske ein, der er durch sein Organisationstalent äußerst werthvolle Dienste leistete. Als er nach 11jähriger Thätigkeit schwer erkrankte, wurde sein Nachfolger der auch als Constructeur bedeutende Karl Frischen, und in demselben Jahre 1866 trat von Hefner-Alteneck ein. Im Jahre 1872 betrug die Zahl der ständigen höher gebildeten Beamten schon 43, bei 543 Arbeitern (gegen 177 im Jahre 1867, 250 im Jahre 1869, 351 im Jahre 1870, 412 im Jahre 1871).

Die leitenden technischen und wirthschaftlichen Gedanken entstanden auch jetzt noch einstweilen in dem Kopfe, aus dem sie bisher hervorgegangen waren; doch ihre Ausführung überließ Werner Siemens jetzt mit vollem Vertrauen seinen tüchtigen Mitarbeitern. In seinen „Lebenserinnerungen" fügte er hinzu: „So erhielt ich größere Muße, mich mit wissenschaftlichen und solchen socialen Aufgaben zu beschäftigen, die mir besonders am Herzen lagen."

Aber dazu gesellte sich ein weiteres Moment: er war über fünfzig Jahre alt, und seine Kraft war nicht mehr die frühere; die Sorgen und gewaltigen Arbeiten, die keinem großen Unternehmer erspart werden, waren ihm in gehäuftem Maße zu Theil geworden. Schon um 1858 hatte sein „Oberstübchen aufzumucken" begonnen, und er war seitdem gezwungen gewesen, sich nach Möglichkeit zu schonen; „trotzdem — so schrieb er im August 1866 an Wilhelm, als dieser ähnliche Nervenerscheinungen an sich verspürte — fühle ich eine beträchtliche Abnahme meiner Geistes- und Arbeitskraft". Unmittelbar darauf entdeckte er das Princip der Dynamomaschine; aber wie er selbst später „mit einer gewissen Beschämung" bemerkt hat, dachte er gar nicht daran, die schon 1854 von ihm selbst erfundene Construction der „Tellermaschine" (eines Telegraphen-Apparates) mit dem dynamo-elektrischen Principe zu combiniren, wodurch die Dynamomaschine ohne Weiteres gebrauchsfähig und Gramme's

Erfindung überflüssig geworden wäre. War das nicht auch ein Zeichen, daß er den wichtigsten Theil seiner Lebensarbeit vollbracht hatte? Jahrzehnte lang hat er dann freilich noch intensiv geistig gearbeitet und speciell über seine Berufsarbeit sagte er noch wenige Jahre vor seinem Tode:

Die Oberleitung der Berliner Firma und die damit verbundenen technischen Arbeiten nahmen (auch nach seiner Aufnahme in die Akademie, 1874) gewöhnlich meine ganze Tagesarbeitszeit in Anspruch. Durch die große Vielseitigkeit und weite räumliche Ausdehnung, welche die Thätigkeit der Firma allmählich gewonnen hatte, wurde meine Aufgabe sehr erschwert, und wenn mir auch tüchtige Mitarbeiter einen wesentlichen Theil der Last abnahmen, blieb es doch für mich eine ruhelose, arbeitsvolle Thätigkeit.

Die Siemens-Firmen gelangten jetzt erst recht eigentlich in die Bahnen, die er ihnen eröffnet hatte. In London begann die Periode der erfolgreichen transatlantischen Kabelunternehmungen, durch welche das Londoner Geschäft auf die oberste Stufe des englischen Geschäftslebens gehoben wurde. In Rußland, im Kaukasus entwickelten sich die großartigen Kupferhüttenwerke von Kedabeg. Vor Allem war es das von Werner Siemens gefundene Princip der Differentialwirkung zwischen Haupt- und Nebenstrom, das es von Hefner-Alteneck ermöglichte, die bahnbrechende „Differential-Lampe" zu construiren, und um dieselbe Zeit (1879) erbauten Siemens & Halske die erste elektrische Bahn. Aber die ganze damit eingeleitete großartige Entwicklung beruht auf der Erfindung der Dynamomaschine. Welche ungemein vielseitigen Leistungen der Siemens-Firmen daraus noch weiter hervorgingen, kann hier nicht mehr verfolgt werden.

Als im Jahre 1897 das Berliner Haus in eine Actiengesellschaft verwandelt wurde, erhielt die bisherige Firma als Kaufpreis 28 Millionen Mark in Actien der neuen Gesellschaft, die bei der regelmäßig vertheilten Dividende von 10% gewiß 50 bis 60 Millionen Mark werth waren. Die Schwesterhäuser Berlin, Wien, London und Petersburg beschäftigten zusammen im Jahre 1900 etwa 4000 Beamte und 15000 Arbeiter.

In Deutschland hat sich kein Industriezweig während der letzten Jahrzehnte so rasch entwickelt wie die Elektricitätsindustrie. Vom Jahre 1882 bis zum Jahre 1895 hat sich, wie aus der Gewerbestatistik zu entnehmen ist, die Zahl der in dieser Industrie beschäftigten Personen jedenfalls um weit über 200 Procent vermehrt; genau läßt sich das nicht feststellen, weil die Gruppirung bei der Gewerbezählung von 1882 eine andere war als 1895. Im Jahre 1895 waren, ohne die mit Elektricität arbeitenden Verkehrsunternehmungen (Telegraphie, Fernsprechverkehr, Straßenbahnen), 1513 Betriebe mit 27228 Personen vorhanden. Seitdem aber hat die Entwicklung noch ganz andere Dimensionen angenommen. Bei denjenigen Unternehmungen der Elektricitätsindustrie, welche von Actien-Gesellschaften betrieben werden, läßt sich das Anwachsen des Capitalbedarfs auch für die letzten Jahre ziffernmäßig einigermaßen feststellen.

Im Jahre 1895 bestanden in Deutschland, nach van der Borght, 39 Actien-Gesellschaften der Elektricitätsindustrie, von denen vor 1880 nur eine einzige,

vor 1890 nur 11 existirt hatten. Der eingezahlte Nominalbetrag der Actien und Obligationen jener 39 Gesellschaften betrug 1895: 220 Millionen Mark. Am Ende des Jahres 1899 dagegen belief sich dieser Nominalbetrag für die Actien-Gesellschaften der deutschen Elektricitätsindustrie auf rund 600 Millionen Mark, und da die Actien zum Theil bedeutend über pari emittirt wurden, werden die thatsächlich angelegten Capitalien nicht weit unter einer Milliarde Mark betragen haben. Freilich war diese Entwicklung eine zu rasche, und ein Rückschlag ist nicht ausgeblieben; aber nach Beendigung des damit eingeleiteten Heilungsprocesses muß die fortschreitende Entwicklung wieder beginnen.

Auf Grund der Berufs- und Gewerbezählung von 1895 können wir den eigenartigen Charakter der Elektricitätsindustrie noch etwas näher kennen lernen. Betrachten wir zunächst einmal folgende kleine Tabelle; in ihr sind die sogenannten „Gesammtbetriebe", d. h. diejenigen Unternehmungen, welche in sich verschiedene gewerbliche Specialitäten vereinigen, als Betriebseinheiten behandelt, was gerade bei der Elektricitätsindustrie durchaus nöthig ist, da sie relativ viele solche „Gesammtbetriebe" aufweist. Dann gehören von 100 in ihr thätigen Personen an:

den Alleinbetrieben	0,8 %
= Betrieben mit 2—5 Personen	4,8 %
= = = 6—20 =	13,5 %
= = = 21—100 =	23,5 %
= = = 101—1000 =	23,9 %
= = = über 1000 =	33,5 %
	100 %

Im Jahre 1846 wurden in Preußen 367 für eigene Rechnung arbeitende Mechaniker für mathematische, optische, physikalische und chirurgische Instrumente gezählt, sowie 503 von ihnen beschäftigte Gehülfen und Lehrlinge. Damals war also dieser ganze Gewerbszweig noch ein Handwerk. Jetzt dagegen ist der elektrotechnische Theil desselben fast *ausschließlich Fabrikindustrie* geworden; denn 1895 beschäftigten die Alleinbetriebe kaum 1 %, die anderen Kleinbetriebe kaum 5 % der in der ganzen Gewerbegruppe thätigen Personen.

Innerhalb der Industrie bemerken wir ferner eine so *regelmäßig ansteigende* Vertheilung der verschiedenen Betriebsgrößen, wie kaum bei einer anderen Gewerbsgruppe. Die Mittelbetriebe waren reichlich vertreten, und sie entwickelten sich offenbar stetig zu Großbetrieben, von denen dann wieder die Kolossalbetriebe mit über 1000 Gehülfen einen verhältnißmäßig bedeutenden, aber keineswegs übermäßigen Theil ausmachten. Es ist ordentlich wohlthuend, dieses allmähliche Ansteigen zu beobachten, namentlich wenn man es vergleicht mit der weit ungleichmäßigeren Vertheilung der Größenclassen bei anderen Gewerbszweigen.

Dieser Eindruck wiederholt sich, wenn man die Durchschnittsziffern der in den einzelnen Betrieben beschäftigten Personen nach Größenclassen gruppirt; dann ergibt sich, daß auf die Betriebe mit

	in der Elektricitätsindustrie	im ganzen Gewerbe
6—20 Personen	11 Personen	9,3
21—100 =	44,6 =	41,6
101—1000 =	234,3 =	231,5
über 1000 =	2130,8 =	1900,8

durchschnittlich entfielen, also bei den Elektricitätsbetrieben mittlerer Größe bis hinauf zu denen von 100 bis 1000 Gehülfen ungefähr ebenso viele, wie im ganzen Gewerbe. Nur die Kolossalbetriebe waren in der Elektricitätsindustrie durchschnittlich noch um etwa 12 % größer als im ganzen Gewerbe.

Die Benutzung von Motoren ist im Verhältniß zur Zahl der beschäftigten Personen bei einem Theile der elektrischen Betriebe eine ganz ungewöhnlich große, nämlich bei denen, welche Elektricität aus Arbeitskraft erzeugen; sie verwendeten 1895 auf 100 von ihnen beschäftigte Arbeiter nicht weniger als 2518 PS, die ihnen darin am nächsten kommenden Betriebe für Wasserversorgung nur 1012 PS, die Holzschleifereien 587, die Getreidemühlen 341 u. s. f. Dagegen wurden umgekehrt bei der Fabrication elektrischer Lampen und Apparate relativ viele menschliche Arbeitskräfte und wenige Motoren verwendet, nur 37 bezw. 44 PS auf 100 Personen.

Endlich ersehen wir noch aus der Gewerbezählung von 1895, in welchem Procentsatze unter den Hülfsarbeitern der Elektricitätsbetriebe höher gebildete Angestellte vertreten waren. Dieser Procentsatz war bei einigen Zweigen der Elektricitätsindustrie stärker als in allen anderen Industriezweigen, so betrug er namentlich bei den elektrischen Centralen 24 %, bei den Fabriken elektrischer Maschinen 22 %, und auch die anderen Theile der Elektricitätsindustrie weisen noch meist Procentsätze von 12½—17 % auf. Offenbar ist dieser Antheil der höher gebildeten Hülfsarbeiter an dem gesammten Personalbestande im raschen Wachsen begriffen. Bei Siemens & Halske betrug er 1872 noch nicht einmal 8 %, dagegen 1900 bei allen Siemens-Firmen 21 %. Mit anderen Worten: etwa ein Fünftel aller in der Elektricitätsindustrie thätigen Personen wird jetzt höherer, zum Theil wissenschaftlicher Bildung theilhaft sein und dementsprechend auch eine völlig andere wirthschaftliche Stellung einnehmen wie die „Arbeiter". Aber auch diese Letzteren sind nur zum Theil gewöhnliche Handarbeiter; ein erheblicher Theil von ihnen besteht offenbar aus gelernten Feinmechanikern. Dies wird bewiesen durch die Berufsstatistik von 1895, die nicht wie die Gewerbestatistik von den Betrieben ausgeht, sondern die Berufsstellung der einzelnen und erwerbsthätigen Personen zu erfassen sucht.

Die Elektricitätsindustrie beschäftigt Leute der verschiedensten Berufsarten: Schlosser, Klempner, Tischler u. s. w., weshalb ihr Personalbestand nach der Gewerbestatistik weitaus die Zahl derjenigen Personen übersteigt, die in der Berufsstatistik als „elektrotechnisch" thätig aufgeführt werden. Dies sind nur 14053, von denen

2823 als Angestellte (technisches Personal mit höherer Vorbildung, Aufsichtspersonal, Rechnungs- und Büreaupersonal)
3492 als gelernte Arbeiter

charakterisirt sind. Diese 3492 gelernte elektrotechnische Arbeiter müssen wohl Feinmechaniker sein, ähnlich den 18888 „gelernten Arbeitern" der Berufsabtheilung „Physikalische und chirurgische Apparate". Die dieser letzteren

Berufsabtheilung entsprechenden Gewerbearten bestehen noch zu einem erheblichen Theile aus Kleinbetrieben mit vielen Lehrlingen. Die Zahl der Lehrlinge bei den Verfertigern physikalischer Apparate betrug 1895 nicht weniger als 3653, und bei den Kleinunternehmern unter ihnen bestand über die Hälfte der Hülfsarbeiter aus Lehrlingen. Die Kleinmeister der Feinmechanik werden also wohl in weitem Umfange als Lehrmeister der „gelernten Arbeiter" in der Elektrotechnik thätig sein.

Der gesammte Personalbestand der Elektricitätsindustrie besteht somit jedenfalls zu einem sehr großen Theile aus geistig hochstehenden Individuen. In dieser Hinsicht übertrifft die Elektricitätsindustrie sogar erheblich die Chemische Industrie, die zwar auch vieler höher gebildeter Beamten bedarf, aber nur einer relativ kleineren Zahl gelernter Arbeiter; in den chemischen Fabriken kommen durchschnittlich 831 ungelernte auf 100 gelernte Arbeiter.

Diesem ganzen Charakter der Elektricitätsindustrie entspricht ihre örtliche Verbreitung: sie ist eine eminent großstädtische Industrie, und zwar steht sie unter den Industrien dieser Art so ziemlich an der Spitze; im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung war sie 1895 in den deutschen Großstädten etwa fünfmal so stark vertreten als im ganzen Reiche, in Nürnberg sogar etwa zwanzigmal so stark. Auch darin unterscheidet sie sich von der Chemischen Industrie, die hauptsächlich in den Mittelstädten zu Hause ist.

Zum Schlusse noch einige Einzelangaben über die größten deutschen Elektricitätsfabriken und Elektricitätswerke nach dem Stande ihrer Entwicklung im Jahre 1899:

Elektricitätsfabriken.

	Actien-capital ℳ	Obligationen-capital ℳ	Reserven ℳ	Reingewinn ℳ	Dividende %	Bisherige Production[4]) Elektromotoren Stück	Elektromotoren Pferdestärke	Elektrische Bahnen km	Elektrische Bahnen Motorwagen
A. E.-G.[1])	60 Mill.	14 Mill.	26 Mill.	10 Mill.	15	11 400	197 000	1350	2300
S. & H.[2])	45 "	20 "	7 "	5 "	10	?	?	900	1350
Schuckert[3])	28 "	12 "	14 "	6½ "	15	6 300	224 000	800	1115

Elektricitätswerke.

	Actien-capital ℳ	Obligationen ℳ	Reserven ℳ	Reingewinn ℳ	Dividende %	Jahresleistung Kilowattstunden
Berlin . . .	25 Mill.	6½ Mill.	1 Million	2¾ Mill.	13	29 Millionen
Hamburg . .	11 "	4 "	1 "	1¼ "	8	14 "

[1]) Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft in Berlin.
[2]) Siemens & Halske, Act.-Ges.
[3]) Elektricitäts-Actiengesellschaft vorm. Schuckert & Co. in Nürnberg.
[4]) Nur zwei Hauptgebiete derselben.

Entwicklung der Berliner Elektricitätswerke.

Geliefert für	1889/90 Kilowattstunden	1898/99 Kilowattstunden
Gewerbliche Anlagen . . .	69 591	7 758 662
Privatbeleuchtung	2 440 690	10 143 377
Straßenbeleuchtung	292 450	484 591
Straßenbahnen	—	10 166 652

Die Berliner Elektricitätswerke sind von der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft, und diese ist hauptsächlich von der Firma Siemens & Halske begründet worden, die im Wesentlichen das Werk eines einzigen Mannes ist. Die Aufstellung einer solchen Genealogie geschäftlicher Unternehmungen zeigt am klarsten, wie die Dinge sich entwickelt haben.

Wie Eberstadt („Der deutsche Capitalmarkt". Leipzig 1901) mit Recht hervorhebt, ist der Elektricitätsindustrie eigenthümlich die Vereinigung der verschiedensten Functionen:

Die Elektricitäts-Gesellschaften bauen Maschinen im größten Maßstabe und stellen den gesammten Apparat für Stromerzeugung und Vertheilung her; sie treten dann selbst als Stromlieferanten auf und betreiben die Werke: sie sind ferner auf die Gründung und Finanzirung verwandter Unternehmungen hingewiesen.

Auch diese ganz besonders bedeutsame Eigenthümlichkeit der Elektricitätsindustrie führt auf die Brüder Siemens zurück: sie haben den Stempel ihres Geistes der ganzen Elektricitätsindustrie aufgeprägt.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Der Roman in der altchristlichen Literatur.

Von

E. von Dobschütz.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Unsere schreibselige Zeit kann sich große weltgeschichtliche Bewegungen nicht ohne die Begleiterscheinung literarischer Productivität denken. Und doch hat die Wiege des Christenthums nicht in einer Schreibstube gestanden. So wenig Jesus Christus etwas Schriftliches hinterließ, so wenig waren seine Jünger Literaten. Die wenigen Briefe, die sie schrieben, um entfernte Gemeinden seelsorgerlich zu berathen, die kurzen Aufzeichnungen der Worte und Thaten des Herrn, die sie sich machten, Episteln und Evangelien, sind nicht zur „Literatur" zu rechnen. Daß sie, entgegen ihrer ursprünglichen Bestimmung, eine die Jahrtausende überdauernde Bedeutung erlangt haben, danken sie nicht menschlicher Kunst, sondern dem göttlichen Inhalt, den sie in schlichter Form der Christenheit überliefern.

Das erste Jahrhundert des Christenthums ist eine Zeit des Enthusiasmus: ganz vom Geiste erfüllt, Fremdlinge in der Welt, harren die Jünger Jesu mit brennender Sehnsucht des Augenblicks, da der Herr wiederkommt und die Welt vergeht.

Aber diese Welt war stärker, als sie gedacht hatten; oder richtiger: Gott hatte dem Christenthum eine höhere Aufgabe gestellt, als so für kurze Zeit nur aufzuleuchten. Es sollte die Welt erobern und durchdringen. Das war freilich so einfach nicht und ist nicht geschehen, ohne daß das Christenthum viel von der Welt angenommen hätte. Es galt nicht, eine tabula rasa rasch zu besetzen, einer formlosen Masse christlichen Charakter aufzuprägen. Die römische Kaiserzeit ist eine Periode höchster Culturblüthe, wennschon mit den Anzeichen der Ueberreife. Noch wurzelte, allen lächelnden Auguren zum Trotz, die alte Religion tief im Leben und Denken des Volkes; das Heidenthum hatte noch die Kraft in sich zu einer gewaltigen Wiederbelebung des alten Götterglaubens in allen Schichten der Gesellschaft, vermöge deren es dem siegreichen Andringen des Christenthumes noch über drei Jahrhunderte widerstand!

Das augusteische Zeitalter ist das goldene Zeitalter der römischen Literatur. Aber auch die Lehrmeisterin, die griechische Kunst, war noch nicht altersschwach. Mag immerhin die Alexandrinerzeit, die Zeit gelehrten Sammelns und Sichtens, an schöpferischem Geiste weit hinter der classischen Periode Athens zurückstehen: noch hatte der Hellenismus productive Kraft in sich. Die ganze Gattung des Romans ist eine Neuschöpfung dieser Periode.

Nicht als wäre erst jetzt den Griechen die Lust am Fabulieren, die sie wie kaum ein zweites Volk besaßen, gekommen. Von jeher haben sie „Pseudos", die freie Erfindung, und „Teratologia", das phantastisch Wunderbare, geschätzt. Erweitert man den Begriff Roman zu dem „Romanhaften in der erzählenden Literatur der Griechen"[1]), so kann man deren ganze Geschichte hereinziehen, von den altjonischen Schiffermärchen an, wie wir sie aus der Odyssee kennen. Alle die Wahrheit und Dichtung frei mischenden Reisebeschreibungen und Erzählungen fremdländischer Geschichte, politische Utopien wie Plato's Atlantis, moralische Charakterbilder wie Xenophon's Cyropaedie, die reiche, um die Heldengestalt Alexander's und um seine den weiten Orient griechischem Geiste unterwerfenden Züge sich rankende Sage, die zahllosen Biographien großer und kleiner Philosophen, Literaten und Wunderthäter enthalten Romanhaftes und können als Vorläufer des Romanes gelten. Dieser selbst aber — darin wird der Meister auf diesem Gebiete, Erwin Rohde[2]), trotz aller neueren Entdeckungen und Forschungen Recht behalten — ist ein Product des ausgehenden Hellenismus. Der Kaiserzeit gehört an, was wir von antiken Romanen kennen: des Antonius Diogenes' „Unglaubliche Geschichten von jenseits Thule", Jamblich's „Babylonische Geschichten", die „Ephesinischen Geschichten" eines Xenophon, die „Aethiopischen" Heliodor's, die Romane des Achilles Tatius und des Chariton, der Metamorphosen des Apuleius nicht zu vergessen.

Von den Schäferidyllen des Longus abgesehen, sind es, wie schon die Titel andeuten, Reiseromane. Man reiste damals nicht minder gern als heute, und wer zu Hause bleiben mußte, der griff zum Ersatz nach solcher Lectüre. In erster Linie waren es die Länder uralter Cultur und Religion, Aegypten und Babylon, welche auf die Griechen und Römer dieser culturübersättigten und zugleich so religionsdurstigen Zeit einen unwiderstehlichen Reiz ausübten. Noch interessanter, weil schwerer erreichbar, waren die dunkelfarbigen Aethiopen und die glücklichen Inder. Schon von ihren Ländern wußte man des Fabelhaften genug zu erzählen. Alles aber, was die Phantasie an Herrlichem und Schauerlichem kannte, hatte sie seit Langem an anderen Stellen des vom Okeanus umflutheten Randes der Erde localisirt: im Norden, wo neben den gerechten, seligen Hyperboräern die hundsköpfigen Menschenfresser hausten; im Westen, wo jenseits der Säulen des Herkules die Inseln der Seligen ein vollendetes Schlaraffenleben boten. Was Wunder, wenn griechische Leser gern die

[1]) E. Schwarz, Fünf Vorträge über den griechischen Roman. Berlin, Reimer. 1896.

[2]) E. Rohde, Der griechische Roman und seine Vorläufer. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1876. Zweite (nach des Verfassers Tode von C. Schöll besorgte) Ausgabe 1900, mit einem Anhang über die griechische Novelle.

Helden des Romans nach all diesen Ländern begleiteten; mit ihnen schwelgten in den seligen Gefilden, wo die Sonne nicht untergeht, die Weinstöcke das ganze Jahr tragen und das Korn an einem Tage reift; mit ihnen sich voller Behagen gruselten, wenn sie eintraten in jene kalten, finsteren Lande, wo es das halbe Jahr Nacht ist, oder gar einen Abstecher in die dunkle Unterwelt machen durften. Selbst einen Spaziergang nach dem Monde scheute man nicht: Jules Verne, der nur im Luftballon dorthin gelangte, wird von Antonius Diogenes an Kühnheit weit überboten, der seine Helden zu Fuße dorthin bringt. Lucian's „wahre Geschichten" sind allerdings eine Parodie auf solche Fabeleien; aber sie lehren uns, daß man an Kunst des Aufschneidens dem Baron von Münchhausen nichts nachgab.

Aber auch wo man sich auf dem bekannten Boden der Civilisation, in den Mittelmeerländern, bewegt, fehlt es nicht an τερατολογία, an Wunderbarem. Wir vernünftigen Menschen der Neuzeit machen uns schwer einen Begriff, welche Rolle der Aberglaube, den wir gern für ein Product des finsteren Mittelalters halten, in jenen classischen Zeiten der Antike spielte. Die ganze Welt voller Götter, voll guter und böser Geister, die mit dem Menschen ihr Spiel treiben, und die er doch in seinen Dienst zwingen kann, wenn er nur die Formel kennt; Götterorakel das Menschenleben bestimmend, Magie dasselbe vergiftend; Liebestränke und Verwandlungszauber: wer kennte sie nicht aus Ovid's Metamorphosen! Sie haben, wie Jacob Burckhardt[1]) uns gezeigt hat, im wirklichen Leben kaum geringere Bedeutung gehabt als in der Dichtung. Daß Menschen, verzaubert, tagsüber todt sind und nur des Nachts leben; daß stygisches Wasser die Unschuld bewährt und die Schuld verräth; daß die Wogen des Nils sich emporthürmen, um einen Scheiterhaufen zu löschen und den Helden zu befreien; daß Todte zum Leben zurückgebracht werden, ist nichts Unerhörtes: die ganze damalige Menschheit glaubte das gern, einige Aufklärer ausgenommen, die doch oft genug ein gewisses Grauen vor den unheimlichen dämonischen Mächten verrathen und jedenfalls an die Allmacht der Göttin Tyche, des blind waltenden Geschickes, glaubten.

Den Reiz des ägyptischen und babylonischen Localcolorits zu erhöhen, zugleich mit der eigenen Gelehrsamkeit zu prunken, legt der Dichter gern Geschichten aus der uralten Vergangenheit jener Culturländer ein, nicht ohne phantastische Ausmalung. Es hat auch, wie ein neuerdings erst aus den Papyrusschätzen Aegyptens ans Licht getretener Ninusroman uns zeigt, nicht an dem Genre des pseudohistorischen Romans gefehlt, wie wir ihn besonders durch Ebers kennen, wobei in antiker Vermummung durchaus moderne Gestalten auftreten.

Die Mystification wird verstärkt dadurch, daß der Verfasser den Leser glauben macht, seinen Stoff aus geheimnißvollen Quellen geschöpft zu haben, meist so, daß er auf den Helden selbst zurückgeht. Seit einst der schiffbrüchige Odysseus am Hofe der Phaeaken der Sänger seiner eigenen Irrfahrten ge-

---

[1]) J. Burckhardt, Die Zeit Constantin's des Großen. Zweite Auflage. Leipzig, Seemann. 1880.

worden war, blieb die Form der Scherzählung eine der beliebtesten, und es war ein oft angewandter Kunstgriff, einen Theil der Schicksale nicht in die Handlung selbst, sondern in die Gespräche zu verlegen.

Nehmen wir zu alledem noch die zahlreichen Ortslegenden, wie sie die Cicerones berühmter Cultstätten den eifrig sie besuchenden Periegeten vorlogen; die alten Mythen, die, längst in novellistische Form gebracht, hier zuweilen bis zur Unkenntlichkeit modern costümirt erscheinen, die Thierfabel u. s. f., so haben wir einen Ueberblick über das Material, mit dem der antike Romandichter sein phantastisches Kunstwerk aufbaute. Ich habe mich dabei absichtlich etwas länger verweilt, weil es zum Verständniß auch des christlichen Romans unbedingt erforderlich ist, daß wir uns in diese uns fremde Gedankenwelt hineinversetzen.

Zum Roman gehört freilich noch etwas Anderes. Wir denken dabei zunächst meist an eine Liebesgeschichte, und das trifft auch für den antiken Roman zu. Die „Geschichte der Leukippe und des Klitophon" schreibt Achilles Tatius, die „Abenteuer des Chaereas und der Kallirrhoë" Chariton. Aber es besteht ein grundlegender Unterschied dem modernen Roman gegenüber; dieser will Charaktere zeichnen; alles Uebrige dient ihm nur dazu, diese nach allen Seiten hin auszubilden, durch alle Verhältnisse zu erproben. Er will eine Entwicklung geben: wir sollen in das innere Werden des Seelenlebens Einblicke gewinnen. Der schließliche Ausgang muß sich als Resultat dieser Entwicklung von selbst ergeben. Ganz anders der antike Roman. Ihm fehlt das Psychologische. Seine Helden sind weniger individuelle Charaktere als Schablonen, mit jenen erkünstelten Gefühlen, wie sie in den sophistischen Schulübungen gepflegt wurden. Sehen und Lieben ist eins. Es gilt im Weiteren nur zu zeigen, wie diese Liebe sich trotz aller Widrigkeiten treu bewährt. Auf diesen widrigen Schicksalen, die das liebende Paar trennen, liegt der Nachdruck. Es kommt vor, daß die beiden Liebenden sich zu Beginn der Erzählung bereits haben, um dann durch ein unverständliches Schicksal, ein Orakel oder Aehnliches, aus einander gerissen zu werden. Die Kunst des Dichters besteht, wie bei den Ausläufern der griechischen Comödie, an die der Roman vielfach anknüpft, in der Erfindung immer neuer Verwicklungen: er treibt seine Helden — und mit ihnen seine Leser — durch alle Länder hindurch; ein Seesturm folgt dem andern; eine Räuberbande jagt sie der andern ab; Verwechslungen häufen sich über Verwechslungen. Bald werden die Liebenden dicht an einander vorbeigetrieben, bald finden sie sich auf Augenblicke, um dann nur um so weiter wieder aus einander geschleudert zu werden, — ein blindes Spiel der Göttin Tyche, bis schließlich, wenn Verfasser und Leser die Spannkraft verloren haben, Alles sich in Wohlgefallen auflöst und ein heiteres Bild allgemeinen Glückes nach so viel Grauen, Mord und Verzweiflung einen angenehmen Schlußeindruck hinterläßt.

Für unsere nüchtern-ernste nordische Art des Denkens, für unsern, an den höchsten classischen Mustern sich bildenden Geschmack hat diese verworrene Phantastik etwas Abstoßendes: man muß den Süden mit seiner Lust an buntem Durcheinander kennen, um zu verstehen, daß diese an dem dünnen

Faden der Liebesgeschichte aufgereihte Mannigfaltigkeit der Abenteuer doch als Einheit wirkte. Syrien ist die Heimath dieser Kunst; Orientalisches und Griechisches ist darin gemischt. Das, was die griechische Kunst auf ihrer Höhe auszeichnete, der Sinn für die Schönheit des Einfachen, ist verloren. Es ist ein Barockstil, der im Erkünstelten seine Fertigkeiten zu zeigen sucht.

Auch ist es nicht reine Kunst, die das Schöne will um des Schönen willen. Neben dem Hauptzweck, den Leser zu unterhalten und zu amüsiren, stehen andere Tendenzen: gelehrte Dichter wollen ihre geographisch-historischen Kenntnisse an den Mann bringen, Philosophen socialpolitische und moralische Ideale veranschaulichen. Vor Allem bemerkenswerth für uns sind erbauliche Motive: in directem Dienste eines Cultes macht der Dichter für diesen Propaganda, so Heliodor für seinen Sonnengott von Emesa, Apuleius und Xenophon für die Keuschheitbewahrerin Isis[1]). Die Opposition gegen blutige Thieropfer zu Gunsten einer Verehrung der Gottheit durch Weihrauch und Gebet, die neubelebte pythagoreische Lebensweise mit ihrem Vegetarianismus und ähnliche Dinge, wie sie für die religiöse Stimmung dieser vom Orient und seinem Dualismus alles Heil erwartenden Zeit charakteristisch sind, werden in solcher Form ins Publicum gebracht.

II.

So fand das Christenthum den antiken Roman vor. Der Roman fand das Christenthum. Man dürfte erwarten, daß er statt der abgebrauchten alten Motive begierig nach dem neuen Stoffe griff. Doch kann man nicht sagen, daß der Roman das Christenthum aufnahm; vielmehr das Christenthum bemächtigte sich des Romans. Die gebildete Welt nahm lange Zeit von dieser neuen Superstition, wie man das vom Orient vordringende Christenthum nannte, kaum Notiz oder begnügte sich, in oberflächlicher Weise das Volksgerede über vorgebliche Abscheulichkeiten der Christen zu colportiren. Erst einzelne philosophisch gebildete Christen des zweiten Jahrhunderts wie Justin, vor Allen der glänzendste Denker und Gelehrte Origenes im dritten Jahrhundert, haben den Heiden die Beachtung des Christenthums als einer Geistesmacht abgerungen. Wohl aber entwickelte sich auf Seiten der Christen von der Mitte des zweiten Jahrhunderts ab, im scharfen Unterschied von der anfänglichen Weltabgewandtheit, ein Bestreben, auf alle Kultur-Elemente der damaligen Zeit einzugehen; ein Hellenisirungsproceß, als dessen markirteste Erscheinung der sogenannte Gnosticismus hervortritt. Es ist der Versuch einer speculativen Religion, der, halb im, halb neben dem Christenthum stehend, dessen Gedanken mit orientalischen, griechischen und anderen vermischte und (ähnlich dem griechischen Romane selbst) von Syrien über Alexandrien nach Rom vordringend, in unzähligen Schulen sich allenthalben um die christlichen Gemeinden ansiedelte; wohl weniger ein Pionier fürs Christenthum, als ein Schmarotzer am Stamme der christlichen Kirche. Hier wurde die den christlichen Gemeinden oft mangelnde antike Bildung mit Eifer gepflegt; hier entstand die erste christ-

[1]) Burckhardt, a. a. O. S. 195.

liche Wissenschaft; hier haben wir auch die Anfänge eigentlicher christlicher Literatur zu suchen. Erst der Kampf mit der Gnosis hat auch das kirchliche Christenthum zur Bethätigung auf diesen Gebieten gedrängt.

Schon das dem Gnosticismus geistverwandte alexandrinische Judenthum hatte begonnen, Sibyllensprüche und Weisheitslehrer wie Pholylides, Epos und Drama, in den Dienst seiner Propaganda zu ziehen. Seinem Beispiele folgte dies hellenistische Christenthum. So hat es nicht unbeträchtliche Beiträge zur antiken Romanliteratur geliefert.

Ich darf kaum die Bekanntschaft mit diesen uns fernliegenden Stoffen voraussetzen. Daher sei es gestattet, zunächst einige Beispiele anzuführen. Eine Uebersicht über das ganze reiche Gebiet, so wünschenswerth sie als Grundlage für die folgenden Ausführungen wäre, würde an die Geduld der Leser zu hohe Anforderungen stellen [1]). Es gibt da Manches, was unserem Geschmacke nicht behagt.

Ich beginne mit den sogenannten Clementinen, einem Roman, der für die Faustsage von Bedeutung geworden ist. Faustus, ein vornehmer Römer, lebt mit seiner Gattin in glücklichster Ehe: drei Söhne hat sie ihm geboren. Da reist sie, um den Nachstellungen ihres Schwagers zu entgehen, einem vorgespiegelten Traumgesicht folgend, mit den älteren beiden auf etliche Zeit nach Athen. Vergebens harrt der Gatte auf Nachricht, vergebens sendet er Boten; endlich macht er sich selber auf, sie zu suchen — um auch nicht wieder zu kehren. So ist Clemens, der Jüngste, allein übrig geblieben, ein vom Schicksal hart geprüfter ernster Jüngling. Ihn quälen Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele. Von ägyptischer Nekromantie erhofft er Aufschluß. Aber Alexandrien bringt ihm Besseres, die Bekanntschaft mit dem christlichen Missionar Barnabas. Diesem folgend, kommt er zu Petrus, der gerade in Caesarea den Magier Simon bekämpft. Bei der Disputation stets den Kürzeren ziehend, flüchtet dieser von Stadt zu Stadt, immer von Petrus und seinen Jüngern verfolgt: so oft er sich stellt, wird er von Petrus besiegt. Auf einer dieser Wanderungen hat eben Clemens dem Petrus die traurigen Schicksale seiner Familie erzählt. Da bewegt der Wunsch etlicher Gefährten, ein berühmtes Kunstwerk zu sehen, den Apostel zu einem Abstecher nach der Insel Aradus. Er selbst theilt jenen Kunstsinn nicht; er bleibt am Strande und kommt hier in ein Gespräch mit einer Bettlerin. Sie entpuppt sich als Clemens' Mutter, die ein Schiffbruch hierher verschlagen hat. Nicht lange nachher stoßen zwei vorangeeilte Petrusjünger wieder zu der nun durch die Mutter vermehrten Reisegesellschaft; als sie von der Wiedererkennung und den Schicksalen des Clemens und seiner Mutter hören, wissen sie sich vor Freuden nicht zu fassen: sind sie doch die beiden älteren Söhne, aus dem gleichen Schiffbruch erst in Piratenhände, dann zu einer frommen Frau gelangt, die sie wie ihre Söhne aufzog. Die Taufe

[1]) Genaue Inhaltsangaben aller Stücke findet man in dem grundlegenden Werke von R. A. Lipsius, Die apokryphen Apostelgeschichten und Apostellegenden. Braunschweig, Schwetschke & Sohn, 1883—1890. Vier Bände. Die Texte sind musterhaft herausgegeben in Acta Apostolorum apocrypha, post Const. Tischendorf iterum ediderunt R. A. Lipsius et M. Bonnet, Lipsiae, Mendelssohn. 1890. 1898 (bis jetzt nur I. II, 1).

der Mutter wird endlich der Anlaß, daß in einem alten Arbeiter auch der Vater wiedererkannt wird. Dieser ist, an allem Glauben verzweifelt, ganz Fatalist geworden, Petrus weiß auch ihn dem Christenthum zu gewinnen. Simon der Magier rächt sich dann freilich, indem er diesem Faustus seine Gestalt anzaubert, damit er statt seiner verfolgt werde. Aber Petrus wendet auch dies zum Guten. Faustus wird entzaubert, nachdem seine Simonsmaske dazu hat dienen müssen, die dem Simon blind ergebenen Antiochener diesem abspenstig zu machen und Petrus zuzuführen.

So schließt dieser Familienroman. Auf die Fortsetzung der Kämpfe zwischen Petrus und Simon Magus zu Rom komme ich noch zurück.

Als zweites Beispiel wähle ich die Thomasacten. Sie führen uns gleich nach dem Orient. Der Inderkönig Gundaphor sucht einen Baumeister. Der Kaufmann, den er nach einem solchen aussendet, kommt auch nach Jerusalem. Hier verkauft ihm Christus seinen Knecht Thomas — dem bei der Verlosung der Welt unter die Apostel Indien zugefallen war, der aber nicht hatte dorthin gehen wollen. Wir übergehen die Wunder auf der Reise, das Hochzeitsfest der Königstochter von Andrapolis, bei dem Thomas das junge Paar einsegnet zu einem Leben der Enthaltsamkeit. In Indien angelangt, empfängt er vom König reiche Mittel zum Bau eines Palastes. Er aber zieht predigend umher und verschenkt das Geld den Armen. Als der König fragen läßt, wie es mit dem Palast stehe, erhält er zur Antwort, er sei fertig bis aufs Dach. Abermals sendet er reiche Mittel, die Thomas nicht minder verschenkt. Da erfährt der König, daß überhaupt noch nichts gebaut sei, ergrimmt, läßt Thomas ins Gefängnis werfen und will ihn grausam hinrichten. Inzwischen stirbt sein geliebter Bruder Gad. Und wie dessen Seele im Himmel umhergeführt wird[1]), erblickt sie einen Palast, der ihr vor Allen begehrenswerth erscheint; in ihm möchte sie wohnen, erhält aber den Bescheid, der gehöre dem König Gundaphor, für den Thomas ihn gebaut habe. Da erbittet sich Gad die Erlaubniß, zur Erde zurück zu kehren, um dem Bruder diesen Palast abzukaufen. Der aber erkennt nun, wie falsch er den Apostel verstanden hat, bekehrt sich, wird von Thomas getauft und zum Priester geweiht. Nun beginnen erst die Wunder: Thomas erweckt draußen vor der Stadt einen Jüngling und vernichtet den Drachen, der jenen getödtet hatte. Auf dem Rückweg zur Stadt bietet sich ihm ein Eselsfüllen zum Reiten an. Drinnen heilt er ein Weib, von dem ein Teufel Besitz ergriffen hatte, entlarvt beim heiligen Abendmahl einen Jüngling, der aus Eifersucht seine Geliebte getödtet hat. Diese, wieder erweckt, erzählt von alle dem, was sie in der Hölle gesehen. Der Ruf solcher Wunder dringt in die Ferne und führt auch den Feldhauptmann des benachbarten Königs Mazdai herbei, dessen Frau und Tochter eben jener von Thomas ausgetriebene Teufel überfallen hatte. Der Apostel erkennt

[1]) Die zu Grunde liegende Vorstellung ist, daß den Seelen nach dem Tode zunächst Himmel und Hölle gezeigt werden. So ist es besonders deutlich ausgesprochen IV. Esra 7, 75—99, S. 374 der glänzenden Uebersetzung Gunkel's in Kautzsch's „Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments". Bd. II. Tübingen, Mohr. 1900. — Von den himmlischen Wohnungen ist auch Joh. 14, 2 die Rede.

hierin einen Ruf Gottes, weiter zu ziehen, ordnet die kirchlichen Verhältnisse und begleitet den Feldhauptmann nach dessen Heimath, wobei sich Wildesel an Stelle der ermüdeten Pferde einfangen und einspannen lassen. Frau und Tochter sind bald im Namen Jesu Christi geheilt. Auch Mygdonia, des Kanzlers Frau, wird bekehrt. Eben dies aber führt zum Conflict: den Lehren des Apostels folgend, hält Mygdonia sich dem Gatten fern. Vergebens sucht dieser durch Drohungen, vergebens durch die beweglichsten Liebesklagen sie zu gewinnen. Da verklagt er den Apostel als Magier beim König. Gegeißelt und ins Gefängniß geworfen, erscheint Thomas in der Nacht der Mygdonia — Kerkerthüren halten ihn nicht — und tauft sie. Auf Bitten des Kanzlers steht der König zunächst noch von der Todesstrafe ab: Thomas selbst soll Mygdonia's Sinn wenden; thatsächlich redet er ihr zu, doch vergebens: sie bleibt standhaft. Als der König seine Gemahlin zu ihr sendet, führt das nur zur Bekehrung auch der Königin und ihres Sohnes. Aufs Höchste ergrimmt, läßt der König Thomas auf glühende Platten stellen: Wasser quillt hervor, das nur des Apostels Gebet zu stillen vermag. Die Abführung ins Gefängniß gleicht einem Triumphzug, der Kerker wird zur Kirche, wo alle Gläubigen sich versammeln. Eine große nächtliche Tauffeier im Hause des Königssohns vereinigt nochmals Alle. Dann nimmt der Apostel Abschied und wendet sich ins Gefängniß zurück. Am andern Morgen läßt er sich ruhig vor die Stadt führen und stirbt nach langem Gebet, von vier Lanzen durchbohrt. Der Leichnam, in der Königsgruft prächtig beigesetzt, wird zwar nach Edessa entführt. Aber Staub vom Grabe genügt, einen Sohn des Königs zu heilen und so auch diesen noch zu bekehren.

In wirkliche Fabelländer führt uns ein drittes Beispiel, die Acten des Andreas und Matthias. Bei der Verlosung der Länder hatte dieser Ersatzapostel das Anthropophagenland erhalten, wo die Menschenfresser jedem Fremdling erst die Augen ausreißen, dann durch Zaubertränke ihn um den Verstand bringen, daß er Heu frißt wie das Vieh, bis sie ihn nach dreißig Tagen schlachten. So sollte es auch Matthias ergehen; aber an dem Apostel Jesu Christi versagt der Zaubertrank seine Kraft. In der Nacht erscheint ihm der Herr, stellt ihm seine Augen wieder her, heißt ihn aber siebenundzwanzig Tage im Gefängniß ausharren. Am Ende der Zeit erscheint der Herr dem Apostel Andreas in dessen Missionsgebiet, befiehlt ihm, zur Menschenfresserstadt zu reisen und Matthias zu befreien. Andreas fürchtet, zu spät zu kommen, aber der Herr besteht auf die Reise. Am Strand findet der Apostel auch glücklich ein Schiff, dessen Capitän sich bereit erklärt, ihn an sein Ziel zu bringen, auch ohne Fährgeld. Dafür erzählt ihm der Apostel unterwegs von Christi Wunderthaten, bis er gleich seinen Gefährten einschlummert. Schlafend werden sie von den Engeln Christi — kein anderer ist ja der Capitän — bis vor die Thore der Menschenfresserstadt gebracht. Erst als sie hier aufwachen, werden sie inne, wie Alles zugegangen ist und wer es war, der sie fuhr. Ungesehen kommen sie in die Stadt, nachdem ihnen Christus nochmals erschienen ist und dem Andreas kundgethan hat, was er hier werde leiden müssen, daß es aber nicht zum Tode führen solle. Bei ihrem Nahen stürzen

die Wächter des Gefängnisses todt zusammen; mit Matthias werden auch die anderen Gefangenen alle befreit und zu einem Feigenbaum gesandt, der ihnen Speise geben wird ohne Aufhören. Den Matthias und die Gehülfen entrückt eine Wolke. Andreas aber setzt sich auf ein Standbild und schaut, selbst ungesehen, zu, wie die Kannibalen erst vergeblich im Gefängniß nach ihren Opfern suchen; wie sie sich dann zum Ersatze über die Leichen der Wächter machen wollen; dann sieben Greise auslosen, von denen einer herzlos genug ist, statt seiner seine beiden Kinder darzubieten: — jedes Mal verhindert das Gebet des Apostels die Schlachtung; die Messer fallen zu Boden. Als die Rathlosigkeit aufs Höchste gestiegen ist und der Teufel bereits den Apostel als Urheber genannt hat, gibt dieser sich zu erkennen, wird ergriffen und von den Wüthenden drei Tage hintereinander durch die Stadt geschleift. Des Nachts verhöhnen und versuchen ihn die Dämonen. Dem völlig Erschöpften, den Tod Begehrenden zeigt Christus, daß aus seinen Blutstropfen Fruchtbäume erwachsen und stellt ihn am dritten Tage wunderbar wieder her. Da speit auf des Apostels Geheiß eine Alabasterfigur, die im Gefängniß stand, Wasser. Alsbald ist die ganze Stadt von beißendem Salzwasser überschwemmt, während ein feuriger Wall jedes Entweichen verhindert. Viele ertrinken, alle leiden entsetzlich, bis sie den Apostel um Gnade anrufen. Auf seinen Befehl versiegt die Quelle, die Wassermassen werden, zusammt den Henkern und dem herzlosen Vater, vom Abgrund verschlungen. Um jene Figur erbaut Andreas eine Kirche und verweilt noch acht Tage zur Befestigung der Neubekehrten. Dann stößt er wieder zu seinen Gefährten. — Gemeinsam begeben sie sich auf Christi Gebot zur Barbarenstadt[1]): draußen auf dem Acker treffen sie einen Alten beim Pflügen und Säen; sie bitten ihn um etwas Brot. Während er geht, es zu holen, thun sie für ihn die Arbeit. Da er wieder kommt, findet er das Korn schon in Aehren stehen. Die Kunde ruft allgemeine Verwunderung, aber auch die Opposition der Stadthäupter wach. Um die Apostel fern zu halten, wählen sie ein diabolisches Mittel. Aber das buhlerische Weib, das sie ans Thor gestellt, wird, zwischen Himmel und Erde entrückt, eine Verkündigerin des Evangeliums von der Buße. Während die Menge sich bekehrt, wirft ein Reicher die versucherische Frage auf, ob er auch solche Wunder thun könne. „Ja," sagen die Apostel, „doch nur bei völliger Enthaltsamkeit. Uebrigens kann leichter ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, als ein Reicher ins Reich Gottes kommen" (vgl. Luc. 18, 25). Daß dies keine Phrase sei, beweist die That: auf der Apostel Gebet erweitert sich ein winziges Nadelöhr zum weiten Thor, durch das ein Kamel sammt einer Person darauf hindurchschreitet. Auch auf des Reichen Wort geschieht das Wunder, doch nur halb. Nun bekehrt auch er sich; jene Dirne wird zu Gnaden angenommen, und die Apostel ziehen

[1]) Dies Stück erscheint in der jetzigen Ueberlieferung von dem vorigen, Acta Andreae et Matthiae (Bonnet, S. 65—116), getrennt als Acta Petri et Andreae (Bonnet, S. 117—127). Beide haben ursprünglich zusammengehört als Theile eines größeren Ganzen, von dem jetzt Vieles verloren ist. So wird ausdrücklich eine Rückkehr des Andreas zu den Anthropophagen und das Wunder der Wiedererweckung jener vom Abgrund Verschlungenen verheißen, in unseren Texten aber nicht ausgeführt.

weiter. Wie dann Andreas in Griechenland unter dem Proconsul Aegeates um dessen Weibes willen den Märtyrertod am Kreuze leidet, Matthias abermals ins Anthropophagenland kommt, dort ein Paradiesesreis steckt, das zu einem Wunderbaum erwächst, wie ihn der König verbrennen lassen will, aber die Flamme, als Drache geformt, vielmehr den König verfolgt, wie dann, nachdem er seinen Geist freiwillig aufgegeben hat, der ins Meer gesenkte eiserne Sarg von einem leuchtenden Kreuz wieder emporgehoben wird; das ins Einzelne auszuführen muß ich mir versagen[1]).

Ich möchte zuletzt noch ein Beispiel geben aus den Thaten des Paulus, dessen wirkliche Geschichte wir durch seine Briefe und die Apostelgeschichte des Lucas besser kennen als die irgend eines anderen Apostels. Um so lehrreicher ist der Vergleich. Paulus kommt nach Ikonium (Apostelgeschichte 13, 52) und lehrt hier im Hause des Onesiphorus, indem er selig preist, die reines Herzens sind, die Keuschen, die Enthaltsamen, die der Welt entsagen u. s. f. Vom Fenster des Nachbarhauses lauscht Thekla, eine züchtige Jungfrau, die Braut des Thamyris. Drei Tage und drei Nächte lang schaut sie unverwandt hinüber, weder den Drohungen der Mutter noch den flehentlichen Bitten des Bräutigams weichend, bis dieser den Apostel als Magier verklagt. Doch auch zu dem Gefangenen findet Thekla den Weg. So werden sie beide vor Gericht geschleppt, Paulus gestäupt und aus der Stadt gejagt, Thekla zum Feuertode verurtheilt. Doch die Erde erbebt, und himmlischer Thau löscht die Flammen. Befreit eilt Thekla dem Apostel nach, sie erbittet die Gunst, ihn begleiten zu dürfen, zugleich die Taufe. Nur ungern willigt Paulus, für die Taufe sie vertröstend, ein, sie mitzunehmen. Und richtig, gleich auf der nächsten Station wird wahr, was er befürchtet hat: ein Vornehmer der Stadt, Alexander, entbrennt in Liebe zu ihr. Seiner Zudringlichkeit sich erwehrend, beschimpft sie ihn und wird nun zum Kampf mit den wilden Thieren verurtheilt. Doch wird ihrer Bitte Gewährung: ihre Jungfräulichkeit wird geschont. Eine Königin Tryphaena, die kürzlich ihre Tochter verloren hat, nimmt sie zu sich in Gewahrsam. Der Tag der Spiele kommt. Von Tryphaena geführt, erscheint die Jungfrau in der Arena. Bereits murrt das Volk, ein ungerechtes Urtheil sei es. Doch da kommt schon die furchtbare Löwin — und legt sich Thekla zu Füßen. Es kommt ein Bär: die Löwin schlägt ihn nieder. Es folgt ein besonders abgerichteter Löwe: in heißem Kampf erliegen beide, Löwe und Löwin. Lauter wird der Tumult des Volkes. Immer mehr Thiere werden losgelassen. Da erblickt Thekla hinter sich einen Wassergraben und — im Namen Jesu Christi sich selber taufend — springt sie hinein. Eine Feuerwolke schützt und umkleidet sie. Die gefräßigen Robben sind wie todt. Das Volk aber wirft Spezereien und Gewürze auf die Bestien in der Arena, daß diese betäubt umsinken und der Proconsul sich gedrängt sieht, Thekla freizugeben, zumal Tryphaena, die Verwandte des Kaisers, vor Schmerz zusammenzubrechen droht. Im Hause dieser ihrer Gönnerin gestärkt, macht

[1]) Die Andreas-Texte s. bei Bonnet, S. 1—64; das Martyrium des Matthias (so, nicht Matthäus, lautete es ursprünglich) S. 217—262.

Thekla sich nach acht Tagen wieder auf, Paulus zu suchen und wird von ihm, nach solcher Bewährung, als Evangelistin in ihre Heimath gesandt, wo sie in hohem Alter stirbt.

Diese Thekla-Legende ist, wie eine Entdeckung neuester Zeit gelehrt hat, nur ein Ausschnitt aus einer großen Geschichte des Paulus, die u. A. auch einen uns noch erhaltenen Briefwechsel des Apostels mit den Korinthern, vor Allem aber sein Martyrium in Rom umfaßte. Ueber dieses sowie die damit eng verbundenen letzten Schicksale des Petrus in Rom, den Kampf mit dem Magier Simon vor Kaiser Nero, Simon's Flug in die Luft und den durch der Apostel Gebet bewirkten furchtbaren Absturz, die Flucht des Petrus aus dem Gefängniß und seine Kreuzigung (kopfüber) auf dem Vatican, den Schleier der Perpetua und die drei aus dem Blute des enthaupteten Paulus entsprungenen Quellen, haben wir zahlreiche Darstellungen. Hier muß es uns genügen, darauf hingewiesen zu haben, wie die an sich historische Thatsache des Martyriums dieser beiden Apostel in Rom von der Legende mit einem bunten Kranze romanhafter Erfindungen umwoben worden ist[1]).

Genug der Beispiele!

Versuchen wir nun in die Art dieser eigenthümlichen Literatur etwas näher einzudringen.

III.

Zunächst fällt auf, daß alle diese Beispiele Schicksale der Apostel behandeln. Wir erwarten in erster Linie poetische Bearbeitungen des Lebens Jesu. Es ist wohl die unantastbare Hoheit des Evangeliums, welche vor einer derartigen Behandlung desselben hat zurückschrecken lassen. Wohl gab es neben unseren vier Evangelien andere, ein Evangelium der Hebräer, der Aegypter, des Petrus u. a. m.; aber was wir von diesen wissen, verbietet sie hier einzureihen[2]). Nur die vom Evangelium gleichsam freigelassenen Abschnitte des Lebens Jesu, die Kindheitsgeschichte und die Geschichte der Höllenfahrt, hat dichtende Phantasie später mit romanhaften Gebilden erfüllt, von denen wir hier absehen dürfen. Der christliche Roman der alten Zeit wagt sich nicht an den Herrn selbst heran, sondern begnügt sich mit seinen Jüngern. Doch ragt die Gestalt Jesu Christi überall in die Apostellegenden hinein: Christuserscheinungen sind überaus häufig, in den verschiedensten Formen, als Kind, als leuchtender Jüngling, in der Gestalt des Apostels selbst. Der verklärte Herr verkehrt mit den Seinen wie einst in den Tagen seines Fleisches. In den Reden und Gesprächen kommt auch dieser und jener wunderbare Zug aus seinem Leben, groteske Entstellungen der evangelischen Berichte, zur Sprache[3]).

---

[1]) Die Petrus- und Paulus-Texte s. bei Lipsius (und Bonnet), Bd. I, dort auch die Thekla-Legende, so weit sie bisher bekannt war. Ueber die neu gefundenen Paulus-Acten s. C. Schmidt in den „Neuen Heidelberger Jahrbüchern". Bd. VII, S. 117—124.

[2]) Dies versucht E. Nösgen, Ueber christliche Romane des zweiten Jahrhunderts. Allg. conservative Monatsschrift. 1894.

[3]) S. besonders die Johannes-Acten (Bonnet, S. 194 ff.) und die Acten des Andreas und Matthias (Bonnet, S. 74 ff.).

Der eigentliche Gegenstand dieser christlichen Romandichtung sind die Thaten der Apostel. Sie sind maßgebend für den ganzen Aufbau der Erzählung. Nur in den Pseudo-Clementinen bildet der Familienroman die Grundlage. Doch kreuzt damit die Schilderung der Kämpfe des Petrus mit dem Magier Simon, und diese Seite der Sache tritt stärker hervor, als unsere gedrängte Wiedergabe des Inhaltes es erkennen ließ. Das ist — um dies gleich zu sagen — der wesentliche Unterschied dieser christlichen Romandichtung von der sonstigen antiken, daß in ihr nicht die Schicksale eines Liebespaares, sondern die Thaten der Apostel das einigende Band für die Mannigfaltigkeit des Erzählten bilden. Sie eigneten sich dafür um so besser, je weniger man thatsächlich davon wußte.

Wir wissen, daß der Herr zwölf seiner Jünger auswählte zu seiner ständigen Begleitung; wir wissen, daß diese Zwölf den Grundstock, die Leitung der Urgemeinde bildeten. Wir können vermuthen, daß, wie Petrus, auch die Anderen Mission trieben — unter den Juden. Der, dem der Titel eines Apostels der Heidenwelt zukommt, Paulus, gehörte nicht zu ihnen. Doch bald hat sich der Gedanke entwickelt, die Zwölf hätten wirklich die ganze Welt missionirt; wie schematisch, zeigt die gelegentlich auftauchende Notiz, zu drei und drei wären sie nach den vier Weltrichtungen gezogen. Erst später individualisirt sich die Anschauung dahin, daß jedem Apostel durch das Loos sein Missionsgebiet zugetheilt wird, ähnlich wie die Zurückführung des ältesten Symbols auf die Apostel später die Form annimmt, jeder derselben habe einen Satz dazu beigesteuert[1]). Unter dem Einfluß verschiedener Traditionen schwanken die Angaben über die Resultate dieser Apostelverlosung. Im Ganzen aber gewinnt man den Eindruck, daß die Weltkarte, welche dem ersten Erfinder jener Theilung vorschwebte, sehr beschränkt orientalisch war. Petrus und Paulus freilich mußten nach Rom kommen; ihr dortiges Martyrium stand fest. Sonst aber führt kein Gedanke nach Westen. Für Johannes war Kleinasien durch ältere Ueberlieferung gegeben; Andreas, den Bruder des Petrus, ließ man von hier bis zu dem westlichsten Punkte Griechenlands gelangen. Für die Anderen standen die fabelhaften Länder am schwarzen Meer, dann Armenien, Mesopotamien und das ferne Indien zur Verfügung. Erst von hier schweift der Blick hinüber nach dem als benachbart geltenden Aethiopien. An Aegypten ist gar nicht gedacht! Nur in Syrien, an einem Punkte, wo die großen Karawanenstraßen des Orients zusammenliefen, kann ein solches Weltbild entstanden sein, — in Syrien, wo wir auch den griechischen Roman heimisch fanden.

Die Verwandtschaft mit diesem leuchtet sofort ein. Auch unsere Apostelgeschichten sind ja in erster Linie Reiseromane: als „Wanderungen der Apostel" werden sie vielfach bezeichnet. Wir haben in ihnen die gleiche Freude an dem Fremdländischen, Außergewöhnlichen. Schon daß die Dichter gelegentlich sich dessen erinnern, daß die Apostel Hebräer sind und sie hebräisch beten lassen,

[1]) Ebenso ist auf dem Gebiete der kirchenrechtlichen Literatur die „Lehre der zwölf Apostel" bearbeitet in der sog. apostolischen Kirchenordnung.

dient dem: die heilige Sprache der Hebräer spielt in der Zauberliteratur jener Tage eine große Rolle. Dann die unverkennbare Lust an der Schilderung fremder, barbarischer, zum Theil sagenhafter Länder. Ist es wirklich wahr, daß diese ausgegangen ist von den Erzählungen der bettelnd bis zu dem Land der gottgeliebten Hyperboräer sich durchschlagenden Apollopriester — auch in Odysseus hat man einen solchen, nur in die Heldensage verflochten, wiedererkennen wollen —, so beobachten wir hier, wie so oft, eine Rückkehr zu den Ursprüngen, wenn auch hier, statt der Helden des Epos, der Kaufleute späterer Erzählungen, der gelehrten Reisebeschreiber und der Liebespaare des Romans, wieder priesterliche Missionare Träger des Gedankens werden. Wir wissen nun auch, woher die Verfasser unserer Apostelgeschichten ihre Schilderungen haben. Es war altbekanntes, hundertfältig erzähltes, feststehendes Gut der großen romanhaften Reiseliteratur, zu dessen Aneignung es nicht einmal gelehrter Studien bedurfte.

Doch scheinen auch solche von den Verfassern gemacht worden zu sein. Darauf führt der interessante Nachweis von Gutschmid's, daß die Namen, zumal der Könige, keineswegs aus der Luft gegriffen sind [1]). In Gundaphor der Thomas-Legende — uns bekannter als Caspar unter den drei Weisen aus dem Morgenlande, — und seinem Bruder Gad sind Fürsten jenes indoparthischen Reiches im heutigen Beludschistan wiedererkannt, das als ein Rest der Schöpfung Alexander's noch lange eine Mischung griechischer und indischer Cultur erhielt. Der von Bartholomäus bekehrte Inderkönig Polymios ist kein Anderer als Polemon II. von Pontos und Kilikien, König der Sinder, sein feindlicher Bruder ist Artaxias III. von Armenien. Auch die Königin Tryphaena der Thekla-Legende (vgl. Röm. 16, 12) ist eine historische Person, die geschiedene Gattin eben jenes Polemon, aus Juba's Geschlecht, eine Cousine des Kaisers Claudius.

Mit diesen historischen Elementen contrastirt nun auf das Wirksamste der reiche fabelhafte Stoff: da treten Menschenfresser, Leute mit Hundsköpfen auf; Menschen werden durch Zaubertränke um ihren Verstand gebracht, daß sie Heu fressen — wie der in einen Esel verwandelte Lucius bei Apuleius. Andererseits reden die Thiere und stellen sich freiwillig in der Apostel Dienst; nicht minder die leblose Natur: steinerne Sphinxe fliegen, Alabasterstatuen speien Wasser, die Erde thut sich auf, Felsen spalten sich, Feuer fällt vom Himmel. Wunderbäume geben unaufhörlich Frucht; frisch gesteckte Weinreben tragen reiche Trauben; eben gesäter Weizen schießt sofort in die Aehren. Nichts ist zu wunderbar, das nicht gerne geglaubt würde.

Dieser Eindruck wird nur verstärkt durch kleine Züge wie den, daß jener Thomas sich anbietende Esel behauptet, von Bileam's Eselin (und jener, auf welcher der Herr in Jerusalem einzog) abzustammen: so fabelten die späteren Griechen, des aus der Meleagersage bekannten kalydonischen Ebers Mutter

[1]) A. v. Gutschmid, Die Königsnamen in den apokryphen Apostelgeschichten (ein Beitrag zur Kenntniß des griechischen Romans), im Rheinischen Museum für Philologie. N. F. Bd. XIX, 1864. S. 161—183, 380—401 = Kleine Schriften, herausgegeben von F. Rühl. Bd. II, S. 332—394. 1890.

sei das krommyonische Schwein, das einst Theseus erlegte [1]). Ebenso identificirt man die von dem Apostel verschiedenen Orts ausgetriebenen Dämonen. Das gibt nebenher zugleich ein wirksames Motiv des Fortschritts: dem flüchtenden Dämon muß der Apostel von Ort zu Ort folgen, bis er ihn endlich an den Ort der Finsterniß, der seine Heimath ist, zurückgedrängt hat. Auch die Verfolgung des Magiers Simon durch Petrus, eins der Leitmotive in den Clementinen, ist nur eine andere Wendung desselben Gedankens. Die Schilderung solcher Dämonenaustreibungen, bei denen der Teufel auf des Apostels Geheiß sich oft in seiner wahren Gestalt zeigen und das Götzenbild, das er bewohnt hat, selbst einreißen muß, die Erzählungen der zum Leben Zurückgerufenen von dem, was sie im Himmel und in der Hölle gesehen haben, geben Gelegenheit genug zu phantastischer Ausmalung.

In manchen dieser Sagenzüge erkennt man noch deutlich den alten Mythus. Wer dächte bei jener wunderbaren Fahrt des Andreas nicht des Phäakenschiffes, das einst Odysseus schlafend an das Ziel seiner Wanderung brachte, wie der Todesschlummer die Menschen ins Land der Seligen hinüberführt? Späteren war das nicht wunderbar genug: der Jonasfisch mußte kommen, den Apostel sammt seinen Gefährten verschlingen und am Ort seiner Bestimmung ans Land speien — ein Motiv, das auch in Lucian's wahren Geschichten sich findet. Uralt ist der Mythus vom Drachenkampf: der Gott des Lichts siegt über die Macht der Finsterniß. Wir finden ihn in mannigfacher Gestalt wieder, bald historisirt, bald zur Novelle gemacht: in der Thomas-Legende bewacht der Drache ein schönes Mädchen. Und doch beobachten wir eben hier wieder ein Hervorbrechen der ursprünglichen Idee: in dem Drachen wird der böse Geist selber erkannt, der von Anbeginn her das Menschengeschlecht schädigt.

Zuweilen ist der Ursprung des Wunders aus der Parabel deutlich: so bei dem rasch aufsprießenden, reiche Frucht tragenden Weizen, bei dem durch das Nadelöhr schreitenden Kamel.

Andernorts werden wir Beeinflussung der Dichtung durch Localsagen annehmen dürfen: wenn bestimmte Quellen, besondere Bäume auf die Apostel zurückgeführt werden, wenn Andreas über jener wasserspendenden Alabasterfigur eine Kirche erbaut. Dahinter verbirgt sich vielleicht die Erklärung für die befremdliche Thatsache, daß eine Bildsäule in irgend einer christlichen Kirche stand. Wenn Heidentempel, oft unter wunderbaren Erscheinungen, in christliche Kirchen umgewandelt werden, so mag auch das auf legendarisch ausgeschmückten historischen Erinnerungen beruhen.

„Teratologia", Wunderbares, ist das Grundelement auch dieser christlichen Romane. Das zeigt uns schließlich am Deutlichsten die Beobachtung, daß es regelmäßig die Anklage der Magie ist, welche gegen die Apostel erhoben wird. Natürlich lassen sie das nicht gelten. Magische Künste sind dämonische Künste. Sie aber bekämpfen ja gerade in dem allmächtigen Namen Jesu Christi die dämonischen Mächte. Daß in diesem Namen sich beugen sollen aller derer

[1]) J. Burckhardt, Griechische Culturgeschichte. Bd. I, S. 25, Anm. 1, nach Strabo VIII, 6; vergl. auch S. 42, Anm. 3.

Kniee, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind (Phil. 2, 10), das wird hier allerdings eindrucksvoll veranschaulicht. Aber wir können nicht umhin zu urtheilen: es ist nur eine andere Form der Magie, eine christliche, an die Stelle der heidnischen getreten. Der Name Jesu gilt als die allgewaltige Zauberformel, das Kreuz als das unwiderstehliche Zaubermittel, mit denen man Riegel sprengen, Thüren öffnen, Idole umstürzen, Tempel einreißen, Flammen fernhalten, Gift unschädlich machen, Kranke heilen, Todte erwecken kann. Den dämonischen Luftflug des Magiers macht das Gebet der Apostel zu Schanden: sie aber werden nicht minder auf Wolken durch die Luft geführt.

Alle diese verwandten Elemente würden doch noch nicht berechtigen, die Apostelgeschichten den griechischen Romanen einzureihen, wenn deren Hauptmoment, die Liebesgeschichte, fehlte. Sie steht nicht an erster Stelle, das sahen wir schon. Aber sie fehlt doch nicht ganz; nur zeigt sie sich uns in verkehrter Gestalt. Die Erotik ist hier zur Asketik geworden. Schon die antike Dichtung kennt keusche Jünglinge wie Hippolytus und spröde Jägerjungfrauen. Aber was wir hier finden, geht darüber hinaus: es ist eine von orientalischer, vielleicht sogar indischer Frömmigkeit eingegebene Ueberspannung des Keuschheitsgedankens, die bis zur Verwerfung der Ehe führte, ein Vorläufer der Mönchsideale. Dem Christenthum von Hause aus fremd hat diese Asketik mit dessen sittlichem Ernst bald einen Bund geschlossen: Enthaltsamkeit war die Losung. Diese christlichen Apostel sind die reinen Pythagoreer, die nur von etwas Gemüse, Brot und Salz leben [1]). So zeichnet es, nicht das wirkliche Christenthum der Apostel, wohl aber das Christenthum dieser apokryphen Apostelgeschichten sehr richtig, wenn es einmal von Petrus und Andreas heißt, sie gehören zu jenen zwölf Galiläern, welche die Männer von den Weibern und die Weiber von den Männern trennen [2]). In der That: das ist der Grundzug dieser Erzählungen, der stärker hervortritt als die Mission fürs Christenthum überhaupt. Dies ist das regelmäßige Schema des Conflictes: die Frauenwelt hängt dem Apostel an, bekehrt sich zu seiner Predigt von der Enthaltsamkeit. Die Männer fordern ihr Recht, es wird ihnen verweigert; der Zorn wendet sich gegen den Apostel, der als Magier und Verführer verklagt wird. Dabei dringt die Bewegung in immer höhere Kreise, der Statthalter, der König selbst sieht sein Weib zu des Apostels Füßen. So schreitet man gegen ihn ein. Aber die Martern nutzen nichts, die Gerichtsscene und die Einkerkerung führen nur dazu, daß neue Gläubige gewonnen werden. Die Lehre von der Enthaltsamkeit siegt, auch wenn der Apostel selbst erliegt. Hier ist das Widerspiel der griechischen Liebesromane ersichtlich. Dabei bieten sich im Einzelnen Anlässe genug, deren Motive anzubringen: theilweise rührend sind die vergeblichen Liebesklagen der verlassenen Männer und Verlobten, ihr

[1]) Mit diesem Vegetarianismus, der als die eine Seite der Askese stark hervortritt, hängen auch die häufigen Erzählungen von wunderbaren Fruchtbäumen zusammen.

[2]) Acta Petri et Andreae 8 (Bonnet, S. 121, 15). Nur ein Beispiel ist mir aufgefallen, wo der Mann bekehrt wird, die Frau widerspenstig bleibt: das ist in den Philippus-Acten (Menäen-Text), s. Lipsius, Die apokryphen Apostelgeschichten. Bd. II, 2, S. 37.

herzandringendes Liebeswerben. Die Macht der Leidenschaft, deren Gluth selbst der freiwillige Tod der Geliebten nicht löscht, ist furchtbar geschildert. Um so zarter ist die von aller Sinnlichkeit freie Liebe einer Thekla zu dem Apostel der Jungfräulichkeit gezeichnet. Dabei läuft gewiß Manches unter, was uns nicht gefällt. Die Antike war, wie noch heute der Süden, minder zart empfindend in diesen Dingen als wir. Im Ganzen aber ist der tief ernste Zug nicht zu verkennen, der uns aus diesen Erzählungen anspricht, wenn auch gewiß wir, von unserem evangelischen Standpunkte aus, diese ganze sittliche Auffassung als eine verkehrte, wider die von Gott gegebene Ordnung der Natur verstoßende betrachten werden.

Schließlich laufen — darin zeigt sich noch einmal der Unterschied dieser Apostelgeschichten den anderen Romanen gegenüber — alle Erzählungen hinaus auf das Martyrium des Apostels[1]). Aber es steht doch nicht so, daß den heiteren Schlußscenen dort hier nur Bilder des Grauens gegenüber träten. Auch darin müssen wir diese Dichtungen aus ihrer Zeit heraus verstehen. Die Martern waren den Menschen jener Tage nichts so Grausiges; „est illecebra in eis — sie haben etwas Verlockendes," sagt Tertullian: wie die Einen sich daran weideten, so erbauten sich die Anderen daran. Und — vergessen wir das ja nicht — das Martyrium war ein Triumph; als dies natalis, Geburtstag zu einem neuen Leben, ward es gefeiert. So schildern es auch diese Texte, die gerne, nach Aufbietung aller Martern, den Apostel doch freiwillig seinen Geist aufgeben lassen. Das Blut der Apostel wird ein Same für die Kirche; nicht nur, daß Henker und Zuschauer sich bekehren, selbst der verfolgende Wütherich geht in sich oder verfällt alsbald dem göttlichen Strafgericht. Von den Gebeinen der Apostel aber strömen Wunder über Wunder aus.

Gewiß erkennen wir in diesem Abschluß die starke Verschiebung des Interessenpunktes gegenüber dem antiken Liebesroman. Aber die Verwandtschaft erhellt doch sofort, wenn wir zuletzt noch die äußere Form ins Auge fassen. Der Aufbau des Ganzen weist dieselbe lose Verknüpfung einer möglichst bunten Reihe von Abenteuern auf. Statt Orakel und Sterndeutung setzen Apostellosung, Himmelsstimmen, Christuserscheinungen die Maschine in Bewegung. Ein völlig unverständlicher Gotteswille wirft die Apostel umher, nicht viel anders als dort die Göttin Tyche; befreit sie zu so und so viel Malen aus der höchsten Noth, stellt den Geschundenen, Verstümmelten, Geblendeten ihre Gesundheit und Körperkraft wieder her, um doch zuletzt — man sieht nicht recht ein, warum eben jetzt — sie in einem oft geringeren Martyrium erliegen zu lassen. Wie die christlichen Verfasser reichlich Motive der alten Sage und des Mythus verwenden, so wetteifern sie auch im Aeußeren mit ihren heidnischen Collegen: es ist die gleiche von der classischen Schönheit weit abstehende Sprache, die sich nur künstlich aufputzt mit poetischen und archaistischen Flittern; vielleicht haben die christlichen Schriften noch den Vorzug minderer

[1]) Eine Ausnahme machen nur die Johannes-Acten, bei denen alle Martyrienzüge am Anfang stehen, während die lange gesegnete Wirksamkeit von einem sanften Ende (Selbstbestattung, Grabesschlummer, Himmelfahrt) beschlossen wird. Die Dichtung war hier augenscheinlich, wie in der Localisirung, durch ältere Ueberlieferung gebunden.

Gesuchtheit, größerer Volksthümlichkeit des Ausdrucks, obwohl auch in ihnen die Lust an dem volltönenden Klang der liturgischen Formeln nicht zu verkennen ist. Einen breiten Raum nehmen hier wie dort pathetische Reden, ausgedehnte Lehrgespräche ein. Auf ihnen lag für die gnostischen Verfasser wohl der Nachdruck. Wie die Anderen flechten sie gern kurze Gnomen und Sentenzen ein; besonders bemerkenswerth sind einige Seligpreisungen. Von großem Schwung sind unstreitig viele der Hymnen und Gebete[1]). Auch sonst fehlt es nicht, wie dort an feiner poetischer Ausmalung einzelner Naturscenen, Kunstwerke, prächtiger Aufzüge, so hier an lebhaften Schilderungen erregter Volksscenen, an gutem Dialog, während freilich andere Scenen mehr an die gesuchte Pose des Barock erinnern. Das Alles ist Hellenismus, echter Hellenismus, mit seiner Verschmelzung orientalischen und griechischen Wesens. Syrien wird die Heimath sein. Aber griechisch ist doch nicht nur die sprachliche Form; echt griechisch ist auch das holde Lächeln, das meist die Reden begleitet: griechisch ist der Sinn für Uebereinstimmung von Form und Inhalt. Wie in den Clementinen (Homilie XVII, 7) von Gott selbst gesagt wird, er müsse vollendet schöne Menschengestalt haben, so erscheint auch sein Apostel Thomas als der schönste unter allen Gästen des Königs (Acta 8, p. 9 Bonnet). Ein hold lächelnder schöner Jüngling erscheint in Drusiana's Grab: das ist griechische Kunst, grundverschieden von orientalischer Feierlichkeit, auch von urchristlicher Anschauung. Der Hellenisirungsproceß ist hier besonders deutlich. Aber es ist doch Christenthum, das aus diesen Schriften zu uns redet.

Es ist ein feiner Zug in den Clementinen, daß, während die Begleiter des Petrus hingehen, ein berühmtes Kunstwerk zu betrachten, der Apostel am Strande zurück bleibt und ein Gespräch mit einer Bettlerin anfängt. Das Christenthum, das er vertritt, zeigt wirklich eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber der Welt, ihrer Schönheit und Kunst; aber es verleugnet niemals das höchste Interesse an der Menschheit, an jeder einzelnen Menschenseele. Seine Güter sind himmlisch — wie schön ist die Allegorie vom Palast in der Thomas-Legende, zugleich ein höchst instructives Beispiel für diese ganze Art, himmlische Dinge in irdischen Bildern zum Ausdruck zu bringen; wenn es dieses Leben nimmt, so gibt es ein höheres Leben. Das drückt sich symbolisch schon darin aus, daß da, wo ein Strafwunder Tod bringt, regelmäßig ein Gnadenact das Leben wieder gibt. Der Magier tödtet, der Apostel erweckt: nur gegen die satanische Macht selbst ist er unerbittlich.

---

[1]) Es sei nur erinnert an den köstlichen Hymnus von der Seele, vielleicht von dem Syrer Bardesanes, der den syrischen Thomas-Acten eingefügt ist (Lipsius, Die apokryphen Apostelgeschichten, Bd. I, S. 292): Die Seele, ein Königskind, wird von den Eltern gesandt nach Aegypten, eine köstliche Perle zu holen, die ein Drache bewahrt. Doch vom Wohlleben der Aegypter verführt, vergißt sie ihres Ursprunges und ihres Auftrages; sie wird ein Sklave des fremden Fürsten, bis eine Botschaft aus der Heimath sie aus ihrer Bethörung aufrüttelt, und sie mit der erlangten Perle heimkehrt, ihre königliche Herrlichkeit wieder zu erlangen. — Es ist eins der feinsten Beispiele für die Kunst, im Bilde verhüllend und enthüllend zugleich, die tiefsten Gedanken der Gnosis auszusprechen.

Damit stehen wir wieder vor der Frage nach der Tendenz dieser ganzen christlichen Romanliteratur. Daß sie nicht einfach Geschichte mittheilen wollte, ist klar; auch die ersten Leser werden sie kaum anders denn als fromme Dichtung betrachtet haben; erst eine spätere Zeit nahm sie kritiklos als Quelle für das Leben der Apostel hin. Ebenso sicher ist, daß die Verfasser nicht nur unterhalten und erbauen wollten; dagegen zeugen schon die langen Reden und Lehrgespräche. Wie wir schon beim heidnischen Roman propagandistische Tendenzen wahrnahmen, so auch hier. Nur ist es nicht das Christenthum als solches, für welches die Verfasser werben, sondern eine bestimmte Form desselben: das Christenthum der Enthaltsamkeit, des Vegetarianismus, mit einem Wort die Gnosis. Ich habe den Eindruck, daß diese Schriften in ihrer ältesten Form nicht etwa auf Heiden berechnet sind, die so dem Christenthum gewonnen werden sollten, sondern auf Christen, denen man auf diese Weise die Gedanken des Gnosticismus beibringen wollte. Innerhalb der gnostischen Kreise dienten sie natürlich als willkommene Unterhaltungslectüre. Heilige Schriften sind sie kaum je gewesen.

Gnosticismus ist nun freilich ein sehr weiter, schillernder Begriff; vielfach war er von der Kirche gar nicht deutlich geschieden. Genaueres über den Ursprung dieser Literatur, über die Kreise, aus denen sie stammt, vermögen wir aber nicht zu sagen. Aus doppeltem Grunde.

Zunächst ist sie — wie ein Theil auch der anderen Romane — bedrückt von dem Fluche der Pseudonymität. Die angeblichen Apostelschüler Leucius Charinus, Krato, Abdias u. s. f. stellen sich sehr bald als mythische Persönlichkeiten heraus. Die Mystification der Icherzählung treibt auch hier ihr Spiel. Ueber den Verfasser der Thekla-Legende hat uns Tertullian eine merkwürdige Notiz überliefert. Danach hätte er, ein kleinasiatischer Presbyter, wegen der Schrift zur Rede gestellt, erklärt, sie nur aus Liebe zum Apostel verfaßt zu haben. Wenn er dann doch abgesetzt wurde, so geschah das wohl nicht so sehr um der Erdichtung als um der Einbringung unkirchlicher Anschauungen willen. Näheres erfahren wir nicht, nicht einmal den Namen — nur daß er ins zweite Jahrhundert gehört, steht hiernach fest. Von den Anderen wissen wir nicht einmal so viel. Wohl lassen sich jüngere Nachtriebe unterscheiden: die Abgar-Legende will die im dritten Jahrhundert erfolgte Christianisirung Edessa's in die Zeit der Apostel zurückführen. Die Acten der Barnabas setzen die vorgebliche Auffindung der Reliquien im fünften Jahrhundert voraus. Die Thaten des Apostels Matthäus im Aethiopenland nehmen (nach v. Gutschmid's Nachweis) Rücksicht auf Ereignisse des sechsten Jahrhunderts. Aber wie die älteren Texte, die Johannes-, Thomas-, Andreas-, Petrus- und Paulus-Acten zu einander stehen; wann und wo sie entstanden sind, ob sie einer Fabrik entstammen oder doch Rücksicht auf einander nehmen, das vermögen wir nicht zu sagen[1]).

[1]) Hätte freilich v. Gutschmid Recht mit der Behauptung, in der Thomas-Legende sei eine buddhistische Bekehrungsgeschichte in christliches Gewand gekleidet — wie später nachweislich in dem viel gelesenen Roman „Barlaam und Joasaph" eine indische Dichtung christianisirt worden ist — dann müßte bei der großen inneren Verwandtschaft dieser Apostelgeschichten in den Thomas-

Denn zum Anderen — und auch dies theilen unsere Texte mit mehreren der übrigen Romane — sie sind nicht in ihrer ursprünglichen Form auf uns gekommen. Von dieser haben wir, trotz aller erfreulichen Entdeckungen der neuesten Zeit, wenig mehr als etliche Bruchstücke, auch diese kaum ohne Uebermalung. Was uns vorliegt, sind meist dürftige Auszüge, entstellende Bearbeitungen von kirchlicher Hand. Ihr bedenklicher Ursprung, ihre Gefährlichkeit war erkannt; andererseits waren sie zu interessant, als daß man sie gern hätte fallen lassen. Hier hatte man Leben der Apostel, erbaulich, wie man sie sich nach dem damaligen Zeitgeschmack nur wünschen konnte; Idealbilder der Mission, von der Wirklichkeit freilich so verschieden wie Tag und Nacht[1]), aber eindringlich den Gedanken von der Siegesmacht des Christenthums verkündigend. Immer mehr neigte ja auch der Katholicismus denselben Idealen der Virginität und Askese zu, wie sie hier verherrlicht waren[2]). So wurden die Texte gereinigt, vor Allem die Reden gekürzt. Den theologischen Bedenken mochten hier praktische Bedürfnisse zu Hülfe kommen. So strich man zusammen, so viel man konnte. Nur das Wunderbare ließ man stehen, mehrte es wohl noch. Denn im grotesk Wunderbaren lag nicht nur das Anziehende, sondern auch das Ueberzeugende. Spätere Nachahmungen sind immer an dieser geschmacklosen Vergröberung zu erkennen; ich erinnere an die Fahrt im Bauche des Fisches statt in dem von Christus gelenkten Schiffe. Gelegentlich macht sich daneben auch einmal eine rationalisirende Tendenz geltend: ein byzantinischer Prediger verlegt die Thaten der Apostel im Anthropophagenland an die civilisirte Nordküste Kleinasiens und macht aus den Menschenfressern — verfolgungssüchtige Juden. Im Ganzen waltet die Neigung zur „Teratologia" vor, sich eher verstärkend als abnehmend. Ihr haben wir es zu danken, daß so viel von diesen Legenden erhalten blieb.

Acten das Vorbild für alle anderen gesucht werden. Aber eine solche Uebertragung liegt schwerlich vor. Ebenso wenig scheint mir erwiesen zu sein, daß das Original syrisch war (Burkitt, Christianity outside the Roman Empire. 1900).

[1]) Dennoch haben sie als solche einen gewissen Quellenwerth. Sie zeigen, wie man sich die Mission dachte. Und hat auch die Wirklichkeit nicht solche Contraste von glänzendem Erfolg und schauerlichem Martyrium geboten, mancher christliche Evangelist (Missionar) wird sich nach diesen apostolischen Mustern gerichtet haben. Bedeutsam in dieser Richtung ist z. B. der ausdrückliche Befehl Christi an Andreas, die Neubekehrten nicht sogleich zu verlassen, sondern acht Tage zu verweilen. Auch die Geschichte des Cultus und der Verfassung findet hier reiches, werthvolles Material, zumal die verschiedenen Bearbeitungen uns oft die fortschreitende Umgestaltung auf diesen Gebieten erkennen lassen.

[2]) Dem verdankt eine zweite, jüngere Classe christlicher Romane ihre Entstehung, die Mönchsbiographien, wie sie seit dem vierten Jahrhundert aufkamen und besonders durch das Leben des heiligen Antonius von Athanasius und die Leben der heiligen Paulus, Hilarion und Malchus von Hieronymus vertreten sind. Mag darin ein historischer Kern sein oder nicht, sie gleichen den oben geschilderten älteren christlichen Romanen völlig in den Grundzügen: freie Dichtung, Zusammenhangslosigkeit, Wunderbarkeit und Asketik. Vergl. G. Grützmacher, Hieronymus. Bd. I, S. 160 ff.

IV.

Der Einfluß, den diese Dichtungen des zweiten und dritten Jahrhunderts geübt haben, ist ungeheuer und reicht bis in die Gegenwart. Die nackte Thatsache, daß Petrus und Paulus in Rom den Tod gefunden, hätte nie der ewigen Roma den christlichen Glorienschein gegeben, den ihr die reichen Sagen verleihen, die sich um jene Martyrien ranken: die majestätische Peterskirche am Vatican und die fast noch imposantere Paulsbasilica an der Straße nach Ostia in ihrem bildlichen Schmucke, das Kirchlein domine quo vadis und das Kloster Trefontane in seinem Eucalyptushain stehen als nachdrückliche Zeugen dafür da. Dem Apostelfürsten am Vatican tritt dann Andreas als sein Bruder, der „Erstberufene" (vergl. Joh. 1, 40 f.), gegenüber als Begründer des Bisthums von Constantinopel. Die ganze Rivalität der neuen Welthauptstadt spricht sich in jenem Ehrentitel aus. Von Byzanz ward die Andreas-Legende gepflegt. Und heute noch verleiht dessen politischer Erbe, der Zar, als höchste Auszeichnung das Andreas-Kreuz.

Wenn im 16. Jahrhundert die Portugiesen in Indien Christen fanden, die sich nach dem Apostel Thomas nannten, so war das die Nachwirkung einer falschen Auffassung der Thomas-Acten. Der Westen ist dem gegenüber arm an Aposteln: erst spät ließ spanischer Nationalstolz S. Jacob nach Compostella kommen. Noch später reflectirte man sogar über Reisen der Apostel nach Amerika. Aber auch das Abendland ließ es sich nicht nehmen, jene Apostellegenden eifrig zu pflegen: in immer neuen Bearbeitungen, in Predigten, in Hymnen tauchen sie vor uns auf; auch in der darstellenden Kunst. Die kirchliche Bühne des Mittelalters hat manches Mysterium der Apostel gezeigt. Und wer je in Florenz in Santa Croce sich in Giotto's herrliche Fresken vertieft hat, der weiß, daß wir die Meisterwerke dieses Begründers der neueren Kunst nicht verstehen können, ohne die Geschichte des Apostels Johannes etwas zu kennen, wie er Drusilla von den Todten erweckt und dann selber — nicht stirbt, sondern von seinem Herrn gen Himmel geholt wird. Das Mittelalter lebt und webt in der Legende, und diese altchristlichen Romane bilden deren Grundstock. Ja sie wirken über das Mittelalter hinaus: wenn wir gewohnt sind, die Apostel mit bestimmten, auf ihr Martyrium bezüglichen Attributen dargestellt zu sehen, so ist das der letzte Niederschlag dieser romanhaften Apostelgeschichten.

Die Reformation hat sie vom Throne gestoßen, diese Legenden: Lügenden hat Luther sie genannt. Er hat richtig gesehen, daß „Pseudos", romanhafte Erfindung, ihr Wesen war. Es ist interessant zu beobachten, wie sich bei ihm aus religiöser Entwerthung die ersten Ansätze zu historischer Kritik ergeben. Die Veränderung des Geschmackes, eine Tochter der Reformation und des Humanismus, ist hinzugekommen. Die historische Kritik unserer Tage hat die wissenschaftliche Forschung hinzugebracht: sie hat die geschichtliche Unhaltbarkeit dieser ganzen Apostelgeschichten dargethan. Aber sie hat uns zugleich gelehrt, ihnen gerecht zu werden, indem wir sie fassen als das, was sie sind: Romane innerhalb der altchristlichen Literatur.

Johann Gustav Droysen und Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Von

Professor G. Droysen[1]).

Was die nachfolgenden Mittheilungen enthalten, ist die Geschichte einer Freundschaft, die, so innig und dauerhaft und durch die Persönlichkeiten der durch sie Verbundenen idealisch sie auch war, der Welt bisher doch so gut wie ganz verborgen blieb. Daß Johann Gustav Droysen einer von Denen war, die in jungen Jahren im Mendelssohn'schen Hause verkehrten, weiß man aus dem liebenswürdigen Buch S. Hensel's über „die Familie Mendelssohn"; und in den längeren und kürzeren Biographien des Componisten pflegt in der Liste Derer, die zeitweilig mit ihm Umgang pflogen, gelegentlich wohl auch sein Name genannt zu werden. Aber unter die Zahl der Freunde ist er von den Biographen nicht recipirt. Und doch gehörte er zu Denen, die ihm von früher Jugend bis an sein Ende am nächsten standen. Was sie beide zusammenführte, war nicht das gemeinsame musikalische Interesse, das die Grundlage von Mendelssohn's Verhältniß zu Moscheles, Hiller, Marx und anderen Berufsgenossen bildete, sondern das rein menschliche, die wechselseitige Anziehung. Wie sie sich in Droysen's Jugendtagen zufällig begegneten und Jeder an dem lauteren Sinn, der reichen Begabung des Anderen Wohlgefallen fand, so festete sich dieses anmuthige Band in demselben Maße, als ihr Charakter sich ausreifte und ihre Bedeutung wuchs. Und eben die Verschiedenheit ihrer Lebensberufe begünstigte das Wachsthum dieser Freundschaft. Mochte der Eine als Künstler zur Staffel höchsten Ruhmes empor steigen, der Andere seinen Namen in der Gelehrtenwelt zu einem der hervorragendsten machen und bald auch mit fester Hand in die öffentlichen Angelegenheiten eingreifen: die Gleichheit des Vorwärtsstrebens und Weiterkommens, das pflichttreue Wuchern mit

[1]) Allen Denen, die Briefe von meinem Vater besitzen oder in irgend welcher persönlichen Beziehung zu ihm standen, werde ich für jede ihn betreffende Mittheilung den größten Dank wissen.

dem ihnen verliehenen Pfunde, die Bedeutung, die sie, Jeder auf seinem Felde, ihrem Namen errangen, hielt sie immer fester bei einander; und wenn sie sich später nach dem Kreise Derer, die ihnen einstmals Freunde gewesen waren, umschauten, so gestanden sie sich wohl, daß, wie Viele auch zurückgeblieben, sie beide doch noch die Alten seien, eben deshalb, weil sie sich, auf dem Lebenspfade rüstig empor schreitend, verändert hätten. Und so erscheint das Wundersame, daß diese Freundschaft, herzlich von Anfang an, trotz der späteren fast ununterbrochenen Trennung immer unvermindert fortbestand. Jeder sonnte sich an dem Ruhm des Anderen; in ihren Werken blieben sie sich nahe; in ihren Briefen lebten sie zusammen weiter, ihnen anvertrauend, was sie, Jeder dem Andern, wurden und waren.

Nicht alle diese Briefe haben sich erhalten, wohl aber ihrer so viele und so schöne, daß daraus das lebendige Bild dieser Freundschaft entgegentritt. Es genügen wenige Zuthaten, um es vollends abzurunden. Die Namen der beiden Freunde rechtfertigen es, dieses bisher ganz vergessene Bild zu enthüllen.

I.

Ostern 1826 hatte Johann Gustav Droysen, der pommer'sche Predigerssohn, noch nicht achtzehnjährig, die Universität Berlin bezogen, um Philologie zu studiren. Eine schwere Jugend lag hinter ihm, und er wußte, daß auch die kommende Zeit ihm nicht leicht werden würde. Der Vater war ihm früh gestorben. Nur durch ein Stipendium, das dessen Freunde für ihn sammelten, wurde ihm die Erfüllung seines sehnlichen Wunsches, zu studiren, ermöglicht. Doch sah er sich von Anfang an genöthigt durch Privatstunden soviel hinzu zu verdienen, daß er sich sein akademisches Triennium hindurch in Berlin halten konnte.

Aber das waren äußere Mühen und Sorgen, mit denen er um so eher fertig wurde, als er sich mit einer wahrhaft seligen Freude in seine Wissenschaft versenkte und mit Entzücken Alles in sich aufnahm, was ihm Schönes und Edles entgegentrat. So armselig es in dem Stübchen des jungen Studenten aussah: in seinem Innern führte er ein reiches Leben. Und auch sein Herz hatte die köstlichste Nahrung: die Liebe seiner drei Schwestern, an denen er mit der gleichen Zärtlichkeit hing, wie sie an ihm. Wie er für sie sorgte durch Rath und, als sich nach Jahren seine Verhältnisse danach gestalteten, auch durch die That, wie er ihnen, nachdem während seiner Studienzeit auch die Mutter gestorben war, die Eltern ersetzte, in all' seinem Thun stets ihrer und ihres Wohles zuerst gedachte: davon sprechen die rührenden Briefe, die sie mit einander austauschten.

Auch an anregendem Verkehr mit guten Kameraden fehlte es ihm nicht. Abeken, Ludwig Wiese, Hotho, Werder und andere Studiengenossen, die sich später einen geachteten Namen gemacht haben, fanden sich in der „Akademie" zusammen, einem Verein, der auf Droysen's Anregung entstand, und in dem nach Herzenslust ästhetisirt wurde. Von den Mitgliedern derselben waren es besonders der Theologe Arend, der später als Staatsrechtslehrer an der Universität Löwen eine Rolle in Belgien spielte, so wie die Brüder Heydemann,

Louis, der Jurist und spätere Berliner Professor, Albert, der Philologe, nachmals viel verehrter Director des Stettiner Marienstiftsgymnasiums, mit denen er in engeren freundschaftlichen, die Studienjahre überdauernden Beziehungen stand.

Weit bedeutsamer aber wurde für ihn eine andere Freundschaft, die aus eben diesem Winter datirt, und ein anderer Kreis, in den sie ihn hinein führte.

Zu den angesehensten Familien der Hauptstadt gehörte, wie bekannt, die Familie Mendelssohn. Moses, der als armer Bursche zu einer Zeit, in der seine Glaubensgenossen dort unter schwerstem Druck lebten, in ihre Mauern eingewandert war, hatte den Grund zu ihrem Reichthum gelegt, und auch sein reicher und edler Geist hatte sich auf seine Kinder und Enkel vererbt. Sein Sohn Abraham, der den Beinamen Bartholdy annahm, erachtete es für eine seiner wichtigsten Verpflichtungen, seinen Kindern die sorgsamste und umfassendste geistige Ausbildung ins Leben mitzugeben; und daher wünschte er, daß sein Felix vor dem Abschluß seiner Gymnasialzeit noch eines besonders anregenden und fördernden privaten Unterrichtes genösse [1]). Er wandte sich deshalb an A. Boeckh, den großen Philologen, der zu den geschätztesten Freunden des Mendelssohn'schen Hauses gehörte, und Dieser säumte nicht, seinen Lieblingsschüler Droysen zu empfehlen, obgleich derselbe erst in seinem dritten Semester stand.

Den Sommer 1827 hindurch dauerte dieser Unterricht, in welchem der junge Lehrer dem nur um ein halbes Jahr jüngeren Schüler das Beste gab, was er zu geben vermochte: eine reiche und vielseitige Anregung.

Es war damals die Zeit, in der das hellenische Alterthum in neuem Glanze strahlte. Es beherrschte den Sinn, den Geschmack, die Anschauung der Menschen. In ihm heimisch zu sein, galt als Prüfstein wahrer Bildung. Berlin war besonders von diesem classischen Geist erfüllt. Die bildenden Künstler, Rauch und Schinkel voran, schufen ganz im Geist der Griechen, und von den Wissenschaften blühte damals keine mehr als die „Philologie". Gerade hier aber und gerade durch Boeckh erhob sie sich über das grammatikalisch-linguistische Niveau, auf dem eine andere Richtung sie festhalten wollte, in die höhere und umfassendere Region der „Alterthumswissenschaft". Und aus dem jüngeren Kreise Derer, die sich in sie versenkten, ragte Droysen durch leidenschaftlichen Eifer, angeborenes Talent und umfassendes Wissen hervor. Er lebte ganz in der antiken Welt und verkehrte mit den „hehren Alten" wie mit vertrauten Freunden; zumal mit den griechischen Dichtern, von denen er Aeschylus zu seinem Liebling erkoren und dessen Werke er damals bereits zu übersetzen begonnen hatte. Seine ganze, von Haus aus auf das Hohe und Edle gestimmte Anschauungsweise erhielt dadurch einen Zug von wahrhaft antikischem Idealismus, der dem Jüngling nach der Aussage seiner Altersgenossen etwas um so Reizvolleres gab, als er bei seinem beweglichen und mittheilsamen Geist in immer neuer Gestalt ausströmte.

---

[1]) Sein bisheriger Hauslehrer, der später berühmte Philologe K. W. L. Heyse, der Vater Paul Heyse's, hatte 1827 diese Stellung aufgegeben, um sich an der Universität zu habilitiren.

Hier aber kam der Lernende dem Lehrenden mit der gleichen geistigen Kraft entgegen. Wissenschaftliches und künstlerisches Interesse flossen immer mehr zusammen, und es entstand auf idealster Grundlage eine Freundschaft, die sich rasch zu größter Herzlichkeit entwickelte, und für die das traute „Du" das äußere Zeichen war.

Eduard Devrient schreibt in seinen Erinnerungen an Mendelssohn: „Für Freundschaft war er von Natur besonders glücklich veranlagt. Sie war von offener Hingebung, zartester Aufmerksamkeit, ja von süßer Zärtlichkeit. Es hatte etwas Beglückendes, von ihm geliebt zu sein." Und dieses Glückes fühlte sich Droysen vom ersten Tage des Verkehres an in besonderem Grade theilhaftig.

Es war ein eigner und unwiderstehlicher Zauber, den der geniale Jüngling um sich verbreitete. Hatte sich doch selbst Goethe diesem Zauber des „himmlischen, kostbaren Knaben", als er ihn, zwölfjährig (1820), bei sich in Weimar aufnahm, nicht zu verschließen vermocht. „Eine Erscheinung, wie es keine mehr gibt," sagte Moscheles[1]), der um vieles Aeltere, der ihn eben so zärtlich liebte wie neidlos bewunderte. „Was sind alle Wunderkinder neben ihm! Sie sind eben Wunderkinder und sonst nichts. Dieser ist schon ein reifer Künstler und dabei erst fünfzehn Jahre alt!" Und etwa gleichzeitig nannte auch H. Heine ihn (in seinem dritten Berliner Brief vom 7. Juni 1822) „ein musikalisches Wunder", von dem sämmtliche Musiker urtheilten, daß er „ein zweiter Mozart" werden könne. Da begreift es sich, daß er der Liebling, ja der Verzug von Alt und Jung war. Und wenn er, da er noch die Schule besuchte, in einer musikalischen Gesellschaft erschien, was freilich der strenge Vater nur als seltene Ausnahme gestattete, entstand bei seinem Eintritt eine Bewegung im Saal. Mit wie unübertrefflicher Meisterschaft er schon damals auf dem Clavier accompagnirte, phantasirte und aus der Partitur spielte, ist bekannt. Aber auch als Componist hatte er bereits einen Namen; nicht nur Clavierstücke hatte er componirt, auch Streichquartette, ein Octett, eine Ouverture für Orchester, ja sogar Opern existirten von ihm bereits, als Droysen mit ihm bekannt wurde. Noch in der alten Wohnung an der Neuen Promenade war in einer der Sonntagsmusiken seine dreiactige Oper „Der Onkel aus Boston", zu welcher der witzige Caspar[2]) das wenig witzige Libretto verfaßt hatte, aufgeführt worden; und während Droysen's Studienzeit seine „Hochzeit des Gamacho"[3]) gar im Berliner Schauspielhaus, die denn freilich, schon ein paar Jahre zuvor entstanden, der wohlwollenden Zuhörerschaft besser gefiel als dem jungen Componisten selber, da er indeß in seiner Kunst weiter gewachsen war und deshalb vor seinem eigenen Werk beschämt aus dem Hause entfloh.

---

[1]) Aus Moscheles' Leben. Bd. I, S. 92. 1872.

[2]) Caspar, der später eine so große Autorität auf dem Gebiete der gerichtlichen Medicin wurde, gehörte dem später zu erwähnenden Mendelssohn'schen Kreise an. Viel belacht wurden die witzigen Abschiedsworte, die er an den Rath Nernst richtete, da er als Oberpostdirector nach Tilsit versetzt wurde: „Zieh hin, und der Tilsiter Friede sei mit Dir."

[3]) Am 28. April 1827. Der Text stammt von Klingemann.

Der Eindruck, den das junge Genie „mit seinem eigenthümlich feucht glänzenden Blick“ [1]) von Anbeginn auf Droysen machte, und den Werth, den er der Freundschaft mit ihm beilegte, verräth ein Gedicht an ihn, das noch im Jahr 1827 entstand und von A. B. Marx in seine Musikzeitung aufgenommen wurde [2]). Ein groß angelegtes Phantasiestück, eine Vision, herausgewachsen aus seiner Beschäftigung mit dem Alterthum und ganz von antikem Geist erfüllt.

Die Scene ist „Persephassa's Unterwelt“, „das Schattenreich erstorbner Töne“,

Da die vollendeten Meister lebten
Das oben erkämpfte andere Leben.

Aber die Qualen der Gestorbenen haben ein Ende:

Ixion tanzte nicht mehr
Auf dem sinnraubenden Schwunge des lärmenden Rades,

Sisyphus hat den Felsen endlich auf den Gipfel des Berges gewälzt,

Daß er dort hoch rage,
Ein zeitdurchwährend Denkmal.

Tantalus hat „aus stygischem Wasser einen vollen Zug getrunken und nie alternde Frucht des Lebensbaumes genossen“. Sie und mit ihnen all' die anderen Heroen:

Teiresias, der göttliche Seher,
Der den Wassern zu stehen gebot
Und den Strom aufrollte zur Quelle;
Und der der Welten Beginn sang
Und die Götter ehrte mit seinem Liede,
Dem allbezwinglichen,
Der leuchtende Orpheus,

Sie alle

Sie wandeln nun in heiligen Hainen
Dreimal selig.

Aber

Am Eingange sitzen
In ernster Stille
Die weisen Richter.

Der strenge Aiakos, Minos, „der Labyrinthe baute, daraus Ariadne's Faden allein leitet“, und Rhadamantus.

Drüben am Ufer flirren und schwirren
Viel leere Schatten,

doch vernimmt man nicht ihr buntes Geschrei

Vor dem Rauschen der Wasser,
Die mit zweimal fünfzig Händen
In Sieben schöpfen die Danaïden
Aus den ewigen Wassern der Zeit.

---

[1]) Fanny an Klingemann 22. März 1829. Hensel, Bd. I, S. 205.

[2]) „Die Neue Zeit“, Berliner allgemeine musikalische Zeitung, Bd. V, Nr. 2, vom 9. Januar 1828. Es hat sich folgende eigenhändige Notiz Droysen's erhalten: „Ich lernte F. Mendelssohn kennen. Für ihn war das Gedicht ‚Die Neue Zeit‘.“

Da erscheint am Ufer ein Jüngling und ruft den Fährmann mit lauter Stimme, daß er ihn in das Todtenreich überfahre:

Ich will die Geister sehen der sel'gen Insel,
Ich will die Richter grüßen, die einst mich richten,
Denn ich fürchte den Tod nicht.

Nun steht er vor den drei Richtern. Der strenge Aiakos legt ihm die Hand aufs Haupt; Minos heißt der Danaïden „zeitschöpfende Hände schweigen"; Rhadamantus blickt zu den Pelopiden, die er versöhnt hat. Und Klytaimnestra stimmt das Todtenlied an, das einst ihre Tochter zum Opfer weihte.

Im Auge Thränen.
Sinnend lauschet der Jüngling
Dem leuchtenden Tone,
Der aus dem Dunkel des Todtenhaines,
Der aus dem Schweigen des Todtenreiches,
Der aus dem stummen Wehen der Körperlosen
Einzig auftaucht.

Die droben haben vergessen,
Was Großes gestorben ist,
Daß es weiche dem Größeren —
Die droben haben vergessen,
Daß sie selber sterben zu den Todten
Und den Richtern der Todten.
Wir Richter richten
Nun, was lebend der Mensch geschafft hat.

In flammender Begeistrung kehrt er
Zurück zu der staunenden Welt.
Seine Seele ist voll des Liedes,
Das er gehört im Reich der Todten,
Der ewig lebenden Todten.

Und wie Droysen hier dem musikalischen Genius seines Freundes die erste Huldigung darbringt, so preist er in einem anderen Gedicht, das zu dessen Geburtstag (dem 3. Februar) entstanden sein mag, das Beglückende dieser Freundschaft. Denn das offenbar ist der Sinn dieser absichtlich dunkel gehaltenen Dichtung, die Marx ebenfalls in seiner Zeitung abdruckte[1]) und als ein Räthsel bezeichnete, dessen Deutung dem Leser überlassen bleiben müsse. Obschon ich — das ist kurz ihr Inhalt — um allen Frühling, alle Freude, allen goldenen Traum betrogen bin; obschon es Herbst in mir ist, — so blüht doch ein Namen in meinem Herzen, den ich Seele, Diamant, Mondschein, süßes Wunderland nenne. Und in diesen Umschreibungen besingt und verherrlicht der Dichter den Freund in eben so vielen weiteren Strophen, um endlich zu schließen:

Drin tief Du Deinen Namen eingeschrieben,
Hier ist der Herd, in meines Herzens Mitten.

[1]) Vergl. „Allgemeine musikalische Zeitung", Bd. VI, Nr. 38 vom 19. September 1828.

Es verstand sich von selbst, daß Felix seinen neuen Freund in sein Elternhaus einführte. Wie in eine neue Welt sah sich Dieser damit versetzt.

Schon das Aeußerliche, die vor kurzem (1825) erworbene und bezogene prachtvolle Besitzung in der Leipziger Straße Nr. 3[1]), der „Recke'sche Palast" mit seinen herrlichen Räumen, seiner weiten Säulenhalle und dem alten, parkartigen Garten mußte auf den jungen, in engen Verhältnissen aufgewachsenen Studenten, wenn er des Treptower „Elephantenhauses", der schlichten Amtswohnung des Vaters und der Mansarde seiner Stettiner Gymnasialzeit gedachte, einen berauschenden Eindruck machen. Und welcher Gegensatz zu seinem bescheidenen Studentenstübchen im Hinterhaus der Mittelstraße Nr. 60! Der ganze Zauber reinster Lebensfreude wehte ihm entgegen. Und in dieser wundervollen Umgebung der Kreis vortrefflicher Menschen, die volle Poesie glücklichsten Zusammenlebens eines noch unzerstörten Familienkreises, indeß Droysen verwaist, von den Geschwistern getrennt, von der Heimath losgelöst einsam in der Welt stand! Hier fand er hohe Bildung des Geistes und des Herzens; das Behagen des Reichthums, aber fern von allem aufdringlichen Prunk; den erlesensten Verkehr und die anregendste Geselligkeit, die sich eines großen Rufes in der Hauptstadt erfreute. Wie mochte der Vater des Freundes, der Würde mit Wohlwollen und Festigkeit der Grundsätze mit Lebensheiterkeit verband, ihn an den seinen erinnern! Wie wohlthuend mußte ihn das herzliche Entgegenkommen der Mutter berühren, die so sorglich und haushälterisch schaltete und es so geschickt verstand, unmerklich die Menschen anzuregen, daß sie aus sich heraus gingen und ihr Bestes gaben!

Den Glanzpunkt aber dieses sonnigen Hauses bildete die herrliche Schar der Kinder. Felix eingeschlossen von den beiden Schwestern, von denen Fanny, die (am 15. Nov. 1805 geborene) ältere, als Droysen in das Haus kam, 22 Jahre zählte, „eine tiefe, nach außen gelassen erscheinende Natur"[2]), die des Bruders musikalische Begabung theilte und ihm ein strenger „Censor" war, während die jüngere (am 11. April 1811 geborene), im Morgenglanz jungfräulicher Entfaltung strahlende Rebecka sich durch klaren und scharfen Verstand hervorthat und an dem wissenschaftlichen Unterricht des Bruders Theil nahm, wie sie denn noch in späterer Zeit ihren Homer und Plato in der Ursprache las. Und zu ihnen, deren liebliche Erscheinungen der Maler Hensel im Bilde festgehalten hat, der damals dem Knabenalter noch nicht entwachsene Bruder Paul.

Mit der größten Verehrung blickten die Kinder zu den Eltern auf, mit der innigsten Zärtlichkeit hingen sie an einander. Ein Verhältniß, wie es zwischen Droysen und seinen Schwestern bestand und ihn daher doppelt wohlthuend berührte.

„Das ist" — schreibt Moscheles einmal — „eine Familie, wie ich noch keine gekannt habe. Beide Eltern machen den Eindruck von Menschen, die den höchsten Grad von Bildung haben, denn sie sind weit entfernt, auf ihre Kinder stolz zu sein."

[1]) Bekanntlich wurde später auf dem Grundstück das Herrenhaus errichtet.

[2]) So charakterisirt sie Devrient.

Die Gastfreiheit gehörte zu den edelsten Traditionen der Familie von Moses Mendelssohn's Zeiten her. Und daß sich, was nur immer an bedeutenden Persönlichkeiten in Berlin lebte, in ungezwungenster Weise Abends zu einfacher Bewirthung einfand, war den Eltern um so willkommener, als es auch für die Kinder eine unschätzbare Quelle bildender Anregung war. Alexander v. Humboldt, seit er von seinen mehrjährigen Reisen nach Berlin zurückgekehrt war, der alte Homeride Fr. August Wolf, die Professoren Boeckh und Hegel zählten zu den häufigsten und geschätztesten Gästen. Eine noch größere gesellschaftliche Rolle spielte ihr scharfsinniger und geistvoller College Gans, der mit seiner lauten, breiten Sprache namentlich in dem politischen Gespräch dominirte. Varnhagen mit seiner bedeutenderen Gattin, der Rahel, sowie die Hofräthin Herz, die beiden weiblichen Berühmtheiten der Hauptstadt, konnte man fast immer hier treffen. Neben den Koryphäen der Wissenschaft die der Kunst; in erster Reihe Gottfried Schadow und der alte Karl Friedrich Zelter, zwei Originale von handwerkerlicher Derbheit, nur daß Jener dabei ein Künstler von Gottes Gnaden, Dieser wirklich nur ein Handwerker war, der echte Typus des vormendelssohn'schen Berliner Musikantenthums, aber freilich eine gewaltige Autorität damals und als Felix' Lehrer im Generalbaß im Mendelssohn'schen Hause höchst respectirt. Mit der ganzen Würde der Beschränktheit hielt er sich verpflichtet, ihn zu patronisiren, ohne zu merken, wie der Jüngling über ihn hinaus wuchs.

Auch der Justizrath Wollank, der Componist vieler eben so unbedeutender wie damals verbreiteter und beliebter Lieder, ebenfalls einer der Repräsentanten der damaligen matten Musikepoche, stellte sich häufig ein. Im Uebrigen bildeten gerade die Musiker, wenigstens die in Berlin ansässigen, kein zahlreiches Contingent in dem Mendelssohn'schen Kreise; nur die in näherer musikalischer Beziehung zu Felix und Fanny standen, wie ihr früherer Clavierlehrer Lauska, gehörten ihm an. Dagegen fehlte nicht leicht, was an auswärtigen musikalischen Größen nach Berlin kam. So Louis Spohr, als er hier seine „Jessonda" zur Aufführung brachte, Hummel aus Weimar, der treffliche Componist und glänzende Clavierspieler, den als Schüler Mozart's ein besonderer Nimbus umgab; der sinnige schwedische Componist Lindblad; Ignaz Moscheles, der später zu dem um Vieles jüngeren Mendelssohn in ein nahes freundschaftliches Verhältniß trat.

Dazu kam eine reiche Auslese an Dichtern und Schriftstellern; der geistvolle und witzige Ludwig Robert, Wilhelm Müller, der Dichter der „Griechenlieder", der unstete Karl von Holtei, Ludwig Börne und Heinrich Heine, von denen Jener auf die scharfblickende Fanny einen eben so unbedeutenden Eindruck machte[1]), wie Dieser mit seiner „schläfrigen und blasirten Manier" einen abstoßenden.

[1]) Devrient, S. 36. Von Börne gibt Fanny in einem Briefe an Klingemann vom 18. Juni 1828 eine ergötzliche Charakteristik: „Wir haben ihn lange hier gehabt und allein, mit anderen Leuten, Mittags, Abends und in allen Beleuchtungen kennen gelernt, und nie hat er sich verleugnet als ein kleiner, schwer hörender und schwer begreifender Mann, dem die einfachsten Dinge fremd und neu sind ... Nie haben wir ein bemerkenswerthes Wort von ihm gehört, nie auch nur einen Funken, einen Blitz oder Blick bemerkt, der ihn als bedeutenden Mann bezeichnet hätte."

Manche von Diesen und vielen Anderen, die ungenannt bleiben mögen, standen an Jahren der Jugend näher, die noch ihren besonderen Kreis und ihr eigenes heiteres Leben und Treiben hatte. Namentlich Felix mit seinem ausgeprägten Sinn für Humor war da unerschöpflich in lustigen Späßen. Zu den gereifteren Mitgliedern dieses Jugendkreises gehörte vor Allem der 1801 geborene Hofschauspieler Eduard Devrient nebst seiner jungen Frau, der über seine Beziehungen zum Mendelssohn'schen Hause und zu Felix so eingehend berichtet hat; der noch ältere (1799 geborene) A. B. Marx, der vom Kammergerichtsassessor zur Musik übergegangen war, der Gründer und Herausgeber der sehr angesehenen „Berliner allgemeinen musikalischen Zeitung", der Verfasser der Broschüre über die Malerei in der Tonkunst, die für die neue Entwicklung der Musik von nachhaltiger Bedeutung wurde; Carl Klingemann[1]), der Sohn des geschätzten braunschweigischen Theaterdichters und -Directors, der zum Personal der hannoverschen Gesandtschaft gehörte, jedoch kurz vor Droysen's Eintritt in diesen Kreis als Gesandtschaftssecretär nach London versetzt worden war. Ein feinsinniger Mann von nicht gewöhnlicher poetischer Begabung, die er bereitwillig in den Dienst seines jungen Freundes stellte; in Erscheinung und Benehmen von ungesuchter Vornehmheit, bei aller Zartheit und Wärme der Empfindung von einer gewissen diplomatisch-ceremoniellen Zurückhaltung, von Felix herzlich geliebt und von Fanny durch besonderes Vertrauen ausgezeichnet. Ihm ganz entgegengesetzt der Abbé, wie die Kameraden Marx nach den Anfangsbuchstaben seiner Vornamen zu nennen pflegten; eine untersetzte Gestalt von ungelenkem Benehmen und wenig gefälligen Umgangsformen, dessen kurze Pantalons und große Schuhe stadtkundig waren. Trotz seiner siebenundzwanzig Jahre war er von seinem Werthe sehr durchdrungen, und da ihm der feine Tact abging, pflegte er mit seiner „geistreichen Suada" und „seiner dialektischen Ueberlegenheit", nicht eben immer zum Ergötzen seiner Umgebung, das Gespräch an sich zu reißen. Auch in gewandten Schmeicheleien, „die er durch ihre Unscheinbarkeit um so eindringlicher zu machen verstand," war er virtuos. Wenn er sich aber für eine Person oder Sache interessirte, was bei seiner Lebhaftigkeit oft und rasch genug geschah, gab es keinen eifrigeren und geschickteren Advocaten als ihn. Auf den um neun Jahre jüngeren Felix, der bewundernd zu ihm aufsah, gewann er bald einen großen und lang andauernden Einfluß, und dem mochte er wohl hauptsächlich die große Beliebtheit verdanken, deren er sich eine Zeit lang im Mendelssohn'schen Hause erfreute. Nur der kluge Vater war sich von Anfang an klar über ihn und über das Ungesunde dieser Freundschaft und bat Devrient (wie Dieser erzählt) einmal, Felix von ihr frei zu machen: „Leute der Art, die so gescheidt reden und nichts Gescheidtes zu machen wissen, wirken nachtheilig auf productive Talente."

Auch Eduard Rietz, der ältere Bruder des späteren Dresdener Hofcapellmeisters, Mitglied des Königlichen Orchesters und Felix' Lehrer im Violin-

[1]) Ueber den Charakter von Marx und Klingemann sprechen Devrient und Dorn aus eigener Erfahrung.

spiel, gehörte zu dessen näheren musikalischen Freunden; ein kränklicher, stiller Musiker, der für ihn eine schwärmerische Verehrung besaß und wie nur noch Fanny in dessen musikalische Arbeiten eingeweiht war. Dazu der „kleine David", der spätere große Geigenmeister; und endlich — Anderer zu geschweigen — eine Anzahl von Studiengenossen, wie Mantius und Krause, die hernach der Theologie Valet sagten und zu den glänzendsten Sternen der Berliner Oper aufstiegen; der Königsberger Heinrich Dorn, der dann von der Jurisprudenz ebenfalls zur Musik abschwenkte und als Hofcapellmeister in Berlin gestorben ist; der Theologe Schubring aus Dessau, der Felix später bei den Texten seiner geistlichen Oratorien so wesentliche Dienste leistete; Droysen's Freunde Arend und die Brüder Heydemann, Franz Kugler und Droysen selbst.

Droysen fühlte sich bald in diesem Kreise heimisch. Der Jugend war er ein lieber Kamerad, und da er Bescheidenheit mit Klugheit verband, wußten ihn auch die Alten zu schätzen und auszuzeichnen. Was nur sein Herz begehrte, hier fand er es in überschwänglichem Maße: kluges Gespräch, künstlerische Anregung, freundliches Entgegenkommen, fröhlichen Umgang, innigste Freundschaft.

„Ich habe" — schrieb er zu Anfang des Jahres 1828 den Schwestern — „die Bekanntschaft, und zwar die ziemlich nahe, einer sehr lieben Familie gemacht, die sich gegen mich von Anfang her mit zuvorkommendster Gütigkeit äußerte, und der ich darum nicht wenig verpflichtet bin. Sie selbst aber glauben mir dankbar sein zu müssen, indem ich mich des Sohnes dort, eines Gymnasiasten, der bald zur Universität abgehen will, um Philologie zu studiren, viel annehme und nützlich zu werden gewußt habe. Dies und die freundliche Zuneigung herüber und hinüber gibt dieser Bekanntschaft einen sichereren Grund, als daß sie durch den nächsten Wechsel der Zeit oder der Umstände wiederum aufgelöst werde. Ich habe dort schon manchen recht schönen Abend verlebt, und wir freuen uns, gegenseitig näher und näher mit einander befreundet zu werden."

In die Anfänge von Droysen's Freundschaft mit Mendelssohn fällt dessen großer musikalischer Aufschwung. Die Ouverture zum „Sommernachtstraum" ist sein eigentliches Meisterstück. Seine ganz singuläre Fähigkeit musikalischer Interpretation von fremden Dichtungen trat in ihr zum ersten Mal in glänzendster Weise zu Tage. Bald (1828) folgte die sog. „Ouverture Meeresstille und glückliche Fahrt"; sie vollends im Grunde mehr eine Orchesterphantasie, ein Tongemälde in leichter Anlehnung an die Goethe'sche Dichtung. In einer der Sonntagsmusiken (7. September) von dem jungen Componisten mit vollem Orchester aufgeführt, übte sie auf die Hörer eine noch stärkere Wirkung aus als jene. Das schöne Cellosolo in dem Allegrosatz der „Glücklichen Fahrt" wurde zum Begrüßungssignal der jungen Freunde.

Auch eine Cantate für Chor und volles Orchester (Text von Prof. Levetzow) entstand damals in der kurzen Zeit von sechs Wochen. Sie wurde im April 1828 zur Feier des dreihundertjährigen Geburtstages von A. Dürer im Saale des von König Friedrich Wilhelm III. der Singakademie geschenkten schönen Hauses unter rauschendem Beifall aufgeführt. Bei dem Festmahl, das sich an die Aufführung anschloß, proclamirte Gottfried Schadow den jungen Meister feierlich als Ehrenmitglied des Künstlervereins.

Ferner componirte er eine Cantate für Männerstimmen mit Instrumentalbegleitung (Text von Rellstab) für das von Alexander von Humboldt den in Berlin versammelten deutschen Naturforschern im Concertsaal des Königlichen Schauspielhauses veranstaltete Concert. „Sie sehen, er kommt in die Mode," schrieb Fanny an Klingemann. Dazu Anderes. So ein Tedeum für achtstimmigen Chor, das die Singakademie (am 3. Februar 1829) zur Aufführung brachte. Auch mit den „Liedern ohne Worte", jener neuen Compositionsform, die sein eigenstes Eigenthum war und ihn bei der großen Menge mehr als alles Andere populär machte, begann er damals[1]).

Wie Mendelssohn durch Droysen mit der idealen Welt des Hellenenthums vertrauter gemacht wurde, zeigt nicht nur die abgeklärte Form jedes seiner Werke, sondern auch die unübertrefflich feinsinnige musikalische Interpretation griechischer Dichtwerke; ebenso aber auch steigerte der Umgang mit ihm Droysen's Verständniß für die Musik, für die er ein angeborenes Interesse besaß. Schon im ersten Jahre ihrer Bekanntschaft verfaßte er einen Aufsatz über die Oper[2]), der freilich noch in einer recht schwerfällig-schwülstigen Weise geschrieben ist. An dem doctrinären Ton und der Neigung zu abstracten Constructionen erkennt man den begeisterten Schüler Hegel's, der ganz unter dem Doppeleindruck der hellenischen Dramatik und der Gluck'schen Oper stand, die damals zum Hauptstamm des Berliner Repertoires gehörte. Immerhin, trotz aller Einseitigkeit und Fehlgriffe ein überraschendes Zeichen dafür, wie ernsthaft der Neunzehnjährige sich in ästhetische Fragen versenkte und bemüht war, das Wesen der Oper neu und tief zu fassen. Nur die tragische Oper will er gelten lassen und bestreitet der komischen jeden Kunstwerth. „Denn das Geschäft des Künstlers ist ein ernstes, frommes Geschäft. Die höchsten Interessen des Lebens allein sind würdig, der Inhalt seines Schaffens zu sein . . . Darum war die Kunst der Alten Gottesdienst, darum auch darf unsere Kunst nur da sich finden lassen, wo die schlechte Alltäglichkeit des besonderen Lebens nicht mehr gilt, sondern der Mensch sich entwickelt zu der ihm bestimmten Bedeutung. So wird auch unsere Kunst eine wahrhaft sittliche."

Er fordert, daß der Künstler vor Allem mythische Stoffe wähle. Denn die Mythen „sind reiche Entfaltungen der künstlerischen Idee in ihrer Unmittelbarkeit; fast selbst schon vollendete Kunstwerke." So die indischen und die germanischen Sagen, Nibelungen[3]), König Artus, Kaiser Karl mit seinen zwölf Genossen. So vor Allem der griechische Mythos.

Bald sollte Droysen Gelegenheit zu einem weit bedeutenderen zweiten musikalischen Aufsatz erhalten.

Die Begeisterung für Johann Sebastian Bach hatte sich von dem musikalisch feinsinnigen Vater auf Felix vererbt, der in ihm den unerschöpflichen Quell aller Musik und den großen Lehrmeister jedes Musikers erkannte.

---

[1]) Fanny an Klingemann vom 8. December 1828. Hensel, Bd. I, S. 196. Das 1830 in Venedig entstandene Gondellied (op. 19, Nr. 6) ist nicht, wie man oft gesagt findet, sein erstes Lied ohne Worte.

[2]) Abgedruckt „Berliner Allgem. musikalische Zeitung", Bd. V, Nr. 3 vom 16. Januar 1828.

[3]) Für Richard Wagner hat Droysen sich darum später doch nicht begeistert.

Allgemein aber galt Bach damals für einen „unverständlichen musikalischen Rechenmeister von erstaunlicher Fähigkeit im Fugenschreiben". Er war nichts weniger als populär, und selbst die Singakademie wagte sich nur selten einmal an eine seiner Motetten. Wohl aber liebte es der alte Zelter, seinem kleineren, gewählten Chor, der sich Freitag Abends um ihn versammelte, von dessen „borstigen Stücken" vorzulegen. Da lernte Felix, der schon als Knabe, im Alt mitsingend oder am Flügel accompagnirend, diesem Elitechor angehörte, immer neue Herrlichkeiten des halbverschollenen Meisters kennen. Gelegentlich wurden auch Stücke aus seiner großen Passion nach dem Matthäusevangelium gesungen, die Felix derart begeisterten, daß es sein glühender Wunsch wurde, dieses Wunderwerk ganz zu besitzen. Ein Wunsch, der freilich leichter ausgesprochen als erfüllt war, denn Zelter hütete die Partitur wie einen heiligen Schatz. Doch gelang es Eduard Rietz, von dem bärbeißigen Alten die Erlaubniß zur Abschrift zu erhalten, und so konnte dem jüngst (1823) confirmirten Felix von der Mutter das kostbare Geschenk auf den Weihnachtstisch gelegt werden, das nun sein eifrigstes Studium wurde.

Im Winter 1827 auf 1828 bildete Mendelssohn aus seinen und seiner Schwestern musikalischen Freunden und Freundinnen einen kleinen, zuverlässigen Chor, der nach dem Vorbild der Zelter'schen Freitage Sonnabend Abends zusammenzukommen pflegte, um unter seiner Leitung seltene Musik zu üben. Doch wurde dann, gleichsam zur Belohnung, wohl auch ein Stück einer beliebten Oper gesungen. Natürlich, daß auch Droysen mit seiner klangvollen Baritonstimme ihm angehörte[1]), wenn es ihm seine Zeit auch nicht erlaubte, regelmäßig zu den Uebungen zu erscheinen.

Dieser kleinen, vertrauten Musikgemeinde nun legte Mendelssohn das Bach'sche Werk vor, führte sie in dasselbe ein und begann, es von Nummer zu Nummer mit ihr durchzugehen und zu üben. Devrient, ebenfalls ein Glied derselben, hat in seinen Erinnerungen über diese Uebungen berichtet: wie der junge, bis ins Kleinste mit dem Werk vertraute Dirigent es meisterlich verstanden habe, „seine Beherrschung des Stoffes, seine lebendige Auffassung des Inhaltes so geschickt und bescheiden auf uns zu übertragen, daß uns natürlich und geläufig wurde, was bis dahin als räthselhafte musikalische Geheimsprache gegolten hatte". Und da sei denn der Eifer und die Begeisterung von Uebung zu Uebung gewachsen. Im Januar 1829 war der ganze erste Theil fertig einstudirt, und nun entstand der Wunsch, das ganze Werk in einer öffentlichen Aufführung seine Auferstehung feiern zu lassen. Auch die Vorgeschichte dieser Aufführung hat Devrient eingehend und ergötzlich geschildert. Desgleichen Fanny in ihrem Briefe an Klingemann vom 22. März 1829. Es habe von

---

[1]) Noch nach langen Jahren erinnerte er sich gern, wie einmal an einem solchen Uebungsabend bei dem zweiten Don Juan-Finale der oben genannte Krause als Leporello, da er einen Clavierauszug mit anderer als der ihm geläufigen Uebersetzung erhielt, zur allgemeinen Erheiterung beide Uebersetzungen ergötzlich durch einander geworfen und stets statt entweder

„Dieser Koch sucht seines Gleichen"

oder: „Dieser Koch kocht ganz vortrefflich"

gesungen habe: „Dieser Koch kocht seines Gleichen".

Anfang nicht an Solchen gefehlt, die mit ihren Einwendungen nicht hinter dem Berge gehalten hätten: wie man die Schwierigkeit der Doppelchöre und des Doppelorchesters überwinden, wie man die Zustimmung des eigensinnigen Zelter zur Mitbetheiligung der Singakademie gewinnen und, falls das gelänge, wie man diesen ehrwürdigen Chor selber in den nöthigen Trab bringen solle. Und zu guter Letzt, was das Publicum zu einer solchen Darbietung sagen werde. Würde es nicht entsetzt sein über die Zumuthung, einen ganzen Abend nichts als die trockene Capellmeistermusik des längst antiquirten Leipziger Cantors anhören zu müssen?

Selbst Marx zeigte sich anfangs bedenklich. Möglich, daß er dem jüngeren Kunstgenossen den Ruhm einer solchen musikalischen That nicht gönnen mochte; denn daß er die Bedeutung Bach's voll zu würdigen wußte, hatte er in seiner Musikzeitung zur Genüge bewiesen. Aber auch Andere, und namentlich Felix' Eltern, kamen über derartige Bedenken nicht hinweg, und er selber war so durchdrungen von der Unmöglichkeit der Aufführung, daß er dem Drängen der zuversichtlicheren Freunde nur mit Scherz und Spott begegnete. Zu Diesen gehörte, neben Devrient, Schubring, Baur, Kugler, auch Droysen. Und es gelang ihnen, ihn durch unablässiges Drängen zu gewinnen. Nachdem dann auch Zelter's Widerstand gebrochen war[1]) und die Vorsteherschaft der Singakademie sich für das Unternehmen erklärt und den Chor ganz zur Verfügung gestellt hatte, begannen die Uebungen. Gleichzeitig erschien das Werk bei Schlesinger im Druck.

Nun wurde, während die Proben ihren Fortgang nahmen, das Publicum bearbeitet. Fr. von Raumer schrieb vorbereitende Artikel in die Spener'sche, Rellstab in die Vossische Zeitung; Friedrich Förster druckte im Conversationsblatt einen Aufsatz von Marx ab, der nun ein Vorkämpfer für das Unternehmen wurde und sich mit seiner Musikzeitung ganz in dessen Dienst stellte. Im Februar 1829 verkündigt er in ihr „das wichtige und glückliche Ereigniß, das der musikalischen Welt, zunächst aber Berlin, bevorsteht": die Aufführung der Bach'schen Matthäuspassion unter Direction des Herrn F. M. B. „Das größte und heiligste Werk des größten Tondichters tritt damit nach fast hundertjähriger Verborgenheit in das Leben, eine Hochfeier der Religion und der Kunst."

Es folgten in weiteren Nummern immer neue Hinweise auf das Unternehmen, alle in den schwunghaftesten Wendungen. Dann, vom 7. März ab, einführende Artikel, Analysen und dgl., alle von höchster Begeisterung erfüllt, die sich auch nach der Aufführung fortsetzten. Nachdrücklich war in ihnen zugleich die religiöse Bedeutung des Werkes und seiner Darstellung betont.

Am Mittwoch, 11. März 1829, fand die erste Aufführung statt. Sie war bekanntlich von ungeheurer Wirkung und in der Musikgeschichte ein geradezu epochemachendes Ereigniß. Fanny schrieb: „Der überfüllte Saal gab einen Anblick wie eine Kirche, die tiefste Stille, die feierlichste Andacht herrschte in

[1]) Die Erzählung der Scene, in der das geschah, gehört zu den Glanzpunkten der Devrient'schen Erinnerungen.

der Versammlung, man hörte nur einzelne unwillkürliche Aeußerungen des tief erregten Gefühls." Und Devrient: „Nie habe ich eine heiligere Weihe auf einer Versammlung ruhen gefühlt als an diesem Abend auf Musicirenden und Zuhörern."

Die Aufführung mußte unter stets wachsendem Zudrange am 21. März und statt des hergebrachten Todes Jesu von Graun am Charfreitag (den 17. April) wiederholt werden.

Die Berliner Zeitungen waren der Begeisterung voll. In Poesie und Prosa wurde das Werk und seine Darbietung gefeiert. Die Redaction der Musikzeitung theilte (Nr. 14 vom 14. April) mit: „Die Aufführungen der Bach'schen Passion haben als das wichtigste Ereigniß unsere Aufmerksamkeit so entschieden in Anspruch genommen, daß selbst die merkwürdige Erscheinung Paganini's noch nicht nach ihrem Verdienst und ihrer Bedeutung hat erwogen werden können."

Auch Droysen setzte für das Werk die Feder ein. Gleich nach der ersten Aufführung erschien in dem von Friedrich Förster redigirten „Berliner Conversationsblatt für Poesie, Literatur und Kritik" (Nr. 52 vom Sonnabend, 14. März 1829) sein Aufsatz „über die Passionsmusik von J. S. Bach".

Natürlich ging er nicht auf den musikalischen Werth des Werkes ein. Vielmehr galt es ihm, wie bei seinem früheren Aufsatz über die Oper, die ethische und religiöse Bedeutung, zu der sich in der Matthäuspassion die Kunst erhebt, darzulegen. Ihm, der aus dem fest protestantischen Predigerhause stammte, waren die katholisirenden Tendenzen, die in die damalige Kunst eingedrungen, waren die Uebertritte Wilhelm Schadow's und so manches „Nazareners" wie so manches romantischen Poeten ebenso unbegreiflich wie widerwärtig. Wie hätte er da nicht der Musik des Leipziger Cantors als einem recht protestantischen Bekenntniß zujauchzen sollen!

„Darum freuen wir uns," schloß er, „daß auch die Kunst und vor Allem sie mit ihrer alleindringlichen Gewalt solche Richtung kühn und rüstig ergreift, daß die friedlichste Anstrengung echt evangelischer Erkenntniß und Frömmigkeit wiederum Eigenthum der Zeit und, wir hoffen es, Eigenthum der Gemeinde werden soll."

So nachdrücklich war von keinem Anderen, auch von Marx nicht, der protestantische Charakter dieser Musik betont worden. Doch fehlte es auch nicht an Solchen, die auf einem völlig anderen Standpunkt standen. So Fr. Förster selbst, der jenen Aufsatz gleichwohl bereitwilligst aufnahm, weil er „nicht bloß mit tiefem Gefühl, sondern auch mit einem tiefen Verständniß geschrieben sei". Aber er unterließ nicht, eine solche „Unterscheidung einer evangelischen und katholischen Musik" zu bekämpfen und die Behauptung, „daß die evangelische Musik Händel's und Bach's es mit den großen Italienern der altkatholischen Zeit aufnehmen könnte", zu bestreiten. „Die evangelische Gemeinde erwarte die einzige Auslegung des Evangeliums nicht von Cymbeln und Geigen, sondern von der Predigt. Ein Kunstgenuß könne eine so allgemeine Bedeutung und Wirkung überhaupt nicht haben, denn wo blieben alle Unmusikalischen, wo alle Gemeinden, denen die Mittel fehlten, sich solchen Kunstgenuß zu verschaffen".

Droysen erachtete es um so weniger für nöthig, auf solche wenig glücklichen, stark sophistischen und nicht eben logisch gedachten Aeußerungen des in enger Fühlung mit den Romantikern stehenden Gegners zu antworten, als das Werk sofort seine durchschlagende Wirkung ausgeübt hatte und nicht nur als eine musikalische, sondern auch als eine religiöse Großthat allgemein empfunden wurde.

Bald nach der zweiten Passionsaufführung — am 10. April 1829 — unternahm Mendelssohn seine erste selbständige Reise nach England, so daß die dritte, am Charfreitage, von Zelter dirigirt wurde.

Droysen aber, dessen Triennium mit diesem Winter zu Ende ging, unterzog sich am 1. April 1829, zugleich mit Albert Heydemann, der Prüfung für das höhere Schulamt, die er mit Auszeichnung bestand, und wurde durch Verwendung des Directors Köpke, seines Landsmannes und sorglichen Gönners, von dem Provinzialschulcollegium als Schulamtscandidat am Grauen Kloster zugelassen.

Bei „den lieben Mendelssohns" blieb er auch während des Freundes Abwesenheit ein gern gesehener häufiger Gast.

„Es versteht sich von selbst," schreibt er seiner verheiratheten Schwester am 11. Juli 1829, „daß ich meinen Geburtstag bei ihnen sein mußte. Zufällig ist der Maler Hensel, der Bräutigam von der theuren Fanny, an demselben Tage mit mir geboren. Einige Tage früher lud mich also die Braut durch ein Billet ein, Hensel's Geburtstag mit ihnen zu feiern und bei ihnen zu Mittag zu sein. Als ich kam, fand ich die Gesellschaft schon versammelt und wurde von Allen mit lauten Glückwünschen empfangen. Die beiden Schwestern hatten sich, wie sie mir ausdrücklich anzeigten, mit meinen Lieblingsblumen, weißen Lilien und Kornblumen, das Haar geschmückt. Auf meinem Platze bei Tisch stand in einer weiten, mit Blumen geputzten Verhüllung von Servietten eine Kaffeemaschine von der Mutter, von der ich in Weihnachten schon alles Uebrige zu einem Kaffeeservice bekommen hatte; von den beiden Schwestern eine sehr geschmackvolle sine ombra-Lampe. Eine andere Dame meiner Bekanntschaft, die einige Tage bei Mendelssohns wohnte, hatte veranlaßt, daß bei Tische Sardellenbutter präsentirt wurde, nämlich mit selbiger hatte ich Felix und meine ganze Bekanntschaft, die man im vergangenen Winter scherzweise das Rad nannte, weil ungeheuer darin geklatscht wurde und die Damen unserer Bekanntschaft noch weit klatschhafter wieder durchklatschten, was wir geklatscht hatten, und wovon sie mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit fast jeden Augenblick unterrichtet waren — also mit solcher Sardellenbutter hatte ich mehrfache Frühstücke gegeben und war darüber oft geneckt worden; nun hieß bald Sardellenbutter und Rad dasselbe, und jene liebenswürdige Dame, Caroline Heine, glaubte nichts Besseres thun zu können, als wenn sie an meinem Geburtstage solche Radbutter nach der Suppe zu präsentiren veranlaßte. Der Maler Hensel hatte aus der weichen Masse einen Delphin modellirt, verbindlich genug, da ich für die Compositionen seiner Braut und Felixens oft genug Gedichte gemacht habe. Den Delphin, dessen Augen aus blauen Levkojenblättern, und die Wasserstrahlen aus seinen Nasen mit blaßgrünen Grashalmen gemacht waren, und der statt in Wasser auf Wasserlilien und Kornblumen schwamm, brachten nun nach der Suppe die drei jungen Damen in feierlicher Procession zu mir heran und setzten ihn vor mich hin; die Mutter machte meiner momentanen Unschlüssigkeit, was zu thun, durch eine liebenswürdige Wendung ein Ende; sie meinte, ich dürfe Vorurtheils halber die Butter nicht anschneiden, und bat sich die Schüssel aus."

Neben Felix Mendelssohn stand Albert Heydemann Droysen am nächsten. Aber auch der verließ im Laufe des Jahres 1829 Berlin, um in Folge von Droysen's Verwendung bei dessen altem Stettiner Director Hasselbach als Probecandidat einzutreten. So fehlte ihm der nähere Verkehr mit befreundeten Altersgenossen, denn mit Kugler kam es seit dessen Rückkehr von Heidelberg, wo er ein Semester lang weniger studirt als sich ausgetobt hatte, nicht wieder zu dem alten, vertraulichen Umgang. Dafür näherte sich ihm jetzt A. B. Marx, der ihn als tüchtigen Mitarbeiter seiner Musikzeitung schätzte. Aber auch sonst zog der reiche Geist des jüngeren Genossen im Mendelssohn'schen Kreise Marx an, und seine poetische Begabung war ihm bei der Fülle großer Pläne, in denen er stärker war als in ihrer Ausführung, sehr willkommen. Wie Felix wandte auch er sich oftmals an seinen „Herzensdroysen", daß er ihm Texte schreibe oder selbstverfaßte Texte corrigire. So schickte er ihm eine schon früher componirte Scene „Zenobia, ein Monodrama", die er jetzt mit anderen eigenen Compositionen für ein Concert im Königstädtischen Theater zu verwenden dachte. Dann wieder mußte Droysen ihm ein „Festspiel" dichten, das, von Marx in Musik gesetzt, bei der Anwesenheit des russischen Kaisers Nicolaus in Berlin (Frühjahr 1829) aufgeführt wurde. Und wieder einen Prolog, mit dem die Festvorstellung eröffnet wurde, die zur Feier der Vermählung des Prinzen Wilhelm von Preußen und der Prinzessin Augusta von Weimar am 11. Juni 1829 im Königstädtischen Theater stattfand.

Dazu immer neue Anfragen von Marx wegen seiner Oper „Otto's III. Romfahrt und Tod", mit der er eifrigst beschäftigt war, und an die er die höchsten Erwartungen knüpfte. Er verlangte Vorschläge, bald wegen des Scenariums, bald wegen der zu wählenden Namen, bald wegen Ergänzungen und Verbesserungen des Textes. Nicht ohne treffenden Spott äußerte Droysen sich brieflich gegen Heydemann: „Marx schreit nach der That wie der Rabe in der arabischen Wüste und hat keine Heimath." Er kannte die unstete Art des talentvollen Projectenmachers ebenso gut wie der alte Abraham Mendelssohn! Wahrlich, Marx war ihm kein Ersatz für Heydemann und vollends für seinen Felix. Und auch der Umgang mit den Mitgliedern der „Akademie" befriedigte ihn nicht mehr, seit die beiden Freunde in ihr fehlten. Es war auf seinen Antrag, daß diese seine Schöpfung in eben diesem Sommer sich auflöste. Er klagte Heydemann, „daß ich hier ohne weiteren Umgang bin, daß Abeken mir nie genügen kann, auch Wiese, der Liebehungernde, mich nicht satt macht, und dem Marx, wie ich es Dir oft gesagt, das Menschenherz und der regenmilde Frühlingsblick der Gesinnung abgeht. Lieben, nur lieben möchte ich Einen, der hier stände, und ihm die weiche, warme Hand streicheln und gar kein Wort zu sagen brauchen."

So klang sein sehnsuchtsvoller Ruf nach dem innigst geliebten Freunde, der durch eine Verletzung des Knies, die er sich beim Umsturz seines Wagens geholt hatte, immer noch in England zurückgehalten wurde.

Auch mit Heinrich Heine kam er in dieser Zeit häufiger zusammen. Wie hätte es ihn nicht interessiren sollen, neben all den Dichterlingen, die damals in Berlin wie Pilze aus der Erde schossen, einem Dichter von Gottes Gnaden

näher zu treten. Denn auf jene „Belletristiker vom Fach" hatte er „eine fürchterliche Malice". „So der Märcker, der jetzt seinen Roman ans Licht gebracht hat; es soll eine trübselige Karavanserei sein; so die Berlinischen mit ihrem Musenalmanach, als welchen man sich nichts Schnöderes und Abgeschmackteres denken kann; selbst die kleinen Mädchen verhöhnen das Ding. Da nimmt ein Stieglitz den Mund voll, weil er den Kopf leer hat, und Werder bläst bunte Seifenblasen von Abstractionen und nennt das Weltkugeln; und Veit ist gar am leidlichsten, weil er am mittelmäßigsten ist. O jemine! Und dabei kommen die Herren sich stärker vor als die Karyatiden des Parthenon[1]).

Droysen hatte Heine im Mendelssohn'schen Hause kennen gelernt; und der um acht Jahre ältere, längst hochberühmte Poet fand sichtliches Wohlgefallen an dem „jungen Freunde", den er zu seinen unbedingten Bewunderern rechnen zu können glaubte. „Sie denken wohl, ich schüttle meine Verse nur so aus dem Aermel," begann er einmal eine Unterhaltung und nahm dann eines seiner Gedichte vor, um zu zeigen, wie unermüdlich er an ihm gefeilt habe, bis die Kunst endlich zur Natur wurde und die Verse durchaus volksthümlich klangen.

Aber Heine verließ im Sommer 1829 Berlin und ging nach Helgoland. Von hier aus erhielt Droysen folgenden, vom 6. September datirten Brief von ihm:

Junger Freund!

Anbei erhalten Sie das versprochene Buch, das mehr Kunde gibt von den Schmerzen des Herrn Verfassers als von dem Geiste, womit er sie ertragen. Entschuldigen Sie die Versäumniß. Zufällig hatte ich das Buch von Hamburg mit genommen, und ich schicke es Ihnen jetzt von Helgoland, wo ich seit sechs Wochen lebe und mir von den Meereswellen den Leib und die Seele heilen lasse.

Es waren viele Berliner hier; die Nordsee war gleichsam von Berlinern überschwemmt. Ich aber pflog mit Niemandem Umgang außer mit einer kleinen Engländerin, einigen Seemöven, den Wolken und dem Tacitus.

Grüßen Sie mir in Berlin die Victoria auf dem Brandenburger Thor, sowie auch den Palazzo Bartholdy; der Stadträthin lasse ich mich ehrfurchtsvoll empfehlen; mit etwas weniger Ehrfurcht grüße ich Fräulein Fanny's schöne Augen, die zu den schönsten gehören, die ich jemals gesehen. Die dicke Rebecka, ja, grüßen Sie mir auch diese dicke Person, das liebe Kind, so lieb, so hübsch, so gut, jedes Pfund ein Engel.

Dann suchen Sie auch einige meiner schönsten Grüße an Raumer nach Pommern zu spediren; als Gegengruß erbitte ich mir ihn selbst oder wenigstens ein halb Dutzend pommersche Gänsebrüste. Sagen Sie ihm, es zöge mich wieder nach Italien, ich hätte zuletzt wieder alle Liebeskraft vergeblich vergeudet, vergeudet an den berechnenden Verstand, an die leibhaftige, schön gerundete Prosa, mein Herz sei jetzt leer, mein Kopf dumpf und nur die Nase noch voll Orangeduft. Fragen Sie ihn, ob er mit mir über die Alpen gehen will. Nach Berlin käme ich so bald nicht zurück. Meine Adresse sei H. H., abzugeben bei Hoffmann & Campe, Buchhandlung in Hamburg. Auch Sie, Kleiner, können mir unter dieser Adresse schreiben. Was machen die erbrechtl. H.? Leben Sie wohl und noch besser als wohl. Ich umarme Sie.

H. Heine.

Selbst wenn Droysen die Heine natürlich geläufige Bedeutung des hebräischen Namens Rebecka gegenwärtig war, die zu jenem Witz über sie

[1]) Droysen an Heydemann vom 18. und 19. November 1828.

den einzigen Anlaß gegeben hatte, — wie mußte er ihn gleichwohl verletzen, der für sie die zarteste Zuneigung hegte! Er ließ den Brief ohne Antwort.

Es war in der That Zeit, daß sein Felix endlich in seine Arme zurückkehrte!

Da traf ein langer, aus London vom 3. November 1829 datirter Brief des Freundes bei ihm ein:

Lieber Johann Gustav!

Es ist schon lange her, daß ich Dir einen Brief mit Seestudien und Wasserbildern schicken wollte, und dann blieb er doch liegen, und dann kam Dein gar zu freundlicher Brief[1]), den ich in Holywell an einem seltsamen Abend, von dem viel zu erzählen wäre, erhielt; da wollte ich nun wieder antworten, wenn ich in London wäre, und nun kam ich dahin und hatte meinen accident, und das ist die Geschichte meines Stillschweigens. Du nimmst mir's aber nicht übel, hoffe ich, und erlaubst mir, so ruhig fortzuplaudern mit Dir, was eben mir durch den Sinn fährt, denn als Genesender bin ich jetzt daran gewöhnt, zu thun, wie ich eben Lust habe, und von meinen Umgebungen darin Nachsicht zu erfahren. Denke ich nun daran, daß ich vielleicht schon in drei Wochen auf Deinem Sopha sitzen, sehr braunes Butterbrot bekommen und von den Hebriden dazu erzählen kann, so wird mir froh ums Herz. Denn ich möchte nun fort von hier, es fängt an, entsetzlich nebelig und kalt zu werden, und obwohl es mit meinem Bein so gut als möglich geht, daß ich jetzt schon einige Schritte ohne Krücken machen darf, so ist's doch nun fast sieben Wochen her, daß ich mich nicht frei bewegt, keine Luft gerochen, keinen Gedanken gedacht habe, und das quält mich, und die braunen Ziegelhäuser langweilen mich fast. Doch ist's ein sonderbares Ding mit diesem London. Es ist da eine Brücke, von der ich Dir schreiben wollte, und doch möchte ich's jetzt lieber erzählen; da ich aber noch nicht auf dem Sopha sitze, so ist da eine lange, grade, hohe Brücke, zu der Du gelangst, wenn Du das ganze Westende hinter Dir hast; in diesem Westende nun lebt Alles, was zu Kunst, Wissenschaft, feinem Ton, zum Adel und Hof u. s. w. gehört; das Alles lässest Du hinter Dir und trittst auf die Brücke, wie ich das oft und gerne thue, da liegt denn links die Häusermasse in allen Farben, Größen, Bauarten wie eine Volksversammlung, überall spitze Thürme oder hohe Kirchdächer heraus guckend, und in der Ferne steigt weiter über die nahen und nächsten Thurmspitzen die blaue Kuppel von St. Paul herauf; den Tower und die große Säule, die ich bei meiner Ankunft im Nebel von fern, als London zuerst sah, siehst Du nun wieder im Nebel als das Letzte von London, und ganz vorn an der Brücke steht ein schwarzer Palast; auf dem anderen Ufer rechts siehst Du nichts als hohe, braune Schornsteine und Magazine; denn das ist das Fabrikviertel, und der Rauch liegt immer schwer über den schwarzen Häusern, die sich weit über die Hügel hin ausbreiten, in jedem Hause eine Dampfmaschine; wie drüben die Kirchthürme so gucken hier die Feueressen über die Häuser überall heraus, alle Farben sind nun lebhaft bunt, fast grell, wenn dicht bei Dir, und die braunen Fabriken, die weiße Brücke, der schwarze Palast stechen scharf ab; aber gleich in der kleinsten Entfernung wird Alles blau und duftig, St. Paul macht den Anfang, und der Tower und die letzte Brücke verschwinden ganz im dicken Dunst. Der Fluß nun ist auch gelb dicht bei Dir und wird gleich darauf wunderschön himmelblau; die Hauptsache aber ist, daß Du überrascht sein mußt, so oft Du hinauf trittst, weil Du einmal wie auf einem Thurm so hoch stehst und das Wasser tief, tief unter Dir hast, und ein andermal wieder volles, hohes Wasser hoch an den Brückenpfeilern siehst; denn wir haben hier Ebbe und Fluth in der Stadt. Ist's nun Ebbe, so gleiten tief unter Dir die einzelnen Kähne so langsam nach der Seeseite

[1]) Nicht mehr vorhanden.

zu, und die ganze Fläche ist seltsam still und ruhig, so daß sich dann St. Paul mit seiner Häuserheerde wunderlich ausnimmt, und in der Fluth kommen die Dampfschiffe vom Hafen herauf und fahren ins Land hinein, und auf den Straßen gibt's frische Seefische und große Hummer; ich sah es einmal bei Nacht in der Ebbe, als über dem rechten Ufer hinter einem himmelhohen Schornstein der volle Mond aufging. O Droysen! Das ist ganz sonderlich schön und ist nirgends in der Welt so schön, glaube ich. Und gehst Du nun hinunter, eine kleine Stunde die Themse entlang, so kommst Du erst an den Hafen und an die fürchterlichen Docks; aber die will ich Dir mündlich erzählen; überhaupt ist es dumm, sich mit Beschreibungen abzugeben, aber da ich von mir jetzt nichts zu sagen habe, so muß ich wohl von den Dingen um mich reden. Eben reicht mir Klingemann ein Stück Löschpapier, an dem wir die Federn abwischen, herüber, daß ich es lesen soll, und ich übersetze Dir es gleich, denn es ist sehr prächtig und interessant: „Mr. Canning und der Herzog Wellington. Folgendes sind Copien von Briefen, die zwischen Herrn Canning und dem Herzog gewechselt wurden, ehe Seine Durchlaucht abdankten. — Mr. C. an den Herzog: Mein lieber Herzog! Ich bin von Sr. Majestät befehligt, ein neues Ministerium zu bilden. Es wird mir zur großen Freude gereichen, wenn Ew. Durchlaucht einwilligen wollen, ein Mitglied desselben zu werden. Ich bin ꝛc. — Der Herzog an Mr. C.: Lieber Herr Canning! Ehe ich auf Ihren Brief antworte, wünsche ich zu wissen, wer an der Spitze des neuen Ministeriums stehen soll, und welche meiner früheren Collegen eine Stelle darin einnehmen werden? Ich bin ꝛc. — Mr. C. an den Herzog: Gnädigster Herzog! Da ich Ew. Durchlaucht angezeigt habe, daß ich Sr. Majestät Befehle zur Bildung eines neuen Ministeriums empfangen habe, so wundere ich mich, daß ich gefragt werden kann, wer an der Spitze desselben stehen soll? Ich bin der Mann. Ich verbleibe ꝛc. — Der Herzog an Mr. C.: Mein Herr! In Erwiderung Ihres Briefes habe ich nichts zu sagen, als daß ich nicht einwilligen kann, ein Mitglied des neuen Ministeriums zu werden. Ich verbleibe ꝛc." Darauf schickte unser heutiger Premierminister in großem Zorn seine Entlassung ein, die er sogleich bekam. Wie gefällt Dir das und mein Herr Canning? Theil's doch Marx mit, der wird sich freuen, und verzeih mir die Politik, aber wenn Du mich des Morgens in Pantoffeln am Camin sitzen sähest, mit der Frühstückstasse vor mir und die immense Zeitung begierig entfaltend, so würdest Du meinen John Bullismus anerkennen und entschuldigen. Marx hat mir heute vor acht Tagen einen lieben Brief geschrieben und ein ganz herrliches Lied mit geschickt. Es ist mir ungemein erfreulich, daß Ihr beide was zusammen schafft, denn ich kann die Zeit kaum erwarten, wo M. mit seinen großen Sachen vortritt und all' die Hunde und Katzen zu Schanden macht, die ihn jetzt anbellen und anmautzen und ihn in die Waden beißen und ihm das Vorwärtsgehen gern verhindern oder doch erschweren möchten, und ich denke, Du wirst nun tüchtig diese Zeit herbei fördern helfen und uns einen „Kaiser Otto" und so fort (sagt Hegel) bringen, der seines Gleichen sucht. Wäre es nur erst so weit! Denn empörend ist's, wie das Gesindel sich benimmt gegen den einzigen Musiker, den sie unter sich haben, und je deutlicher und ruhiger ich weiß, was er für ein Musiker ist, je mehr möchte ich, daß es ein Jeder auch so erkennte — nicht wegen Bestätigung, nur wegen äußerlichen Plaisirs und Bequemlichkeit. Nun, es wird ja kommen. Und warten habe ich überhaupt jetzt sehr gelernt. Habe seit der ganzen Zeit keines meiner großen Stücke componiren können, und auch jetzt geht es nicht, obwohl ich viel Muße habe; doch der Geist kann wahrhaftig nicht fliegen, wenn das Bein hinkt; bei dem ersten Aufenthalt ging's äußerlich zu toll und bunt, und in Schottland auf der wüsten, rothen Haide und auf den Hebriden, da hatte ich mehr zu denken, woher ein Bett und ein Stück Brot zu bekommen, als ans Aufschreiben von Compositionen. Ich warte also; vielleicht geht's in den Winterquartieren bei Euch, es ist da gute Luft zur Musik; obwohl die Leute hier gar so lieb und freundlich mit mir sind, so war mir's doch, da

neulich Marx's Lied kam, als sei das eine Sprache, die ich lange nicht sprechen gehört. So ist Deutschland ein curioses Land; hatte seit langer Zeit nichts davon gesehen als Widerliches: das Mitternachtsblatt, die Berliner Zeitung, einige unausstehliche rohe Studenten auf der Reise u. dgl., nennt man aber den Namen, so wird das Herz Einem weich. Will mir's doch einmal wieder beschauen. Und nun hab' ich geplaudert mit Dir und breche nun plötzlich ab, und springe vom Sopha auf und die Treppe hinunter und aus dem Hause; wir setzen es aber bald fort und dann springe ich ins Haus, die Treppe hinauf und zum Sopha hin. Laß es an Thee nicht fehlen, das Gespräch findet sich, und so leb wohl, bis auf frohes Wiedersehen. Gesagt habe ich Dir nun in diesem Briefe gar nichts, und das Beste braucht gar nicht gesagt zu werden; Du weißt es ja schon von selbst, wenn ich meinen Namen bloß schreibe. Und weiter ist denn auch nichts hinzuzufügen als

Dein Felix M. B.

Ohne die Gegenwart des geliebten Bruders war am 3. October (1829) Fanny's und Hensel's Hochzeit gefeiert worden. Droysen hatte für den Polterabend eine Art Festspiel: „Loreley" gedichtet, das sich leider nicht erhalten hat. Die Wahl des Stoffes war eine besondere Aufmerksamkeit für die so herzlich verehrte Schwester des Freundes; denn Fanny trug sich seit lange mit einer Oper „Loreley", zu der sie bereits das Scenarium entworfen hatte [1]). Ueberhaupt scheint der Stoff auf die beiden Geschwister eine besondere Anziehungskraft ausgeübt zu haben; hat doch auch Felix in seiner letzten Lebenszeit mit der Composition einer Oper „Loreley" begonnen.

Zum Geburtstag des Vaters (11. December) aber, vollends zur silbernen Hochzeit der Eltern (26. December 1829) hoffte Felix wieder daheim zu sein. Zur Feier seiner Rückkehr plante er eine musikalische Aufführung, durch die er zugleich „den Entschluß der Eltern zu erstürmen" dachte, ihm, wenn er im nächsten Februar nach Italien ginge, mit Rebecka im Frühling nachzukommen. „Am 11. December oder an der silbernen Hochzeit mach' ich's" [2]).

Es war eine förmliche kleine Verschwörung der Geschwister, die er anzettelte, und in die auch Droysen hinein gezogen wurde.

Anfang December traf Mendelssohn endlich wieder in Berlin ein, mit sehnsüchtiger Ungeduld auch von dem Freunde erwartet, der am 27. November Heydemann die große Botschaft mittheilte, „daß in sechs Tagen Felix hier sein wird".

Er brachte ein Liederspiel mit, das Klingemann aus seinem „rohen Entwurf" gestaltet hatte: „Die Heimkehr aus der Fremde".

---

[1]) Da es sich in Droysen's Besitz befand, möchte man vermuthen, daß er ihr bei der Arbeit behülflich war.

[2]) Mendelssohn an Rebecka. Glasgow, 10. August 1829. Hensel, Bd. I, S. 287.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Deutsche Cultur in den Vereinigten Staaten und das Germanische Museum der Harvard-Universität.

Von

Kuno Francke,

Professor an der Harvard-Universität.

Am 6. März d. J. hat Prinz Heinrich der Harvard-Universität zu Cambridge in Massachusetts die Botschaft überbracht, daß sein kaiserlicher Bruder dem zu errichtenden Germanischen Museum dieser Hochschule eine großartige Schenkung machen wird: eine Sammlung von Gipsabgüssen, die, kurz gesagt, die Marksteine der Entwicklung deutscher Sculptur von den Hildesheimer Broncethüren bis zu Schadow's „Friedrich dem Großen" umfaßt. Der deutsche Kaiser wird also, das ist nicht zu viel gesagt, der eigentliche Begründer eines amerikanischen Universitätsinstitutes werden, welches in hervorragender Weise dazu angethan ist, deutsche und amerikanische Cultur zu verschmelzen, und so zu der Verwirklichung des großen pan-germanischen Bündnisses beizutragen, auf dem die Gewähr dauernder Leistungsfähigkeit der teutonischen Rasse in dem Kampf um die Weltherrschaft beruht.

Es verlohnt sich vielleicht, an diese Thatsache einige allgemeinere Betrachtungen über die Geschichte des Deutschthums in Nordamerika auf der einen Seite und über amerikanisches Universitätsleben auf der anderen zu knüpfen. Diese Betrachtungen werden, denke ich, den Nachweis erbringen, daß ein Museum wie das geplante für die Entwicklung des deutschen geistigen Lebens in den Vereinigten Staaten nicht weniger als gefordert wird; sie werden außerdem auch zeigen, warum dieses Museum gerade an die Harvard-Universität, die typische Vertreterin des Puritanerthums, hingehört.

I.

Die Geschichte des Deutschthums in Nordamerika ist eine Erscheinung, über die es schwer ist, zu einem abschließenden und gerechten Urtheil zu gelangen. Zeigt sie im Großen und Ganzen eine gesunde Entwicklung? Haben wir in

ihr eine Bewegung vor uns, die einerseits eine Erweiterung und Fortbildung deutschen Wesens, andererseits eine Bereicherung und Vertiefung amerikanischen Volksthums bedeutet? Ist, mit anderen Worten, durch die deutsche Einwanderung dem amerikanischen Volkskörper ein neues, werthvolles Lebenselement zugeführt worden, ohne daß dieses Lebenselement der Gesittung des alten Vaterlandes verloren gegangen wäre?

Dies sind Fragen, auf die es wohl unmöglich ist, unbedingt mit Ja oder Nein zu antworten. Vielleicht gelingt es mir, durch die folgenden Bemerkungen wenigstens einer leidenschaftslosen und billigen Erwägung dieser Fragen allgemeinere Geltung zu verschaffen.

Darüber kann sicherlich kein Zweifel bestehen, daß die äußere Ausdehnung des deutschen Einflusses in den Vereinigten Staaten, besonders während der letzten fünfzig Jahre, eine geradezu enorme gewesen ist. Vergegenwärtigen wir uns kurz die Hauptetappen dieses Vordringens deutschen Wesens auf amerikanischem Boden. Bescheiden genug waren die Anfänge. Aber schon diese Anfänge, die bis ins 17. Jahrhundert, also bis in die Frühzeit des amerikanischen Puritaner- und Quäkerthums zurück reichen, sind typisch für die ganze weitere Rolle des Deutschthums im amerikanischen Leben; denn sie weisen darauf hin, daß einerseits kaum eine Phase der geistigen Entwicklung Deutschlands ohne Widerhall in Amerika geblieben ist, und daß andererseits die Deutschen, die selbst in das Land überm Meere gezogen sind, dort an den besten Bestrebungen des öffentlichen Lebens, wenn auch nur selten als Führer, so doch immer als treue Mitarbeiter und willkommene Bundesgenossen, Antheil genommen haben. Niemand wird es bezweifeln wollen, daß es die englischen Quäker waren, welche der von William Penn im Jahre 1681 an den Ufern des Delaware gegründeten Colonie ihren besonderen Charakter als eines echt humanen und echt christlichen Musterstaates gegeben haben. Aber ebenso wenig kann geleugnet werden, daß nächst den Quäkern die deutschen Ansiedler, mochten sie sich nun Reformirte, Mennoniten oder Mährische Brüder nennen, am meisten zur Verbreitung wahrer Frömmigkeit und Bruderliebe in dem neuen Gemeinwesen beigetragen haben. Und es darf uns wohl mit Stolz erfüllen, daß der erste Protest gegen die in anderen Colonien geübte Sklaveneinfuhr im Jahre 1683 von Germantown, dem Hauptsitze dieser deutschen Ackerbürger und Handwerker Pennsylvaniens, ausgegangen ist. — Fast gleichzeitig mit dieser Besiedelung Pennsylvaniens durch deutsche Bauern und Kleinbürger erfolgte die erste, allerdings noch schwache, Berührung zwischen dem geistigen Leben Deutschlands und dem amerikanischen Puritanerthum. Es war mir vergönnt, vor einigen Jahren in Bostoner Bibliotheken Bruchstücke einer Correspondenz aufzufinden, die in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts zwischen August Hermann Francke, dem Hauptvertreter des deutschen Pietismus, und einer der angesehensten Persönlichkeiten des damaligen Neu-England, dem im Harvard-College ausgebildeten Geistlichen Cotton Mather, geführt worden ist. Es ist rührend, zu sehen, wie die Empfänglichkeit des amerikanischen Geistes für das in dem europäischen Leben wahrhaft Echte und Werthvolle — eine Empfänglichkeit, die der ganzen

amerikanischen Geschichte eine einzigartige Weitherzigkeit und Freiheit des Gesichtskreises verliehen hat — in dieser Correspondenz gewissermaßen vorbildlich zum Ausdruck kommt. Der Amerikaner hat durch englische Bekannte von den großartigen philanthropischen Unternehmungen des Deutschen vernommen. Sofort wendet er sich an ihn selbst, fleht den Segen des Himmels auf ihn herab, schickt ihm Geldbeiträge und bestürmt ihn um nähere Angaben über sein Werk. Und als nun, nach mehreren kürzeren Auslassungen Francke's, endlich ein 69 Seiten langer Brief von ihm eintrifft mit den ausführlichsten Mittheilungen über all' seine Halle'schen Stiftungen, da kennt die Begeisterung Mather's kaum noch Grenzen; er läßt auf Grund dieses Briefes unter dem Titel „Nuncia bona a terra longinqua" („Freudige Kunde aus fernem Lande") eine eingehende Darstellung von Francke's ganzer Thätigkeit drucken, er predigt vor seiner Gemeinde über den gotterfüllten Mann, er liest an Sonntag-Nachmittagen zur Erbauung seiner Familie (einschließlich der Dienstboten) aus seiner Correspondenz mit Francke vor, er sammelt weitere Beiträge für das Waisenhaus und schickt in der That mehrere Male nicht unbeträchtliche Summen nach Deutschland ab, er plant und organisirt ähnliche Anstalten, allerdings weit bescheidenerer Art, in Boston — kurz, er findet, eine Zeit lang wenigstens, die Hauptanregung seiner eigenen Thätigkeit in dem Gedanken an seinen deutschen Freund; und wenn die Nachwirkungen dieses Verkehrs keine dauernden gewesen sind, so liegt dies sicherlich nicht an mangelnder Intensivität der Gefühle der beiden Männer für einander, als vielmehr daran, daß ihre Freundschaft schließlich doch eine vereinzelte Erscheinung war, die in der socialen Umgebung Mather's keinen rechten Nährboden fand. In dem weiteren Verlauf des 18. Jahrhunderts tritt uns auf Jahrzehnte hinaus kein neues Symptom deutschen Einflusses in Amerika entgegen. Vielmehr läßt sich um die Mitte des Jahrhunderts eine entschiedene Abnahme amerikanischer Sympathien mit deutschem Wesen erkennen. Bei der Jahrhundertfeier der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung im Jahre 1876 hat man auf deutscher Seite viel daraus gemacht, daß, abgesehen von dem offen mit den Vereinigten Staaten verbündeten Frankreich, Friedrich der Große der erste europäische Fürst gewesen sei, der die Souveränität des jungen Freistaates anerkannt habe; und die Verdienste der Kalb und Steuben um die Disciplinirung und Führung amerikanischer Truppentheile sind damals hüben und drüben mit Nachdruck gefeiert worden. Sicherlich ist die Anerkennung von Seiten Preußens der internationalen Stellung der Vereinigten Staaten förderlich gewesen; und die tüchtigen Leistungen der genannten Officiere im amerikanischen Unabhängigkeitskampfe sollen nicht bekrittelt werden. Was bedeuten aber diese beiden Umstände, verglichen mit einer Thatsache, die uns Deutschen noch heute die Schamröthe ins Gesicht treiben muß, der Thatsache, daß es zu nicht geringem Theile von deutschen Fürsten an England verkaufte deutsche Soldaten waren, welche die Regierung Georg's III. damals gegen die amerikanischen Bürger und Bauern ins Feld schickte. Darf man sich wundern, daß ein so schmachvoller Henkersdienst nur Haß und Verachtung bei dem um seine Existenz ringenden Volke hervorrufen konnte?

Erst das classische Zeitalter der deutschen Literatur am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts trägt wieder fruchtbare Anregungen auch auf den Boden Amerika's hinüber. Vermittelt werden diese Anregungen zunächst durch junge Amerikaner — wie Cogswell, den späteren Bibliothekar der Astor Library in New York; Hedge, den späteren Verfasser der Hours with German Classics; Bancroft, den späteren Geschichtschreiber der Vereinigten Staaten, — die, angelockt von dem Evangelium freier Menschlichkeit und kühner Forschung, welches ihnen von Weimar und Jena, von Königsberg und Göttingen herüber schallte, noch fast im Knabenalter nach Deutschland kamen, um hier in persönlichem Verkehr mit den großen Vertretern der modernen Weltanschauung die entscheidenden Impulse ihres ganzen Lebens zu empfangen. Es ist wohl nicht allgemein bekannt, daß durch einen dieser jungen Männer, den genannten Cogswell, Beziehungen zwischen Goethe und der Harvard-Universität angeknüpft worden sind, Beziehungen, welche den Dichter im Jahre 1819 dazu veranlaßten, der Bibliothek dieser Anstalt einige dreißig Bände seiner Schriften zu übersenden, und zwar — wie das freundliche Begleitschreiben es ausdrückt — „in Anerkennung der Verdienste, welche sich diese Universität seit einer langen Reihe von Jahren um die Pflege gründlicher und anmuthiger Bildung in Neu-England erworben habe". Vielleicht ist mir die Bemerkung erlaubt, daß, als ich kurz nach meiner Ankunft in Amerika in unserer Universitätsbibliothek einen dieser Bände in die Hand nahm und darin die Worte fand: „Gift of the author, Joh. Wolfgang Goethe, of Germany", es mir deutlicher als bisher vor Augen stand, daß meine neue Heimath mir nicht die alte rauben, sondern mich nur mit doppelten Banden an sie fesseln werde. Zunächst wurde also, wie gesagt, die classische deutsche Geistesbildung gewissermaßen indirect, d. h. durch Amerikaner, über den Ocean getragen; in den zwanziger und dreißiger Jahren des Jahrhunderts aber lernte die Neue Welt auch vereinzelte deutsche Vertreter dieser classischen Bildung kennen: in politischen Flüchtlingen, denen die Metternich'sche Reaction den Boden der Heimath zu eng gemacht hatte, und die nun in dem geistigen und politischen Leben der jungen Republik reichere Gelegenheit zur Verwirklichung ihrer freiheitlichen Ideale fanden. Wenigstens zwei dieser Männer haben auf die intellectuelle Entwicklung Amerika's einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Der Eine ist Karl Follen, der Verfasser des Liedes: „Schalle, du Freiheitssang", der Mitbegründer der deutschen Burschenschaft. Durch die Verbitterung über die Metternich'sche Geistestyrannei in fanatische Bahnen gedrängt, nicht ohne Grund der Mitverantwortlichkeit für das Sand'sche Attentat auf Kotzebue bezichtigt, hat er in Neu-England, wo er, eigenthümlich genug, zunächst als Professor der Moraltheologie an der Harvard-Universität, später als Professor der deutschen Literatur und endlich als unitarischer Geistlicher gewirkt hat, den hellen Idealismus seiner Natur zurückgewonnen, und ist so für die Geistesaristokratie des Puritanerthums der erste bedeutende Dolmetsch des Kant'schen Sittengesetzes und des Schiller'schen Schönheitsbegriffes geworden. Der Andere ist Franz Lieber, der als fünfzehnjähriger Knabe bei Waterloo mitkämpfte, als neunzehnjähriger Jüngling in die Demagogenhetze verwickelt wurde, als

Einundzwanzigjähriger an dem griechischen Freiheitskampfe Theil nahm, und dann, vom Jahre 1827 an, in den Vereinigten Staaten eine geradezu glänzende Thätigkeit als Publicist und Staatsrechtslehrer, zuerst in den Südstaaten, später besonders an dem Columbia-College, der New Yorker Hochschule, entfaltet hat. Es ist wohl keine Frage, daß Lieber's Hauptwerk, sein „Manual of Political Ethics", die sittlichen Ziele des Staatslebens eindringlicher und umfassender als irgend eine ähnliche Leistung der amerikanischen Literatur dargestellt hat, und daß es durch seine weite Verbreitung besonders an den Universitäten der östlichen Staaten ein werthvolles Bindeglied zwischen deutscher Wissenschaft und amerikanischer Denkart geworden ist.

Alle bisher genannten Einwirkungen deutscher Cultur auf Amerika können weder an Stärke noch an Umfang verglichen werden mit den Spuren, die die sogenannten Achtundvierziger, d. h. die Scharen politischer Flüchtlinge aus dem großen Revolutionsjahre, im amerikanischen Volkscharakter zurückgelassen haben. Die bisherige Einwanderung hatte entweder aus kleinen Leuten, Ackerbürgern und Handwerkern, oder aus vereinzelten hervorragenden Individuen bestanden. Jetzt nun kamen Scharen von Männern, die zu den Gebildetsten der Nation gehörten, Aerzte, Juristen, Theologen, Publicisten, Gelehrte; erlesene Vertreter des deutschen Idealismus, Apostel der freien Humanität Schiller's und Goethe's, erprobt im Kampfe für die heiligsten Güter der Menschheit; dazu größten Theils junge Männer, entschlossen, ihre ganze Kraft dem Aufbau des jugendlichen Freistaates zu widmen. Carl Schurz verehren wir ja als den idealen Vertreter dieser Achtundvierziger. Aber Carl Schurz wäre in Amerika nicht das geworden, was er geworden ist, hätte er nicht einen Rückhalt gehabt an den Hunderten gleichgesinnter deutscher Männer, die gleich ihm als Samenträger deutscher Bildung übers Meer gezogen waren. Daß diese Männer auf das amerikanische Staatswesen einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt haben, daß sie zur Hebung des Verwaltungsdienstes, zur Ausbreitung wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen, zur Verfeinerung des gesellschaftlichen Tones, zur Förderung der öffentlichen Moral wesentlich beigetragen haben, wird auch von amerikanischer Seite unumwunden anerkannt. So hervorragende Vertreter amerikanischer Gesittung, wie der Dichter Longfellow, der Faust-Uebersetzer Bayard Taylor oder der gegenwärtige Botschafter am deutschen Kaiserhofe, Andrew D. White, haben wieder und wieder öffentlich darauf hingewiesen, welchen Gewinn auch ihr Vaterland durch diesen verstärkten Zufluß echt freisinniger Elemente aus der achtundvierziger Bewegung geschöpft habe.

Den Achtundvierzigern folgt nun seit den fünfziger und sechziger Jahren die letzte große Fluthwelle deutscher Einwanderung, wesentlich hervorgerufen durch die wirthschaftliche Eröffnung des amerikanischen Westens. Es ist nicht zu leugnen, daß das geistige Niveau der Hunderttausende, die an dieser Bewegung Theil genommen haben, unter dem der Generation von 1848 steht. Die Generation von 1870 hat keinen Carl Schurz hervorgebracht. Aber dennoch darf auch von den Millionen Deutscher, die in den letzten vierzig Jahren sich drüben eine Heimstätte gegründet haben, gesagt werden, daß sie redlich dazu beigetragen haben, dem amerikanischen Volke neue Lebenskraft

zuzuführen. Auf die Mitarbeit der Deutschen an der Entwicklung amerikanischer Landwirthschaft und amerikanischen Handels und Gewerbes brauche ich nicht einzugehen; denn es ist ja eine allbekannte Thatsache, daß ihre Thätigkeit auf diesem weiten Gebiete geradezu hervorragend gewesen ist. Und ebenso bekannt ist, daß die Deutschen im Bürgerkriege zu den besten Soldaten zählten; daß sie im politischen Leben als Anhänger eines gesunden und nüchternen Conservatismus allgemeine Achtung genießen.

Dagegen möchte ich hervorheben, daß auf socialem Gebiete die Deutschen dem amerikanischen Leben einen Dienst erwiesen haben und erweisen, dessen Bedeutung nicht zu unterschätzen ist, obwohl er nicht immer genügend gewürdigt wird. So eigenthümlich es klingen mag, die Deutschen haben das gesellschaftliche Leben Amerikas demokratisirt. Der Durchschnitts-Amerikaner englischer Abkunft, so fest er in der Regel an die allein seligmachende Kraft demokratischer Institutionen im Staatsleben glaubt, ist gesellschaftlich junkerhaft angehaucht. Theoretisch ist er ein Vertheidiger der Menschenrechte, persönlich hält er sich die Menschen gerne vom Leibe. Nach gethaner Arbeit zieht er sich am liebsten in den engen Kreis seiner Familie und Angehörigen zurück, oder geht in Clubs, die genau seiner gesellschaftlichen Stellung entsprechen. Da seine Respectabilität nicht durch Rang, Titel und dergleichen äußerlich attestirt ist, so ist er ängstlich bemüht, dieselbe durch Haltung, Kleidung, Sprache und Verkehr, ja sogar durch eine bestimmte Lage seiner Wohnung, zu bewahren und an den Tag zu legen. Die Folge von all diesem ist, daß das gesellschaftliche Leben Amerikas unvergleichlich weniger reizvoll, mannigfach und originell ist, als das des demokratischeren Europa's. Es fehlt durchaus die Reibung verschiedenartiger Elemente, es fehlt (vom politischen Leben abgesehen) der freie Austausch entgegengesetzter Ueberzeugungen, es fehlen die durch Druck und Gegendruck erzeugten, scharf ausgeprägten Individualitäten.

Auch die Deutschamerikaner stehen an Mannigfaltigkeit geistiger Interessen, an wirklicher Durchbildung der Persönlichkeit weit hinter ihren Landsleuten im alten Vaterlande zurück; aber den deutschen Hang zu demokratischer Geselligkeit haben sie sich bewahrt; die zwanglosere, herzlichere, menschenfreundlichere Art des deutschen Lebens haben sie auch in der neuen Heimath festgehalten; ja sie haben durch ihre turnerischen Bestrebungen, durch ihre Pflege des Gesanges, durch ihre menschlich heitere Sonntagsfeier und durch ihre sonstigen freudig harmlosen Vergnügungen und Feste auch in amerikanischen Kreisen für eine freiere, künstlerische Auffassung des Lebens Propaganda gemacht und dazu beigetragen, die Schranken der Convention zu durchbrechen. Am meisten macht sich dies natürlich im Westen geltend, wo der deutsche Einfluß überhaupt am stärksten ist (besteht doch z. B. in Wisconsin etwa $^3/_4$ der Bevölkerung des Staates aus deutschen Einwanderern und deren Nachkommen). Wenn es aber jetzt sogar in dem aristokratischen und vorwiegend anglo-amerikanischen Boston mit zum guten Ton gehört, im Sommer sogenannte Promenadenconcerte zu besuchen, bei denen selbst in Gegenwart von Damen Bier getrunken und geraucht wird, und bei denen man, ohne sofortigen Ver-

lust der Respectabilität zu befürchten, mit social vielleicht nicht ganz Ebenbürtigen am gleichen Tische zu sitzen wagen darf, so genügt dies, um zu beweisen, welche Fortschritte die Demokratisirung der amerikanischen Gesellschaft durch deutschen Einfluß auch im Osten gemacht hat. Daß auf dem Gebiete der Kunst, Literatur und Wissenschaft die Deutschamerikaner bis jetzt noch wenig Eigenes von Bedeutung geleistet haben, ist unleugbar; doch darf mit aller Entschiedenheit behauptet werden, daß das Interesse an diesen Dingen in deutschamerikanischen Kreisen mindestens ebenso stark ist, wie in den entsprechenden socialen Kreisen einheimischer Amerikaner. Wer, wie ich, das Glück gehabt hat, solchen Manifestationen des Deutschthums beizuwohnen, wie die New Yorker Feier von Carl Schurz's siebzigstem Geburtstag, bei der Hunderte von deutschen Vereinen aus allen Theilen des Landes vertreten waren, oder die hundertundfünfzigjährige Gedenkfeier von Goethe's Geburt, die in sämmtlichen Städten der Union mit einigermaßen starker deutscher Bevölkerung unter allgemeinster Betheiligung und zum Theil in wahrhaft künstlerischer Weise begangen wurde, dem wird es nicht zweifelhaft sein, daß noch ein gut Stück des alten deutschen Sinnes für hohe Geistesthaten im Deutschamerikanerthum erhalten ist und nur der rechten Gelegenheit wartet, um sich schöpferisch zu entfalten. Vielleicht darf es als ein gutes Omen betrachtet werden, daß das Studium der deutschen Sprache und Literatur auf den amerikanischen Universitäten in einer so umfassenden und energischen Weise betrieben wird, daß dem gegenüber dasjenige, was in dieser Beziehung auf den englischen Universitäten geleistet wird, kaum in Betracht kommt. An der Harvard-Universität z. B. — und ähnlich ist es an den übrigen großen Anstalten des Landes — lehren in diesem Fach gegenwärtig nicht weniger als dreizehn Instructoren, darunter drei ordentliche Professoren; und die Lehrcurse, deren Gegenstand das ganze Gebiet deutscher Studien, von der praktischen Erlernung der neuhochdeutschen Sprache bis zum Studium des Gothischen und Altsächsischen und der Einzelforschung in der deutschen Literatur- und Culturgeschichte umfaßt, werden jedes Semester von etwa 1100 Studenten besucht. Daß ein derartiges Interesse an deutscher Sprache und Geistesgeschichte zum Theil wenigstens eine Rückwirkung der deutschen Einwanderung ist, bedarf wohl keines Beweises.

Ganz besondere Hervorhebung gebührt in diesem Zusammenhang einem deutschen Kunstinstitut, dem Irving Place Theater zu New-York, dessen Leiter, Heinrich Conried, einer der wenigen Theaterdirectoren Amerikas ist, denen künstlerische Leistungen mehr am Herzen liegen als Kassenerfolge. Dieser Mann hat es sich in den letzten Jahren zur Aufgabe gemacht, classische deutsche Dramen in vorzüglicher Besetzung amerikanischen Universitätskreisen zugänglich zu machen. Nicht nur hat er in New York selbst solche Werke wie Wallenstein, Tell, Faust, Nathan vor Studenten und Professoren der Columbia-Universität aufgeführt; sondern er hat auch, ganz auf seine eigenen Kosten und ohne irgend welche Entschädigung, eine Reihe von Vorstellungen in anderen Universitätsstädten, wie Philadelphia, Newhaven und Cambridge, gegeben. An der Harvard-Universität ist er nun schon zwei Mal in dem

akademischen Theater, zum Besten des geplanten Germanischen Museums, mit dramatischen Meisterwerken aufgetreten, das erste Mal mit Iphigenie, das zweite mit Minna von Barnhelm; und der jubelnde Zuruf, der ihn hier bei beiden Vorstellungen von Seiten einer nur zum geringsten Theile deutschen Zuhörerschaft begrüßte, hat ihn veranlaßt, uns das Versprechen zu geben, von jetzt an jedes Jahr wiederzukommen und so der deutschen Kunst in dem geistigen Centrum des Puritanerthums periodisch wiederkehrende Triumphe zu bereiten.

Ich stellte am Anfang dieses Aufsatzes die Frage: Haben die Deutschen der Vereinigten Staaten dem amerikanischen Volkskörper neue Lebenskraft zugeführt, ohne daß sie dadurch der Gesittung des alten Vaterlandes verloren gegangen wären? Alles bisher Gesagte scheint diese Frage zu bejahen; denn insofern Deutsche auch als Bürger eines anderen Staatswesens ihre nationale Eigenart entwickeln, fördern sie eben zugleich das Wohl der neuen und das der alten Heimath. Ich gestehe gern, daß ich nicht zu denen gehöre, denen der Glaube an die Zukunft des Deutschamerikanerthums fehlt. Vielmehr glaube ich, daß sie in der großen Mehrzahl sich ihrer eigenthümlichen Doppelaufgabe: gute Amerikaner und gute Deutsche zu sein, wohl bewußt sind; und ich bin davon überzeugt, daß sie dazu bestimmt sind, mit der Zeit immer *bessere* Amerikaner und immer *bessere* Deutsche zu werden. Alles, was ich im Folgenden sagen werde, bitte ich also als Betrachtungen eines Mannes aufzufassen, der diese immer vollere Ausbildung eines doppelten Nationalbewußtseins sich auch für seine Person als eigentliches Lebensziel gesetzt hat, und der deshalb mit Freimuth von Schwächen und Vorurtheilen sprechen darf, die der Erlangung dieses Zieles noch im Wege stehen.

Also zunächst: Die Deutschen in den Vereinigten Staaten sollen bessere *Amerikaner* werden, d. h. sie sollen in engere Berührung mit dem einheimischen Amerikanerthum treten, um dessen Vorzüge und Tugenden besser kennen zu lernen. Leider beschränken sich die Deutschen vielfach auf deutschen Verkehr, sondern sich in einer großen Anzahl von kleinen landsmannschaftlichen Vereinen von dem großen Strome amerikanischen Lebens ab und nähren in dieser mehr oder weniger unterirdischen Existenz allerlei thörichte Vorurtheile über ihre amerikanischen Mitbürger, ohne auch nur einen Versuch zu machen, diese falschen Axiome durch persönliche Anschauung zu berichtigen. Einige dieser deutschen Vorurtheile über amerikanisches Wesen möchte ich etwas näher beleuchten.

Am grundlosesten ist wohl das immer wiederholte Gerede von dem angeblichen Mangel an Idealismus im amerikanischen Leben. Der principiellen Widerlegung dieses nichtigen Vorwurfs darf ich mich glücklicher Weise für enthoben erachten, da mein Harvarder College, der Psychologe Münsterberg, es sich ja zur besonderen Aufgabe gemacht hat, in zahlreichen Aufsätzen socialwissenschaftlicher Art den eminent idealistischen Grundzug des amerikanischen Charakters nachzuweisen. Nur einige persönliche Beobachtungen aus dem mir zunächst liegenden Universitätsleben möchte ich den principiellen Erörterungen meines Collegen hinzufügen. Ich kann mich des Eindruckes nicht erwehren,

daß der Idealismus der Arbeit in der amerikanischen Studentenschaft gegenwärtig höher entwickelt ist als irgendwo sonst. Allerdings stehen auch bei uns die lauten studentischen Vergnügungen, das Fußballspiel, der Rudersport, im Vordergrund des öffentlichen Interesses, und zweifelsohne bildet für einen nicht unbeträchtlichen Theil z. B. der Harvarder Studentenschaft der Collegienbesuch eine unliebsame Unterbrechung ihrer eigentlichen und wichtigeren Beschäftigung. Aber dennoch glaube ich, daß die Opfer, die von amerikanischen Studenten dem Streben nach höherer geistiger Ausbildung gebracht werden, anderswo kaum eine Parallele haben. Wäre es z. B. in Deutschland möglich, daß, wie dies u. A. an der Harvard-Universität der Fall ist, an einer Hochschule eigene, unter der Aufsicht der Universitätsbehörden stehende, studentische Restaurants existirten, in denen die ganze Bedienung von unbemittelten Studenten geleistet würde, und zwar ohne daß dieselben dadurch zu den von ihnen bedienten Commilitonen in ein unkameradschaftliches Verhältniß geriethen? Ist dies kein Idealismus? Und ist es kein Idealismus, wenn — wie dies wiederum bei uns der Fall ist — geradezu die Mehrzahl der älteren Studenten, d. h. derer, die bereits den Baccalaureusgrad hinter sich haben und nun auf den Magister- oder Doctorgrad zusteuern, aus Leuten besteht, die schon längere Zeit als Lehrer oder Prediger gewirkt und daher mehr oder weniger einträgliche Stellungen aufgegeben haben, um sich nun zwei oder drei Jahre lang höheren Studien zu widmen? Ist es kein Idealismus, wenn — was wiederum keineswegs selten ist — die jungen Frauen, die ihre Männer bei einem solchen Universitätsbesuch begleiten, sich ebenfalls für irgend ein Specialstudium immatriculiren lassen, so daß es vorkommen kann, daß ein junges Ehepaar den Abschluß seiner Studien mit einer Doppelpromotion, sagen wir in classischer Philologie und in der Metaphysik, zu begehen in der Lage ist? Und vor Allem, zeugt es nicht von einem außerordentlich weit verbreiteten Interesse an idealer Arbeit, daß die große Masse derer, welche ihre Studien mit dem Baccalaureusgrade abschließen, also die große Masse der zwischen dem neunzehnten und dreiundzwanzigsten Lebensjahre stehenden Studenten, sich gar nicht auf irgend einen gelehrten Beruf vorbereiten, sondern nach Gewinnung ihres akademischen Grades ins Geschäftsleben übertreten; daß sie demnach von ihrer Studienzeit nicht directen praktischen Nutzen, sondern vielmehr allgemein geistige Anregung und ideale Impulse für ihr späteres Leben erwarten? Es gehört zu den schönsten Belohnungen in dem Berufe eines amerikanischen Universitätslehrers, Schülern dieser Art im Mannesalter wieder zu begegnen und den Einfluß der Studentenjahre auf ihre Haltung gegenüber den Fragen des öffentlichen und Erwerbslebens zu beobachten.

Daß der Idealismus des Gebens den Amerikaner in hohem Grade auszeichnet, ist eine wohl kaum irgendwo bestrittene Thatsache. Auch ist es bekannt, daß gerade in den letzten Jahrzehnten diese Munificenz zu einer Fülle geradezu königlicher Schenkungen, besonders an neu gegründete Hochschulen des Landes, geführt hat. Vielfach aber werden diese Schenkungen lediglich als Begleiterscheinungen des ins Grenzenlose strebenden modernen Capitalismus,

als prunkhafte Aeußerungen amerikanischen Protzenthums aufgefaßt. Demgegenüber möchte ich darauf hinweisen, daß die ganze ökonomische Geschichte der ältesten Universität des Landes, der am Anfang des 17. Jahrhunderts gegründeten Harvard-Universität, aus einer ununterbrochenen Reihe von Zuwendungen und Stiftungen kleinerer und größerer Art aus allen Schichten der Bevölkerung Neu-Englands und besonders Bostons besteht, — Stiftungen, die zum weitaus größten Theile der reinen Freude an der Förderung des Gemeinwesens und der Dankbarkeit für empfangene geistige Anregung ihren Ursprung schulden. Unter vielen Anderen, Lebenden und Verstorbenen, möchte ich hier einen Mann nennen, dessen, man kann geradezu sagen, unaufhörliche Gaben an seine Alma Mater typisch sind für den edlen, großherzigen und bescheidenen Sinn, mit dem das Puritanerthum seine geistige Erbschaft hegt und mehrt, den Bostoner Bankherrn Henry Lee Higginson. Ein schlichter, fein gebildeter Mann, dessen Leben und Haushalt sich in keiner Weise von dem des durchschnittlichen wohlhabenden Bürgers unterscheidet, nimmt er Harvard gegenüber die Stellung eines sich beständig und rücksichtslos selbst besteuernden Potentaten ein. Jenseits des Charles River, zwischen Boston und Cambridge, erstreckt sich ein im Umkreis fast drei Kilometer weites Gelände, auf dem sich Tag für Tag Scharen von jungen Männern in allen Arten athletischer Spiele üben und wo sich an manchen Herbsttagen 30—40 000 Menschen zusammendrängen, um den Fußballkämpfen der Harvarder Studenten mit den Verfechtern anderer Universitäten zuzuschauen. Henry L. Higginson hat der Universität dies Gelände geschenkt, mit der einzigen Bedingung, daß es Soldiers' Field genannt, und daß auf demselben an hervorragender Stelle ein Denkstein errichtet werde zur Erinnerung an fünf seiner früheren Commilitonen, die im Bürgerkrieg den Tod fürs Vaterland gestorben. Der Denkstein mit den fünf Namen steht unter einer schönen alten Weide nahe am Eingang, und unter den Namen liest man Worte Emerson's, welche die Stimmung der jungen Freiwilligen schildern, wie sie sich von ihren Lieben losreißen, um ins Feld hinaus zu ziehen:

Though Love repine and Reason chafe,
There came a Voice without reply:
'Tis man's perdition to be safe,
When for the Truth he ought to die [1]).

Und als kurz nach dem spanisch-amerikanischen Kriege es sich darum handelte, vierzehnhundert cubanische Volksschullehrer einen Feriencursus an der Harvard-Universität durchmachen zu lassen und so die Erzieher der cubanischen Jugend in den Geist amerikanischer Institutionen einzuführen, da war es wiederum Henry L. Higginson, der sich sofort diesem patriotischen Gedanken zur Verfügung stellte und sich bereit erklärte, für die Aufbringung der erforderlichen Gelder mit seinem eigenen Vermögen zu haften.

[1]) Auf Deutsch etwa: Durch Herzensweh und Seelenpein
Drang siegreich vor ein Machtgebot:
Verdammniß soll das Leben sein,
Wenn's für die Wahrheit gilt den Tod.

Dies ist der Geist des vornehmen Amerikanerthums, von dem europäische Zeitungsschreiber und neu eingewanderte Deutsche so oft mit Geringschätzung und Achselzucken reden.

Nächst dem Mangel an Idealismus ist es das leidige Muckerthum, welches in den Köpfen unwissender Beurtheiler Amerikas am meisten Verwirrung angerichtet hat, und vor Allem eine Form des Muckerthums: die vernunftwidrige, freiheitfeindliche Temperenzlerei. Auch über diese beiden Anklagepunkte will ich nur einige persönliche Beobachtungen wiedergeben, die sich mir als Mitglied einer amerikanischen Hochschule verschiedentlich aufgedrängt haben.

Daß die Kirche im amerikanischen Geistesleben eine Stellung einnimmt, die einem Europäer und speciell einem Deutschen vielfach befremdend, gelegentlich auch peinlich in die Augen fällt, soll nicht geleugnet werden. Aber ganz entschieden muß betont werden, daß diese Stellung denn doch auf einer intellectuellen Kraft und einer sittlichen Leistungsfähigkeit beruht, von der man sich in deutsch-amerikanischen Kreisen meistens keine rechte Vorstellung macht. Die amerikanische Kirche — d. h. die Gesammtheit der zahlreichen Kirchen, Secten und freien Genossenschaften, die sich die Pflege der Religion unter irgend einer Form zur Aufgabe machen — hat dem öffentlichen Leben Amerikas mehr bedeutende Männer verschiedenster Art, mehr scharfsinnige Schriftsteller, mehr hervorragende Redner, mehr begabte Organisatoren, mehr sociale Reformer zugeführt, als irgend eine andere Gesellschaftsgruppe; und es läßt sich nicht verkennen, daß sie, trotz einzelner rückläufiger und zelotischer Bewegungen, im Großen und Ganzen im Dienste sittlicher Freiheit und socialen Fortschrittes gewirkt hat und wirkt, also das gerade Gegentheil von dem ist, was wir als Muckerthum bezeichnen dürfen. Die Wirkung dieser Thatsache auf amerikanisches Hochschulwesen möchte ich durch zwei Institutionen veranschaulichen, die dem Harvarder Universitätsleben einen mehr oder weniger kirchlichen Anflug verleihen: die Sonntagspredigten und die Wochentagsandachten in der Universitätscapelle. Während des ganzen akademischen Jahres findet jeden Sonntag Abend ein regelmäßiger Gottesdienst an dem genannten Orte statt, und obwohl die Betheiligung natürlich ganz in das Belieben des Einzelnen gestellt ist, so ist doch meistens die Kirche gedrängt voll von Studenten und deren Angehörigen. Die Predigten aber werden gehalten nicht etwa von einem bestimmten Universitätsprediger, sondern von den hervorragendsten Geistlichen des ganzen Landes, aus Boston, New York, Philadelphia, Washington, Chicago, Denver, St. Louis u. s. w., und zwar von Vertretern sämmtlicher Confessionen und Richtungen, vom strengsten Ritualismus bis zu radikalster Freigeisterei, so daß der Fall z. B. denkbar ist, daß an drei aufeinander folgenden Sonntagen ein katholischer Bischof, ein jüdischer Rabbiner und ein Mitglied der Gesellschaft für ethische Cultur von derselben Kanzel sprächen. Kann es einem Zweifel unterliegen, daß eine derartige Kirchlichkeit nur im höchsten Sinne befreiend und aufklärend zu wirken vermag? Und ähnlich steht es mit den erwähnten Morgenandachten der Wochentage. Auch hier ist die Betheiligung eine durchaus freiwillige

(thatsächlich werden sie von durchschnittlich zweihundert Studenten pro Tag besucht); auch hier fehlt jeder eng confessionelle Geist; auch hier handelt es sich nur um einen Appell an das allgemein menschliche religiöse Gefühl, ein Appell, dessen nahezu gänzliche Abwesenheit in dem deutschen Universitätsleben vielleicht für manche Ausschreitungen und Verirrungen des deutschen Studentenwesens mitverantwortlich ist.

Daß nun endlich die Mäßigkeitsbewegung, trotz mancher Wunderlichkeiten und Excentricitäten, in ihrem Kerne eine Bewegung von tiefster Berechtigung und geradezu rettender Bedeutung ist, das kann doch nur Derjenige leugnen, der für die grauenhaften Verwüstungen, die der Alkoholismus in unserem Culturleben rings um uns her anrichtet, keine Augen hat oder haben will. Daß im Besonderen der amerikanische Student durch diese Bewegung eine geistige und körperliche Gesundheit, eine Frische und Unschuld der Lebensauffassung, eine Empfänglichkeit für ideale Bestrebungen und eine Natürlichkeit der gesellschaftlichen Formen gewonnen hat, die ihn vielfach vortheilhaft von dem deutschen Studenten unterscheidet, ist eine für einen Deutschen nicht eben erfreuliche, aber darum gerade um so mehr beachtenswerthe Thatsache. Um ganz persönlich zu reden: Oft, wenn ich am Charles River und auf den Feldern um Cambridge den Hunderten junger Männer zusah, die tagtäglich dort im Wettlauf, im Ballspiel, im Hammerwurf, im Rudern ihre Leiber dehnen, ihre Sinne kräftigen, ihren Muth erproben und ihr kameradschaftliches Gefühl in gemeinsamer Lust unter Gottes freiem Himmel anfachen und beleben, ohne dazu irgend welche künstliche Reizmittel nöthig zu haben, dann habe ich mir oft gewünscht: könnte das doch auch in Deutschland so sein! Kämen doch auch unsere deutschen Studenten immer mehr (Viele thun es ja schon jetzt) zu der Einsicht, daß das constante Kneipenleben mit seiner dumpfen Schwerfälligkeit und seinem zopfigen Biercomment einem heiteren, freudigen Lebensgenuß geradezu feindlich ist, daß es die Sinne abstumpft und den Geist beengt, daß es trotz aller schönen Worte von Burschenfreiheit sehr häufig nichts Anderes als eine Schule engherziger Philistrosität ist. (Daß ich übrigens, trotz solcher gelegentlichen Stoßseufzer, als alter Münchener Student davon überzeugt bin, daß Alles in Allem genommen der deutsche Musensohn seines Gleichen nicht findet auf dem Erdenrund, brauche ich wohl kaum zu betonen.)

So viel über die Punkte, in denen, meine ich, die Deutsch-Amerikaner besondere Veranlassung haben, mit dem einheimischen Amerikanerthum in engere Berührung zu treten und so noch bessere *Amerikaner* zu werden, als sie jetzt schon sind. Ich sprach nun vorher davon, daß es zu wünschen sei, daß die Deutsch-Amerikaner auch noch bessere *Deutsche* würden. Wie ist dies zu verstehen? In welcher Beziehung ist das Deutschthum in den Deutsch-Amerikanern der Steigerung bedürftig? Um es mit einem Worte auszudrücken: in der Pietät für die deutsche Vergangenheit.

Selbst in Europa hat die Vergangenheit es heutzutage ja schwer genug, sich gegenüber dem mächtig vorwärts drängenden Leben der Gegenwart zu behaupten. Wie viel mehr ist dies der Fall in Amerika, wo den Einwanderer keine stolzen Denkmäler nationaler Geschichte begrüßen; wo keine altersgrauen

Dome, keine sagenumsponnenen Ritterburgen, keine trutzig ehrenfesten Rathhäuser von vergangener Herrlichkeit und Größe melden; wo kein Weimar oder Jena von deutschen Geistesthaten erzählt; wo kein Volkslied, kein volksthümlicher Brauch oder Aberglaube, kaum ein halbvergessener Kinderreim die Erinnerung an alte Sitte und Art aufrecht erhält; und wo andererseits die Zukunft mit herrischer Miene von jedem Einzelnen in jedem Augenblick Arbeit und wiederum Arbeit fordert. Darf es unter solchen Umständen Wunder nehmen, wenn die Deutschen der Vereinigten Staaten nicht so, wie sie sollten, die Traditionen der heimischen Vergangenheit pflegen? Darf man sich wundern, wenn man nicht nur in der deutschen Umgangs- und Geschäftssprache, sondern selbst in der Sprache des öffentlichen Lebens vielfach einem von englischen Phrasen und Wörtern durchsetzten Kauderwelsch begegnet, welches geradezu als ein Verrath am deutschen Volksgeist bezeichnet werden muß? Darf man sich wundern, wenn das Verständniß für die Geschichte der deutschen Cultur bei Deutsch-Amerikanern unvergleichlich viel geringer ist, als im alten Vaterlande? Wenn z. B. die großartige Kunstthätigkeit des deutschen Mittelalters der großen Masse selbst der Gebildeten so gut wie unbekannt ist? Wenn sie so gut wie keine Ahnung davon haben, wie ihre Altvordern sich kleideten und wohnten, arbeiteten und Kurzweil trieben? Wenn Holbein und Dürer, Cornelius und Böcklin ihnen nichts als leere Namen sind? Ja, wenn selbst die Beziehung zu dem großen Evangelium der Humanität, welches die classische deutsche Literatur uns verkündet hat, mehr und mehr verloren zu gehen droht?

Und doch sind dies Schäden, deren Abhülfe dringend noth thut, wenn das Deutsch-Amerikanerthum sich als eine dem einheimischen Amerikanerthum ebenbürtige geistige Macht behaupten, wenn es sich auf derjenigen Bildungshöhe halten soll, die allein ihm Anspruch auf eine führende Rolle im amerikanischen Leben sichern kann. Wie sehr der Amerikaner die Hochhaltung der geistigen Traditionen an Mitbürgern anderer Nationalität schätzt, das hat jüngst der Erfolg der sog. Alliance Française in den Vereinigten Staaten gezeigt. Diese von Frankreich ausgehende Gesellschaft, deren Zweck es ist, in weiten Kreisen Interesse an französischer Literatur zu verbreiten, hat in fast allen größeren Städten Amerika's Zweigvereine gegründet, und überall sind es nicht nur eingewanderte Franzosen, die unter dem Banner dieses Vereins für die Cultur ihrer alten Heimath Propaganda machen, sondern ebenso lebhaft nehmen einheimische Amerikaner an dieser Propaganda Theil, unterstützen dieselbe durch Geldbeiträge und lauschen mit liebenswürdiger Gastlichkeit den beredten Vorträgen und Recitationen, die einen wesentlichen Theil der Thätigkeit dieser Gesellschaft ausmachen. Das Deutschthum der Vereinigten Staaten, obwohl an Bevölkerungszahl und wirthschaftlichem Einfluß dem französischen Elemente weit überlegen, besitzt keinen solchen geistigen Mittelpunkt und Rückhalt. Ich bin aber fest davon überzeugt, daß allen Bestrebungen, die darauf gerichtet sind, der deutschen Cultur auf amerikanischem Boden vollere Anerkennung und weiter reichende Wirkung zu verschaffen, von Seiten der einheimischen Amerikaner nur herzliche Sympathie und Unterstützung geboten werden wird.

Und nun komme ich auf das Unternehmen zurück, von welchem ich am Anfang sprach: die Gründung eines Germanischen Museums an der Harvard-Universität. Denn dieses Museum soll eben dazu werden, was dem Deutsch-Amerikanerthum bis jetzt noch fehlt: eine geistige Hochburg, ein Sammelpunkt und Rückhalt für die idealen Bestrebungen der Millionen Deutscher in der Neuen Welt, und zugleich ein Berührungspunkt zwischen dem Besten, was die deutsche und die specifisch amerikanische Gesittung hervorgebracht hat und erstrebt.

In erster Linie ist dieses Museum dazu bestimmt, ein Symbol germanischer Größe zu werden. An Nachbildungen charakteristischer Denkmäler der Kunst und des Gewerbes soll es die Culturentwicklung der germanischen Rasse in Deutschland, Deutsch-Oesterreich, den deutschen Cantonen der Schweiz, Skandinavien, Dänemark, den Niederlanden und dem angelsächsischen England darstellen. An Pfahlbauresten aus schweizerischen Seen soll es zeigen, wie die Urbevölkerung germanischen Bodens gewohnt und gelebt. Durch römische Monumente aus Süddeutschland und Oesterreich soll es einen Begriff geben von der Verbindung cäsarischer Cultur mit dem alten Germanenthum. In angelsächsischen und skandinavischen Funden soll es die Zeit des Vikingerboots und der Halle Beowulf's veranschaulichen. Durch Waffen und Hausgeräth, durch Bild- und Bauwerke aus der Pipiniden- und Karolingerepoche, aus den Jahrhunderten der sächsischen, fränkischen und Hohenstaufenkaiser, aus der Blüthezeit des mittelalterlichen Bürgerthums, soll es die glorreiche Entwicklung kirchlicher und weltlicher Kunst von den Miniaturen irischer Mönche und den St. Galler Elfenbeindiptychen bis zu den Meisterwerken eines Memlinc, Holbein, Dürer und Peter Vischer vor Augen führen. Und auch die Zeit von der Reformation bis zur Gegenwart soll es durch Concentration auf die großen Männer, die den einzelnen Epochen ihr Gepräge geben, derart zum Ausdruck bringen, daß z. B. in einem Lutherzimmer, einem Goethezimmer, einem Cornelinszimmer, einem Bismarckzimmer, einem Böcklinzimmer, so viel wie möglich von dem vereinigt werde, was geeignet wäre, die Thätigkeit dieser Geisteshelden in greifbarer Form vor uns hintreten zu lassen.

Indem dieses Museum somit zunächst ein Symbol germanischer Größe zu sein berufen ist, wird es zugleich zu der Bereicherung amerikanischen Lebens beitragen. Durch seine Verbindung mit einer Universität, an der sich die Blüthe der amerikanischen Jugend zahlreicher als irgendwo sonst schart[1]), wird es seine Wirkungen nach allen Theilen des Landes hin erstrecken; den Geschmack, den historischen Sinn und das Verständniß für geistige Errungenschaften in ganz unberechenbarer Weise fördern und sicherlich zu ähnlichen Unternehmungen an anderen Anstalten und Orten anregen.

Endlich aber, hoffen wir, wird neben und mit diesem Museum sich ein literarisches Institut entwickeln, das nach Art des freien deutschen Hochstifts zu Frankfurt ein Mittelpunkt idealer Bestrebungen der Deutsch-Amerikaner und ein Bindeglied zwischen deutscher Wissenschaft und dem amerikanischen

[1]) Die Frequenz des letzten Semesters betrug über 5000.

Bildungswesen zu werden berufen sein würde. Schon jetzt existirt an der Harvard-Universität eine Stiftung, die es ermöglicht, jedes Jahr einen hervorragenden Vertreter der französischen Literatur oder Wissenschaft zu einem Vortragscyklus einzuladen, der dann gewöhnlich an sämmtlichen bedeutenden Anstalten des Landes wiederholt wird. Diese Function würde für die deutsche Literatur und Wissenschaft unser geplantes Hochstift übernehmen und so einer regelmäßigen persönlichen Propaganda für deutsche Ideale die Wege ebnen, wie sie jetzt nur ganz vereinzelt und unter Schwierigkeiten aller Art unternommen werden kann.

Auf die Einzelheiten dieses Museumsprojectes näher einzugehen, ist hier nicht der Platz. Auch ist dies um so weniger nöthig, als ja eine Reihe musterhafter Sammlungen im alten Vaterlande, vor Allem das Germanische Museum in Nürnberg, das Bayerische Nationalmuseum zu München und das Schweizerische Landesmuseum in Zürich, typische Vorbilder dessen sind, was wir drüben erstreben; mit dem wesentlichen Unterschiede allerdings, daß wir uns principiell auf die Sammlung von Nachbildungen beschränken werden. Nur über zwei Punkte möchte ich noch einige Mittheilungen machen: über den zunächst in Angriff zu nehmenden Theil des Museums und über die bisherige Geschichte des ganzen Unternehmens.

Was das Erstere betrifft, so ist es ja klar, daß bei dem fast unübersehbaren Umfang des Culturgebiets, welches zur Darstellung kommen soll, es durchaus nothwendig ist, sich in der Ausführung zunächst auf einige wenige Theile des ganzen Unternehmens zu beschränken. Der Anfang soll also gemacht werden vornehmlich mit Nachbildungen von Werken der mittelalterlichen Sculptur. Die vortreffliche Sammlung von Gipsabgüssen im Germanischen Museum zu Nürnberg zeigt, wie Großes in dieser Beziehung mit verhältnißmäßig geringen Mitteln geleistet werden kann. In Amerika wird eine solche Gipsabgußsammlung, welche die Entwicklung besonders der religiösen Plastik, von den Externsteinen und den Hildesheimer Broncewerken an, durch die Wechselburger, Naumburger, Bamberger, Straßburger, Freiburger und ähnliche Sculpturen des 13. Jahrhunderts, die vielgestaltigen Grabmonumente des 14. Jahrhunderts und die lebenstrotzenden Altarschnitzwerke des 15. Jahrhunderts hindurch, bis zu Vischer's Sebaldusgrab und Adam Krafft's Stationen, an typischen Werken mit historischer Treue darstellte, geradezu epochemachend wirken. Selbst Leuten, die im Uebrigen gut gebildet sind, wird es wie Schuppen von den Augen fallen; man wird das Gefühl haben, daß eine neue geistige Welt entdeckt sei; es wird gehen, wie es auf der Chicagoer Weltausstellung mit der modernen deutschen Industrie ging, man wird sich fragen: wie ist es nur möglich, daß wir davon früher nichts gewußt?

Was endlich die bisherige Geschichte unseres Unternehmens und den gegenwärtigen Stand desselben betrifft, so will ich mich auch darüber kurz fassen; besonders weil darüber noch nicht übermäßig viel zu sagen ist. Der Gedanke ging aus von einigen deutschen Professoren an der Harvard-Universität, die, obwohl Vertreter verschiedener Fächer, sich zusammenfanden in der Ueberzeugung, daß die Stellung des Deutschthums in den Vereinigten Staaten

sowohl wie die amerikanische Bildung überhaupt die Errichtung eines solchen weithin leuchtenden Denkmals germanischer Geschichte erfordere. Weitere Verbreitung und Förderung fand dieser Gedanke dann zunächst durch vier Männer: durch den Bostoner Rechtsanwalt Henry W. Putnam, der sich dem Unternehmen von seinen ersten Anfängen an mit selbstverleugnender Hingabe widmete und die Gleichgültigkeit und den Zweifel, die ihm zuerst von allen Seiten begegneten, rüstig bekämpfte; durch den New-Yorker Theaterdirector Conried, der, wie schon früher erwähnt, in hochherzigster Weise seine künstlerischen Kräfte dem Museum zur Verfügung stellte und bereits zwei Mal zum Besten desselben classische Dramen zur Aufführung gebracht hat; durch den deutschen Botschafter in Washington, Herrn von Holleben, der bei einem Besuche der Harvard-Universität in öffentlicher Rede auf die Bedeutung des Unternehmens hingewiesen und die Sympathie der deutschen Reichsregierung für dasselbe ausgesprochen hat; und endlich durch den unvergeßlichen Herman Grimm, der dem Projecte von Anfang an mit jugendlichem Enthusiasmus zur Seite gestanden hat und ihm in der alten Heimath warme Freunde zu gewinnen nicht müde geworden ist. Nur wenige Wochen vor seinem Hinscheiden schickte der Treffliche eine persönliche Gabe übers Meer, unter der Adresse: „An das deutsche Museum zu Cambridge."

Um die Geldsammlungen systematischer zu betreiben und überhaupt dem Unternehmen eine sichere Basis zu verleihen, hat sich vor einigen Monaten ein Museumsverein gebildet, dessen Präsident der unbestrittene Vertreter des gesammten Deutschamerikanerthums, Carl Schurz, ist, und in dessen Vorstand eine ganze Reihe bedeutender Männer von diesseits wie von jenseits des Oceans (u. A. der Präsident der Vereinigten Staaten, Theodore Roosevelt, der amerikanische Botschafter in Berlin, Andrew D. White, der deutsche Botschafter in Washington, von Holleben, der Director des Germanischen Museums zu Nürnberg, Gustav von Bezold, und der Director der Kgl. Museen zu Berlin, Wilhelm Bode) eingetreten sind. Der erste Erfolg des eben gegründeten Vereins bestand darin, daß die Harvarder Universitätsbehörden, auf die Anregung des unermüdlich für den Fortschritt amerikanischer Wissenschaft und Bildung thätigen Präsidenten Eliot hin, dem zu gründenden Museum bereits ein eigenes, diesem Zwecke wohl entsprechendes Gebäude überwiesen, und damit dem Verein die energische Weiterarbeit an der vollen Verwirklichung des großen Planes gewissermaßen zur Ehrenpflicht gemacht haben. Gesichert aber ist das Werk erst durch das großartige Vorgehen des deutschen Kaisers, von dem am Anfang dieses Aufsatzes gesprochen wurde. Möge der Kaiser, der auch hier wieder, wie auf so vielen anderen Gebieten, die Führung übernommen hat, rüstige Nachfolger finden und in dem Vertrauen auf die werbende Kraft seines edlen Thatendranges nicht getäuscht werden! Mit besonderer Freude und Dankbarkeit ist es zu begrüßen, daß der Bundesrath der Schweizerischen Eidgenossenschaft fast gleichzeitig mit dem deutschen Kaiser sein Wohlwollen für die Sache ausgesprochen hat. Der Beschluß dieser hohen Körperschaft, nach Errichtung der Sculpturenabtheilung im Schweizerischen Landesmuseum zu Zürich unserem Museum Abgüsse repräsentativer Schweizerischer Bildwerke zur Verfügung zu

stellen, ist ein neues Zeugniß der Gemeinsamkeit der Culturbestrebungen des Deutschen Reiches und der Eidgenossenschaft und sichert dem amerikanischen Unternehmen von Anfang an den Charakter eines im vollen Sinne germanischen Werkes.

Daß der weitere Ausbau des Museums nun im Wesentlichen von Amerikanern und speciell von Deutschamerikanern gemacht werden muß, liegt auf der Hand. An ihnen ist es, zu zeigen, daß es sich hier in der That um ein Werk der Weihe und der Völkerversöhnung handelt. Nichts aber wird sie so zum Dienst und zur Arbeit an dieser Aufgabe anfeuern, als wenn sie sich sagen können: „in Bern und Wien, in Berlin und München, in Frankfurt und Hamburg, in Amsterdam und in Stockholm haben wir Gesinnungs- und Arbeitsgenossen; und die Quadern, die wir zu diesem Bau germanischer Gesittung zusammentragen, werden auch manche Säule und manch' buntes Fenster auf ihrem Nacken fühlen, die fromme Hände aus der Heimath her gesandt und gestiftet."

II.

Zum Schluß gebe ich eine kurze Beantwortung einer Frage, die sich dem Einen oder Anderen meiner Leser vielleicht schon aufgedrängt hat, der Frage: warum soll dieses Museum gerade nach der Harvard-Universität, und damit nach einem Landestheil von vorwiegend angloamerikanischer Gesittung kommen? Warum nicht nach New York oder Chicago oder St. Louis, d. h. nach Städten, in denen das Deutschthum ja so viel stärker vertreten ist als in Cambridge und Boston? Diese Frage könnte mit der Bemerkung abgethan werden, daß die ganze Bewegung eben von der Harvard-Universität ausgegangen ist und daß diese Anstalt sich dadurch ein Anrecht auf den Besitz des zu gründenden Museums erworben habe. Die Wahl Harvards als Sitz des Museums hat aber doch eine tiefere Bedeutung. Um es kurz zu sagen: nur an der Harvard-Universität wird das Museum seine Bestimmung, ein Bindeglied zwischen deutscher und amerikanischer Cultur zu bilden, in ihrem ganzen Umfang erfüllen können.

Denn darüber kann kein Zweifel bestehen, daß die Harvard-Universität schon seit ihren Gründungstagen die eigentliche Führerin im geistigen und wissenschaftlichen Leben Amerikas gewesen ist. Ihre Anfänge reichen zurück in die Frühzeit des Puritanerthums: auch sie waren, wie die Anfänge des Deutschamerikanerthums, bescheidenster Art. Im Jahre 1636, also nur sechzehn Jahre nach dem Landen der ersten Puritaner an der Massachusetts-Bai, und gar nur sechs Jahre nach der Gründung von Boston, bewilligte die Tagsatzung der jungen Colonie die Summe von 400 Pfund zur Errichtung eines sogenannten Collegiums, d. h. eines Seminars für angehende Geistliche, in dem etwa fünf Kilometer von Boston entfernten Cambridge, so genannt, weil die Mehrzahl der hervorragenderen Ansiedler ihre Ausbildung an der englischen Universität gleichen Namens empfangen hatten. Im Jahre 1638 vermachte ein junger Prediger, Namens John Harvard, dessen zarte Gesundheit im Jahr nach seiner Ankunft in der neuen Heimath dem unwirthlichen Klima erlag, seine Bibliothek

und sein aus etwa 800 Pfund bestehendes Vermögen der eben gegründeten Anstalt; und nun wurde sie ihm zu Ehren Harvard-College umgetauft. Aus diesen bescheidenen Anfängen hat sich die großartige Hochschule entwickelt, die gegenwärtig mit ihren mehr als vier Facultäten (denn auch eine technische Hochschule steht unter ihrer Verwaltung), mit ihren 496 Lehrern und Assistenten, ihren 5275 Studenten und ihrem weiten Land- und Häusercomplex, man kann sagen, ein eigenes weit verzweigtes Gemeinwesen ausmacht.

Bis zum Jahre 1701, d. h. bis zur Gründung der zweitältesten Erziehungsanstalt Neuenglands, des Yale-College zu Newhaven in Connecticut, war Harvard die einzige höhere Schule des Landes, und zwar ward sie mehr und mehr eine Schule nicht nur für angehende Geistliche, sondern für die gebildeten Stände überhaupt, wie schon der neben Harvard-College immer häufiger auftretende Name Harvard-University erkennen läßt. Von hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen kann allerdings während des ganzen 17. und 18. Jahrhunderts nicht die Rede sein. Das Ziel des Unterrichts war in diesem ganzen Zeitraum nicht wissenschaftliche Forschung, sondern elegante und nützliche, auf dem sichern Boden der Alterthumskunde und der Gottesgelahrtheit ruhende Bildung — die polite erudition, die auf englischen Universitäten ja noch viel länger als auf den amerikanischen ihre Alleinherrschaft behauptet hat. Daß aber diese Anstalt berufen war, dem Geist freier Forschung die erste und vornehmste Stätte auf amerikanischem Boden zu eröffnen, das ist vorbildlich schon angedeutet durch die das ganze 18. und einen Theil des 19. Jahrhunderts ausfüllenden Bestrebungen der Universitätsbehörden, die Controlle einerseits des Staates, andererseits der Kirche in gebührende Schranken zurückzuweisen, Bestrebungen, die in unserer Zeit zur völligen Loslösung sowohl vom Staat wie von der Kirche geführt haben. Die eigentliche Glanzzeit der Universität beginnt aber erst mit dem dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, mit der sog. Unitarischen Bewegung, einer Bewegung, die, ausgehend von zwei Harvarder Theologen, William Ellery Channing und Ralph Waldo Emerson, bestimmt war, das ganze geistige Leben Amerika's umzuwälzen und in die Bahnen freiester wissenschaftlicher Forschung und kühnsten künstlerischen Schaffens überzuleiten. Von 1830 bis 1870 zeigt die Wissenschaft und die Literatur Amerika's kaum einen glänzenden Namen, der nicht mit Harvard in irgend einer Beziehung gestanden hätte. Um nur einige Männer aus der Ueberfülle derer zu nennen, die jenes Menschenalter zu der classischen Epoche des amerikanischen Geistes gemacht haben, erinnere ich daran, daß unter den Historikern jener Zeit u. A. Bancroft, Prescott und Motley, unter den Naturforschern Louis Agassiz und Asa Gray, unter den Dichtern Holmes, Lowell und Longfellow entweder aus der Harvard-Universität hervorgegangen sind oder an der Harvard-Universität gelehrt haben. Seit 1870 hat die Anstalt vielleicht keine so große Individualitäten, keine so hervorragenden Schriftsteller erzeugt oder angezogen wie die eben genannten. Dafür aber ist gerade seitdem, d. h. seit dem Amtsantritt des gegenwärtigen Präsidenten, die völlige Umbildung des alten College in eine wesentlich nach deutschem Vorbild organisirte, mit allen wissenschaftlichen Hülfsmitteln arbeitende und von echtem

wissenschaftlichen Geiste erfüllte Universität vollzogen worden, an der sich wie nirgendwo sonst in den Vereinigten Staaten Europa und Amerika in ihren vornehmsten Traditionen berühren. — Bedarf es noch einer weiteren Ausführung, daß ein Germanisches Museum an einer solchen Stätte eine Wirksamkeit wird entfalten können, wie an keinem anderen Orte des Landes? —

In den vorstehenden Ausführungen ist versucht worden, eine Seite des amerikanischen Lebens ins Licht zu setzen, die vielleicht nicht immer richtig gewürdigt wird. Den Schluß bilde eine Bemerkung, die mich wieder an den Ausgangspunkt meiner Betrachtungen zurückführt. Ich habe von dem zu gründenden Museum als einem Beitrag zu dem pan-germanischen Bündniß gesprochen. Ich gebe mich nun nicht der kindlichen Illusion hin, als ob ein solches Museum etwa dazu dienen könnte, die Gemüther zu versöhnen, wenn (was ja glücklicher Weise kaum zu befürchten ist) es zu wirthschaftlichen oder politischen Conflicten zwischen den Vereinigten Staaten und Europa kommen sollte. Wohl aber kann ein solches Museum mit dazu beitragen, den Sinn sowohl des amerikanischen Volkes wie den der europäischen Nationen auf die gemeinsamen Aufgaben des Culturlebens zu richten, die leider nur zu häufig durch Interessenpolitik und Machtfragen in den Hintergrund gedrängt werden, die aber doch besonders der germanischen Rasse durch ihre ganze Vergangenheit als heiligster Beruf vorgezeichnet sind: die Arbeit für echte Humanität, Geistesfreiheit, sociale Gerechtigkeit und friedlichen Fortschritt. Möge in der Verfolgung dieses Zieles die Alte und die Neue Welt sich immer mehr zusammen finden!

Jan van Eyck.

Ob einer Anzahl Jan van Eyck aus stilkritischen Gründen zugeschriebener Bilder ist eine heftige, ja maßlose Fehde zwischen Bode, dem Director der Berliner Galerie, und Dr. Voll, dem jüngst zum Conservator der Münchener Alten Pinakothek ernannten Kunstberichterstatter der „Allgemeinen Zeitung", entbrannt. Da es sich dabei nicht etwa um den Ansturm eines Vertreters der jüngeren Generation, der mit seinen neuen Anschauungen die bisher herrschenden über den Haufen werfen möchte, sondern um den alten Gegensatz zwischen philologischer und archäologischer Methode handelt, hat das Publicum ein Recht, über den Fall Auskunft zu verlangen. Beim Kampf der Anschauungen hat der Einzelne seinen Mann zu stehen und sich seiner Haut zu wehren, unter der gespannten Theilnahme jener Vielen, die, sei es als Betheiligte sei es als Unbetheiligte, ihre mehr oder weniger stille Freude daran haben, wenn wieder einmal der Versuch gemacht wird, eine Autorität anzugreifen, um sie womöglich zum Sturz zu bringen. Fragen methodischer Art wohnt dagegen eine grundsätzliche Bedeutung inne, die sie weit über den einzelnen Fall hinaus erhebt. Bevor jedoch auf die Streitsache selbst näher eingegangen wird, empfiehlt es sich, mit wenig Worten die Stellung zu umschreiben, die unsere Zeit Jan van Eyck, dem Gegenstande dieses Streites, gegenüber einnimmt.

Goethe hat in seinem bekannten Spruche Phidias und van Eyck als die beiden Höhepunkte nicht bloß zweier Weltalter, sondern auch zweier Grundanschauungen einander gegenüber gestellt, die trotz solcher Verschiedenheit doch mit dem gleichen Maße gemessen sein wollen, und deren jeder sich als vollkommen erweist innerhalb des Umfanges seines Bereichs, Phidias als der gewaltigste Darsteller der Schönheit des menschlichen Leibes, van Eyck als der unübertroffene Schilderer jener Schönheit, die nicht in den Dingen selbst liegt, sondern durch die Natur, das Licht, die Luft, die Farbe über sie erst ergossen wird. Je nachdem wir mehr von dem inneren Wesen der Dinge ergriffen oder mehr durch den äußeren Schein begeistert werden, können wir bei ihrer Darstellung entweder die Verkörperung des bestimmten göttlichen Gedankens oder die Herrlichkeit der Schöpfung im Allgemeinen stärker betonen. Müssen auch in jedem wahren Kunstwerk beide Seiten des künstlerischen Schaffens, die innerliche wie die äußere, aufs Innigste mit einander verbunden sein, so unterscheiden wir doch die einzelnen Künstler, je nachdem in ihrem Wirken die eine oder die andere dieser Betrachtungsweisen überwiegt, als Vertreter des Idealismus oder des Realismus.

Wenn uns van Eyck viel weiter entrückt ist als der zwei Jahrtausende vor ihm lebende Phidias, so ist dies nicht etwa darauf zurückzuführen, daß wir dem Geiste des Mittelalters völlig entfremdet sind, während die Antike durch die Arbeit von Jahrhunderten wieder zu neuem Leben erweckt worden ist: der Inhalt bleibt

verständlich durch allen Wandel der Zeiten hindurch; sondern der Grund für diese Entfremdung ist darin zu suchen, daß der niederländische Meister seine Menschen — und in der Kunst bleiben das schließlich selbst die Götter — in ihrer ganzen Bedingtheit durch Zeit, Tracht, Ausdruck und Gebahren geschildert hat, während Phidias — wenn wir ihn, gleich Goethe, nach den Parthenonsculpturen beurtheilen, da uns seine großen Götterbilder immer noch so gut wie unbekannt geblieben sind — den Vorzug genoß, seinen Gebilden den Charakter der Allgültigkeit wahren zu können.

Sehen wir jedoch von dieser Verschiedenheit der Behandlung ab und legen wir an jeden der beiden Künstler den rein künstlerischen Maßstab an, der nur die Fülle des Lebens bewerthet, womit ihre Schöpfungen erfüllt sind, so müssen wir gestehen, daß in dieser Hinsicht beide einen Höhepunkt erreicht haben, der, für den Einen innerhalb des idealistischen, für den Anderen innerhalb des realistischen Gestaltungskreises, unübertroffen dasteht. Wohl hat die Kunst seit van Eyck gewisse Fortschritte in Bezug auf die Richtigkeit namentlich der Linien- und Luftperspective wie auch der Farbenerscheinung gemacht: eine solche Kraft der Wahrheit aber, der Greifbarkeit nicht nur, sondern auch der Lebendigkeit, wie dieser Künstler sie bei aller scheinbaren Steifheit seiner Gestalten erreicht hat, ist bei keinem seiner Nachfahren, vielleicht mit alleiniger Ausnahme Lionardo's in seinem berückenden Bildniß der Mona Lisa, anzutreffen. Man preist daher mit Recht van Eyck als das größte Malergenie, das auf Erden geweilt hat.

Da es einige Schwierigkeit bereitet, durch die entstellende Hülle des Zeitcharakters bis zum Kern seines Wesens vorzudringen, so verdankt er freilich die Werthschätzung, deren er sich auch jetzt noch erfreut, wesentlich dem Ruhme, die neue Oeltechnik erfunden zu haben, den er mit seinem älteren Bruder Hubert theilt, und weiterhin der staunenerregenden Feinheit seiner Ausführung, die Alles, was die berühmten Cabinetsmaler des 17. Jahrhunderts geleistet haben, vermöge der Freiheit und Frische seiner Pinselführung weit hinter sich läßt. Solche Ehrentitel treffen aber nicht das Wesen seiner Persönlichkeit. Der Erfinderruhm an sich begründet nur einen Anspruch auf historische Werthschätzung; die technische Vollendung kann auf Andere übertragen, im günstigen Fall sogar Allgemeingut werden. Die überragende Stellung eines Künstlers wird nicht allein durch die Schärfe seines Auges und die Geschicklichkeit seiner Hand, sondern wesentlich dadurch gesichert, daß er die Gabe besessen hat, das scharf Geschaute im Geiste neu zu schaffen und mit geschickter Hand so zur Darstellung zu bringen, daß es, obwohl nur ein Scheinbild, doch den Eindruck vollen, greifbaren Lebens erzeugt.

Nun mag es wohl scheinen, als ob diesen hölzernen Gestalten mit dem schläfrigen Blick und, wenn's hoch kommt, dem stereotypen Lächeln das eigentliche Leben fehle. Wäre unter Leben die meßbare Bewegung und die sichtbare Seelenregung allein zu verstehen, so wäre das richtig. Solchen Zielen aber haben nur wenig Maler nachgestrebt, mit Erfolg eigentlich nur Lionardo und Michelangelo und auch diese unter der stetigen Gefahr, die der Kunst nun einmal gesteckten Grenzen zu überschreiten. Van Eyck aber beschied sich, gleich Masaccio und Raffael in ihren höchsten Schöpfungen, innerhalb der Schranken der Ruhe, die der flächenhaften Darstellung anhaften, seine Gebilde zu schaffen. Da brauchte er nichts von der Schärfe der Umrisse und der Klarheit der Farben aufzugeben und konnte doch seine Gestalten mit einer Fülle des stillen, verhaltenen Lebens, mit einer Fähigkeit, sich zu regen, und einer Beweglichkeit des Seelenlebens ausstatten, die nur dem Künstler gelingen, welcher mit dem Sinn für die äußerliche Richtigkeit das volle Verständniß für die Lebensbedingungen der Naturgebilde zu verbinden weiß, die Natur also nicht bloß nach der einen oder der anderen ihrer Seiten, sondern in der ganzen Fülle ihres Wesens zu erfassen vermag.

Sieht man von dem Genter Altar ab, der wohl zu einem großen Theile von Jan van Eyck gemalt, aber immerhin von seinem älteren, über der Arbeit dahin-

gestorbenen Bruder nicht nur entworfen, sondern auch begonnen worden ist, ohne daß es der Stilkritik bisher gelungen wäre, in überzeugender Weise den Antheil der beiden Brüder von einander zu sondern, so besteht Jan's Werk, so weit es sich dabei um bezeichnete Bilder handelt, durchaus aus solchen, welche in den dreißiger Jahren des 15. Jahrhunderts, also in dem letzten Jahrzehnt des Malers, entstanden sind. Unter den Bildnissen ragt da jenes des italienischen Kaufmanns Arnolfini hervor, der sich 1434, zusammen mit seiner jungen Frau, malen ließ (in der Londoner Nationalgalerie), unter den Madonnen aber diejenige des Canonicus van der Paele, von 1436 (in dem Museum von Brügge). Nach diesen Bildern kann man sich einen Begriff von der Eyck'schen Kunst machen. Ihr unvergleichlicher culturhistorischer Werth, als treuer Spiegelbilder des Lebens und Empfindens jener Zeit, hat hier außer Betracht zu bleiben.

So scharf van Eyck auch sieht, nimmt er sich doch nie vor, bloß ein getreues Abbild der gerade vor ihm befindlichen Natur zu geben. Solches lag auch ganz außerhalb des Empfindens und Strebens seiner Zeit, deren Kunst in der Schule der Wand- und Buchmaler erstarkt war, also vor Allem gelernt hatte, den Zwecken des Schmückens zu dienen. Die Hauptsache blieb immer, ein Bild von durchaus geschlossener Einheit zu schaffen; die Figuren haben sich einem gegebenen Raume wirklich einzufügen, so daß dieser Raum also mehr bedeutet als einen bloßen Hintergrund, der die Scene abschließt; die einzelnen Gliedmaßen müssen zu dem Ganzen passen und die Einzelheiten wiederum, aus denen sie zusammengesetzt sind, sich der Gesammterscheinung unterordnen. Eine solche Einheitlichkeit kann nicht aus der Natur hergeholt werden, deren Anblicke je nach den Tages- und Jahreszeiten wechseln, und deren Elemente nicht immer beisammen sind, sondern der Maler muß sie aus seiner inneren Anschauung schöpfen, dadurch erst seinem Werk das Gepräge der eigenen Persönlichkeit aufdrückend. Schon aus der mehr oder weniger conventionellen Bildung der Hände bei van Eyck kann man sehen, daß er auf eine treue Wiedergabe der Natur nicht das Hauptgewicht gelegt hat; so sehr er auch bei der Bildung seiner Madonnen und namentlich seiner Christkinder das Modell herangezogen hat, ist er doch nicht darauf ausgegangen, sie durchaus porträtmäßig wieder zu geben; die dem Leben entnommenen Stifterbildnisse, die dieser idealen Darstellung eingefügt sind, müssen sich aber, so genau sie auch nach der Natur ausgeführt sind, wiederum eine gewisse Abdämpfung ihrer Naturwahrheit gefallen lassen, damit die Stileinheit des Kunstwerkes gewahrt werde.

Entstammen dieser Art der Auffassung auch die mannigfachen Absonderlichkeiten, über die gewöhnlich der in kunstgeschichtlicher Hinsicht unzureichend Geschulte nicht hinweg zu kommen vermag: die allzu langen und schmächtigen Glieder, die übertrieben kleinen Hände mit den langen, dünnen Fingern, bei den Frauen ein häufig zu kleiner, bei den Männern dagegen zu großer Kopf, die conventionelle Bildung der nicht auf bildnißmäßige Wirkung berechneten Gesichter; dazu die unzureichende Perspective und das vielfach unmögliche Verhältniß der Figuren zu dem sie umschließenden Raume, worin sie, wenn sie sich aus ihrer knieenden oder sitzenden Stellung erheben wollten, gar nicht mehr aufrecht stehen könnten, oder den sie, wie z. B. beim Innern von Kirchen, bis zur Hälfte seiner Höhe ausfüllen, — so beruht doch die Art, wie der Künstler alles Einzelne behandelt hat, auf der eindringendsten Kenntniß der Natur und auf deren nachhaltigstem Studium. Es zeigt sich hier eben, welch grundsätzlicher Unterschied zwischen künstlerischer Wahrheit und der Wirklichkeit der Natur besteht.

Der Raum vertieft sich in durchaus überzeugender Weise, alle Gegenstände stehen vollkommen greifbar darin, jede Figur, so unbewegt sie auch erscheint, athmet doch volles Leben. Eine größere Treue in der unmittelbaren Wiedergabe der Natur hätte doch zu nichts genützt, wenn nicht zugleich, wie hier geschehen, stets der Eindruck im Auge behalten worden wäre, den sie auf den Beschauer macht. Beides, die unbedingte Wahrheit und die Ueberzeugungskraft der Erscheinung, ist

eben der Malerei vereint nicht erreichbar, da sie, im Gegensatz zu dem Naturanblick, stets an die flächenhafte Darstellung gebunden sein wird. Es kann sich also bei ihr immer nur um eine Begegnung beider Bestrebungen auf halbem Wege und um ihre innige Verschmelzung handeln.

Weiterhin ist dann jeder Theil so durchgebildet, daß er durchaus an seinem richtigen Platze steht und die gewünschte Wirkung erzeugt. Die Nase sitzt fest im Gesicht, die Ohren wachsen aus der Haut hervor: um die Einschnitte, welche die Augen, die Lippen, die Nasenlöcher bilden, wölbt sich das Fleisch in weicher Rundung; lebhaft und feucht blickt das Auge. Jeder Stoff ist mit unnachahmlicher Meisterschaft in der ihm eigenen Beschaffenheit wiedergegeben, und zwar geschieht das nicht mittels einer ein für allemal festgestellten Pinselführung, sondern mittels eines Systems durchaus freier Striche, die je nach der Aufgabe in der Art ihrer Führung wechseln, wie die hochentwickelte Büchermalerei jener Zeit es gelehrt hatte, nur hier in einer unendlich gesteigerten Feinheit der Vertreibung, da die neu entdeckte Oelmalerei eine ganz andere Bewegungsfreiheit gestattete als die ältere Deckfarbenmalerei, welche genöthigt war, ihre Töne zumeist neben statt über einander zu setzen, und durchscheinende Farben gar nicht kannte. In dieser emailartig von innen heraus leuchtenden Farbe von ungebrochener Kraft, die sich am ehesten mit dem durchscheinenden Glanz der alten Glasgemälde vergleichen läßt, besaß endlich van Eyck das Mittel, seine Gemälde als ein Ganzes zusammenzuhalten, so daß ein jedes von ihnen, trotz der Buntheit seiner einzelnen Theile, eine durchaus geschlossene Einheit bildet.

Voll's kritische Studie, die den Anlaß zu dem ganzen Streite bot („Die Werke des Jan van Eyck", Straßburg, Trübner 1900), war dadurch hervorgerufen, daß während der letztvergangenen Jahrzehnte das Bild von van Eyck's künstlerischer Persönlichkeit insofern wesentlich erweitert worden war, als verschiedene Forscher ihm eine Reihe bisher nicht gekannter oder unbestimmt gelassener Werke zugeschrieben hatten, die mit den gesicherten keine volle Uebereinstimmung boten, in denen aber wegen ihrer Verwandtschaft mit einzelnen Seiten seiner Kunst, bei einer gewissen Allerthümlichkeit des Aussehens, Werke seiner Frühzeit erblickt wurden. Das gilt namentlich von den drei Marien am Grabe des Herrn in der Sammlung Cook zu Richmond bei London, ferner zwei kleinen, fein gemalten Flügeln mit einer Kreuzigung und einem jüngsten Gericht in der Petersburger Eremitage, dem h. Franciscus in Turin und der in den letzten Jahren für Berlin erworbenen Kreuzigung.

Ein solches auf der besonderen Anschauung vom Wesen eines Künstlers errichtetes Gebäude ist naturgemäß der Kritik ausgesetzt: es kommt darauf an, ob es — wie das z. B. in den letzten Zeiten noch in Bezug auf die von Bode durchgeführte Reconstruction der Jugendthätigkeit eines Rembrandt und eines van Dyck der Fall gewesen ist — die allgemeine Zustimmung findet oder nicht. Voll, von dem auf solche Weise erweiterten Werke van Eyck's nicht überzeugt, war durchaus berechtigt, es einer erneuten Prüfung zu unterwerfen und auf Grund der Bilder, die sich ihm als gesichert ergaben, eine Anschauung von dem Wesen des Künstlers aufzubauen, die ihm als Maßstab für die Annahme oder Verwerfung und weiterhin für die Einreihung der übrigen Bilder dienen konnte. Hätte er dies in einer Weise gethan, die den Anforderungen an eine zweckdienliche Bilderkritik entspricht, wäre er sich dabei stets der Schwierigkeiten bewußt geblieben, die naturgemäß mit einer solchen Thätigkeit verbunden sind, hätte er sich endlich der Rücksicht befleißigt, die einem Manne von Bode's in ganz Europa anerkannten Verdiensten, zumal von Seiten eines erst am Anfang seiner Laufbahn stehenden Fachgenossen, gebührt, so wäre über das Einseitige und Willkürliche seines Vorgehens hinweggesehen, das zu erneuter Nachprüfung Anregende aber mit Dank entgegengenommen worden. Statt dessen schlug er einen solchen Ton an, daß eine scharfe Abwehr Bode's

(im 3. Heft des „Jahrbuchs der Königl. Preußischen Kunstsammlungen", 1901) nicht ausbleiben konnte, worauf denn Voll (in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung" vom 6. November 1901) in noch stärkerer Tonart erwiderte. Eine entsprechende Antwort Bode's blieb nicht aus („Kunstchronik" vom 12. December).

Die Einzelheiten eines solchen Streites gehören nicht hierher, wohl aber lohnt es sich, die Methode, die dabei in Frage kommt, ins Auge zu fassen, zumal auf den Fernstehenden jedes Eintreten für eine rein verstandesmäßige Behandlung wissenschaftlicher Fragen, als durch scheinbare Greifbarkeit überzeugend, einen besonderen Reiz auszuüben pflegt. Die zur Erläuterung nöthigen Abbildungen findet man am bequemsten und vollständigsten, wenn auch nicht gerade in wünschenswerther Güte, in der Knackfuß'schen Sammlung von Künstlermonographien (Ludwig Kämmerer: „Hubert und Jan van Eyck", 1898).

Vor Allem strebt Voll einem unerreichbaren, daher falschen Ideale nach, wenn er hofft, „eine glücklichere Forschung werde vielleicht später zur einwandfreien Wahrheit" gelangen. Das gibt es in der Kunstgeschichte noch weniger als in jeder anderen Geisteswissenschaft. Wenn er in seiner Abneigung gegen das Taufen und Umtaufen den „leichtbeschwingten, streitfertigen Worten" der „sogenannten Kenner" den „concreten Begriff" als Dasjenige gegenüber stellt, worauf es bei der Bilderbestimmung ankomme, so ist das eben solch ein Spiel mit Worten wie die Anführung des Spruches: „Das Herz macht den Kritiker, nicht die Nase." Sind die Worte schon ein Nothbehelf, wo es sich allein um lebendige und scharfe Anschauung handelt, so bilden die dürren und willkürlich geformten Begriffe gar ein Uebel; ebenso wie das Herz nichts zu thun hat, wo das Auge allein — das ist doch wohl hier mit der Nase gemeint — in Frage kommt. In seinem letzten Aufsatz macht sich Voll über die „Bilderkenner" lustig, indem er meint, es gebe unter ihnen einen Grundsatz, zu dem sich allerdings Niemand öffentlich bekennen werde, der laute: „Wenn ein nirgendwo unterzubringendes Bild in einer oder gar mehreren Hinsichten Aehnlichkeit mit den authentischen Werken eines Meisters besitzt, aber im Uebrigen mit ihnen an Qualität und technischen Eigenthümlichkeiten nicht übereinstimmt, dann nennt man es ein Jugendwerk dieses Meisters." Er selbst aber glaubt durchaus sicher zu gehen, wenn er eine überscharfe Kritik an Aeußerlichkeiten, wie Inschriften und schriftliche Zeugnisse, legt und dann sich auf Grund des so gewonnenen Materials einen sorgfältig in Worte gefaßten „Begriff" bildet, der allein für die weiteren Zuschreibungen maßgebend sein soll.

Ein solches rein verstandesmäßiges Verfahren, das er in unbefugter Anwendung eines gerade für die Thätigkeit der von ihm befehdeten „Kenner" geschaffenen Wortes als „Bilderkritik" bezeichnet, bildet bloß erst die Vorbedingung für eine richtige Erfassung der künstlerischen Eigenart; wird es gar, wie bei Voll, zu weit getrieben, und überdies nicht richtig angewendet, so führt es auf Abwege und zur Erstarrung. Denn es ist z. B., wie Bode hervorgehoben hat, ganz willkürlich, ein einzelnes, keineswegs besonders hervorragendes Bildniß, wie den „Timothäus" von 1432 in der Londoner Nationalgalerie, als Norm aufzustellen, ferner bei der Charakteristik des Meisters wesentlich nur auf eine Seite seiner vielseitigen Natur, nämlich auf die Zeichnung, einzugehen, die Farbe aber, die gerade für ihn von so hoher Bedeutung ist, nicht genügend und nicht richtig einzuschätzen. Wenn Voll dazu gelangt, zwei Bildnisse, den Mann mit dem rothen Turban in London vom Jahre 1433 und den Jan de Leeuw von 1436 in Wien, angeblich auf Grund von Bedenken zu verwerfen, die in ihm durch die Art der Bezeichnung erregt worden sind (wozu Bode's schlagende Widerlegung nachzulesen ist), so geschieht dies hauptsächlich doch in Folge dessen, daß er sich von dem Künstler ein durchaus einseitiges Bild gemacht hat, welches ihn jeder Freiheit des Urtheils beraubt, da es nicht aus einer Gesammtanschauung der künstlerischen Thätigkeit gewonnen, sondern mühsam aus einzelnen Werken herausgeklaubt worden ist. Der Willkür endlich sind die Thore weit geöffnet, wo er z. B. die bekannte Dresdner Zeichnung eines Greisenkopfes,

sowie die Flügel des Dresdner Altärchens als apokryph bezeichnet[1]), oder womöglich so gut wie den ganzen Genter Altar von Jan allein gemalt wissen möchte, weil das nun einmal so zu der von ihm aufgestellten Charakteristik des Künstlers paßt.

Gegenüber Bildern, die sich ihrem Aussehen nach als Erzeugnisse einer bestimmten Zeit und Entwicklungsstufe erweisen, aber nur vereinzelte Berührungspunkte mit den Werken eines bestimmten Künstlers bieten, versagt solche Mathematik vollständig. Daher denn auch Voll die Bilder dieser Art, und zwar mit Gründen, die als theils ganz willkürlich, theils als sophistisch bezeichnet werden müssen, aus der Betrachtung überhaupt auszuscheiden sucht. Willkürlich und gewiß von Niemandem, der sich eingehend und vorurtheilslos mit der altniederländischen Malerei beschäftigt hat, getheilt ist die Ansicht, daß die beiden Petersburger Flügel „selbst für den unbedeutenden Petrus Cristus zu gering" seien, die Berliner Kreuzigung „künstlerisch belanglos", das jüngst für die Berliner Galerie erworbene Bildniß eines Kammerherrn gar „unwürdig des Namens van Eyck"; zum mindesten sophistisch ist es, wenn er solche Anschauungen dadurch zu stützen sucht, daß er in wohlberechneter allmählicher Steigerung z. B. von dem Cook'schen Bilde sagt, zuerst: es sei „ziemlich einstimmig aufgegeben", „dann: dieses Urtheil hat sich immer mehr befestigt", endlich: das Bild habe „für immer aus der Literatur gestrichen" geschienen, während im Gegentheil solche Anschauungen in der Literatur, um die allein es sich doch bei wissenschaftlichen Erörterungen handelt, ganz vereinzelt geblieben sind. Ebenso heißt es von der Berliner Kreuzigung, sie sei „von fast allen Seiten angefochten" worden, „von der übrigen Forschung nachdrücklichst bezweifelt"; der Taufe sei „von Anbeginn mit dem größten Mißtrauen begegnet" worden, während doch Tschudi und Friedländer, die nächst Bode die besten Kenner dieses Gebietes sind, sich ausdrücklich für sie erklärt haben. Dabei insinuirt er ganz offen, die ganze Construction des jungen van Eyck habe doch nur den Zweck, diese neue Erwerbung der Berliner Sammlung zu rechtfertigen; Bode's Aufsatz sei daher auch „so ganz auf die Verhältnisse der Berliner Galerie zugeschnitten".

Nicht diese Kampfesweise so sehr als die Verkennung der Bedeutung, welche Bildern wie den genannten für die Erforschung der Kunstgeschichte zukommt, ist es, was Bode mit Recht in Harnisch bringt und ihn zu dem Ausspruche veranlaßt, Voll fehle ein wirkliches Verhältniß zur Kunst. Die Kunstgeschichte baut sich nicht nur auf jenen Werken auf, welche einem bestimmten Meister mit Sicherheit zugewiesen werden können, sondern ebenso sehr auf denjenigen Schöpfungen, welche, ohne durch irgend welche äußere Zeugnisse beglaubigt zu sein, Hauptleistungen einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Landes darstellen. Erweisen sich solche Werke als einer und derselben Hand entstammend, ohne Berührungspunkte mit den Schöpfungen bereits bekannter Meister zu bieten, so faßt man sie unter dem Namen eines anonymen Künstlers zusammen, wie z. B. das Werk des wichtigen Meisters von Flemalle erst im Verlaufe des letzten Jahrzehnts gebildet worden ist. Zeigen sie aber eine, wenn auch nur theilweise Verwandtschaft mit den Werken eines bekannten Künstlers, so ist es geradezu eine Pflicht der Kunstforschung, zu untersuchen, ob sie etwa in ein bestimmtes Verhältniß zu diesem Künstler und in welches gebracht werden können. Wie weit es gelingt, solche Fragen mit Glück zu lösen, hängt neben der Schärfe des Blickes von der Fähigkeit der Phantasie ab, sich ein so lebendiges Bild von dem Wesen des Künstlers zu schaffen, daß man im Stande ist, dessen Entwicklung, vorwärts und rückwärts, über die bekannten Werke hinaus nach ihren Bedingungen und ihrer Möglichkeit zu erkennen. Es handelt sich dabei um eine besondere Gabe; die Gefahr eines Irrthums liegt da besonders nahe;

[1]) Dabei möchte ich Dr. Voll fragen, wie er dazu kommt, mir den Unsinn unterzuschieben, als hielte ich das männliche Bildniß in Dresden Nr. 1905 für einen Memling, während ich es doch an der von Voll selbst angeführten Stelle für ein Werk des 16. Jahrhunderts erkläre.

aber da solche Urtheile aus einer bestimmten Anschauung hervorgehen, so können sie, von dem richtigen Manne gefällt, gar nicht so weit von der Wahrheit abweichen, wie rein verstandesmäßig gezogene Schlüsse, die hinfällig werden, sobald nur eine ihrer Bedingungen, ein Wort, eine Zahl, sich im Laufe der Zeit als irrig erweist.

In Bezug auf die vorliegende Frage ist z. B. die Möglichkeit gar nicht ausgeschlossen, daß sich die fraglichen Werke vielleicht doch noch, wenigstens zum Theil, als Schöpfungen eines anderen Meisters, vielleicht sogar des Hubert van Eyck, erweisen, wie neuerdings Seeck es in seiner Abhandlung über „Die charakteristischen Unterschiede der Brüder van Eyck" (Berlin, Weidmann. 1899) und in einigen nachfolgenden Artikeln durchzuführen mit Glück versucht hat, welchen Versuch freilich Voll am Schluß seiner Schrift mit den schnöden Worten ablehnt: „er könne den mit großer Sorglosigkeit aufgestellten Hypothesen nicht folgen." So lange es nicht gelungen sein wird, den Antheil, den die beiden Brüder an dem Genter Altar gehabt haben, in überzeugender Weise zu sondern, wird diese Sache noch nicht spruchreif sein; so lange wird es aber auch immer noch am nächsten liegen, in diesen Werken die Vorstufen der späteren gesicherten Arbeiten Jan's zu erblicken. Nur ist das erste Erforderniß einer überzeugenden Kritik, daß die frühe Entstehungszeit dieser Bilder und ihre hervorragenden künstlerischen Eigenschaften erkannt werden, was Voll eben nicht hat gelingen wollen.

Wenn im Vorstehenden gelegentlich über die Frage nach der Methode hinausgegangen und auch die Kampfesweise des Dr. Voll beleuchtet werden mußte, so geschah das nicht etwa, um an seiner Arbeit Kritik zu üben, wozu hier gar nicht der Ort ist; sondern nur um zu zeigen, zu welch' verzweifelten Mitteln zu greifen derjenige verleitet wird, der von vorn herein eine falsche Bahn einschlägt. Das ängstliche Festhalten an einem ohne Noth in starre Formen gegossenen Bilde des Meisters verhindert hier den Schriftsteller, die vielen Bezüge zu sehen, die zwischen den genannten Bildern und denen des voll entwickelten Jan bestehen; und da er über den Genter Altar und die gleichzeitige Verkündigung in Petersburg nicht zurück zu sehen vermag, so erkennt er auch nicht den Zusammenhang, der zwischen den Bildern von noch alterthümlicherem Aussehen und den späteren besteht.

Wohl aber muß Einspruch erhoben werden gegen die Verwendung von Fechterkunststücken, wie solche auf den Gebieten der Praxis, in der Diplomatie und beim Proceßverfahren unentbehrlich sein mögen, im Bereiche der Wissenschaft aber nicht am Platze sind.

W. von Seidlitz.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte März.

Die Reise des Prinzen Heinrich nach den Vereinigten Staaten hat einen ebenso glücklichen wie im Interesse der guten Beziehungen zwischen Deutschland und der Union durchaus befriedigenden Verlauf genommen. In unterrichteten Kreisen war es bekannt, mit welcher Sympathie der Präsident Roosevelt dem deutschen Botschafter in Washington, Dr. von Holleben, gegenüber bei verschiedenen Anlässen über die Persönlichkeit Kaiser Wilhelms II. sich geäußert hatte. Man begreift daher sehr wohl, daß dieser den Stapellauf seiner in Amerika erbauten Yacht als günstige Gelegenheit ersah, gegenüber dem Präsidenten Roosevelt die Wechselseitigkeit der Sympathien zu betonen. Diese Erwägung war vor Allem für den deutschen Kaiser maßgebend, als er den Präsidenten der Vereinigten Staaten ersuchte, dessen Tochter Alice mit dem Taufakte beim Stapellaufe seiner Yacht betrauen zu dürfen, und hierauf den Prinzen Heinrich nach Amerika entsendete. Bestimmte politische Absichten lagen dem deutschen Kaiser fern, so daß auch der deutsche Reichskanzler am 3. März im Hinblick auf die herzliche Aufnahme, die Prinz Heinrich bei dem amerikanischen Volke gefunden, hervorhob, daß die Reise keinen bestimmten politischen Zweck verfolge. Wohl aber betonte er die vortrefflichen Beziehungen, die zwischen den beiden Ländern und den beiden Völkern bestehen.

Die geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten haben sich gleichfalls als ein festes Band erwiesen, und dem gegenwärtigen amerikanischen Botschafter in Berlin, Herrn White, gebührt das Verdienst, an den guten Ueberlieferungen seiner Vorgänger treu festgehalten zu haben. Dieselbe Gesinnung gelangte auch zum Ausdrucke, als am 6. März der Präsident der Harvard-Universität den Prinzen Heinrich zum Ehrendoctor der Rechte ernannte. Als eine puritanische Gründung bezeichnete der Präsident Eliot die Universität, weshalb auf ihr auch das Gedächtniß der Reformatoren gepflegt werde, die von deutschen Fürsten unterstützt worden seien. Nicht minder wies der Präsident der Harvard-Universität bei dem feierlichen Acte darauf hin, daß die deutsche Einwanderung in den Vereinigten Staaten die größte und gebildetste sei, wie die amerikanische Universität denn auch für Gaben der deutschen technischen Schulen und Universitäten dankbar sein müsse. Ebenso betonte er Deutschlands außerordentliche Beiträge seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zur freien und angewandten Wissenschaft, sowie die hohe Sympathie und Bewunderung für das neue politisch geeinigte Deutschland.

Nicht geleugnet werden darf, daß unmittelbar vor der Abreise des Prinzen Heinrich nach Amerika noch Mißverständnisse bestanden, die insbesondere in der englischen Presse einen lebhaften Widerhall fanden. Beinahe konnte es den Anschein gewinnen, als ob durch gewisse Ausstreuungen bezweckt werde, Mißtrauen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland zu säen. Immer wieder tauchte in

englischen Blättern die Darstellung auf, daß bei Gelegenheit des spanisch-amerikanischen Krieges nur durch das ablehnende Verhalten der englischen Regierung die Interventionsbemühungen der anderen Großmächte im Keime erstickt worden wären. Man wird daher kaum bei der Annahme fehlgehen, daß Kaiser Wilhelm selbst Gewicht auf die Feststellung einer historischen Thatsache legte, als im „Deutschen Reichs-Anzeiger" die Veröffentlichung des Berichts erfolgte, den der Botschafter in Washington, Dr. von Holleben, nach der Botschaftersitzung vom 14. April 1898 erstattete. Aus diesem Berichte geht mit aller Deutlichkeit hervor, daß gerade der englische Botschafter, Lord Pauncefote, den in Washington beglaubigten Botschaftern den englischen Text des Entwurfes einer Collectivnote an die Regierung der Vereinigten Staaten unterbreitet hatte. Zugleich mit diesem Berichte des deutschen Botschafters und dem englischen Wortlaute der vorgeschlagenen Collectivnote gelangte der authentische Text einer Randbemerkung des deutschen Kaisers zur Veröffentlichung, woraus sich mit Evidenz ergab, daß dieser jede Art einer diplomatischen Intervention im amerikanisch-spanischen Kriege mit Entschiedenheit zurückwies. Die Veröffentlichung im „Reichs-Anzeiger" hatte eine so überzeugende Kraft, daß das in der englischen Presse genährte Vorurtheil hinsichtlich der Deutschland zugeschriebenen zweideutigen Haltung wie mit einem Schlage beseitigt wurde.

Auf die Initiative des englischen Botschafters in Washington mußten dann die der „Times" dorther übermittelten Informationen zurückgeführt werden, wonach in der Sitzung vom 14. April 1898 die diplomatischen Vertreter aller in Betracht kommenden Großmächte mit Ausnahme Deutschlands und Großbritanniens „heiß für die Intervention" gewesen sein sollten. Lord Pauncefote sollte bei der Unterbreitung des Entwurfs einer an die Vereinigten Staaten zu richtenden Collectivnote nur als Doyen des diplomatischen Corps gehandelt haben, während die Initiative zu einem solchen Schritte von dem österreichisch-ungarischen Botschafter, Herrn von Hengelmüller, ausgegangen wäre. Wurde das Verhalten dieses Botschafters damit erklärt, daß gerade die österreichische Regierung ein besonderes Interesse für die Königin Regentin von Spanien, die österreichische Erzherzogin Marie Christine, hegen mußte, so wurde doch auch dem französischen Botschafter in Washington, Cambon, eine Rolle zugeschrieben, die mit den thatsächlichen Verhältnissen nicht im Einklange stand.

Der englischen Darstellung, in der Deutschland allerdings aus begreiflichen Gründen — die Veröffentlichung im „Reichs-Anzeiger" war inzwischen erfolgt — im Gegensatz zu anderen Großmächten nicht mehr „heiß für die Intervention" erschien, stand zunächst das wichtige Argument entgegen, daß Lord Pauncefote in jener Sitzung den englischen Text des Entwurfes einer Collectivnote vorgelegt hatte. Wäre die Initiative zu diesem diplomatischen Schritte in der That von dem österreichisch-ungarischen Botschafter ausgegangen, so hätte doch ein deutscher oder ein französischer Text vorliegen müssen. Auch von französischer Seite wurde unverzüglich Einspruch gegen die englische Unterstellung erhoben, und zwar mit um so größerer Entschiedenheit, als gerade dem Botschafter Cambon eine besonders ausgeprägte Neigung zur Verschärfung der Collectivnote zugeschrieben worden war. Das „Journal des Débats" betonte deshalb in einem Artikel, der offenbar die Auffassung des französischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten widerspiegelte, daß England sich lediglich habe von dem Bestreben leiten lassen, die Gunst der Vereinigten Staaten sich auch auf Kosten der historischen Wahrheit zu sichern.

Im englischen Parlamente wurde der Versuch gemacht, einen Gegensatz zwischen der englischen Regierung und dem eigenen Botschafter Lord Pauncefote herzustellen, auf dessen persönliche Initiative sein Vorgehen in dieser Angelegenheit zurückgeführt wurde. Ueberdies wurde behauptet, daß der deutsche Botschafter seinen englischen Collegen mißverstanden haben könnte. Wären nur nicht auch die Proteste von französischer und von russischer Seite erfolgt! Die Sprache eines ersichtlich vom

Grafen Lamsdorff veranlaßten Communiqué des „Journal de St. Pétersbourg“ ließ nicht den geringsten Zweifel darüber, daß, wie die französische Regierung, auch die russische durchaus nicht „heiß für die Intervention“ gewesen sein wollte.

Die englische Regierung hatte daher nur ein einziges wirksames Mittel, die sich aus diesen Thatsachen mit Nothwendigkeit ergebende Auffassung zu entkräften. Da Lord Pauncefote unzweifelhaft nach der Botschaftersitzung, in der er den englischen Text des Entwurfes einer Collectivnote vorlegte, über den Verlauf der Sitzung an seine Regierung berichtet haben muß, so braucht diese nur den Wortlaut des Berichtes zu veröffentlichen. Hinter das diplomatische Geheimniß sich zu verschanzen, hat die englische Regierung um so weniger Veranlassung, als auch die deutsche Regierung sich genöthigt sah, den Bericht ihres Botschafters nebst dem englischen Texte der vorgeschlagenen Collectivnote amtlich zu veröffentlichen.

Hinter dieser Feststellung einer historischen Thatsache muß der in englischen Blättern aufgebauschte „Zwischenfall von Hongkong“ an Bedeutung allerdings zurückstehen. Doch ist gerade durch die Aufklärung dieses Zwischenfalls, die unmittelbar nach der Ankunft des Prinzen Heinrich auf amerikanischem Boden erfolgte, die Popularität des Prinzen fest begründet worden. Bei einem Zusammensein der Admirale und höheren Schiffsofficiere in Hongkong hatte Prinz Heinrich einen Toast auf die Admirale der anderen Flotten ausgebracht, ohne an erster Stelle, wie es internationaler Brauch ist, des rangältesten Admirals Dewey zu gedenken. Prinz Heinrich unterließ dann nicht, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit dem amerikanischen Admiral zu bekennen, daß er in seinem Trinkspruche ein Versehen begangen habe. In seiner Antwort auf diese loyale Entschuldigung betonte nun Admiral Dewey, daß er früher bereits Sympathieen für den Prinzen Heinrich gehegt, diesen jedoch nach einer so loyalen Erklärung noch lieber gewonnen habe. Wäre der amerikanische Admiral durch einen Krankheitsfall in seiner Familie nicht verhindert gewesen, an den zu Ehren des Prinzen Heinrich auf amerikanischem Boden veranstalteten Festlichkeiten Theil zu nehmen, so hätte der Bruder des deutschen Kaisers sicherlich nicht unterlassen, in einer seiner mit großem Beifall aufgenommenen Reden die in jeder Hinsicht erfreuliche Lösung des in der englischen Presse zu einem Conflict gemachten „Zwischenfalles von Hongkong“ offen zu verkünden. So wurde denn unmittelbar nach der Ankunft des Prinzen im Hafen von New York sein Adjutant beauftragt, in der Unterhaltung mit einem autorisirten Vertreter der amerikanischen Presse die öffentliche Meinung aufzuklären. Nach der Feststellung der historischen Thatsachen hinsichtlich des Verhaltens Deutschlands beim amerikanisch-spanischen Kriege hat unzweifelhaft auch das freimüthige Wesen des Prinzen Heinrich dazu beigetragen, der Herzlichkeit der Beziehungen zwischen dem deutschen und dem amerikanischen Volke freie Bahn zu schaffen.

In England wurden die jüngsten Vorgänge in den Vereinigten Staaten um so mehr mit gemischten Gefühlen beobachtet, als es nach wie vor im Hinblick auf den Krieg in Südafrika nicht an Stimmen fehlt, die sich im pessimistischen Sinne vernehmen lassen. Jeder unbefangene Beurtheiler wird allerdings zugestehen müssen, daß die Weltmachtstellung Großbritanniens trotz des langwierigen Krieges gegen die südafrikanischen Republiken nicht erschüttert ist. Durch den englisch-japanischen Vertrag ist denn auch erhärtet worden, daß das Ministerium Salisbury, aller Wirren ungeachtet, auch in anderen Welttheilen Englands Lebensinteressen nicht aus den Augen verliert. Immerhin würde die Stellung des Cabinets sich schwieriger gestalten, wenn es sich im Parlament einer geschlossenen liberalen Partei gegenüber befände. Abgesehen davon, daß in der Hauptsache, hinsichtlich der Bewältigung des südafrikanischen Krieges, auch im liberalen Feldlager die Regierung keiner principiellen Opposition begegnet, hat sich jüngst gezeigt, daß die parlamentarische Action der Liberalen durch deren Spaltung wesentlich gelähmt worden ist. Gegenüber der Gründung einer neuen liberalen Liga durch Lord Rosebery hat der Führer der alten liberalen Partei Sir Henry Campbell-Bannerman in einer

jüngst im National Liberal Club gehaltenen Rede das Programm entwickelt, das nach wie vor für die Partei verbindlich sein soll. Unleugbar besteht nun ein principieller Gegensatz zwischen Lord Rosebery, der unter Anderem von Homerule für Irland nichts wissen will, und Sir Henry Campbell-Bannerman, der an dem alten Programm von Newcastle festhält. Trotzdem will der officielle Führer der Liberalen eine Krisis im eigenen Lager vermieden sehen, indem er der neuen Liga Lord Rosebery's das Zugeständniß macht, daß nicht alle Punkte des Programms von Newcastle eine unverzügliche Lösung erheischen. Nur muß Sir Henry Campbell-Bannerman selbst bekennen, daß, sobald innerhalb einer Partei die Bildung einer Gruppe erfolgt, die den Kampf gegen die Gesammtheit organisirt, dieser die Pflicht obliegt, den Kampf mit voller Entschiedenheit aufzunehmen und durchzuführen. Alle abwiegelnden Ausführungen des liberalen Parteichefs können nicht darüber hinwegtäuschen, daß Lord Rosebery als einer angesehen werden muß, der solche Meinungsverschiedenheiten „organisirt". Freilich darf zugleich die Frage aufgeworfen werden, ob die Initiative Lord Rosebery's sich als nachhaltig erweisen wird. Mancherlei Interessen, die, wie die literarischen Neigungen des Begründers der neuen liberalen Liga, volle Anerkennung verdienen, haben ihn bisher an einer kraftvollen und dauernden Bethätigung seiner politischen Begabung verhindert. Deshalb wird sich noch zeigen müssen, ob die jüngste Krisis innerhalb der liberalen Partei Englands zu einer wirklichen und wirksamen Umgestaltung im Parlament führt. Lord Salisbury darf zunächst diesen Zwist innerhalb der Opposition als einen Gewinnfactor in die politischen Berechnungen der Regierungspartei einstellen.

Der deutsche Staatssecretär des Auswärtigen, Dr. Freiherr von Richthofen, hat in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses am 11. März eine bemerkenswerthe Rede gehalten, in der er die Beziehungen Deutschlands zu England im Hinblick auf die definitive Antwort der englischen Regierung nach den vom deutschen Auswärtigen Amte gemäß dem Antrage des Hülfscomités für die Boeren gethanen Schritte charakterisirte. Hiernach hat die englische Regierung sich bereit erklärt, zu gestatten, daß alle für die Boeren-Flüchtlinge bestimmten Sendungen, die an den deutschen Generalconsul gerichtet sind, nach den Concentrationslagern, frei von Zoll und anderen Kosten, geschickt und durch die Lagercomités vertheilt werden sollen, als deren Secretäre die Geistlichen der holländischen reformirten Kirche wirken. Lord Lansdowne hat in einem Privatbriefe an den deutschen Botschafter in London zugleich der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck verliehen, daß diese Lösung als befriedigend befunden werden würde, indem er hervorhob, daß er sich Mühe gegeben habe, es so einzurichten.

Es kann nicht überraschen, daß das freundliche Verhalten der englischen Regierung dem deutschen Staatssecretär des Auswärtigen Anlaß bot, auch in seiner Parlamentsrede sich im durchaus freundlichen Sinne zu äußern. Von einem Frontwechsel der deutschen Politik kann darum keine Rede sein; Freiherr von Richthofen befand sich vielmehr in voller Uebereinstimmung mit dem Grafen von Bülow, als er sich im Sinne einer etwas gerechteren Kritik über Alles, was von englischer Seite geschieht, aussprach, da es sich empfehlen müsse, „Licht und Schatten etwas objectiver zu vertheilen". Er exemplificirte auf die „haarsträubenden" Beschreibungen der Gefangenenlager und stellte ihnen die Erfahrungen gegenüber, die ein so unparteiischer und competenter Beurtheiler wie der preußische Generalmajor von Trotha auf der Rückkehr von China in Ceylon gemacht hat. Der deutsche Staatssecretär unterließ auch nicht, im Hinblick auf die jüngste Niederlage der Engländer und die Gefangennahme und Verwundung des früheren englischen Militärattachés in London, Lord Methuen, den menschlichen Sympathien für diesen General Ausdruck zu geben. Die ebenso maßvolle wie sympathische Kundgebung des Freiherrn von Richthofen wird sicherlich dazu beitragen, auch in England im versöhnlichen Sinne zu wirken.

Die Ministerkrisis in Italien hat mit dem Verbleiben sämmtlicher Minister, mit Ausnahme des Arbeitsministers Giusso, der bereits vorher zurückgetreten war, ihren vorläufigen Abschluß erhalten. Denn es fehlte an jedem Maßstabe, um zu beurtheilen, wer mit der Neubildung des Cabinets betraut werden könnte. Der Marchese di Rudini, Führer der Rechten, konnte nicht in Betracht kommen, weil die Zahl seiner Anhänger in der gegenwärtigen Kammer zu gering ist. Der Führer der constitutionellen Opposition der Linken, Sonnino, trug selbst Bedenken, die Leitung der Regierung zu übernehmen, zumal da diese durch die Thronrede des Königs weitgehende Verpflichtungen übernommen hatte. Zwei Punkte sind in diesem Regierungsprogramm von besonderer Bedeutung: die Herabsetzung des Salzpreises und die Einführung der Ehescheidung. Was zunächst die Herabsetzung des Salzpreises betrifft, so bedarf es keines besonderen Hinweises auf die Pflicht der Regierung, gerade den ärmeren Classen eine Erleichterung zu gewähren. Selbst von liberaler Seite wird jedoch betont, daß die geringe Ersparniß, die sich aus der Herabsetzung des Salzpreises für die unteren Schichten der Bevölkerung ergeben würde, kaum im richtigen Verhältnisse zu dem Ausfalle von Millionen Lire im Staatshaushalt stände, die dann durch drückende neue Steuern gedeckt werden müßten. Trotzdem verdient das Verhalten des Ministeriums Zanardelli-Giolitti Anerkennung, weil es nicht bloß in der Salzfrage, sondern auch im Uebrigen socialpolitische Reformen durchzuführen gewillt ist. Nicht minder hat sich die Einführung der gesetzlichen Ehescheidung als eine Nothwendigkeit erwiesen. Nur wird sich zeigen müssen, ob das Ministerium auch für diese Reform über eine Mehrheit im Parlament verfügt. Sicher ist, daß Sonnino die gesammte innere Lage für zu wenig geklärt erachtete, um die Leitung einer neuen Regierung zu übernehmen, insbesondere da auch die Gefahr eines allgemeinen Ausstandes der Eisenbahnangestellten bedenklich erschien. Diese Gefahr ist nun zwar endgültig beseitigt, aber die Modalitäten der von dem Ministerium Zanardelli geführten Verhandlungen werden allem Anscheine nach zu lebhaften Auseinandersetzungen in der Deputirtenkammer führen. Als die Gefahr des allgemeinen Ausstandes besonders dringend war, ordnete die Regierung die Mobilisirung der in einem bestimmten Militärverhältnisse stehenden Eisenbahnangestellten an. Diese Maßnahme wurde von den constitutionellen Oppositionsparteien als völlig berechtigt anerkannt. Doch zeigte sich, daß auch die mobilisirten Eisenbahnangestellten nur zufrieden waren, weil sie neben ihrer Löhnung als Soldaten noch ihren Lohn als Eisenbahner erhielten. Ja, ihre organisirte Vereinigung konnte sogar den Beschluß fassen, daß die Löhne der mobilisirten Mitglieder der Föderation an die „Widerstandskasse" abgeführt werden sollte. In der Deputirtenkammer werden daher Rudini und Sonnino nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß das Ministerium Zanardelli-Giolitti selbst die Strikekasse der Eisenbahner gefüllt habe. Andererseits werden die Socialisten unter der Führung Costa's das gegenwärtige Ministerium kaum im Stiche lassen, sobald ein parlamentarischer Ansturm wegen des Verhaltens des Cabinets in der Strike-Angelegenheit erfolgt. Allerdings haben sich die parlamentarischen Verhältnisse im Uebrigen viel ungünstiger für das Ministerium Zanardelli-Giolitti gestaltet, so daß es großer Geschicklichkeit bedürfen wird, alle Klippen zu vermeiden.

«β. **Hohenzollern-Jahrbuch.** Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen. Herausgegeben von Paul Seidel. Fünfter Jahrgang. Berlin und Leipzig, Giesecke und Devrient. 1901.

Dem schönen Werke, das unter der bisherigen bewährten Leitung und mit Hülfe früherer und neuer vortrefflicher Mitarbeiter nun schon um einen fünften Band reicher geworden ist, kann man nichts Besseres nachsagen, als daß es an Inhalt und Ausstattung so viel Anziehungskraft ausübt, wie die früheren Bände. Insbesondere gilt dieses von einem überaus anmuthigen Capitel „Königin Luise als Braut" aus der Feder Paul Bailleu's: von ihm, dem auch die „Rundschau" so manchen werthvollen Beitrag aus dem schriftlichen Nachlaß Luisens zu verdanken hat, haben wir einmal ein ausführliches Lebensbild der schönen, je mehr wir sie kennen lernen, uns immer bedeutender erscheinenden Königin zu erwarten. Aus dem meist französisch geführten Briefwechsel Luisens und ihres Bräutigams sind diejenigen Briefe im Wortlaut mit abgedruckt, die das Glück der Brautzeit, Jugendlust und Uebermuth, auf das Liebenswürdigste widerspiegeln. — Aus dem vielseitigen, nicht nur die Familiengeschichte der Hohenzollern, sondern auch die Kunst und die politische Geschichte Brandenburg-Preußens bereichernden Inhalte seien nur noch hervorgehoben: eine von O. Krauske verfaßte lebensvolle Darstellung des Hofes Friedrich Wilhelm's I., eine kleine Monographie von P. Seidel über den berühmten Kupferstecher, Illustrator und Drucker der Werke Friedrich's d. Gr., Georg Friedr. Schmidt, Tschackert's biographische Skizze der ersten preußischen Herzogin Dorothea, die an der Seite des Begründers des altpreußischen Staatswesens und Stifters der Königsberger Universität eine bisher zu wenig geschätzte Bedeutung gehabt hat; eine sehr hübsche Untersuchung L. Erhardt's über die Handschriften der brandenburgisch-preußischen Regenten von Joachim I. bis auf Kaiser Wilhelm II., ihre Verwandtschaft und Aehnlichkeit. Aus den Papieren der Hertefeld's, die dem Hof in Friedericianischer Zeit nahe gestanden haben, theilt Fürst Philipp zu Eulenburg-Hertefeld fünfzehn Carricaturen vom Hof des großen Königs mit. Leider sind die Künstler nicht zu bestimmen gewesen. Aus seinem großen Werke über die Schaumünzen der Hohenzollernherrscher gibt der Director des Berliner Münzcabinetts Menadier einen von schönen Abbildungen begleiteten Auszug. Eingeleitet wird das Jahrbuch mit einem warm empfundenen Nachruf an die hohe Förderin von Kunst und Wissenschaft, die Kaiserin Friedrich. Die Reproduction ihres Bildes nach der Begas'schen Büste ist wie alle Abbildungen, die auch diesmal wieder in der erlesensten Auswahl einen Schmuck des Buches bilden, vollendet ausgeführt.

γ. **Generalfeldmarschall von Steinmetz.** Aus den Familienpapieren dargestellt von Hans v. Krosigk, Major a. D. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1900.

Wir hatten über das Leben des Generalfeldmarschalls von Steinmetz bis jetzt nur den Aufsatz von Brachvogel in dem Werk „Die Männer der neuen deutschen Zeit" und die Skizze, welche General v. Conrady 1878 im Beiheft zum Militärwochenblatt veröffentlicht hat. Es war daher längst ein Bedürfniß, von dem Helden, der von 1813—1870 für König und Vaterland gedient und gefochten hat, ein genauer ausgeführtes Lebensbild zu besitzen. Major a. D. Hans v. Krosigk hat dies nun auf Grund zahlreicher Familienpapiere in der Weise gethan, daß er den General meist selbst in Briefen reden läßt und diese Schriftstücke durch einen einleitenden und verknüpfenden Text begleitet. So erhalten wir in gewissem Sinne eine Selbstbeschreibung, aus welcher wir mit Erstaunen sehen, daß der Löwe von Skalitz, der treue und selbstlose Diener von drei Königen, auch ein gewandter Schriftsteller und ein Mann von vielseitigen geistigen Interessen war, der, während er Metz mit eiserner Faust umklammert, Mignet's „Geschichte der französischen Revolution" und Renan's „Leben Jesu" studirt, ein „brillantes, bei den Orthodoxen sehr verrufenes Buch, dessen Verfasser freilich aus dem Heiland einen natürlichen Menschen macht, der sich seinem dürftigen Ursprung nach sehr einfach und naturgemäß, sittlich zwar sehr hoch, wissenschaftlich aber nur ganz beschränkt entwickelt." Ueber den Grund, welcher Mitte September 1870 zu der Abberufung von Steinmetz vom Befehl über die erste Armee und zu seiner Versetzung nach Posen führte, ist man jetzt völlig im Klaren. In den Briefen des Generals an seine zweite Frau ist zwar da, wo er von seiner Differenz mit dem Prinzen Friedrich Karl spricht, meist etwas ausgelassen. S. 284—286 aber ist die Cabinetsordre vom 12. September, de dato Reims, wörtlich abgedruckt, worin der König in sehr scharfen Worten den General darüber zurechtweist, daß er den zweifellosen dienstlichen Vorschriften entgegen sich weigerte, dem ihm vorgesetzten Prinzen beim Begegnen eine Meldung abzustatten und die von ihm verlangte Auskunft zu ertheilen. Weil Steinmetz sich trotz aller Wünsche des Königs „nicht diejenige Fügsamkeit angeeignet hat, ohne welche der beste General in der Gliederung einer Armee unmöglich ist", wird er entlassen: „mit schwerem Herzen", sagt der fein fühlende Monarch, aber es ging offenbar nicht mehr anders. Steinmetz schreibt übrigens an seine Frau: „ich ärgere mich gar nicht, fühle mich gar nicht verletzt und bin dem Könige sehr dankbar." Er war offenbar froh, so oder so aus einer unerträglich gewordenen Stellung, welche er selbst nicht einrenken wollte, befreit zu werden.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 18 März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achelis. — Björnson's „Ueber unsere Kraft und das Wesen des Christenthums". Von E. Chr. Achelis. Berlin, Reuther & Reichard. 1902.

Allmers. — Marschenbuch. Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe. Von Hermann Allmers. Vierte, durchgesehene und vermehrte Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. O. J.

Amran. — Englands Land- und Seepolitik und die orientalische Frage. Nebst Vorschlägen in Betreff der Meerengen und Isthmen des Mittelländischen und des Rothen Meeres. Von L. v. Amran. Berlin, Fussinger. 1902.

Astronomisches Lexikon, auf Grundlage der neuesten Forschungen, besonders der Ergebnisse der Spectral-Analyse und Himmelsphotographie Bearbeitet von August Krisch Erste Lieferung. Wien, A. Hartleben.

Baedeker. — Die Riviera. Das südöstliche Frankreich. Korsika. Die Kurorte in Südtirol, an den oberitalienischen Seen und am Genfer See. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 27 Karten und 31 Plänen. Dritte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1902.

Barth. — Friedrich Nietzsche. Von Alfred Barth. Berlin, Hugo Schildberger. O. J.

Barnick-Matthies-Meru. — Walpurgis. Am Quell der Zeiten. Gedichte von Eugen Barnick, Carl Matthies, Johannes Meru. Berlin, „Orion" Verlag. O. J.

Bauck. — Kaiser Wilhelm II. Ein Charakterbild unseres Kaisers als Regent. Festrede von Professor Dr. Bauck. Der Reinertrag ist für die Errichtung eines Bismarck-Thurmes auf den Kallner-Höhen bestimmt. Gumbinnen, Gebrüder Reimer. 1902.

Baum. — Gott. — Und die Träume. Dichtungen von Peter Baum. Berlin, Axel Junker. 1902.

Beyer. — Sokrates. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ernst Beyer. Leipzig, Alfred Hahn. 1902.

Bigelow. — Die Völker im colonialen Wettstreit. Von Poultney Bigelow. Deutsche Bearbeitung des Buches The children of the nations. Von Ph. Wofer. Berlin, Georg Reimer. 1902.

Blaschko. — Die Prostitution im 19. Jahrhundert. Von Alfred Blaschko. Berlin, Verlag „Aufklärung". 1902.

Bode. — Vorderasiatische Knüpfteppiche aus älterer Zeit. Von Wilhelm Bode. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. O. J.

Bossert. — La légende chevaleresque de Tristan et Iseult. Essai de littérature comparée par A. Bossert. Paris, Hachette et Cie. 1902.

Bourget. — Œuvres complètes de Paul Bourget. Romans IV. Paris, Librairie Plon. 1902.

Braig. — Zur Erinnerung an Franz Xaver Kraus. Im Namen der theologischen Fakultät an der Universität Freiburg i. Br. Von Karl Braig. Mit dem Bildniss von Franz Xaver Kraus und einem Verzeichniss seiner Schriften. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung. 1902.

Bruchi. — Le basi naturali della politica e del diritto. Di Arturo Bruchi. Pitigliano, Osvaldo Paggi. 1902.

Brunetière. — Victor Hugo. Leçons faites à l'école normale supérieure par les élèves de deuxième année (lettres) 1900—1901, sous la direction de Ferdinand Brunetière. Deux tomes. Paris, Hachette et Cie. 1902.

Bücher. — Arbeit und Rhythmus. Von Karl Bücher. Dritte, stark vermehrte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1902.

Burger. — Gedanken über die Darmstädter Kunst. Von Fritz Burger. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. O. J.

Calwer. — Die Weltwirthschaft im 19. Jahrhundert. Von Richard Calwer. Berlin, Verlag „Aufklärung". 1902.

Cappelletti. — Storia d'Italia dalla caduta dell' impero romano d'occidento fino ai giorni nostri (476—1900). Di Licurgo Cappelletti. Genova, A. Donath. 1902.

Carpenter. — „Meine Bibel". Von William Boyd Carpenter. Einzige autorisirte Uebersetzung von Lina Pfeiffer. Berlin, Hermann Walther. 1902.

Couperus. — Stille Kraft. Roman von Louis Couperus. Einzig berechtigte Uebersetzung. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Crane. — Die Grundlagen der Zeichnung. Von Walter Crane. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1902.

Daiber. — Eine Australien- und Südseefahrt. Von Albert Daiber. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf Tafeln, sowie einer Kartenbeilage. Leipzig, B. G. Teubner. 1902.

Daudet. — Wundersame Abenteuer des edlen Tartarin von Tarascon. Humoristischer Roman von Alphonse Daudet. Zehnte Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Destinn. — Sturm und Ruhe. Gedichte von Emmy Destinn Berlin, Carl Duncker. 1902.

Dobschütz. — Die Urchristlichen Gemeinden. Sittengeschichtliche Bilder. Von Ernst von Dobschütz. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1902.

Duimchen. — Mittel und Wege. Moderne Sittenbilder. Neue Novellen von Theodor Duimchen. Berlin, Johannes Räde. 1902.

Fester. — Die Bayreuther Schwester Friedrich's des Großen. Ein biographischer Versuch von Richard Fester. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902.

Firth. — Cromwell's army. By C. H. Firth. London, Methuen and Co. 1902.

Gensel. — Millet und Rousseau. Von Walther Gensel. Mit 80 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1902.

Göhre. — Die Kirche im 19. Jahrhundert. Von Paul Göhre. Berlin, Verlag „Aufklärung". 1902.

Gor'kij. — Ehemalige Leute. In der Steppe. Freunde. Von Maxim Gor'kij. Deutsch von C. Berger. Leipzig, Richard Wöpke. 1902.

Gosse. — Walt Whitman. Von Edmund Gosse. Berlin, Gosse & Tetzlaff. 1902.

Grautoff. — Die Entwicklung der modernen Buchkunst in Deutschland. Von Otto Grautoff. Leipzig, Hermann Seemann. O. J.

Grotjahn. — Die hygienische Cultur im 19. Jahrhundert. Von Alfred Grotjahn. Berlin, Verlag „Aufklärung". 1902

Grottewitz. — Die Naturgeschichte im 19. Jahrhundert. Von Curt Grottewitz. Berlin, Verlag „Aufklärung". 1902.

Gumplowicz. — Nationalismus und Internationalismus im 19. Jahrhundert. Von Ladislaus Gumplowicz. Berlin, Verlag „Aufklärung". 1902.

Gystrow. — Liebe und Liebesleben im 19. Jahrhundert. Von Ernst Gystrow. Berlin, Verlag „Aufklärung". 1902.

Haek. — Charles Darwin und der Darwinismus. Von David Haek. Berlin, Hugo Schildberger. O. J.

Hagen. — Scherz- und Minneweisen eines Spielmannes. Von Ottfried Hagen. Berlin, Hermann Walther. 1902.

Hausschatz älterer Kunst. — Zweites und drittes Heft. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Heigl. — Das Cölibat. Gedanken und Thatsachen. Von Ferdinand Heigl. Berlin, Hugo Bermühler. 1902.

Heimathklänge aus deutschen Gauen. Ausgewählt von Oskar Dähnhardt. II. Aus Nebenflur und Waldesgrund. Mit Buchschmuck von Robert Engels. Leipzig, B. G. Teubner. 1902.

Herz. — Recht und Unrecht im Boerenkriege. Eine historisch-politische Studie. Von Friedrich Herz. Berlin, John Edelheim. 1902.

Hirschfeld. — Der junge Fellner. Ein junger Mann aus gutem Hause. Von Ludwig Hirschfeld. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1902.

Höfer. — Zwei Väter. Australisch-deutscher Roman von Ottomar Höfer. Dritte Auflage. Berlin, Albert Goldschmidt. 1902

Hoffmann. — Mariä Traum. Ein Gedicht von Immanuel Hoffmann. Berlin, Karl Siegismund. 1902.

Hutter. — Wanderungen und Forschungen im Nord-Hinterland von Kamerun. Von Franz Hutter. Mit 130 Abbildungen und 2 Kartenbeilagen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1902.

Joseph. — Heinrich Schliemann. Grundriss der Geschichte seines Lebens und seiner Ausgrabungen. Von D. Joseph. Zweite Auflage. Berlin, Hugo Schildberger. O. J.

Jzerott. — Dido. Drama in vier Aufzügen, mit einem Vorspiel von Maria Jzerott. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. O. J.

Kirschstein. — Gerhart Hauptmann. Sein Leben und seine Werke, in einer kurzen Uebersicht dargestellt von Max Kirschstein. Berlin, Hugo Schildberger. O. J.

Knortz. — Poetischer Hausschatz der Nordamerikaner. Herausgegeben von Karl Knortz. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. O. J.

Körösy. — Die finanziellen Ergebnisse der Actiengesellschaften während des letzten Vierteljahrhunderts (1874—1898). Von Josef von Körösy. Zweites Heft. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1901.

Krone, Die, und die Reichshauptstadt. Allgemeinpolitische Betrachtungen und Erörterungen der Conflicte zwischen der Krone und der Stadt Berlin. Von einem Berliner. Berlin, Hugo Bermühler. 1902.

Kunst und Handwerk. — Arts and crafts essays. I. Die dekorativen Künste. II. Die Buchkunst. — III. Keramik, Metallarbeiten, Gläser. — IV. Wohnungsausstattung. — V. Gewebe und Stickereien. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1902.

Kunsttheater, Das. Zeitschrift für künstlerische Cultur. Herausgegeben von Mea Reibard und Ferdinand Max Kurth. Erster Jahrgang. Erstes Heft. Berlin, Kunsttheater-Verlag. 19 2.

Lafoscade. — Le théâtre d'Alfred de Musset. Par Léon Lafoscade. Paris, Hachette et Cie. 1902.

Lange. — Das Wesen der künstlerischen Erzählung. Von Konrad Lange. Ravensburg, Otto Maier. 1902.

Langwerth von Simmern. — England in Südafrika und die großen germanischen Weltinteressen. Von Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern. Zweite, mit einem Vor- und einem Nachwort versehene Auflage. Wiesbaden, Lützenkirchen & Bröcking. 1902.

Lenz. — Römischer Glaube und freie Wissenschaft. Von Max Lenz. Berlin, Hermann Walther. 1902.

Lerwal. — Flugtechnische Studien als Beitrag zur modernen Flugtechnik. Von J. W. Lerwal. Mit 24 in den Text gedruckten Abbildungen. Wien, Spielhagen & Schurich. 1902.

Locher. — Republikanische Wandelbilder und Porträts. Von Friedrich Locher. Herausgegeben und verlegt von seiner Tochter Emma Locher. Zürich und Leipzig, in Commission bei Th. Schröter. O. J.

Marré. — Die Sprache der Hausa. Grammatik, Uebungen und Chrestomatgie, sowie hausanisch-deutsches und deutsch-hausanisches Wörterverzeichniß von Ernst E. Marré. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben. O. J.

Marsop. — Der Kern der Wagner-Frage. Museumskunst oder Bühne der Lebenden? Von Paul Marsop. Leipzig, E. F. Steinacker. 1902.

Meyer's Reisebücher. — Riviera, Südfrankreich, Corsica, Algerien und Tunis. Von Dr. med. Th. Gsell Fels. Fünfte Auflage. Mit 24 Karten und 30 Plänen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1902.

Mielke. — Ein Seelenleben. Novelle von Hellmuth Mielke. Berlin, Albert Goldschmidt 1902.

Mirbeau. — Sebastian Roch. Sittenroman von Octave Mirbeau. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen von Franz Hosen. Drittes Tausend. Wien, Wiener Verlag. 1902.

Moos. — Moderne Musikästhetik in Deutschland. Von Paul Moos. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1902.

Museum, das. — Eine Anleitung zum Genuss der Werke bildender Kunst. Von Wilhelm Spemann. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. Bis zur sechsten Lieferung des siebenten Jahrgangs.

Olberg. — Das Weib und der Intellectualismus. Von Oda Olberg. Berlin und Bern, John Edelheim. 1902.

Oswald. — Sprechendes Leuchten: für denkende Menschen ein Büchlein Gedanken. Von Hugo Oswald. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1902.

Petersen. — Das Deutschthum in Elsaß-Lothringen. Von Julius Petersen. München, J. F. Lehmann. 1902.

Rantzau. — Feuer. Erzählung von A. Rantzau. Berlin, Albert Goldschmidt. 1 02.

Rehmke. — Die Seele des Menschen. Von Johannes Rehmke. Leipzig, B. G. Teubner. 1902.

Reiset. — Mes souvenirs. Par Comte de Reiset. Préface par Robinet de Cléry. Avec une héliogravure. Paris, Librairie Plon. 1902.

Rosenhagen. — Würdigungen. Von Hans Rosenhagen. Berlin, Hermann Nabel. 1902.

Scheffer. — Die preussische Publizistik im Jahre 1809 unter dem Einfluss des italienischen Krieges. Ein Beitrag zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland. Von Theodor Scheffer. Leipzig, B. G. Teubner. 1902.

Scheibert. — Mit Schwert und Feder. Erinnerungen aus meinem Leben. Von J. Scheibert. Mit 4 Skizzen in Steindruck und 6 Textskizzen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1902.

Schoof. — Die deutsche Dichtung in Hessen. Studien zu einer Literaturgeschichte von Wilhelm Schoof. Marburg, N. G. Elwert. 1901

Schroeder. — Vom papiernen Stil. Von Otto Schroeder. Fünfte durchgesehene Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1902.

Schurtz. — Altersklassen und Männerbünde. Eine Darstellung der Grundformen der Gesellschaft. Von Heinrich Schurtz. Mit einer Verbreitungskarte. Berlin, Georg Reimer. 1902.

Servières. — Cités d'Allemagne. Par Georges Servières. Paris, Bibliothèque Charpentier. 1902.

Sommerlad. — Streik. Ein Zeitstück in fünf Aufzügen. Von Fritz Sommerlad. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

Staffelini. — Unsere jungen Mädchen. Studien nach dem Leben von W. K. Staffelini. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld. 1901.

Steinmann. — Rom in der Renaissance von Nicolaus V. bis auf Leo X. Von Ernst Steinmann. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, E. A. Seemann. 1902.

*****.** — Vom Katholicismus zum Protestantismus. Briefe eines Katholiken an einen katholischen Geistlichen. Von ***. Berlin, Hermann Walther. 1902.

Sudermann. — Es lebe das Leben. Drama in fünf Acten von Hermann Sudermann. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1902.

Szczepánski. — Der Narr des Glücks. Roman von Paul von Szczepánski. Zwei Bände. Leipzig, Georg Wigand. O. J.

Thomas. — Le poète Edward Young (1683—1765). Étude sur sa vie et ses œuvres. Par W. Thomas. Paris, Hachette et Cie. 1901.

Toussaint-Langenscheidt. — Einführung in den Selbstunterricht der russischen Sprache. Erster Brief. (Selbstunterricht-Original-Methode Toussaint-Langenscheidt.) Berlin, Langenscheidt.

Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Drittes Heft. Von Jany. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1901.

Ursini-Scuderi. — Musicometro. (Legge metrica e psicologica della Musica.) Di S. Ursini-Scuderi. Settima edizione. Rom, Modes & Mendel.

Veritas. — Kaiser Wilhelm II. Die Kunst und das Kunstverständnis der Massen. Ein offenes Wort an Alle, die es mit der Kunst ernst meinen. Von Veritas. Stuttgart, Hugo Koch. 1902.

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Sociologie. Herausgegeben von Paul Barth. Neue Folge erster Jahrgang, erstes Heft. Leipzig, O. R. Reisland. 1902.

Vriesländer. — Variété. Von John Jack Vriesländer. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Walcker. — Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus. Von Karl Walcker. Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Rossberg & Berger. 1902.

Waliszewski. — La dernière des Romanov. Elisabeth Ire impératrice de Russie. Par K. Waliszewski. Paris, Librairie Plon 1902.

Wichern. — Gesammelte Schriften Johann Heinrich Wichern's. Dritter Band. Hamburg, Agentur des „Rauhen Hauses". 1902.

Wiegand. — Friedrich der Große. Von Wilhelm Wiegand. Mit 2 Kunstbeilagen, 3 Facsimiles und 138 Abbildungen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1902.

Zadek. — Die Medicin im 19. Jahrhundert. Von Igna Zadek. Berlin, Verlag „Aufklärung". 1902.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Der Andere.

Novelle in Briefen.

Von

Eva Ber.

[Nachdruck untersagt.]

„Kennst Du das Land?"

Bern, 20. Mai.

Liebes Fräulein Sonja!

Ich habe die versprochene bunte Karte, die mir bei meiner Ankunft in Bern „Grüß Gott!" sagen sollte, nicht bekommen! Seit vier Tagen lasse ich mich von jeder Post geduldig enttäuschen, immer in der Hoffnung, die nächste bringe Ihren Gruß. Aber nun geht es nicht länger! Ich vertroddle vollständig bei diesem Warten. Wie mich heute früh auf dem Amte mein Chef fragt, ob etwas Besonderes unter der Correspondenz vorläge, antwortete ich: „Nein, es ist keine bunte Karte dabei!"

Liebe Freundin, bedenken Sie die schrecklichen Consequenzen, wenn Sie mich weiter so vernachlässigen! Mein Ruf als Diplomat, der klug zu schweigen weiß, steht auf dem Spiel. Ja, ich gefährde das Ansehen unseres Deutschen Reiches in den Augen aller ernsthaften Berner durch meine Zerfahrenheit, die ich ganz offenkundig zur Schau trage. Geistesabwesend bleibe ich vor den absurdesten Schauläden in der Stadt stehen, und wenn mich ein vorübergehender Bekannter trifft und anspricht, schrecke ich wie aus Träumen. Ach, ich bin ja in Wirklichkeit gar nicht in den winkligen Gassen und unter den dumpfen Lauben dieses tristen Schweizerstädtchens! Ich bin noch bei Ihnen im sonnigen Duft von Florenz! Wir wandern zusammen durch breite, glatt gepflasterte Straßen, wo vornehme Palazzi stehen und in immergrünen Gärten Camellien blühen. Lärmende Menschen hasten an uns vorüber, und wir lassen uns treiben in dem Strom von Singsang und Musik. Wie das reizend war, so au petit bonheur Ihrer Launen allmählich die wundersame Stadt kennen zu lernen! Wir hasteten nicht nach Sehenswürdigkeiten, die heitere Renaissancepracht um uns her nahmen wir hin als Staffage für unsere eigenen kleinen Erlebnisse. Im Bargello mit dem düsteren cortile und der steilen Treppe

hätten wir ein Fest geben mögen — üppig und glänzend, das Haus von Hunderten von Fackeln erleuchtet. Zu Michel Angelo's David auf der Collihöhe führten Sie mich. Er ist so jung, so voll selbstbewußter Kraft! „Ich mag ihn," sagten Sie, und ich fühlte mich so greisenhaft alt und hinfällig dagegen mit meinen vierunddreißig Jahren und der angeknarten Lunge! Ich raffte alle meine Energie zusammen und führte Sie von dem kecken Buben fort in die Einsamkeit der Uffizien, zu meinem Lieblingsbild, dem Selbstporträt jenes gewaltigen Meisters, auf dem die lebens- und schaffensmüden Augen mich so ergreifen . . . Eines Tages fühlten Sie die Verpflichtung, mir die Umgebung von Florenz zu zeigen. Da fuhren wir hinauf nach dem zauberischen Fiesole. War das ein Tag voll Sonne, voll grüner Hügel mit reinen, weichen Contouren, dunklen Cypressen-Silhouetten, grauen Olivenhängen und kleinen, weißen und rosa Villen, die von der Ferne wie angeklebte Schwalbennester aussahen, und darüber diese wolkenlose Bläue von Italiens classischem Himmel. Nun zog's mich wieder und wieder dorthin. Doch Sie sagten, man dürfe nicht zweimal dieselbe Begeisterung suchen. Aber war denn nicht alles Fest und Freude und Ereigniß? Und doch haben erst Sie mich das lehren müssen, Sie liebes, fremdes Mädchen! Ich Thor, ich wollte ja aus meiner Reconvalescenten-Müdigkeit, die mir so lieb geworden war, gar nicht aufgerüttelt werden. Ich wollte keine Sensationen, ach, vor Allem keine, die von Frauen kamen. Ich war nach Florenz gekommen, um zu träumen . . . Und als wir uns an der Table d'hôte — über die verstaubte Decorationspflanze hinüber — mit dem Erkennungsblick gesellschaftlicher Zugehörigkeit begrüßten, empfand ich fast Ungeduld, daß mir nicht ein uninteressanteres vis-à-vis beschieden war. Ich hätte mir ein behaglich spießbürgerliches Gegenüber gewünscht, irgend ein gleichgültiges Gesicht, das meine Neugier nicht aufgestachelt hätte. Es geschah wahrhaftig nicht auf meine Veranlassung hin, daß ich am nächsten Abend neben Ihnen saß. Ihre ernsten Augen — Ihr Lächeln — Ihr „Danke", wenn man Ihnen etwas reichte, irritirte mich. Ich mußte hinschauen, ich mußte auf die Melodien in Ihrer Stimme horchen, und mit meiner schönen, gedankenlosen Ruhe war's vorüber. Dabei saßen wir auf einander gepreßt wie die Heringe. Der Aermel Ihrer Blouse streifte mich, wenn Sie sich seitwärts bogen, um dem ungeschickt servirenden Kellner Raum zu geben — und jedesmal strömte mir der unvergeßliche Duft Ihrer Haare entgegen. Aber nicht ein einziges kleines Wort richteten Sie an mich! Sie hätten mich um den englischen Senf bitten können, der vor mir stand, oder um Brot. Doch nein! So war's uns nicht bestimmt, uns kennen zu lernen. Wissen Sie noch den Fioristа an der Ecke Tornabuoni? Diesen fröhlichsten, buntesten aller Blumenläden? Diese verschwenderische Fülle von Rosen, großen, voll erblühten Rosen in allen Farben und Gluthen? Dazwischen Flieder büsche, steife Lilien und Veilchen, ausgefranzte Tulpen und perverse Orchideen, die man in Watte packen muß. Ganz rathlos stand ich vor dem Zuviel — dieser Qual der Wahl — als Sie, mit einem großen Rosenpaket im Arm, aus dem Hintergrunde des Ladens auftauchten. So blaß erschien Ihr Gesicht gegen das dunkle, leuchtende Roth Ihrer Blumen. Ich fragte

den Kerl, ob ich auch solche Rosen haben könnte wie — wie — und schaute Ihnen nach. Da drehten Sie sich unter der Thüre um: „O, das sind ja die letzten dieser Art, die waren für mich zurückgelegt, aber es sind mir eigentlich zu viele — ich gebe gerne davon ab, ja —?“ Da theilten wir die Rosen. Herrgott, war das eine Treibhaushitze in dem Laden! Aber Sie hantirten mit Bast und Schere, wie wenn Sie sich ganz zu Hause fühlten und in italienischer Unbekümmertheit ließen Sie uns unseren Privatblumenhandel abmachen. Ich hätte fast das Zahlen vergessen, war schon draußen mit Ihnen, mußte wieder zurück, damit es an Ihrer Rechnung abgezogen werde. Dann wieder Ihnen nach, Ihnen nochmals danken, mich vorstellen, meinen Namen murmeln, wobei ich mir immer so unsagbar albern vorkomme. Ich begreife nicht, wie ich bei all' dem eine „hochmüthige“ Miene bewahrt haben soll. Das dichteten Sie mir nur später an, weil Ihnen meine Verwirrung leid that. Aber das war ja ganz egal! Nun waren wir durch Rosen bekannt geworden. Rosenfreunde! Ich hielt die meinen fest in der Hand und lachte innerlich über ihren verfehlten Zweck. Meine Chefeuse kam um ihren Blumengruß, weil ich mir wegen des schlanken Mädchens an meiner Seite nicht die Zeit genommen hatte, ihn in eine Pappschachtel zu packen und zu adressiren. Erzählte ich Ihnen das? Sie waren so schweigsam. Nur daß ich krank gewesen, interessirte Sie. Sie sagten, ich müßte mich schonen. Ich war damals auch wirklich noch schonungsbedürftig. Der Gassenlärm verwirrte mich und machte mich müde. Ich war froh, als wir an unserem Hôtel am Lung' Arno angelangt waren, denn ich sehnte mich auf einmal nach meiner stillen Stube. Sie gaben mir die Hand und sagten: „A rivederla!“ Vom Portier, den ich fragte, wer Sie seien, erhielt ich das nichtssagendste Personale: „Ah, le signore 115? Mutter und Tochter.“ Dann Ihr russischer Wischi-Waschi-Name, den ich nicht verstand, und daß Sie in Florenz wohnten und nur während eines Umzugs ins Hôtel gekommen seien. Ich kam mir indiscret vor, daß ich gefragt hatte, dabei wußte ich nicht viel mehr als zuvor. Daß Sie mit der Mutter lebten, daß diese augenblicklich leidend sei und das Zimmer hüte, hatten ja Sie mir gesagt. Nur der Umzug — dieser Gedanke machte mich nervös! Ein Umzug konnte morgen vorüber sein. Aber Gott sei's gedankt, die Spediteure und Tapezierer trödelten Wochen lang mit Ihren sieben Sachen herum, und ich durfte Abend für Abend neben Ihnen sitzen und am Tage neben Ihnen durch die dolce far niente-Stadt bummeln! Ob's nun da oder dort war, ob wir durch übervolle Straßen gingen oder in den Cascinen auf unserer Sonnenbank saßen — immer und überall diese fast unwirkliche Selbstverständlichkeit unseres Beisammenseins. Wir beide, die kaum die Namen von einander wußten, wir lachten uns vertraulich an und sagten uns dumme und ernsthafte Dinge und verschwiegen die unwesentlichen Aeußerlichkeiten unseres Lebens in stillem Einverständniß, nur den Augenblick zu genießen. Daß so etwas noch auf der Welt existirt — eine Wahlverwandtschaft, die man findet, ohne erst mühselig nach allen Vettern und Vetterchen suchen zu müssen. Der Charme einer Frau, dem man sich hingibt wie der Sonne, dem Licht, dem Duft von Blumen . . . die Erinnerung daran benebelt

noch heute meine Sinne wie ein schwerer Toscanerwein. Die Art, wie Sie mir entgegen kamen, mit weichen Bewegungen und leise knisternden Röcken, Ihr Lachen, Ihre Stimme, das Selbstbewußte und das kindlich Schüchterne an Ihnen, das sind die rhythmischen Melodien, die in meinem Gedächtniß haften blieben und nun immer wieder kehren . . . Ich horche zurück und werde ein schlimmerer Träumer denn zuvor. Aber das darf ja nicht sein! Ich habe mich durch Sie, liebste Freundin, in das Leben verliebt — jetzt hänge ich daran wie an dem köstlichsten Gut.

Ich will wieder der feste, nervengesunde Mensch werden, der ich vor meiner Krankheit gewesen bin. Wenn sich meine Muskeln auch noch nicht so eisern stramm anfühlen wie früher, wenn ich auch zeitweise Rückfälle in die alte Apathie habe, die große körperliche und seelische Schlaffheit ist doch überwunden. Nun müssen Sie das angefangene Werk auch vollenden! Warten, Sehnsucht haben ist mir schädlich. Es macht heiß und wärmt doch nicht, und in diesem grauen Nebelland, wo selbst der Spätfrühling noch mit Schnee und Regen kämpft, erkältet man sich so leicht! Schicken Sie mir ein bißchen Sonne und Rosenduft! Ich werde Ihre schlanken Fingerchen dafür küssen und Ihnen für immer dankbar und ergeben sein!

Ihr Heinz von Spohr.

Bern, 23. Mai.

Liebes Fräulein Sonja!

Ihre Karten haben sich mit meinem Briefe gekreuzt. Tausend Dank! Ich freue mich wie ein Kind über das liebe Florenzer Bilderbuch. Ich studire wie ein Graphologe Ihre Handschrift und suche aus Haar- und Grundstrichen zu errathen, was die liebenswürdigen, aber kärglichen Worte verschweigen. Auf fünf Karten steht nur: „Grüße, grüße, grüße!“ Auf der sechsten, wo der Eingang in die Cascinen abgebildet ist, schreiben Sie, daß Sie nicht mehr ‚da‘ waren, nicht mehr auf unserer Bank saßen, seit ich fort bin. Die neue Wohnung nimmt Sie ganz in Anspruch. Die Mutter ist wieder gesund, nun richten Sie ein. Sie räumen in den Stuben, wo wir einmal zwischen unausgepackten Kisten und kunterbunt herum stehenden Möbeln die Chance berechneten, in welcher Zeit die Tapezierer mit ihrer Arbeit fertig sein könnten. Daß ich's Ihnen nur gestehe — ich freute mich im Geheimen über den Maler im schmuddeligen Leinwandkittel, der, ein Ritornell vor sich hinpfeifend, ganz gemächlich am Plafond herum pinselte . . . Ist das Eckzimmer wirklich Ihr Wohnzimmer geworden? Wo stehen die Korbstühle, deren Bequemlichkeit ich trotz der unkleidsamen sackleinenen Hülle errieth? Sie wissen nicht, wie ich mich für das Milieu, das Sie sich schaffen, interessire — für die ästhetische Behaglichkeit Ihres Unterschlupfes, wie Sie sagen. Ich finde das matte Roth der Wände einen künstlerisch ersonnenen Hintergrund für die durchsichtige Bläße Ihres Gesichts, dem die hellen, schwer bewimperten Augen und die dunklen Haare einen so seltsamen Reiz verleihen. Ich sehe Sie über weiche Teppiche gleiten — biegsam, schlank, kerzengerade — und in tiefen Stühlen

mit im Schoß gefalteten Händen sitzen. Sie können so regungslos ruhig sitzen, fast athemstill, im Bewußtsein der Harmonie Ihrer Linien. Und doch geht etwas Beunruhigendes, Niederzwingendes von Ihnen aus. Man möchte vor Ihnen knien, fremde Frau, und fürchtet sich vor der erstaunten Abwehr Ihrer weißen Hände . . .

Sonja Ganischin! Der melodiöse Name paßt so gut zu Ihnen. Ich kann mir nicht mehr vorstellen, daß Sie anders heißen könnten und daß mir dieser Name einmal nebensächlich erschien. Wissen Sie noch, wie Sie ihn in den Sand geschrieben haben, weil ich mit dem Buchstabiren nicht zurecht kommen wollte? Nachher verwischten Sie die Schrift mit der Fußspitze. Es war in dem Viale Regina, bei „unserer" Bank. An dem Tage sagten Sie mir auch, daß Sie dreißig Jahre alt seien. Schrecklich, schrecklich alt! Ich versuchte, zu trösten. Aber ich fand es wirklich nicht sehr jung. Nun — es paßt auch das zu Ihnen, es steht Ihnen gut, wie Ihr schwarzes Kleid, wie der große, elegante Hut, der Ihr Gesicht beschattet. Aber das sagte ich Ihnen damals nicht. Eine fast krankhafte Scheu vor Sentimentalitäten hielt mich zurück, zart und zärtlich mit Ihnen zu sein. Sie müssen wissen, ich schäme mich meiner weicheren Regungen. Ich schäme mich sogar bisweilen, zu lieben! Ich liebe nur, wenn ich schlechte Nerven habe oder Langeweile. Dann mache ich auch Verse. Aber wenn mir's gut geht, dann lasse ich mich lieb haben und behalte meine Liebe für mich. Ein richtiger häßlicher Egoist! Das hat mir auch diese reservirte kühle Miene gegeben, die mich so viel älter erscheinen läßt als ich bin. Manchmal freilich kokettire ich damit und sage: „Les années de la galanterie comptent double et ceux de la passion quatre . . ." Aber in Wahrheit bin ich ohne alle Romantik, so alt wie ich mich fühle, und ich fühle mich mindestens vierzigjährig. Ich bin also fünfzehn Jahre älter als Sie, denn eine Frau ist nur so alt wie sie aussieht. Wie viel heitere und melancholische Betrachtungen wir uns da entgehen ließen! Ueberhaupt — es ist so Vieles noch unausgesprochen zwischen uns, was vielleicht werth wäre, gesagt zu werden. Ich bin nicht mehr so ganz überzeugt, daß wir recht thaten, unser Seelenincognito so ängstlich zu wahren. Ich grüble über Sie nach, ich dichte immer wieder Neues in Sie hinein, und Ihr Bild verliert dabei an Klarheit. Geben Sie mir Persönlicheres als den Postkarten-Lapidarstil — das sind nicht Sie, das ist nicht Ihr Papier, Ihre Tinte, Ihr Duft! Das ist der Gemeinplatz moderner Höflichkeit, dem nur der Stempel Ihrer Handschrift und die Bilder der süßen Stadt Reiz verleihen. Ich will Anderes — denn ich habe Sehnsucht nach Ihnen.

Immer Ihr ergebener
Heinz von Spohr.

Florenz, 25. Mai.

Lieber Herr von Spohr!

Ich sage schon den ganzen Tag „Grüß Gott!" zu Ihnen. Beim Aufstehen war mein erster Gedanke: heute schreibe ich! Aber dann mußte ich Sie auf den Mittag vertrösten und vom Mittag auf den Abend, und nun ist es fast

Nacht geworden. Was ich so „Nacht" heiße, aber hier noch als sera gilt — 1/212 Uhr.

Unter meinem Parterrefenster, das der Hitze wegen offen ist, gehen immerzu Menschen vorüber und Bruchstücke ihrer lebhaften Conversation dringen bis zu mir herein. Droschken heddern über das Pflaster und in der Ferne ruft ein Zeitungsverkäufer das Abendblatt des Fieramosca aus. Ich mag dieses Ausfluthen, Ausklingen der Sommernacht. Es steigert mein Gefühl des Alleinseins und der Ruhe. Während all' der Scherereien, die der Umzug mit sich brachte, habe ich mich immer auf den Augenblick gefreut, wo ich endlich die Thüre hinter mir schließe und wieder „bei mir" sein werde. Entre mes meubles, entre mes souvenirs. Es läuft doch schließlich Alles auf meine Unterschlupftheorie hinaus. So oder so — wir ersehnen uns Alle ein zu Hause, vier Wände, in die wir uns flüchten können, wenn wir welt- und menschenmüde sind. Und früher oder später wird das Jeder einmal.

Aber nicht davon wollte ich Ihnen erzählen, nicht mit unerbittlich geschlossenen Thüren Ihnen die Parterrewohnung an der Ecke Ferruchio schildern. Sie sind ja der Freund, dem auf sein Klingeln geöffnet wird, Sie sind ja willkommen!

Grüß Sie Gott! Da — setzen Sie sich! Sie dürfen es ruhig, ich habe keine spinnebeinigen Boudoir-Sesselchen, die man fürchten muß zu zerknicken, wenn man darauf sitzt. Mich lassen Sie in meiner Divanecke, die ich wahllos mit buntseidenen Kissen ausgepolstert habe.

Da blendet mich auch die Lampe nicht, und ich habe den kleinen Tisch, wo meine Cigarretten stehen, gleich bei der Hand. Wenn Sie endlich sitzen und ich mir nicht mehr den Hals zu verrenken brauche, um an Ihrer absurden Länge hinauf zu schauen, dann wollen wir vernünftig mit einander reden.

Also mein lieber Freund, sagen Sie vor Allem nicht mehr Fräulein, nicht Mademoiselle, nicht Signorina zu mir! In Rußland würden Sie mich einfach Sonja Feodorowna, meinen Namen mit dem Vatersnamen, nennen, und ob Sie mich für ein Mädchen oder eine verheirathete Frau hielten, käme gar nicht zum Ausdruck. Oder Sie wären mir in Gesellschaft, im Theater in aller Form vorgestellt worden und wüßten meine Herkunft, meine Sippe von irgend einem Dritten, und ich hätte nie die Gelegenheit gehabt, die Komödie eines Incognitos zu inscenirer. So habe ich Sie fünf Wochen lang bei dem Glauben gelassen, daß ich „Fräulein" sei. Das ließ sich ganz natürlich durchführen, weil ich ja meinen Mädchennamen wieder angenommen habe und mich im Hôtel Niemand näher kannte, der Sie hätte berichtigen können. Als ich es thun wollte, gerade an dem Tage, an dem ich auch mein Alter beichtete — da fügte es ein böser Zufall, daß Sie über geschiedene Frauen ein abfälliges Urtheil äußerten. Ich schwieg. Dio mio! Ja, es war feig ... Aber vielleicht glaubte ich auch, wir würden eines Tages aus einander gehen wie Menschen, die mehr aus Höflichkeit als aus Ueberzeugung „Auf Wiedersehen!" sagen. Nun ist es so ganz anders gekommen. Wir schufen uns eine Vertraulichkeit, die sich eben nicht in einer beliebigen Stunde einfach abbrechen ließ. Das kam Ihnen auch in Ihrem langweiligen Schweizerstädtchen sehr

bald zum deutlichen Bewußtsein. Und mir —? Ich will Ihnen ein Geheimniß sagen: J'aime qu'on m'aime! Ich mag, daß Sie mich gern haben, und daß Sie's mir sagen. Sie werden mich nicht mißverstehen, nicht unausstehlich über mich lächeln. Sie werden mir sogar glauben, daß ich Ihre Briefe zuerst fast unpersönlich kritisch gelesen habe, so etwa wie eine anmuthige Reminiscenz an unsere Freundschaftsidylle. Sie waren mir Abschluß, nicht erstes Capitel einer Briefnovelle. Hätte ich schon meine Zimmer gehabt und den Schreibtisch mit der verschließbaren Schublade — wer weiß, ob ich die Briefe überhaupt ein zweites Mal gelesen hätte —? So trug ich sie zwischen Hemd und Blouse, denn Rocktaschen besitzen wir modernen Frauen nicht mehr — und am Abend, wenn ich müde von dem Ordnen in der Wohnung ins Hôtel zurückkehrte, las ich sie wieder. Das war verhängnißvoll. Ich ertappte mich auf dem Wunsch, Ihnen zu antworten, und schrieb Ihnen in Gedanken wunderschöne Briefe. Von lauter blauen Dingen erzählte ich Ihnen, die wie Nebel zerfließen, verrauschen wie ein Ton. Richtige Märchen-Prinzessinnenbriefe waren's, wie man sie nie in Wirklichkeit schreibt. Oder nur in ganz besonderer Stimmung und ohne umständliche Vorbereitungen der Seele. Aber heute mußte ich mich von so Vielem frei machen, ehe ich zu Ihnen kam, und es will mir fast merkwürdig erscheinen, daß ich überhaupt etwas von mir zu erzählen habe. Sie wissen nicht, wie einsam es um mich her war, ehe ich Sie kennen lernte. Wie rührend ereignißlos diese letzten Jahre gewesen sind. Da draußen in dem Viale Eugenio, in unserer alten Wohnung, kam nie Jemand zu uns. Die Mutter und ich, wir lebten ganz zurückgezogen. Man merkte uns die Forestieri an und begriff, daß wir keine Bekanntschaften suchten. Florenz war mir noch neu und wunderbar — noch nicht Staffage für eigene Erlebnisse. Nun begegne ich auf Schritt und Tritt Erinnerungen und weiß nicht, ob ich mich darüber freuen, ob ich's bedauern soll? Zu Hause schauen mich die altvertrauten Gegenstände spöttisch und vorwurfsvoll an.

„O Vanité!" rufen sie mir zu. O Sonja, so entweihst Du Deinen Unterschlupf und empfängst gleich am ersten Abend eine Herrenvisite? — Lieber Freund, ich weiß, Sie erwarten sich einen ganz anderen Brief von mir. Mehr Phantasie, weniger Facten, mehr Sonne, weniger Intérieur. Aber Sie müssen bedenken, daß wir nicht mehr weltvergessen durch die dolce far niente-Stadt bummeln und daß Sie nicht mehr der reconvalescente Träumer sind, der mit halben Worten und vagen Gesten zufrieden war. Sie sitzen bei mir in meiner Stube, deren italienische Eigenthümlichkeiten das Gepräge meiner nordischen Art nicht verwischen. Kühl und ernst ist's hier, und die fremde Frau verliert in dieser Umgebung alles Phantastische. Wenn Sie nun merken, daß ich eigentlich nur eine ganz gewöhnliche Schnecke bin, die wohl ab und zu mal ihre Fühlhörner heraus streckt, sonst aber still in ihrem Häuschen hockt — dann erwarten Sie sich wohl nicht mehr so große Dinge von mir. Anreiz, Lebenslust, wie kann das Jemand geben, dem's wie ein Wundern über den Leib rieselt, wenn er's selbst wieder einmal empfindet?

Dennoch: j'aime qu'on m'aime — und ich danke Ihnen, daß Sie es mir gesagt haben. Ihre Sonja Ganischin.

Bern, 29. Mai.

Liebe fremde Frau!

Ja, das bleiben Sie trotz aller Demaskirung für mich. Oder eigentlich erst recht, denn Sie haben mir nur neue Räthsel aufgegeben. Aber seien Sie, wie Sie sind — wie Sie jeweilige Laune, Stimmung, Umgebung gestaltet, man kann wirklich fast immer sagen: und siehe, es war gut! Corrigiren wollen wäre philiströs . . . Doch Sie müssen mir verzeihen, wenn ich Sie mir als „Genießerin" so viel tausendmal besser vorstellen kann als im Schneckenhaus in Resignation vergraben. Ich möchte wissen, ob das j'aime qu'on m'aime nicht doch stärker ist oder ob wirklich die Weltflucht diesen liebenswürdigsten, weiblichen Wesenszug überwiegt? Ach Sonja, Sie sind ja so jung! Sie können noch für Freunde glühen, Sehnsucht empfinden! . . . Sie sind ja noch gar nicht einsamkeitsbedürftig! Glauben Sie doch nicht, daß es in Ihnen und um Sie her schon still geworden sei! Kennen Sie denn die Verse von Nietzsche nicht:

O Lebensmittag, zweite Jugendzeit! O Sommergarten!
Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten . . .
Der Freunde harr' ich, Tag und Nacht bereit,
Der neuen Freunde — kommt, 's ist Zeit, 's ist Zeit!

Das verkörpern Sie mir. So sehe ich Sie — seit damals, seit wir zwischen blühenden Camellien und Rhododendren durch den Garten jener Villa in Fiesole gingen. Ab und zu blieben Sie stehen, um mit halb geschlossenen Augen und vibrirenden Nasenflügeln den Duft einzuathmen. „Es ist Alles so unwahrscheinlich schön," sagten Sie — „so wie ein Glück, das man nicht fassen kann und doch an sich reißen möchte, um es ganz sein eigen zu machen!" Ja, Sie sind beneidenswerth jung, Sonja! Beneidenswerth, weil Sie so impulsiv sind, so gewaltthätig im Genießen und im Entsagen. Aber all' das, was an Ihnen zum Reiz wird, was so weiblich weich und rührend an Ihnen ist, wirkt viel intensiver, berauschender möchte ich sagen, im Contact mit Ihrer Persönlichkeit. Das läßt sich nicht wieder geben — das läßt sich nicht dichten . . . Insofern behalten Sie also Recht, daß mich Ihr Brief etwas enttäuschte. Ich höre wohl Ihre Stimme, ich fühle die Pausen, das Zögern vor dem nächsten Wort, ich errathe Ihr feines Lächeln, mit dem Sie geben und wieder nehmen, sich bekennen und sich wieder verschleiern — aber ich vermisse schmerzlich das, was mir vorenthalten bleibt, weil ich nicht in Wirklichkeit an dem Abend bei Ihnen sein konnte. Und doch ist es vielleicht besser so . . . Wer weiß, wie ich mich bei dem Bekenntniß Ihres Einmal-verheirathet-gewesen-seins benommen hätte? Wir lassen uns so ungern unsere Entdeckerfreude rauben. Da glaubte ich Schwärmer ein Meisterwerk von weltfremder Lieblichkeit gefunden zu haben, das ich ängstlich vor allen profanen Blicken hätte behüten mögen, um ganz

allein im Geheimen zu ihm zu beten . . . und nun ist schon ein Anderer vor mir zu dem wunderthätigen Bild gewallfahrtet — hat alle Gnaden von ihm erfahren! — Madame! Ich hätte mich vielleicht zu einem gotteslästerlichen Fluch hinreißen lassen, und Sie hätten mir entrüstet die Thüre gewiesen! . . . So habe ich auf einsamen Waldwegen die Melancholien spazieren geführt, die ich dem Passus in Ihrem Brief verdankte. Aber selbst die schwärzesten Gedanken vermochten nicht, Sie von dem Piedestal zu stürzen, auf dem Sie für mich stehen.

Doch ich will Sie nicht mit meinen Reflexionen langweilen, sondern artig sein und Ihnen von hier erzählen. Es ist nun auch bei uns allmählich wärmer geworden, und die Bernerwibli haben helle Sommerkleider an und geschmacklos heraus geputzte Strohhüte auf. In allen Verschönerungsanlagen, auf allen Bänken werden Kinder gesonnt, im Wagen gefahren oder sie krabbeln auf dem Boden und machen aus Staub Sandkuchen. Mir will dieser Sonnenschein, von dem sie hier so viel Wesens machen, fast lächerlich erscheinen. Ich denke an unsere Bank in den Cascinen, an jene stille, brütende Hitze, die auf Bäume, Büsche und Wege niederglühte — und mich fröstelt . . . Aber das hilft zu nichts. Ich kann nicht fort von hier. Selbst über die Pfingstfeiertage nicht. Mein Chef reist nach Paris, wohin er als galanter Mann ohne seine sehr nette Frau geht. So muß ich da bleiben (nicht wegen der Frau, wegen des Amtes). Uebrigens wird mir über die kleine, blonde, capriciöse Gräfin sicherlich eine Art Oberaufsicht abgebettelt. Ich werde dem Gatten versprechen müssen, sie von allertollsten Extravaganzen abzuhalten und sie zu beschwichtigen, wenn sie Weinkrämpfe wegen einer verpfuschten Robe bekommen sollte. Er bildet sich nämlich ein, seine Frau habe Respect vor meinen hochmüthigen Augen. Aber das hat sie ihm nur weisgemacht, in Wahrheit läßt dieses ungezogene, herzige Kindweibli sich von Niemandem einschüchtern. Ich habe sie trotzdem sehr gern. Manchmal sitze ich des Abends bei ihr und leiste ihr Gesellschaft, während ihr Mann Skat spielt. Jetzt, wo die Wintersaison vorüber ist, fühlt sie sich gesellschaftsmüde und sieht nur noch einen kleinen Freundeskreis bei sich. Von Florenz mußte ich ihr erzählen. Sie ist als junges Mädchen eine Zeit lang dort gewesen. Aber in ihrem Kopf verwechselt sie die vielen Städte, die sie gesehen, und ich hatte alle Mühe, sie davon abzubringen, daß die Fontana Trevi in Florenz sei. Der Gedanke erschien ihr eben reizend, daß ich in den verhexten Brunnen meinen Soldo geworfen habe und nun an ewiger Sehnsucht leide . . . Ach, das immer wieder kehrende fatale Wort! Ich möchte es verlieren, verlegen und nie wieder finden. Dann würde ich auch diesen Brief nicht geschrieben haben und müßte ihn nicht adressiren — nicht das „Signora" vor Ihren Namen setzen, das mir wie ein Mißton in den Ohren klingt! . . .

Da — ich quäle mich und sehe Sie darüber lächeln! Addio, ich küsse Ihre Hände, schönste Frau, und verbleibe

Ihr ergebenster
Heinz von Spohr.

Florenz, 2. Juni.

Lieber Herr von Spohr!

Nein! Ich glaube nicht, daß ich Ihnen die Thüre gewiesen hätte, wenn Sie auch noch so lästerliche Anwandlungen gefühlt hätten. Ich weiß, das Correctsein steckt Ihnen zu tief im Blut, Sie sind zu sehr Aristokrat, um einer Majestätsbeleidigung fähig zu sein. Sie werden immer wieder in die Kniee sinken vor der Königinnenstatuette, die ihre Phantasie aus mir gemacht. Aber auf Piedestalen stehen, wenn sie noch so vergoldet sind, bedeutet immer Langeweile. Mich verlangt nach Abwechslung. Ich möchte einen kleinen Aerger erfinden, über den ich Poeten-Thränen-Tröpfchen weine, um auch wie das Kindweibli von Ihnen ausgescholten zu werden. Obwohl es gerade Ihre Weichheit war, das träumerisch Gutmüthige an Ihnen, was mich zuerst anzog. Ich suchte, wem Sie ähnlich seien, und fand es lange nicht. Bis es mir endlich einfiel und mich lächeln machte. Es gibt englische Jagdhunde, die so aussehen wie Sie. Nervige Rassethiere, mit Augen, die abweisend und doch nachsichtig andere Lebewesen betrachten. Hunde, die man zur Wuth aufreizen möchte, nur um sie aus ihrer apathischen Ruhe zu bringen und um ihre weißen, spitzigen Zähne blitzen zu sehen! Aber vielleicht gelingt das bloß herzigen Kindweiblis, die sicherlich besser zu kokettiren verstehen als ich . . . Ach, lieber Freund — das sind Genießerinnen, nicht ich!

Mir ist oft, als ob Alles in mir eingeschlummert wäre, als ob das Leben mir nur noch Wiegenlieder spielen würde, weil es auf seiner Leier keine neuen Melodien mehr für mich findet. Ich wünsche mir auch keine. Was der Tag bringt, das nehme ich hin und freue mich an tausend Dingen, an denen ich früher achtlos vorüber ging. Wenn man nicht mehr Acteur in dieser Lebenskomödie ist, wird man eben Zuschauer. Eine goldene Faulheit kommt da über uns, und Sie wissen, wie gut man sich der in Florenz hingeben kann . . .

Träumerisch und unbekümmert schlendere ich durch die heißen, dumpfigen Straßen und kaufe Rosen, so herrlich große und üppig duftende. Oder ich gehe in kühle Kirchen und lasse die heiligen Schauer des mystischen Katholicismus meine ketzerische Seele begrüßen. Im Giardino Boboli habe ich neulich ein Rendez-vous belauscht, das sich eine elegante, todtenblasse Fiorentinerin mit einem Bariton — so sah er wenigstens aus — gegeben hatte. Ich wollte nicht stören und ging leise an ihnen vorüber — o amore! Heute wollte mich die Mutter überreden, mit ihr bei Giacosa Thee zu trinken. Aber dort sind des Sonntags so viele Menschen, die Tische stehen so eng bei einander, die Kellner bedienen voll Hast, und zu den Fensterscheiben schauen von der Straße die Bettelkinder herein mit ihren armen, gierigen Hungergesichtchen. Nein, die Mutter war dann froh, daß ich nicht hinein wollte. Sie glaubte nur, es zerstreue mich. Sie ist es nicht gewohnt, daß ich so ruhelos von einem Zimmer ins andere gehe, mich bald dahin setze, bald dorthin und so sehnsüchtig in die Ferne schaue. Ich sagte ihr, ich müßte mich erst wieder daran gewöhnen, daß es überall still und aufgeräumt sei, daß Alles am Platze steht und die Uhren ticken, wie wenn wir seit Ewigkeiten hier wohnten und kein Umzug gewesen wäre — kein Gestern — keine Rosentage — geschweige denn ein

noch weiter Zurück! Ich sagte es leise, ich wollte sie nicht quälen mit meiner Stimmung, von der sie ja doch den Ursprung nicht kennt. Meine Mutter ist taub, und ich bin von klein auf gewohnt, ihr nur die Hälfte meiner Gedanken zu sagen. Alle die Subtilitäten der Seele und die großen Chocs, die sich nicht laut und deutlich wieder geben lassen, behielt ich für mich. Viel Freude und viel Kummer habe ich da mit verschwiegen. Aber wir verstehen uns dennoch sehr gut. Vielleicht gerade deswegen. Neulich mußte ich ihr Ihren Namen aufschreiben auf eins der kleinen Elfenbeintäfelchen, die sie immer an einer Châtelaine bei sich trägt. Ich hatte ihr von Ihnen erzählt, daß Sie an der Table d'hôte neben mir gesessen haben und daß ich Ihnen Florenz und die Aussicht von Fiesole gezeigt. Nachdem ich Ihren Namen niedergeschrieben, erschien er mir auf einmal fremd und unglaubwürdig. Heinz von Spohr — Buchstaben, Worte, die Sie unter die übrige Menschheit in eine bestimmte Kategorie und Familie einreihen — die aber mir nichts sagten, die Sie so lange namenlos gekannt. Ich starrte auf das Blättchen und wurde roth, wie ich's der Mutter gab. Es fiel mir ein, daß ich Sie heimlich „il simpatico" getauft und daß ich's nie gewagt, Sie so zu nennen. Heinz von Spohr wollte mir eben an jenem Abend nicht den Freund bedeuten, der Sie mir sind — und heute begreife ich es schon nicht mehr und erzähle es Ihnen wie eine Merkwürdigkeit . . . Vielleicht ergeht es Ihnen auch einmal so mit dem Wörtchen Signora?

Ich schließe. Der Brief hat seinen Zweck doch verfehlt. Ich wollte mit Ihnen lachen und lustig sein, und beim Wiederdurchlesen muß ich constatiren, daß mir das gänzlich mißglückt ist. Ich sende Ihnen einen Gruß, der halb sehnsüchtig, halb schläfrig ist . . . Ihre

Sonja Ganischin.

Bern, 5. Juni.

Liebe, verehrte Sonja!

Als ich gestern Abend vom Sommertheater nach Hause kam, fand ich Ihren Brief vor. Stehend, in Hut und Mantel, las ich Ihre Zeilen. Ich hatte die Absicht gehabt, ja fest versprochen, mit Bekannten im Restaurant zu soupiren. Aber ich fühlte mich zu nichts mehr aufgelegt, als nur mit Ihnen, liebe Freundin, in einem langen tête-à-tête beisammen zu sein. Sie waren bei mir, ganz leibhaftig. Ihr Duft, Ihre Grazie, Ihre Stimme erfüllten die tristen Räume meiner chambre-garnie. Ich hätte Ihnen Besseres bieten mögen, ich versicherte Sie ein über das andere Mal, ich wüßte wohl, meine nüchterne Wohnstube sei Ihrer unwürdig! Um die Situation einigermaßen zu retten, blieb ich im Frack. Nur die halb zerdrückte Gardenia warf ich weg. Die erinnerte mich an das officielle Diner, ans Theater und an den durchreisenden Fürstenjüngling, dem ich den ganzen Tag Bärenführerdienste leisten mußte — Alles so unsagbar freudlose Dinge. Meine Freude, meine einzige — das sind Sie! Bereiten Sie mir nur nie die schlimme Enttäuschung, daß Sie mir nicht mehr schreiben, daß es Sie eines Tages langweilt,

Ihren dunklen Zauber gegen den der blonden Gräfin auszuspielen! An dem Sonntag habe ich übrigens bei ihr gegessen und nach Tisch in der größten Sonnengluth Tennis mit ihr gespielt. Wir beide allein in dem großen, weitläufigen Park unter den blühenden Kastanienbäumen . . . Nachdem sie mich halb zu Tode gehetzt hatte, setzten wir uns ins Gras. Ich durfte auf einem Zipfel ihres Kleides sitzen, weil ich an einer Unvernunft gerade genug zu haben behauptete. Es war eine so schläfrige Mittagsstille um uns herum. Selbst das zwitschernde Stimmchen an meiner Seite verstummte allmählich, und die weit aufgerissenen Babyaugen fielen zu. Sehr rosig appetitlich schlummernd und athmend lag's da neben mir, und doch! — soll ich Ihnen das blonde Haupt des Kindwiblis zu Füßen legen? Ja, ich intriguire etwas Derartiges. Ich merke allerhand böse Geisterchen in dieser rabbiaten Vogelseele. Ich bereite gewisse Weinkrämpfe vor, bei denen ich achselzuckend dem Gatten zusprechen werde, ihr für dieses eine Mal den Willen zu thun und auf die Pfingstreise nach dem Sündenbabel zu verzichten. Du lieber Gott! Seine Frau hat sich's eben in den Kopf gesetzt, gerade an dem Feiertag einen Ausflug nach Interlaken zu machen und à chance — der Fürstjüngling, mit dem sie heute so drollig kokettirte, will nun auch dahin. Ich komme mir bei all' dem scheußlich vor. Aber wenn ich bedenke, daß mein guter, verehrter Chef und Freund demnächst zu mir sagen wird: „Lieber Spohr, Sie sind ein freier Mann, Sie haben keine — ahem — Rücksichten zu nehmen, wie ich — wenn Ihnen sehr viel daran liegt, dann können Sie über den Pfingstsonntag Urlaub haben! Ich, nun Sie wissen ja — meine kleine Frau u. s. w. ich bleibe ja nun hier u. s. w." — dann stockt mir der Athem vor Freude.

Sonja, es brennt! Das Coursbuch liegt neben mir, und die Route Bern-Florenz ist roth angestrichen! Wenn ich am Samstag mit dem Frühexpreß fahre, kann ich Sonntag Vormittag bei Ihnen sein.

Stunden lang will ich dann in Ihrem stillen, rothen Zimmer sitzen und mit Ihnen schwatzen und schweigen und wieder ganz vertraut mit Ihnen werden. So vertraut, daß wir uns aufs Neue mit halben Worten und vagen Gesten verstehen . . .

Ach, ich wage kaum, mir diese Möglichkeit eines Wiedersehens auszumalen. Tausenderlei kann noch dazwischen kommen, und nur weil Sie in einer fernen Nachtstunde Sehnsucht nach mir empfunden haben, lasse ich mich zu solch' verwegenem Planen hinreißen! Schreiben Sie mir! Ich möchte wissen, ob mein Wunsch auch ein ganz klein wenig der Ihre ist?

Tout à vous Heinz von Spohr.

Florenz, 7. Juni.

Lieber Herr von Spohr!

Ich antworte Ihnen sofort. Ja, ich möchte freilich, daß Sie über den Festtag zu mir kommen. Aber ich ärgere mich wüthend, daß dies von den Launen einer anderen Frau abhängen soll! Wer weiß, vielleicht fällt's ihr in letzter Minute ein, daß sie mal ungarische Fünfe lang fahren will und

Sie werden zu dem Ausflug mit eingespannt! Trotz dieser Möglichkeit denke ich mir aus, wie's wäre, wenn Sie kämen. Ich habe ein Conversationsthema zurecht geklügelt, das für uns beide ungefährlich wäre. Vom Polospiel und vom Polopony müßten Sie mir erzählen, weil davon gar nichts in Ihren Briefen steht. Dann kämen die sublimen Dinge Ihrer Jagdpassion an die Reihe, von denen Sie einmal sagten, die könnten Frauen nicht verstehen. Dazwischen hinein würde ich Sie über das herzige Kindwibli ausfragen. Nicht das übliche: Ist sie schön? Ich habe Aengstlicheres auf dem Herzen... Oder soll ich mütterlich sein und mir von Ihnen beichten lassen, ob Sie auch ein Unterjäckchen tragen und vorsichtig mit Ihrer Gesundheit sind? Werden Sie mich auch nicht zu mädchenhaft finden in meinem weißen Kleid? Es ist hier so heiß, Lieber! Die Blume, die ich im Gürtel stecken habe, welkt an mir... Ich sitze den ganzen Tag, müde und abgespannt, auf meinem Sopha und athme den Duft meiner Rosen ein, die in Vasen sich entblättern. Manchmal ziehe ich die Füße hoch und schlinge die Arme um meine Knie, bis mir die Hitze und das Nachdenken auch in dieser Pose unerträglich wird . . . Lieber Freund, Sie haben kein gutes Werk gethan, indem Sie Sehnsucht nach dem „Lebens-Eintagglück" in mir erweckten! Glücklich sein? Schlecht und recht glücklich sein, kann ich's denn noch? Ach, es gehört ja so viel Hingebung, so viel fixe Idee dazu! Und wenn Sie nun Ihre blonde Gesandtin in Gnaden entläßt, wird uns da nicht eine fremde gêne so befangen vor einander machen, daß aus dem Wiedersehen nur ein ramponirtes Glückchen wird? Eins von denen, das lange nicht so warm ist, wie man sich's erträumt? Ich kenne Sie ja eigentlich ebenso wenig wie Sie mich kennen. Die paar Briefe, die wir uns geschrieben, werden nur trennend zwischen uns stehen und die alte Vertraulichkeit nicht aufkommen lassen.

Warum also wünsche ich mir so sehr, daß Sie über den Pfingsonntag zu mir kommen? Ihre Sonja Ganischin.

Bern, 8. Juni.

Liebe, verehrte Sonja!

Ich komme! Ein gütiges Geschick hat mir die Wege geebnet. Unerwartet und anders als ich glaubte. Aber das erzähle ich Ihnen mündlich. Für mich bedeuten die Zwischenfälle dieser letzten Tage nur das Eine: ich werde Sie wieder sehen! Ich werde bei Ihnen sein, wenn Sie wie ein Idol in Ihrem Divanwinkel sitzen — ich werde Ihre Hände lösen, die sich um die Kleiderfalten schlingen, und ihnen mit meinen Küssen menschlichere Gefühle einhauchen. O Sonja! Ich will nicht als der große Unbekannte zu Ihnen kommen, mit dem Sie vom Wetter plaudern und dem Sie um 5 Uhr eine Tasse Thee anbieten . . . Mich verlangt es egoistisch und ungestüm, wieder ganz in den Vordergrund zu treten. Ich will sehr glücklich sein! Sagen Sie mir, daß ich so kommen darf! Am liebsten möchte ich Sie überraschen, Ihnen irgendwo unter freiem Himmel begegnen. In dem weißen Kleid, die

Hände voll Rosen und in den Augen süße Bummelfreude . . . Da fielen alle die störenden Präliminarien weg, die ein erster Besuch im Hause mit sich bringt. Aber so romantisch fügt es das Leben nicht. Versprechen Sie mir wenigstens, daß ich Sie allein sehen werde. Es wäre mir eine Pein, Sie vor der Mutter oder gar Anderen begrüßen zu müssen. Die Hülflosigkeit, hinter der sich meine Erregung verbergen müßte, würde Sie irritiren. Das darf ja nicht sein! Denken Sie, wie viel wir uns zu sagen haben! Briefe sind doch nur ein trauriger Nothbehelf. Wie Vieles habe ich zwischen den Zeilen gelesen, was Sie mir weglachen müssen, auf wie Vieles hoffe ich klügere, eindringlichere Antworten zu geben, als mir vor dem kalten Papier einfallen wollten. Liebe, fremde Frau, und doch waren diese Briefe die losen Fädchen, an denen wir uns gegenseitig gehalten haben und die uns nun unwiderstehlich zu einander ziehen . . . Wenn sich das Hinum und Herum Ihrer Gefühle geklärt haben wird, sehen Sie dieses artige Verhängniß auch ein.

Aber bis dahin bin ich längst bei Ihnen und verbiete Ihnen aufs Energischste, irgend etwas an unserer Freundschaft ramponirt oder kalt zu schelten! A rivederla!

Ihr Heinz von Spohr.

Bern, 14. Juni.

Sonja! Ich will die Worte wissen zu dem Liede, das Sie mir gespielt haben! Sie haben mir diese Worte verweigert, als ich Sie darum bat. Ich verstände doch nicht Russisch, sagten Sie, aber das war's nicht. Sie wollten mich quälen mit dieser leidenschaftlichen Melodie — diesen Tönen, denen die Worte fehlten und die so barbarisch sinnverwirrend ohne Worte klangen . . . Was hat das Alles zu bedeuten? Wer sind Sie eigentlich? Sie können sich so einfach kindlich geben, daß man ganz still und zufrieden mit dieser schönen Welt wird und nie mehr von Ihnen fortgehen möchte . . . Immer nur Sie anschauen, Ihnen zuhören . . . Und dann auf einmal ist das Alles vorbei! So rücksichtslose, unbarmherzige Augen bekommen Sie dann. Wie wenn Sie sich Ihrer bösen Macht freuten, Zerstörerin Sie!

„Als ich verheirathet war, hieß ich Meier. Ein schöner deutscher Name — nicht?" — War's Absicht, wollten Sie mich verletzen, mit Fragen reizen? Wissen Sie, wie Sie ausgesehen haben, als Sie in unser Schweigen hinein diese plötzliche Bemerkung warfen? Wie eine Komödiantin! Das Komödienspielen steht Ihnen schlecht, Sonja Feodorowna! . . . Ich kam zu Ihnen mit einem Herzen voll Liebe und Leidenschaft. Sie haben's gewußt, und Sie haben mich gehen lassen mit dem niederträchtigen Gefühl — ich möchte anbeten und kann nur begehren . . .

Vielleicht haben Sie's so gewollt und deswegen das Abschiedslied gewählt? Ich will die Worte wissen, fremde Frau!

Heinz.

Florenz, 17. Juni.

Es war ein russisches Liebeslied, das ich Ihnen spielte. Ich wollte Ihnen die Worte nicht sagen, weil sie so — heftig sind. Da — das ist der letzte Vers:

Maintenant je regarde avec plus d'audace dans tes yeux.
J'approche mes lèvres et sans la force d'entendre,
Je veux t'embrasser, t'embrasser, t'embrasser —
Je veux t'embrasser, t'embrasser, t'embrasser . . .

Es waren eben weniger die Worte als, wie Sie so richtig empfanden, die barbarische Melodie, die ich Ihnen spielen wollte. Warum? Weiß ich, aus welchem Winkel meiner Seele gerade die Stimmung kam? Ich weiß nur, sie war da und, einem spontanen Bedürfniß nachgebend, brachte ich sie zum Ausdruck. Aber ich bin nicht immer so schlecht erzogen! Ich kann mir auch ein sehr loyales gare! zurufen, wenn ich mich in Träumereien zu verirren fürchte — mir und dem Anderen, dessen vagabondirende Gedanken den meinen begegnen . . . Ihre nervöse Sentimentalität hat mich vielleicht angesteckt. Jedenfalls fühlte ich sie, ehe ich Sie noch gesehen. Ich hörte, wie Ihnen die Frage: „Die junge gnädige Frau zu Hause?" fast in der Kehle stecken blieb. Meine Thüre in den Corridor stand offen, ich hatte ja auf Sie gewartet — mit Herzklopfen . . . Jetzt war mir plötzlich kalt. Wie war's doch früher gewesen? „Liebes Fräulein Sonja," sagten Sie da zu mir . . . Und nun standen Sie in meinem Zimmer, den Hut in der Hand, groß, überschlank und so hochmüthig in Ihrer Selbstbeherrschung. Aber es ging dann doch. Sie schauten sich um — „Also das ist Ihr Reich?" — Und Sie setzten sich in den Sessel, den ich für Sie bestimmt hatte und in den ich Sie so oft hinein phantasirt hatte. „Sprechen Sie! Sagen Sie etwas!" sagten Sie zu mir, und ich redete . . . Das war die Stunde, in der ich Ihnen einfach und lieb erschien. Nachher, als ich Sie zur Mutter brachte, in das Zimmer mit den altmodischen Familienbildern an den Wänden und dem ovalen Tisch in der Mitte, auf dem der brodelnde Samovar steht, da tauchte wieder das „Fremdeln" in Ihren Augen auf. Die Tasse, die ich Ihnen reichte, klirrte in meiner Hand. Ich hätte Alles hinwerfen mögen — hinaus laufen — die Thüre zuschlagen, nur um Sie aus Ihrer starren Höflichkeit aufzurütteln. Aber ich blieb ruhig und hörte Ihnen zu, wie Sie der Mutter die Verwandtschaft der Bobonikins mit den Radziwills erklärten. Merkwürdig: Ihre Stimme verliert, auch wenn Sie laut reden, nicht das Verschleierte, Abgedämpfte.

Ich beobachtete Ihre Hände. Die sind sehr schön, haben sehr edle Formen. Lieb ist das goldene Kinderreifchen am kleinen Finger. Den Siegelring mit dem Einhorn im Wappen kenne ich, aber von dem Kinderring müssen Sie mir einmal erzählen. Ich studirte auch Ihr Gesicht, die scharfe große Nase, die kühlen blauen Augen, die über mich hinwegzugleiten schienen, und den sanften Mund, den ich unter dem herabhängenden Bart vermuthe. Die obere Hälfte Ihres Gesichtes ist herrschsüchtig, aber um Mund und Kinn liegen Schwärmerei und Herzensweichheit.

Ich fürchte mich, Sie zu lieben, Lieber! Ich will nicht! Das wäre fürwahr ein unruhiges Glück! Lauter solche Pfingstsonntage wären's . . . kurz zugemessene Stunden, in die wir Alles hineindrängen müßten. Wir sind zu unökonomisch. Ich bin's; ich würde vergessen, daß meine Melancholien und meine Lebenslust, die wie Launen in mir wechseln, nur in einem steten Zusammensein nicht verletzend wirken. Ich würde Sie damit quälen und dann bliebe mir keine Zeit, Alles wieder gut zu machen. Auf einmal wäre es 10 Uhr . . . Sie schauen auf die Uhr, die Gnadenfrist ist vorüber . . . Sie müssen gehen! Dann würde ich irgend ein unsinniges Abschiedslied spielen, mich an meinem Flügel vor Ihnen verbergen, weil ich eine Zärtlichkeit in Ihren Augen aufflackern sehe, vor der mir bangt . . . Uebrigens bewundere ich die elegante Geste, mit der Sie in letzter Minute Ihre Finger vor dem Verbrennen bewahrt haben . . . und gebe Ihnen Recht! Heini, wir wollen uns Freunde bleiben! Wir wollen das Experiment wagen! Ich habe allen guten Willen dazu, denn ich will Sie nicht verlieren. Wissen Sie, was ich damals empfunden habe, als Sie an der Table d'hôte unter den mir gleichgültigen und fremden Menschen auftauchten? Die Einsamkeit, in die ich mich so ganz und gar zurückgezogen hatte, lag plötzlich wie eine Last auf mir. Ich sehnte mich wieder nach einem Menschen. Ich sehnte mich nach Ihnen, weil Sie mir eben gefielen! Wie ich Sie am nächsten Abend neben meinem Platz bei Tisch sitzen sah und nun wußte, daß Sie neben mir sitzen würden, den ganzen Abend lang und immer wieder . . . da erfüllte mir so große Freude mein Herz, daß ich glaubte, Alle müßten's mir ansehen und über mich lächeln. Stumme, unbewußte Gebete betete ich, stürmische „ich will", ohne noch zu wissen, was ich wollte. Dabei schämte ich mich dieses warm aufwallenden Gefühls wie einer Schwäche. Aber ich habe nicht bloß den Muth, ich habe auch Pietät für meine Schwachheiten. Ich gestehe sie ein. Ja, Ihr kluges ernstes Gesicht mit den müden Augen war mir vom ersten Augenblick an tief sympathisch, und über alle Maßen süß dünkte es mir, Sie zum Freund zu haben. Zum Freund, der nicht anbetet, nicht begehrt . . . der mich nur lieb hat!

Wollen Sie mir das sein? Werde ich Sie dazu erziehen können? Es ging doch so gut am Anfang! Wir waren wirklich Kameraden. Warum nur mußten Sie etwas Tragisches hineingeheimnissen, das uns die reine Freude an einander verdarb? Liebe, Leidenschaft bedeuten immer Traurigkeiten . . . und ich will nicht traurig sein! . . . Das ist ein Brief geworden voll „ich will" und „ich will nicht". Ich möchte ihm die Stimmung vorbereiten, in der ich ihn geschrieben habe. Aber dazu müßte ich Ihnen erzählen, wo ich heute war, und hätte das an den Anfang setzen sollen. Ich bin gegen Abend spazieren gegangen, in das Pappelwäldchen, das man gegenüber von den Cascinen, über dem Arno drüben, so steif dastehen sieht. Weit und breit war keine Seele, nur ein alter Esel, der auf müden Beinen da herumgraste.

O Waldabgeschiedenheit! O grüne, grüne Wiesen und Sonne, die durch Bäume flimmert! Und hinter der Brücke im Dunst und Glanz die weiße

leuchtende Stadt! Ich weiß nicht, was das für ein Zauber ist, der von dieser Stadt auszugehen scheint. Sie ist wie eine Schönheit, die uns eindringliche Predigten hält, von dem „tout passe, tout lasse, tout casse“, das sie mit angesehen. Ewig ist nur frohe Schönheit. Ja, fröhlich ist Florenz, und nirgends bimmeln so viele helle Glocken. Aus allen Träumen schrecken sie uns auf, aus allem cauchemar . . . Das war ungefähr die Stimmung, in der ich heimeilte. Man kommt da durch ein Arme-Leute-Viertel, wo sich das ganze bunte Familienleben auf der Straße abspielt. Dann über die Brücke, auf der man unwillkürlich stehen bleibt, nachdem man seinen Zoll gezahlt hat und in den rauschenden Fluß hinunter schaut. Bis ich an unserem Haus war, war's schon dunkel, und aus meinem Zimmer strahlte mir meine Lampe entgegen. Ich brauchte mich nur hinzusetzen, um gleich die brennende Frage, die mir auf den Lippen lag, an Sie zu richten . . . wollen Sie mein Freund sein, simpatico? Ich . . . ich fürchte mich vor der Liebe!

Ihre Sonja.

Bern, 21. Juni.

Liebe Sonja!

Ich bin krank. Nichts Schlimmes, es ist schon wieder besser. Ich habe mich bei dem Witterungsumschlag erkältet. Nun hüte ich das Zimmer. Da habe ich Zeit gehabt, über Sie nachzudenken, fremde Frau. Vor mir liegt Ihr Brief. Ich habe mich müde daran gelesen, ich bin erschöpft und fühle mich so klein und schwach, daß ich zu Ihnen beten möchte. Liebe Sonja, mach mich fromm, daß ich zu Dir in Himmel komm! In Deinen Freundschaftshimmel, wo die Blaublümelein blühen und wo wir auf schnurgeraden Wegen, fein artig, Hand in Hand einher wandeln. In regelmäßigen Zwischenräumen stehen Marmorbänke, denn man kann nicht ununterbrochen auf- und abgehen, dort lassen wir uns nieder, und ich sehe Dich, wie Du, einem hehren Botticelli-Engel gleich, mir auf Deiner Harfe fromme Weisen vorspielst. Aber ach! Ich werde mich so jämmerlich zurücksehnen nach Deinen wilden Liedern, nach jener Dämmerstunde, nach all' dem, was hätte sein können und nicht war . . . Ach, ich werde so feig bereuen, daß ich mich vor dem bitteren Bodensatz in Deinem Wein gefürchtet habe! Ich thu's ja schon jetzt. Ja, ich hätte Ihnen abzwingen sollen, was Sie auf halbem Weg zu geben bereit waren. Aber kann man denn mit so losen zarten Händen wie den Ihren ringen? Ich kann es nicht, ich fürchte mich, sie zu zerbrechen. Ich fühle wohl dumpf das „ich lasse Dich nicht, Du liebtest mich denn“, aber Sie wissen, ich bin so hochmüthig! Ich habe nie schmachten können, Sonja, und das ist doch am letzten Ende der Kampf, zu dem Sie mich herausfordern. Ihr Freund sein?

Glauben Sie denn, daß wir beide zu einer verliebten Freundschaft Talent haben? Denn das wird es werden, sicherlich. Sie haben Despotengelüste, ich hab' sie auch, da werden wir uns aneinander reiben, und es wird ein Tanz zwischen Schwertern sein.

Sie werden immer wieder zerstören, wie Sie alles Liebe, was Sie heute gebildet, morgen vernichten, und ich werde mich immer wieder zurückfordern, Sie mit absichtlicher Kälte kränken. Aber ich gebe mich zu der Freundschaftsposse her, weil auch ich Sie nicht „verlieren" will. Ich klammere mich an dieses Wort in Ihrem Brief, bis es mir, wie das einzig Wesentliche darin, die Arme entgegen zu strecken scheint.

Lieber die absurde Rolle des simpatico spielen, die Sie mir mit so viel feiner Schmeichelei aufdrängen, als auf den Anreiz zu verzichten, der für mich aus Ihrem Typ immer wieder neu ersteht. Ich habe mich nun mal auf Sie capricirt, und da Sie so sehr für frohe Schönheit sind, so lassen Sie uns unsere Freundschaft als graziöses Capriccio auffassen! Sind Sie nun mit mir zufrieden? Ihr simpatico Heinz von Spohr.

Bern, 28. Juni.

Liebste Freundin!

Hat Sie mein Brief gekränkt, daß Sie mir nicht darauf antworten? Gibt's denn in der berühmten Freundschaft auch Schmollwinkelchen, in die man sich beleidigt zurückzieht? So unauffindbar dürfen Sie sich nicht wieder verkriechen, o Sonja! . . . Man hat mich während dessen hier sehr verwöhnt. Blumen, Bücher, Leckerei hat mir die blonde Comtesse in meinem Stubenarrest gebracht. Jeden Tag habe ich Besuch gehabt. Alle waren sie da, nur Sie sind nicht gekommen. Beschäftigen sich denn Ihre Gedanken überhaupt noch bisweilen mit mir? Ach, sicherlich nicht so ausschließlich, wie's die meinen mit Ihnen treiben. Hier ist ein junges Mädchen zu Besuch bei dem Kindwibli . . . eine Cousine oder Freundin . . . ich weiß nicht . . . die hat eine entfernte, o so vage Aehnlichkeit mit Ihnen. Aber auf den ersten Blick hat es mich geradezu erschüttert. Später sah ich, daß es nur in der Erscheinung liegt. Dieselbe biegsame Schlankheit, dieselbe Größe . . . die gute Mittelgröße, bei der sich am häufigsten harmonische Formen finden, und dann gewisse elegante Bewegungen, die nur die angeborene Grazie der Rassemenschen hat. Unwillkürlich glaubte ich, dieses Mädchen müßte mit Ihrer Stimme zu mir sprechen. Aber sie ist ein Schwäble und kann dies nicht verleugnen. „Descht arg nett!" sagte sie, und ihre fröhlichen braunen Augen umfaßten damit die Polo-Wiese und die auf ihren kleinen Pferden umher jagenden Reiter, und alle die frischen Sommertoiletten und lustigen Gesichter, die herausgekommen waren, um dem Spiel zuzuschauen. Mich hatte das Zusehen ordentlich erfrischt. Nicht bloß durch das persönliche Interesse für meinen Pony, der dem geschmeidigen kleinen Lord Fitzgerald viel besser parirte als mir . . . nein, überhaupt die Kraft und Bewegung der Anderen that mir wohl nach der schlappen Ruhe der letzten Tage, und dann dieses Sommerwetter . . . heiß, endlich heiß. Man beglückwünschte sich auch gegenseitig zu der Sonne, wie wenn sie Geburtstag hätte. Die schöne Madame de Piedes hatte einen Picnic-Korb heraus gebracht. In Folge dessen war ihr Wagen

belagert. Namentlich von den durstigen erhitzten Polospielern, die über dem Dreß die Kragen ihrer Paletots hochklappten, um sich nicht an dem entblößten Hals zu erkälten. Ueberall ein Lachen und Flirten und dazwischen heftige Discussionen über das Spiel, gespickt mit technischen Ausdrücken, die nur der Eingeweihte versteht. Ein Tohuwabohu von allen Sprachen. . . . Kennen Sie das Gefühl, wenn man unter vielen Menschen plötzlich einsam wird? Wie ein Frösteln ging mir's über den Rücken, und ich hätte auch einen Kragen hochschlagen mögen. Aber es war noch Anderes. Ein wahnwitziger Wunsch, mich wegzustehlen und da draußen auf einem der Wiesenwege, die sich in den Wald verlieren, meiner grenzenlosen Sehnsucht zu begegnen. Sonja! Ich war so gewiß, daß Sie jetzt auf mich warten würden! Mit guten Augen, die mich schon von Weitem grüßen, so als ob Sie sagen wollten: „Du mußtest kommen . . . Du gehörst ja doch zu mir!" . . . Da mußte mir das Treiben um mich her natürlich schal und widerwärtig werden. Ich verglich und fand Sie nicht einmal mehr in den grazilen Linien des jungen Mädchens. Alle erschienen sie mir derb und laut. Da war Keine, die wie Sie sich in die Stimmung schmiegt, deren Stimme so süß und deren Worte so blühend eigenst Empfundenes wiedergeben! Ihre Originalität ist nie gesucht. Jede Trivialität liegt eben Ihrem Wesen fern, und darum erscheinen Sie vielleicht auch bedeutender, als Sie eigentlich sind. Ich möchte Sie in tage- und tagelangem Beisammensein studiren. Meinetwegen auch aufs Neue mich mißhandeln lassen von Ihren Grausamkeiten. O Sonja, Freundin, ich wüßte einen liebreizenden Ort hier in der Nähe, wo sich das erleben ließe und der für Sie und Ihre Mutter eine wunderschöne Sommerfrische wäre! Ich habe dort Jagdgründe . . . ich käme alle Tage. Matten gibt's da, steile Bergwege, die wir nicht hinaufklettern würden . . . einen rauschenden Wildbach. Kokette Châlets, und in dem kokettesten würden Sie mit der Mutter wohnen. Reizt Sie das nicht?

Ich habe mich so in den Gedanken eingesonnen, daß er mich nicht mehr verläßt. Wie ich mit der blonden Comteß nach Hause fuhr, habe ich mir alle Einzelheiten ausgedacht und hörte gar nicht mehr auf ihr Plaudern. Nur als sie mir von einem Heiligen erzählte, den man anruft, wenn man eine Sache beschleunigt haben will, da mußte ich lächeln. Ich fragte sie, wie er heißt? „Ça . . . vous ne le savez pas? Mais c'est Saint Expédite, un Saint très à la mode!" Immer wenn sie sich vor Nervosität, Eile und Ungeduld nicht mehr zu helfen weiß, betet sie zu dem zeitgemäßen, klugen Heiligen. Ich bin zwar keineswegs wie das Kindwibli, die in der einen Hand den Rosenkranz und in der anderen die Telephonschnur hält, aber für einmal in diesem Leben ergeht's mir wie ihr . . . ich möchte Saint Expédite anrufen und Ihnen telephonisch die Antwort abzwingen, daß Sie zum Sommeraufenthalt hierher kommen! Es wird ein Vabanquespiel sein . . . aber schön wär's doch, liebe, sehr geliebte Freundin! Immer Ihr

Heinz.

Florenz, 2. Juli.

Lieber Freund!

Da habe ich mich nun von dem bösen Wort „Freundschaftsposse" einschüchtern lassen. Wie ein Schulkind, dem der Herr Lehrer auf die Finger geklopft hat, kam ich mir vor. Und jetzt kommt Ihr Brief und will mich mit einer Sommervacanz trösten! Aber selbst da können Sie's nicht lassen und setzen an den Schluß noch eine kleine unheimliche Drohung. Ach, zu was denn das viele Vorausbestimmen-wollen? Advienne que voudra . . . lassen Sie uns doch ohne Recepte glücklich sein. Vielleicht schaffen wir uns etwas ganz Neues, das nicht Freundschaft, nicht Liebe, nicht Capriccio ist, sondern ein nie Dagewesenes, Wunderbares, das keinen Namen hat. Vivre au jour le jour . . . so wie damals in den Rosentagen . . . ja, dann komme ich! Ich brauche die Mutter nicht mal zu überreden. Sie plant schon seit Wochen, fortzureisen. Irgend wohin . . . ans Meer, in die Berge . . . gleichviel, nur hinaus aus der Stadt, in der ihr die Hitze und der Staub fast unerträglich werden. Sie möchte sich ausruhen in Ländlichkeit. Armer Heinz, Sie haben sich eine rechte Schererei aufgeladen mit dem Sommerfrische-Vorschlag! Nun müssen Sie natürlich Alles für mich besorgen. Das Häuschen für uns ansehen und sich nach der Verpflegung erkundigen. Jungfer und Köchin bringen wir mit, denn wir wollen nicht im Gasthaus essen. Ein Gärtchen will ich, und abgezäunt soll's auch sein. Auch dürfen außer uns keine Parteien in dem Haus wohnen. Der liebreizende Ort wird doch nicht die Villeggiatur der Bernerwibli und Diplomatenwibli und Cousinen sein? Das wäre ein Mißverständniß. Denn . . . les amis de mes amis ne sont pas mes amis! Aber auf Ihrem Polo-Pony möchte ich spazieren reiten, und ein Clavier muß mir aus Bern besorgt werden. Das lassen Sie in das Zimmer stellen, von dem Sie denken, daß es sich am besten zum Wohnraum eignet.

Sind sehr viele und sehr hohe Berge dort um das Châlet herum? Ich mag sie nicht. . . . Aber in allem Uebrigen verlasse ich mich auf Ihren guten Geschmack und auf die Pedanterie, mit der Sie Ihre Cravatten in so schöne glatte Knoten schlingen und die Ihrem äußeren Menschen das Gepräge penibelster Ordentlichkeit gibt. Nein, Sie werden uns nicht in ein Haus locken, wo Spinnweben sind und die Fenster nicht schließen oder der Herd raucht. Ich weiß, Alles wird recht sein, nur die gehäkelten Deckchen auf Sophas und Commoden werden wir mit in Kauf nehmen müssen, weil Sie's nicht übers Herz bringen, der Vermietherin zu sagen, daß sie scheußlich sind. Also . . . vivent les joies champêtres! Und lassen Sie mich bald wissen, bis wann wir kommen können, denn die Mutter möchte lieber heute als morgen die Koffer packen. Sie läßt Sie herzlich grüßen, und ich grüße Sie auch.

Sonja.

Bern, 6. Juli.

Liebe Sonja!

Ich bin gleich hinaus gefahren mit dem Rad. Das ist ja das Schöne, daß Prigli nur eine kleine Stunde von Bern entfernt ist. Ich kann jeden Abend hinausfahren zu Ihnen und am Tag auch, wenn es die Geschäfte erlauben. Mein Chef geht jetzt in Urlaub; also die Angst wegen eines nachbarschaftlichen Verkehrs mit der kleinen Comteß war unnöthig. Sie sind dort draußen ganz allein, und in dem Häuschen hätte überhaupt Niemand mehr Platz außer Ihnen. So ein Maikäfer-Châlet! Aber Alles spiegelblank, bäuerlich, und eine Holzveranda, die rings um die erste und einzige Etage herumgeht. Zwei Stuben und die Küche parterre, oben drei Räume, die als Schlafzimmer eingerichtet sind. In das mittlere, größte habe ich das Wohnzimmer verlegen lassen, weil es die Veranda und den weiten Blick ins Thal hat. Dort wird auch das Clavier stehen. Alle sonstigen Details sind meine Ueberraschung und werden nicht verrathen. Nur soviel zur Beruhigung der Mutter: das Häuschen, das der Bauer, dem es gehört, eine „Pfülla" nennt, ist wirklich auf herrschaftliche Sommeridyllengelüste abgestimmt, eine kluge Speculation auf die Sucht stadtmüder Menschen nach primitiver Ländlichkeit. Selbst eine Waschgelegenheit ist da, daß man die Wäsche nicht wegzugeben braucht. Man kann im Freien aufhängen, bleichen. Sie können die Wäsche begießen, während die Jungfer bügelt. . . . Vor dem Haus unter Tannen steht eine Bank, ein Tisch, und im Garten, der kein eigentlicher Garten ist, sind Jasminbüsche, Hollerbäume und eine wilde Rosenhecke. . . . Ja, ich verdiene Ihr Vertrauen und die kleine Malice auf meine Pedanterie. Ich habe mich wahrhaftig nicht bloß von der romantischen Umgebung bestricken lassen. Obwohl . . . ach, wenn nur die blauen Glockenblumen noch blühen und der Jasmin noch so berauschend duftet, bis Sie kommen! Ich werde Sie hier an der Bahn abholen. Dann fahren wir in einem Bernerwägeli hinüber, hinein in die Berge. Von Weitem zeige ich Ihnen das Haus: das dort ist's, das abseits von der Straße steht und so freundlich herüber winkt. . . . Beiliegend schicke ich den Contract, welchen Ihre Mutter unterschreiben muß. Der Preis wird ihr wohl nicht zu hoch erscheinen, wenn sie das Haus für die ganze Saison miethet? Im Herbst wird es ja hier am allerschönsten. Das sind die Tage mit dem goldenen Zauber auf den Bäumen und den schimmernden Marienfäden in der Luft . . . die Tage, wo wir zusammen reiten werden, querfeldein galoppiren, immerzu . . . immerzu . . .

Aber meinen Pony bekommen Sie nicht, schönste Frau! Der steht Ihnen ja nicht. Stellen Sie sich den Trab vor . . . zopp, zopp, zopp! Nein, Sie müßten einen kleinen Araber haben. Das wäre das Pferd für Sie, feurig, impulsiv und nicht langweilig. Wissen Sie, so einen, der brillant galoppirt und mit seinem langen Schweif durch die Luft fitzt, wenn Sie nur mit dem Unterschenkel hinkommen. Hengst natürlich und goldene Hufeisen laß ich ihm machen. . . . O Märchenprinzessin, Ihr neues Feenreich wartet auf Sie, und Ihr Knappe hält den Bügel Ihres Zelters bereit, auf dem Sie einziehen werden! Wann? Ihr ungeduldiger Heinz.

Florenz, 9. Juli.

Lieber Freund!

Wir kommen schon nächste Woche. Die Hitze ist hier geradezu überwältigend geworden. „Altro caldo“, wie unsere kleine Köchin Pia sagt. Selbst ich leide, trotz des dünnsten aller Linnenkleider, darunter, wenn auch nicht so sehr wie meine arme Mutter in ihren Trauercrêpes und die sich vor jedem Zug hüten muß, um sich nicht zu erkälten. In meinem Zimmer stehen alle Fenster und Thüren offen, und wo sich das leiseste Lüftchen rührt, setze ich mich hinein. Aber viel ist's nicht. Die herabgelassenen Jalousien machen das Zimmer nur dämmrig, nicht kühl. Ihr Brief hat auf mich gewirkt, wie der Ruf der „Gelati“-Verkäufer in den heißen staubigen Straßen. Ganz durstig bin ich geworden und stellte mir nun vor, wie ich Löffelchen für Löffelchen Ihr Gefrorenes aus Tannengrün und Erdbeeren ausschlecken werde. Nicht wahr, Sie setzen sich dann zu mir auf die Bank vor dem Häuschen und fragen mich . . . „schmeckt's?“ . . . Und wenn ich dann „Ja“ sage, machen Sie Ihr allerbeglücktestes Gesicht dazu? Noch Eines möchte ich sehr gerne. Wir werden ohnedies in Bern Rast machen, ehe wir weiter fahren, weil die Mutter nach der langen Reise ausruhen muß; da möchte ich, so lange sie im Hôtel ist, mit Ihnen in Bern herumgehen. Ich war noch nie da. Ich möchte die Bären sehen und den Kindlifresser-Brunnen, auch die Straße, in der Sie wohnen, und das Haus. Werden Sie so viel Zeit für mich haben? Denn von dem Hinausbegleiten nach Prigli dispensire ich Sie nicht. Aber das beantworten Sie mir Alles erst am Bahnhof in Bern. Ich telegraphire Ihnen unsere Ankunft noch ganz genau. Bis dahin denken Sie an mich, wie ich im Schweiße meines Angesichts die Züge im Hendschel heraus studire, niemals zurecht komme, zum Padrone schicke, der es dann in fünf Minuten findet . . . und wie ich meine schwarzen und weißen Kleider Revue passiren lasse, um aus dieser Eintönigkeit die zu wählen, in denen ich Ihnen am besten gefallen werde! A rivederla Sonja.

Prigli, 20. Juli.

Lieber, bester Freund!

Es ist ganz früh. Ich glaube, ich war noch nie so früh wach. Ein Hahn hat mich aus dem Schlaf gekräht, dann kam noch einer und noch einer, der weit draußen zu sein schien. Vögel zwitscherten, und die Sonne huschte in mein Zimmer. Es ist so schön! . . . Ich schreibe mit Bleistift und vermisse schmerzlich eine bessere Unterlage, als meine wollene Bettdecke. Aber das thut nichts. Dieses Gekritzel soll noch heute Vormittag in Ihre Hände kommen. Ich schicke diesen Brief durch einen Boten direct zu Ihnen aufs Amt. Nicht wahr, ich bin keck? Aber ich habe Ihnen so viel zu sagen, was keinen Aufschub leidet bis heute Abend. Ich möchte Ihnen danken . . . anders als gestern, wo ich mein ah! und o!, meine ganze dumme Ergriffenheit in die rothen Rosenkelche hinein hauchte, die in solcher Ueberfülle auf allen Tischen herumstanden. Nun wußte ich, warum Sie mir so ausweichende

Antwort gegeben hatten, mich in Bern nicht mal in die Straße führen wollten, in der Ihr Haus steht. „Philister" sagte ich zu Ihnen und bestand darauf, Ihre Wohnung zu sehen. Die Teppiche wollte ich bewundern, die Sie in Cairo erhandelt haben und auf die Sie so stolz sind, daß man nur in Hausschuhen darauf gehen darf. Ich wollte die Photographien sehen, die wir zusammen ausgesucht . . . die Bilder der süßen Stadt, nach der ich schon Heimweh zu haben vorgab, um Sie zu ärgern. O lieber Heinz, Alles begriff ich nun . . . die Zornesfalte auf Ihrer Stirne, den energischen Griff, mit dem Sie mich am Arm packten, und den mißglückten Pfiff, auf den aber doch die Droschke hielt und uns ins Hôtel zurückbrachte. Die Teppiche, die Bilder, die Vasen und Kupferkannen . . . Alles, was Sie Hübsches besitzen, das war ja hier in unserer Wohnstube in Prigli, damit die verwöhnte Prinzessin sich heimisch fühle! Und daß nun die gute Mutter ganz ahnungslos das rechte Wort fand, vom „Feenhaus", in dem alle Wünsche erfüllt sind . . . das nahm dem Augenblick die Befangenheit, die man so leicht vor großer Güte empfindet.

Doch jetzt will ich Sie erst recht einmal in Ihren ausgeräumten Stuben besuchen! O il poverino, werde ich Sie bemitleiden, wenn ich über die nackten Dielen gehe und auf die kahlen Wände schaue! O il furbo! werde ich sagen, wenn ich auf Ihren Schreibtisch das Bild der herzigen Gräfin entdecke! Wann wird das sein? An dem Tag vielleicht, wo ich nach Bern komme, um die Beduinen zu sehen, die draußen auf der Polowiese Vorstellungen geben? Diese Beduinentruppe, die Sie mir als Sensation versprachen, wenn mich mein Schweizer-Milieu einmal anöden sollte.

So, nun bin ich ans Fenster gelaufen . . . mit bloßen Füßen schadet's dem Bokkara nicht . . . den Bergen habe ich zugenickt, freundlich, so wie man thut, wenn man mir Sottisen sagt. Ich werde Euch bald langweilig finden, Ihr pittoresken Ungethüme! Denn ich will in das Städtchen hinüber zu meinem lieben süßen Freund, dem ich danken will für alles Mögliche . . . Für das süße selbstzufriedene Lächeln der Madonna über meinem Bett, für den Jasmin, der zu meinem Fenster hineinduftet, und für die kleine Pforte im Garten vor dem Haus, an der ich ihn jeden Abend erwarten darf! O liebe Berge! O lieber Freund, ich bin so glücklich, wie ich mich nicht erinnern kann, es je gewesen zu sein! Ihre Sonja.

Bern, 22. Juli.

Meine Sonja!

Also so hattest Du Dir's nicht gedacht? Du glaubtest wirklich, ich würde nun Tag für Tag zu Dir kommen und ließe Dich weiter mit unserer gefährlichen Liebe spielen und experimentiren? Du hast mir einmal in Florenz ein Riechfläschchen geschenkt. Weißt Du noch, so eins aus römischer Mosaik mit einem silbernen Stöpsel?

Ich wollte etwas von Dir haben, qui sent l'intimité de vos tiroirs . . . da liegt es vor mir: eine fiasco-Liebe, ein Liebes-fiasco . . . nimm, und

rieche daran! Und so kommt mir fast unser ganzes seitheriges Benehmen vor. Das war unserer unwürdig. Ich bin viel Schuld daran, Liebes, ich weiß. Aber ich litt zu sehr bei dem Gedanken an jenen Anderen, der Dein Mann war, und dessen faunisches Lachen ich jedesmal zu hören glaubte, wenn ich sehnsüchtig die Arme nach Dir ausstreckte. Ich litt, als ich Dich in Florenz wiedersah, unter Deinem hellen Blick, der fragend den meinen zur Rede zu stellen schien. Ich fragte zurück . . . schlummert nicht in dem tiefen schimmernden Grau Deiner Augen noch ein Abglanz seines Bildes? Ich hatte Angst vor Deiner Antwort, und doch lockte ich Dich zu mir, denn ich liebte Dich trotz aller Gespensterfurcht. Ich betete zu Gott, daß er sie von mir nehme, und Du kamst und sagtest das erlösende Wort: „ich bin so glücklich, wie ich mich nicht erinnern kann, es je gewesen zu sein!" Darum habe ich es mir heute so viele Male von Dir wiederholen lassen, Aug' in Auge und Dein weißes Blumengesicht zwischen meinen Händen, damit mir auch nicht das leiseste widersprechende Vibriren entgehe. Großer Gott . . . ich glaube, ich hätte Dich erdrosselt, wenn Du auch nur mit der Wimper gezuckt hättest! Sieh, so wild ist Dein Liebster! Ist das auch eine Enttäuschung, wie die, als Du mit zwei schlanken Fingerchen meinen Schnurrbart in die Höhe hieltest, und . . . „das ist ja gar kein sanfter Mund" voll Vorwurf zu mir sagtest? Du bist so kindisch lieb! Mit ausgespreizten Händen stehst Du vor meinem Feuer und schreist „o nein, o nein!" Und doch hatte ich Dich unter meinen Küssen erschauern gefühlt, wie's nur bewußteste Leidenschaft vermag.

Ach, ist's denn kein Traum, daß ich vor Ihnen, fremde Frau, gekniet habe und daß das kalte „Sie" sich so selbstverständlich auf meinen Lippen in „Du" verwandelte . . . und die kluge Sonja mein Dummi und mein Sonnele wurde? Seit ich von Dir fort bin, ängstige ich mich, Du würdest mir wieder entfremdet und Alles sei nur die königliche Geberlaune eines Augenblicks gewesen! Das darf ja nicht sein! denn ich kann nicht mehr ohne Dich leben . . . Ich gehöre Dir so rückhaltslos. Jeder Gedanke an Glück ist nur noch, bei Dir sein . . . Ich kann mich nicht satt sehen an Dir und Deiner Grazie. Alles, was zu Dir gehört, scheint mir von Deiner Eigenart beseelt. Das Buch, das Du aus der Hand legst . . . das Band an Deinem Kleid, ich berühr's . . . Du bist's . . . ich zittere! Ich erinnere mich nur einmal in meinem Leben, als ganz kleiner Bursche, Aehnliches gefühlt zu haben. Ich mochte vier oder fünf Jahre zählen und war sterblich verliebt in eine Puppe, die meiner Schwester gehörte. Sie schien mir das Wunderbarste, was ich je gesehen. Aber ich verrieth keinem Menschen die tolle Schwärmerei meines kleinen Herzens. Nicht weil ich mich als Junge fühlte, der sich erhaben über Puppen dünkte: es war dieselbe Scheu, dieselbe Schamhaftigkeit, die mich auch abhielt, jemals Anderen von Dir zu erzählen. Wie ich die Schwester fort wußte, schlich ich mich zu dem heimlich angebeteten Püppchen, das im Weihnachtszimmer unter dem Christbaum thronte. Andächtige Wonneschauer durchrieselten mich kleinen Kerl, als ich sie endlich berührte . . . eine Vorahnung der Glückseligkeits-Extase des Mannes, der eine geliebte Frau zum ersten Male in den Armen hält. Ganz still hockte ich mich auf ein Schemelchen

und hielt sie auf den Knieen. Kaum, daß ich die goldenen Haare und das süße Gesichtchen, das so kühl und glatt sich anfühlte, zu küssen wagte. Mir war so feierlich zu Muthe, wie in der Kirche, und ich glaube, ich hätte mich keineswegs erstaunt, wenn das holdselige Püppchen zu mir gesprochen und mir Wunderdinge erzählt hätte. . . . So erschienst auch Du mir wie eine Fee, die Alles um sich her verzaubert. Du Sonnele, vor der der graue Alltag sich verkriecht! Du Sonntag meiner Seele! Woher kommt's, daß ich immer die Empfindung hatte, man dürfe Dich nicht anfassen, man müsse Dich schonen, Dich, die das Leben doch so schonungslos hart angefaßt hat? Aufschauen zu Dir, Dich lieb haben, Dir dienen . . . nicht Dich berühren mit banalen Wünschen. . . . Und jetzt beherrscht mich leidenschaftlichstes Begehren! Ist's, weil ich den Rhythmus Deiner Linien noch bis in meine Fingerspitzen fühle? Ist's, weil die weiße Blouse so verrätherisch Deine sammetne Haut durchschimmern ließ? Du mußt mich noch mehr so liebe Dinge lehren, wie daß Du kein Corsettchen trägst und deswegen so weich und schmiegsam bist. Oder habe ich das mit neugierigen Händen selbst herausgefunden? Nicht böse sein! Sieh, mir ist es noch so neu und wunderbar, daß ich Dich an meinem Herzen gehalten habe, Dich fühlte, Deinen Duft athmete . . . daß meine Feder nur auf allerhand Umwegen zu dem süßen Augenblick zurückkehrt . . . Verzeih, daß ich Dich mit diesem Liebesstammeln morgen früh aus dem Schlaf wecke. Aber ich kann jetzt noch keine klugen Worte finden. Nicht von Verlöbniß, gedruckten goldgestochenen Karten und all den obligaten Dingen reden, die sich für einen Verlobten schicken würden. Vielleicht mag ich auch nicht Rechte geltend machen, die Du mir noch nicht gegeben? Vielleicht, daß mir Dein vivre au jour le jour . . . „nicht vorwärts und nicht rückwärts wollen wir blicken" . . . den Mund verschließt? Ich weiß nur, ich bin heute zum ersten Mal fast froh darüber, daß ich so allein im Leben stehe und keine Kindespflicht, keinen Familienrespect verletze, wenn ich mein Glück geheim halte. Auch wie wir bei Deiner Mutter saßen und die liebe Frau mit ihrem zerstreuten Lächeln mich anblickte und so gar nichts von meiner Erregung bemerkte . . . ich war's zufrieden, ihr nur Besuch zu scheinen . . . Aber der Thee, den sie nach dem Abendessen braute, war mir zu stark! . . . Ich werde die ganze Nacht nicht schlafen können und muß am Ende doch die Mutter bitten, daß sie mir in Zukunft einen schwachen „husband"-tea bereitet.

Morgen! da komme ich schon am Nachmittag. Werden wir dann wieder gegen Abend in den Wald spazieren gehen? Du paßt so gut in den Wald, Du Geheimnißvolle! Wie ein elbisches Wesen bist Du, so schlank und geschmeidig in Deinem weißen Kleid. Immerfort anschauen könnte ich Dich und in ewigem Refrain denselben Gedanken fühlen. . . . Abgetrotzt hab' ich diesen blassen Lippen das „Ja" und die Küsse und die fixe Idee zum Glück! In meinen Armen . . . in meinen Armen habe ich Dich gehalten! Nun können uns Welten trennen, und das bliebe und wäre nicht hinwegzudeuteln, und noch in unserer Todesstunde müßten wir dran gedenken . . . Bleib mir, fremde Frau, bleib mir mein blasses Lieb, weil ohne Dich das Leben mir schal und leer erscheint. Dein Heinz.

Prigli, 30. Juli.

Lieber Heini!

Verzeih, daß ich keine verliebtere Anrede finde. „Mein Liebling," würde mir am Besten gefallen, aber das ist zu diminutiv für Dich. Du bist so groß und selbstbewußt. Mein Geliebter? das wäre zu voreilig. Das wirst Du erst sein, wenn mich die Menschen Deine Frau heißen. Deine Frau! Dies kleine Wort, das Du kaum erwarten kannst und mit dem Du auslöschen willst, was Dich so leiden macht . . . daß es vor Dir ein anderer Mann mir gab! Du hast mich gestern gequält mit Deinem Drängen . . . erzähl mir! Fange ganz vorne an, sag', wie Du als Kind warst, wie als junges Mädchen . . . wie als Frau! . . . Warum, wenn ich Dir sage, ich fühle nur das Heute, nur Dich und meine grenzenlose Liebe . . . warum zuckst Du ungläubig die Schultern, nimmst mich in Arm und küßt mich so verzweifelt? Als Du fort warst, habe ich unter alten Photographien ein Kinderbild von mir herausgesucht. Hier schicke ich es Dir. Erkennst Du mich in dem ernsthaft dreinschauenden kleinen Mädchen im weißen Kleid und bloßen Beinchen? Ich erinnere mich noch so gut, wie mir der Photograph, weil ich brav gehalten hatte, einen Kuß geben wollte. Ich hielt mich ganz steif, wehrte ihm ab und sagte zu meiner Bonne: „Küß Du ihn!" Ich muß ein schwer zu erziehendes Kind gewesen sein. Unbändig wild und dann wieder voll träumerischer Indolenz. Ganz anders als meine ältere Schwester Katia deren Bild Du in Florenz gesehen hast und von der Du fandest, daß sie wie eine kleine Heilige aussieht. Das war sie auch, und oft genug stand sie mit bekümmerten Augen und gefalteten Händen vor meiner Launenhaftigkeit. Sie hat früh geheirathet und kam dann von uns fort, gerade als ich anfing, mit meinen fünfzehn Jahren ein verständiges Menschenkind zu werden. Wir wurden einander nie fremd, aber das Leben fügte es so unerbittlich, daß ich immer ihr Sorgenkind blieb. Du weißt, ich habe bis zum siebzehnten Jahr auf dem Lande gelebt. Da unten bei Odessa, wo die unaussprechlichen russischen Ortsnamen anfangen, wie Du sagst. Dann zogen wir nach Deutschland. Ich wollte Musik studiren, und die Mutter wollte ihre deutschen Verwandten wiedersehen. Ein neues, ganz anderes Leben fing nun für mich an. Die erste Zeit kam ich fast gar nicht zur Besinnung, die vielen Menschen erschreckten mich und zogen mich doch unwiderstehlich an. Allen wollte ich gefallen. Auch denen, die mir nicht gefielen. Man verwöhnte mich. Man fand mich urwüchsig und reizend in meiner Genußsucht. Ich ging in eine Malschule und vernachlässigte über dem neuen Kunstenthusiasmus meine Musik. Wagner gefiel mir noch nicht, und in München ging damals Alles unter in Wagner-Musik. Ich habe in dieser Zeit ein Tagebuch geschrieben, das ich aber später verbrannte, weil es so größenwahnsinnig war.

In Berlin, in dem veränderten, mehr mondainen Milieu, veränderten sich auch meine Anschauungen. Ich wollte nicht mehr so viel. Mein Wollen concentrirte sich. Das Hasten und Jagen der Großstadt machte mich stiller, kleiner. Uebrigens wollte ich erleben, aber das sollte dafür auch etwas Besonderes sein, nicht bloß Sensation. Mein Empfinden war längst ganz

deutsch geworden, da die Menschen immer noch das Fremdartige als Reiz an mir empfanden. Das hat mir auch meine erste Liebeserfahrung getrübt. Wer weiß, hätte der galante Husarenofficier nicht so viel russische Rasse-Unheimlichkeiten hinter mir gesucht . . . ich säße jetzt vielleicht in Hinterposemukel als brave Schwadronschefsgattin und schriebe diesen Brief nicht an Dich!

So bedenke doch . . . mein erster Du-Brief an Dich, und den fülle ich nun mit lauter „es war einmal" aus! Das ist ja ein Unding! Wundert's Dich, daß mir der Kopf voll wirklicherer Dinge steckt? Kaum acht Tage sind's, daß ich Dein bin, und schon hast Du Dir Urlaub von mir erbeten! Ja, ich weiß, die Jagd, meinetwegen auch die unangenehme Pflicht, gerade diese Jagdeinladung annehmen zu müssen . . . aber in mir hat's doch die berühmten Tyrannengelüste geweckt. Ich wollte Dir in aller Früh einen Boten schicken: ich ließe nein! sagen. Es reue mich, Dir diesen wundervollen Sommertag geschenkt zu haben. An solchen heißen Liebestagen gehöreſt Du zu mir . . . zu Deiner grande amoureuse! Aber ich fand unter all den blöden Bauernjungen keinen Boten, der Dir das warm genug ausgerichtet hätte. Das ist kein Land per fare l'amore, wie Pia voll Hohn behauptet. Weißt Du noch den kleinen Eli, durch den ich Dir neulich die wilden Orchideen in meinem Gartenbecher schickte? Er kam zurück: „es fü schon racht!" habe der Herr gesagt. Du Liebster gabst mir dann für jedes einzelne krause Orchideenblümchen die tugendlosen Küsse Deiner Leidenschaft . . . O Liebster, warum bin ich nicht bei Dir? Warum hast Du mich nicht auf die Jagd mitgenommen? In meinem fußfreien Rock hätte ich so gut mit Dir umherstreifen können! Auch durch das struppigste Niederholz und auf steilsten Pfaden. So bin ich allein in meinen sieben Bergen spazieren gegangen und habe wieder Blumen für Dich gepflückt. Es gab keine große Auswahl. Immerzu nur Aurikeln. Ich werde die Blumen und diesen Brief selbst nach Bern in Deine Wohnung bringen. Wenn mich nur Dein sittenstrenger Diener auch hineinläßt! Seltsam wird mir zu Muthe sein in Deiner Stube. Ich werde unwillkürlich nach dem Piedestal ausschauen, auf dem ich es so lange in der Freundschaftspose ausgehalten habe. Mit so viel gutem Willen, so viel Ueberzeugung, daß ich's Deinetwegen thue! Aber Du hast mich gezwungen, an das Glück zu glauben, Du hast mir das Liebes-Krönelein ins Haar gedrückt, und nun wundere Dich nicht, daß ich's mit so viel Hoheit trage. Wir gewöhnen uns so schnell ans Herrschen! Wir vergessen so leicht, daß wir einmal auf alle Glücksanwartschaft verzichtet hatten. . . . So wirst Du heute Abend, wenn Du abgemüdet von der Jagd nach Haus kommst, auf Deinem Tisch mein Deingedenken finden und meinen Tyrannenspruch, daß ich Dich nie mehr für einen ganzen Tag von mir gehen lasse. Ich vermisse Dich zu sehr. Und nicht bloß ich, auch der Mutter fehlst Du und der kleinen Köchin Pia, die sich die raffinirtesten Delicatessen ausdenkt, mit denen sie Dich morgen Abend überraschen will. Du siehst, Du bist nicht bloß 'ne Liebes-, Du bist auch eine Küchenwichtigkeit im Châlet Ganischin, und man regt sich zum Beispiel auf, ob wir beide uns morgen bei der Beduinenvorstellung auch nicht verspäten und rechtzeitig zum

Souper zurückkommen? Die Mutter traut Dir zwar alles Gute zu, weil Du Deutscher, Katholik und ihr zukünftiger Schwiegersohn bist, aber Pia rechnet Dich zu den „Glücklichen", denen bekanntlich keine Stunde schlägt. . . . Ist das nicht ein nettes altmodisches Sprüchlein, das gar behaglich klingt? Und doch . . . wie viel Gluth, Hast und Angst vor dem Ende sich dahinter verbirgt! Denk an unser Voneinandergehen des Abends an der Gartenpforte! Wie schwül der Holler duftet, wie heiß unsere Hände sind. Wie fern das Morgen liegt! Wenn dann der letzte Schein des Laternchens an Deinem Rad hinter der Wegbiegung verschwindet, wird es trotz Mond und Sternen finstere Nacht um mich. Fröstelnd schleiche ich zurück ins Haus. Im Zimmer schwebt noch der Duft Deiner Cigarrette . . . auf dem Tisch liegt das Schneckenhaus, das wir im Garten gefunden und auf dem Du das melancholische Gurren der Wildtauben nachahmst . . . und über die Tasten des Claviers scheint noch die Sonata appassionata zu zittern, die ich Dir gespielt.

Alles versinkt, wird Vergangenheit, und ich habe keine Erinnerungen mehr, als an Dich und Deine Küsse. . . . Sonja.

Bern, 1. August.

Mein Sonnele!

Hier schicke ich Dir die versprochenen Cigarretten. Ich wollte sie Dir nicht erst heute Nachmittag bringen, ich weiß ja, wie sehr Du danach schmachtest. Aber rauche nicht zu viel, Lieb! Es schadet Dir. Glaube nicht, es sei aus kleinlichem Vorurtheil, daß ich Dir das Rauchen verbieten möchte. Gewiß, ich mag es im Allgemeinen bei Damen nicht. Fast keiner steht die Cigarrette. Den meisten gibt es etwas Emancipirtes oder Odaliskenhaftes oder gar chambre separée-Allüren. Doch bei Dir betont es nur die russische Nuance, Du bleibst auch dabei damenhaft bis in die rosigen Fingerspitzen. Das ist es also nicht; aber ich möchte mein Lieb weniger nervös haben. Erinnere Dich, wie Du gestern bei jedem Schuß, den die Beduinen aus ihren Büchsen knallten, zusammengeschreckt bist. Nur ein letzter Rest von Würde hielt Dich zurück, Dir nicht, wie die kleinen Mädchen, die Finger in die Ohren zu stopfen. Aber herzig war, wie Du mit leuchtenden Augen dem eigenthümlichen Tanz der Araberinnen zuschauteſt, und nachdem Du Alles so intensiv als möglich in Dich aufgenommen hast, sagst Du ganz frech: „Das gefällt mir nicht, das ist ja unanständig!" Dabei war Dir vor lauter Schauen Dein Gelbveigelbouquet vom Schoße gefallen . . . Ich habe diese danse du ventre — die ja allerdings sehr suggestiv ist — einmal durch den reizvollsten Zufall mit angesehen. Ich war ein ganz junger Mensch, auf meinem ersten Posten in Kairo. Wir — ein paar Jagdfreunde und ich — hatten ein Zelt in der Wüste. Wer gerade Zeit von uns übrig hatte, verbrachte sie dort mit Vorliebe. Eines Abends saß ich da draußen in der Hoffnung, zu Schuß zu kommen, und wär's auch nur eine räubernde Hyäne. Da kamen in einiger Entfernung drei Fellachen-Dirndeln vorüber, in eifrigste Unterhaltung vertieft. Auf einmal

blieben sie stehen, und die hübscheste und reifste riß ihr Hemdchen auf und tanzte den erstaunten Freundinnen etwas vor. Es war infam hübsch! Ich schickte einen alten, einäugigen Schuft von Diener hinaus, er solle sie mir fangen. Aber sie liefen davon. Noch von Weitem hörte ich ihr kicherndes Lachen, dann wurde es wieder still unter dem hellen, fast grünen Abendhimmel, über der eintönigen Wüsteneinsamkeit ... Doch Du liebst ja Reminiscenzen nicht und wirst mir am Ende böse, daß sich die Cigarrettensendung verspätet. Aber halt, noch etwas Arabisches! Der kleine, braune Hengst, der Dir so gut gefallen, ist um einen Spottpreis zu haben — willst Du ihn? Sag' ja! Ich möchte Dich so gern zu Pferde sehen, Du mußt als Amazone reizend sein. Ich habe Dich überhaupt am liebsten in schlanken, schwarzen Kleidern. So wie gestern. Ich mußte Dich immerzu anschauen. Auch Anderen auf der hölzernen Tribüne erging's wie mir. Man braucht nicht so demonstrativ wie die heißblütigen Italiener zu sein. Das che morbidezza! che occhi! das ich mehr als einmal in Florenz auf der Straße Dir zurufen hörte, las ich gestern von manchem nüchternen Gesicht, das Dir in Bewunderung nachblickte. Und Du bist keine Schönheit, mein Dummi! Vous êtes pire que belle, parceque vous êtes infiniment séduisante, Madame! Es wird mir immer räthselhafter, wie ein Mann, der Dich besessen hat, sich darein ergeben konnte, Dich zu verlieren! Adieu, adieu! Das sollte ein kurzes Begleitbilletchen werden, und nun verschwatze ich mich auf zwei langen Seiten ärarischen Papiers. Ich schreibe Dir im Amt und komme mir vor wie ein Schuljunge, der, anstatt die Aufgaben zu machen, Verse schreibt. Jetzt gilt's, sich an die Arbeit legen, einen langen Bericht chiffriren und Pässe ausfertigen. Wie kann man nur von hier fortreisen wollen? Scheint denn anderswo auch die Sonne? Aber das viel Fatalere ist, daß es Menschen gibt, die hierher kommen, anstatt daß sie blieben, wo der Pfeffer wächst. Ich kann mir nicht helfen — ich hasse diesen Bekannten, den Du zu Besuch erwarteſt. Gibt's denn keine Möglichkeit, ihm abzutelegraphiren? Wenn nicht — daß er mir dann wenigstens nicht in meine drei Tage Urlaub kommt!

Adieu, adieu, adieu! Ich küss' Dich, Geliebtes! Ich küss' der Mutter die Hände. Um Fünf zum Thee bin ich bei Dir. Dein Heinz.

Prigli, 8. August.

Mein Heini!

Ich kann mich gar nicht drein finden, daß ich Dich nicht mehr den ganzen lieben langen Tag für mich haben soll. Des Morgens wache ich auf und bilde mir ein, Du rufeſt „Halloh!" unter meinem Fenster, um mich zu wecken. Aber einmal war ich's, die Dir einen Kieselstein ans Fenster zielte in aller Herrgottsfrüh, als das kleine Gasthaus mit den grünen Läden sich noch kaum den Schlaf aus den Augen gerieben hatte. Wie das Alles noch thaufrisch war — und wir beide, waren wir nicht wie ein Liebster und sein Mädel schön mit juchheißa trala! als wir dann planlos in den Morgen hinein liefen? — Hast Du's gewußt, daß ich so ausgelassen lustig sein kann? Ich nicht — ich

war über mich selbst erstaunt. Nein, ich kann mich nicht drein finden, daß Du nicht mehr bei mir bist. Des Abends, ehe ich mich auskleide, stehe ich am Fenster und glaube, Du stehst noch da unten, dort vor dem Gitterthor! Weiß Du noch the golden gates to fairy-land? Wir haben uns so viele kluge Briefe geschrieben, jetzt kommen die ganz dummen an die Reihe, die unsymbolischen, leicht verständlichen, mit dem immer wiederkehrenden je t'aime, je t'aime!

Komm, und wir steuern wieder auf die Wiesen hinaus und kaufen uns vorher Cognacbonbons und kommen viel zu spät zum Essen heim. Ach, so davon gelaufen kam ich mir vor, mit meinem Liebsten davon gelaufen! Gar nicht, als ob mich eine besorgte Mutter mit unnöthigen Verwarnungen entlassen hätte, daß ich mir keinen Sonnenstich oder irgendwo nasse Füße hole . . . Der Heuschober, in dessen Schatten wir lagen, hatte etwas so Unsanctionirtes — fandest Du nicht? — Und mit Niemandem läßt sich so nett Unsinn reden wie mit Dir. Wie Du lachen kannst! Wie Du mich auslachen kannst! Ist's denn so komisch, wenn ich Dir von meinen einstmaligen Ambitionen erzähle? Das Schaffensräuschlein, das Lorbeerkränzchen, das mir vorschwebte? — Aber mein Liebeslied und seine Melodie, das hat meinem herrschsüchtigen Liebsten doch gefallen! Da war meine Ruhmkoketterie nicht „unladylike!"

Paß auf, wenn Theo Dahlen kommt, der predigt mir Arbeit! Der hat schon längst von mir erwartet, daß ich mich „finde", wie er sagt, und mich irgendwie künstlerisch ausgebe. Obwohl er selbst — er hat so viele Gaben, und kein Land dafür. Aber er glaubt, daß ich in meinem beschaulichen Frauendasein mehr Muße habe als er, der von einer Emotion zur anderen hastet. Das letzte Mal, als er mich in Florenz besuchte, kam er von einer Weltreise zurück. Es war geradezu verblüffend, mit welcher Raschheit er die Unmenge neuer Eindrücke in sich verarbeitet hatte. Quintessenzen des Geschauten und des Erlebten waren's, präcis beobachtete Bilder, die er kaleidoskopisch vor mir entrollte. Ich habe ihn aus Neckerei über diese Fixigkeit des Erfassens Dalli getauft, und er ließ es sich nicht ungern gefallen. Aber so unterhaltend und klug er ist, ich habe jetzt so gar keine Lust auf ihn. Du weißt, daß ich mehr der Mutter zu Liebe mir seinen Besuch gefallen lasse. Mutter rührt's, daß er schreibt, er sei abgehetzt und könne sich nur durch ein paar Ruhetage bei uns erholen. Ich wollte — ach Du Heinilein — wir werden „Sie" zu einander sagen müssen! Ich will nicht, daß Theo mein Glück begutachtet, etiquettirt und in die schlecht schließende Schublade für Neuigkeiten hinein räumt. Ich bilde mir ein, daß dann alles Unvernünftige an unserer Liebe mit einem Male vorbei wäre . . . Die schöne Unvernunft! Laß sie mir noch ein Weilchen! Dumm und stumm glücklich sein, ist so süß . . . Laß mich Dir bis zur Langeweile wiederholen, daß ich Dich lieb habe, und verlange nicht, daß ich meine Gefühle Anderen definire, bis nichts mehr an meinem Lieben übrig bleibt, das ich nicht um- und umgekehrt hätte. Ach, Du weiß nicht, wie sehr ich Dein bin! Küß' mich, Heini, und komme zu

Deinem Sonnele.

Bern, 16. August.

Liebste! Ach, glaube doch nicht, daß Dahlen der wesenlose Freund ist, als den Du ihn gern hinstellen möchtest. Ich habe zweimal seinen Blick gefangen, wie er an Dir herunter geglitten ist — einen Blick, den ich von Anderen nicht sehen mag! Das bißchen entfernte Vetternschaft, das ihm ein Recht gibt, Du zu Dir zu sagen, scheint auch ein Freibrief auf Tactlosigkeiten zu sein. Sonja — er soll nicht wieder von Deinem ehemaligen Mann reden vor mir! Ich will die espritvollen Anekdoten dieses Herrn — über die Du vielleicht einmal bis zu Thränen gelacht hast — nicht wissen . . . Noch jetzt, trotz aller Gêne, mit der Dahlen darauf anspielte, sah ich ein erinnerungsverlorenes Lächeln über Dein Gesicht fliehen. Ach, man ist ja jetzt so furchtbar geistreich bei Euch! Dahlen's Unterhaltung ist getrüffelt mit bon mots wie ein Weihnachtstruthahn. Vor so viel Belesenheit, Kunstverständniß, Modernität, tip top-sein in Allem und Jedem, komme ich mir wie ein Hinterwäldler vor — der ich ja auch bin. Uebrigens reizen mich Geistesprotzen immer, den bildungsfaulen Aristokraten heraus zu kehren. Deswegen sagte ich, auch „es ist mir egal", als mir Dein inquisitorischer Freund die Daumschrauben anlegte, um meine persönliche politische Auffassung der Parlamentskrisen in England zu erfahren.

Gott sei Dank, von Musik versteht er wenigstens nichts — aber leider Gottes von Natur sehr viel! Die Spaziergänge zu Dreien, wo man auf die Stimmungen der Berge und den charme Deiner schlanken Silhouette gegen den Abendhimmel aufmerksam gemacht wird, gehen mir auf die Nerven . . . Wenn Du nicht dazwischen hinein so ein Witzchen machtest wie: „Sieh', Dalli, wir haben auch ein Ueberbrettl!" es wäre nicht zum Aushalten. Aber dann kommt gleich der Gegenwitz, angeregt von dem soupçon von Knöchel, den man sah, als Du an dem Gatter über den Ueberstieg stiegst . . . O Sonnele, natürlich gibt's auf dieser Welt und auf jener, die die Bretter bedeuten, erst recht keine so eleganten Füßchen mehr wie die Deinen — aber was gehen sie diesen Dahlen an!

Verzeih, ich bin überreizt, und die Ausfälle gegen Deinen Freund sind nur die Rückschläge davon. Das Gewitter liegt mir im Blute, das seit Mittag sich zusammenzieht und nicht zum Ausbruch kommt. Hättest Du mich doch heute Abend fortbegleitet! Nicht bloß zum Abschiednehmen an die Gartenpforte — der Sturmwind riß Dir das Thürchen aus der Hand, daß es ins Schloß fiel wie eine Dissonanz. Wärst Du doch mit mir hinaus gefahren auf die glattgefegte Chaussee, wo mein Rad wie von selbst jede kleinste Curve umsurrte — dort blies erst der Wind, schüttelten sich die Bäume! Einsam war die Nacht auf meinem Wege . . . Wärst Du doch bei mir gewesen! Ich hätte Dir zugeflüstert, was ich leide und was nicht zu Worte kommen konnte in den paar abgerissenen Viertelstunden unseres Alleinseins. Ich habe Dich zu ausschließlich für mich gehabt. Das rächt sich. Nun kommt ein Fremder und bringt die Erinnerungen aus einer Zeit, in der ich Dich nicht kannte. Ich kenne ja nur das Lächeln, das Du für mich hast — die Worte, die Du in Rede und Gegenrede mit mir gebrauchst. Aber Alles, was Du gelächelt,

gejauchzt, geweint hast in jener früheren Zeit — ein Dahlen weiß mehr davon als ich. Ich, der Dich austrinken möchte bis auf die letzte Neige Deines Seins ... Freilich, ich weiß in großen Zügen die Begebnisse Deines Lebens. Aber was Du mir so ab und zu erzählt hast, gruppirte sich nur in nebelhaften Umrissen — als ferner Hintergrund für Deine warme Lebendigkeit. Das ist nun auf einmal anders geworden ... Wenn Du mit Deinem Freund sprichst, so sitze ich wohl scheinbar gleichgültig dabei, doch ich greife jedes Wort auf. Ich höre, daß Du da und dort warst — ich zähle die Jahre nach und verwirre mich ... Wer weiß, vielleicht bin ich Dir einmal begegnet? — Ich habe das Rauschen Deiner Röcke gehört, Du hast an mir vorüber geathmet und gezittert in der Fieberhast, zu „ihm" zu kommen. Ach, dieser Andere, dieser Verhaßte! Ich versuche, mir ein Bild von ihm zu machen, und es zerrinnt, zerflattert ins Unfaßbare! Nur Dich sehe ich, Dich mit heißen Augen und schmachtenden Lippen — da stöhne ich wie ein schwer verwundetes Thier! ... Posthume Eifersucht mag Anderen thöricht erscheinen. Aber ich leide nun mal darunter — schmerzlich! Es ist ein Schatten, der sich nicht hinweg argumentiren läßt. Ueberall macht er sich breit und läßt die Sonne nicht mehr durch. Ich sehe Dich aufs Neue. Ich zittere vor dem gefährlich frauenhaften Reiz, der von Dir ausgeht und den Du aus halb geschlossenen Lidern zu beobachten scheinst. Deine Augen sind anders. Dein Mund ist nicht mehr derselbe für mich. Ich denke zu viel an die Küsse, die diese blassen, nach innen röther werdenden Lippen geküßt haben ... Die Raubthierzähne — auch das habe ich früher nicht gesehen! Und das sind alles nur Aeußerlichkeiten. Aber da ist noch das Andere, viel Feindlichere — die Erfahrungen Deiner Seele in der Ehe!

Dennoch, und das ist das Wunderbare — ich kann mir nicht vorstellen, daß es eine Zeit gab, in der ich Dich nicht kannte, und ich kann mir auch in den nüchternsten Augenblicken nicht vorstellen, wie es wäre, wenn ich Dich nicht kennte!

Sonja, geliebte Frau, sprich, sage, daß Du vor mir nie geliebt — daß mir, mir allein die ganze Gluth Deiner Leidenschaft bestimmt war! Lüg' mich an — sei barmherzig! ...

Es muß spät in der Nacht sein. Ich habe zwar kaum mehr ein Gefühl für Zeit und Raum ... Durch meine Gasse wirbelt ein Staubwind und klappert mit den Fensterläden, und ich hör's nur wie aus weiter Ferne. Aber es wird nicht die Schuld des Sturmes sein, daß ich die Nacht kein Auge schließen werde ... Sonja, laß mich morgen allein bei Dir sein. Schicke den Freund fort. Ich will Dich um den Frieden flehen, den ich so nöthig habe. Sage mir das Glück und das Leid, das Du als Frau erlebt — nur dieses Fremdsein nimm von mir! Heinz.

(Schluß folgt.)

Johann Gustav Droysen und Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Von

Professor G. Droysen.

II.

Nun ging's an die Vorbereitungen zum Polterabend. Felix arbeitete fleißig an der Instrumentation des Stückes; Fanny war eifrig bei der Composition des von Hensel gedichteten kleinen Festspiels, wobei ihr der Bruder dienstbeflissen zur Hand ging. Bald schon konnte er mit den Betheiligten die Proben am Clavier beginnen, die, weil es die Eltern zu überraschen galt, in Hensel's jenseits des Gartensaales belegener Wohnung oder bei Devrients, in dem Mendelssohn'schen Gartengebäude, abgehalten wurden. Indeß unterlag das ganze Programm noch starken Schwankungen. Droysen machte mancherlei neue Vorschläge, die angenommen wurden, und in Folge deren er ein „Festspiel mit dem Kinderconcert" dichtete [1]).

Die Polterabendfeier spielte sich am Freitag, 25. December 1829, vor dem zahlreich versammelten Bekanntenkreis programmmäßig ab und erregte die größte Freude. Die Hauptnummer bildete natürlich die mit vollem Orchester ausgeführte „Heimkehr", in der die beiden Schwestern, Devrient, Mantius und sogar der ganz unmusikalische Hensel mitwirkten [2]). Von der unwiderstehlich einschmeichelnden Einleitung der Ouverture sagte Felix, sie sei „seine Widmung, seine Reverenz, mit der er vor die Eltern hintrete, seine Arbeit zu überreichen".

Gleich nach dem Fest erhielt Droysen ein Billet von Felix, er möge diesmal statt, wie hergebracht, am Sonntag, erst am Montag kommen, da die Eltern nicht zu Haus wären. „Es ist auch fast besser, denn das Fest steckt uns Allen noch ein wenig in den Gliedern, weil es doch hübsch war und nun aus ist; aber wie Du schon in Deinem gestrigen Gedicht sagtest —

Dein Felix M. B."

[1]) Eigenhändige Notiz Droysen's.

[2]) Mendelssohn hatte für ihn den Part des Schulzen auf einen Ton componirt. Vergl. Mendelssohn an Rebecka vom 11. September. Hensel, Bd. I, S. 303.

Es ist nun bereits wiederholt der Poesien Droysen's gedacht worden. Soweit sie mit Mendelssohn's Frühzeit in Zusammenhang stehen, mag hier darüber, was etwa zu sagen wäre, gesagt sein.

Daß er für Felix und Fanny „oft genug Gedichte gemacht habe", erwähnt er in dem bereits mitgetheilten Brief an seine Schwester vom 11. Juli 1829 selber, und in einem später mitzutheilenden erklärte ihm Felix, daß er gerade seine Lieder besonders gern in Musik setze. Wie er gleich den Beginn ihrer Freundschaft in ein paar Dichtungen besang, so hat er ihm schon früh Lieder für die Composition gedichtet, ja gelegentlich auch liederartigen Compositionen von ihm — „Liedern ohne Worten" also — auf seinen Wunsch nachträglich ihrer Stimmung entsprechende Verse untergelegt. Da er selber auf derlei Schnitzel müßiger Stunden keinen Werth legte, so hat sich im Wesentlichen nur erhalten, was von dem Freunde in Musik gesetzt wurde. Eines untergegangenen Droysen'schen Gedichtes erwähnt Mendelssohn in einem Brief, den er auf seiner englischen Reise am 3. August 1829 (an die Seinen) schrieb. Er schildert da das schottische Hochland, das er mit Klingemann besuchte: „Das Land ist weit und breit dick bewachsen und belaubt, von allen Seiten stürzen reiche Wasser unter den Brücken vor, wenig Korn, viel Haide mit braunen und rothen Blumen, Schluchten, Pässe, Kreuzwege, schönes Grün überall, tiefblaues Wasser, aber Alles ist ernst, dunkel, sehr einsam. Doch soll ich's beschreiben? Fragt Droysen danach, der kennt es besser und kann es malen; wir haben uns immer Zeilen seines ‚Hochlands' hergesagt. Lieber Droysen, woher kennst Du Schottland? Es ist so, wie Du sagst."

Auch Droysen's Dichtungen zum Polterabend und zur silbernen Hochzeit von Mendelsohn's Eltern, sowie die zu Fanny's Polterabend und wieder eine zu ihrem 23. Geburtstag (14. Nov. 1828) scheinen mit manchen anderen, von denen sich nicht zufällig eine Erwähnung erhalten hat, untergegangen zu sein.

Mendelssohn's in jenen Jahren entstandene Liedercompositionen sind als opus 8 und 9 erschienen. Wenn sie es auch an Bedeutung mit so mancher seiner späteren nicht aufnehmen, so ist ihnen doch in hohem Maß der knospenhafte Reiz der Jugend eigen. Und die einfache Schlichtheit, die knappe Sachlichkeit, mit der sie die Stimmung des Gedichtes in Musik umsetzen, gibt gerade ihnen etwas ausgeprägt Volksthümliches. Paul Fleming's „Pilgerspruch" (op. 8 Nr. 5) und vor Allem das Lied vom Schnitter-Tod (op. 8 Nr. 4) erzielen mit den geringsten Mitteln die ergreifendste Wirkung. — In der zweiten Sammlung (op. 9), die unter dem Titel „Zwölf Lieder mit Begleitung des Pianoforte, erstes Heft: Der Jüngling; zweites Heft: Das Mädchen" (Berlin bei Schlesinger) erschien, befinden sich nicht weniger als sieben, deren Texte von Droysen stammen; manche von ihnen freilich ohne Autornamen, manche unter dem Pseudonym „Voß". Es sind folgende[1]):

[1]) In der vortrefflichen von Max Friedländer besorgten Peters'schen Ausgabe sind es die Lieder Nr. 57, 60, 61, 63, 64, 66, 68. Daß sich unter dem Namen Voß der Droysen's verbirgt, hat bereits Friedländer bemerkt. Nr. 1 schildert eine Scene im Mendelssohn'schen Garten, die Felix dort hatte, und ist eine (rhythmische) Vorstudie zu dem Chor im „Paulus": „Seid uns gnädig, hehe Götter." — Nr. 11 entstand zur Einsegnung von Droysen's jüngster Schwester.

op. 9. Nr. 1. Frage. Ist es wahr, daß Du stets dort? (Voß.)
Nr. 3. Wartend. Sie trug einen Falten. (Ohne Namen.)
Nr. 4. Im Frühling. Ihr frühlingstrunk'nen Blumen. (Ohne Namen.)
Nr. 6. Scheidend. Wie so gelinde die Fluth bewegt. (Voß.)
Nr. 7. Sehnsucht. Fern und ferner schallt der Reigen. (Droysen.)
Nr. 9. Ferne. In weite Ferne will ich träumen. (Droysen.)
Nr. 11. Entsagung. Herr, zu Dir will ich mich retten. (Droysen.)

Dem Ton nach scheint auch das ohne Dichternamen eingefügte Lied „Geständniß": „Kennst Du nicht das Gluthverlangen"[1] von Droysen herzurühren. Das zweite und dritte der Lieder (Nr. 3 und 4), eben die beiden, denen der Autorname fehlt, haben ihre kleine Geschichte.

Im Frühling.

Ihr frühlingstrunk'nen Blumen,
Ihr Bäume, monddurchblinket!
Ihr könnt nichts singen und seid stumm,
Wie süß ihr schwelgt und trinket.

Du sehnsuchtleuchtend Mondlicht,
Ihr friedlich hellen Sterne,
Blickt zu den Blumen still herab,
Euch bleibt der Frühling ferne.

Ich trink' und schwelge mit Euch
Und sing's in heller Frühlingslust,
O, wie mir Aug' und Wange glüht!
Wie hebt und sehnt sich meine Brust!

Mir blüht und glüht die Rose
Und mir die frische Frühlingspracht!
All' meine Träume sind erfüllt,
Nun ist dem Herzen Ruh' gebracht.

Droysen hatte dem Liede ursprünglich eine etwas andere Fassung gegeben und es in dieser dem Freunde zugestellt. Der schrieb ihm darauf am 25. Januar 1830:

Lieber Droysen!

Ich habe einen schweren Kampf gekämpft, aber was hilft's? Ich unterliege doch. Die Eitelkeit ist zu stark. Wenn die Deinige nur halb so stark ist, so geht es schlimm, und ich bleibe unten. Nämlich folgendermaßen:

Dies ist ein Bettelbrief.

Dein Lied „Ihr frühlingstrunk'nen Blumen" habe ich bekanntermaßen componirt, und zwar die beiden ersten Strophen zusammen als eine, bis „Wie hebt und sehnt sich meine Brust", und zwar für eine Männerstimme. Nun sagte ich zwar ganz kalt, es thäte nichts, wenn ich die Composition nicht aufschriebe u. dgl.; eben ist mir aber eingefallen, daß es vielleicht eines meiner besten Lieder sein kann, und wie gut es mit seiner Frische in den Männerliederkreis paßte und zu meinem Herbstlied „Ach wie schnell"[2] einen Gegensatz bildete. Nun schwör' ich Dir aber, Deine beiden letzten Strophen sind incomponibel, namentlich das Ende; bitte Dich, mach mir auf den Rhythmus der beiden ersten eine andere Strophe mit einer

[1] op. 9, Nr. 2. Peters, Nr. 59.
[2] „Im Herbst", op. 9, Nr. 5. Text von Klingemann.

Pointe oder einem Witz, kurz was Nettes, Schlagendes, denn die jetzige Endigung weckt nur das Nachdenken (vergl. Gottsched). Bei Gott, W. Voß weiß sonst nicht, was er thun soll. Hilf hier kniee ich.

Droysen antwortete umgehend (26. Januar 1830), daß er, um keinen Zweifel an seiner Willfährigkeit zu lassen, ein anderes Ende zu schreiben versuchen und ihm, wenn sie sich heute Abend sähen, davon sagen wolle. Und diesem Billet folgte unmittelbar ein anderes mit einem auf seinen Wunsch rasch hingeworfenen Gedicht, dessen Mittheilung unterbleiben mag, da ihm, so ansprechend von Inhalt und gefällig im Rythmus es ist, die nöthige Durchfeilung mangelt.

Die frühlingstrunk'nen Blumen sind eigensinnig wie ein junges Mädchen, sie sagen noch: entweder wie sie sind oder gar nicht. Aber man braucht nur einen Diener zu machen und sie werden sich fügen; besonders sieht mich die thauig frische Rose so zitternd wehmüthig an, als ob sie allein meinen Frühling machte. Aber das muß ich besser wissen, liebste Rose, denn die Poesie sagt heute zum Ton: mein lieber Mann, und der Frühling ist bloßer Hausfreund. Die Kinder aber sind sechs Lieder. 'Morgen. Dein Joh. Gust. Droysen.

Auch das Lied „Wartend" (op. 9, Nr. 3), dessen Composition „zu dem Vortrefflichsten gehört, was in dieser Gattung geschrieben ist und den eigenthümlichen Romanzenton so sicher trifft wie nur wenige derartige Musikwerke"[1]), mag in dieser Zeit entstanden sein.

Sie trug einen Falken auf ihrer Hand
Und hat ihn über den See gesandt,
Komme du bald!
Er kam mit dem Falken wohl über den See
Und bließ ins Hüfthorn vor Lust und Weh,
Komme du bald!
Der Falk flog weit in Wald und Nacht,
Vom Morgentraum ist das Fräulein erwacht,
Komme du bald!

Am 6. Mai 1830 sandte Droysen den Schwestern „zu singen einige Noten, mit denen sich F. Mendelssohn Euch herzlich empfiehlt; namentlich hat er das eine, mein Lieblingslied, Euch abgeschrieben; hätte nicht die Zeit gedrängt, so hätte Hensel, der Hofmaler, ein Bildchen vorauf gemalt, was schon ein ander Mal geschehen wird."

Am 11. August schrieb er ihnen:

Aus Euren Briefen ersehe ich, daß Euch der Falke aus den Händen fliegt, im Grunde ein böses Zeichen für mich; muß mich aber darüber erklären, damit er Euch nicht thöricht erscheint. Das Fräulein hat jenen Traum, als sende sie einen Falken mit heimlicher Botschaft über den See: „Komme du bald"; und mit dem Falken auf der Hand kommt der froh blickende Ritterjüngling und ruft dem Mädchen mit Hörnerklang: „Komme du bald!" Und nun verschwimmt der Traum, weit und weiter fliegt der Falke in die Nacht, das Fräulein erwacht und ruft doppelt sehnsüchtig: „Komme du bald." In jenem Liederkranze aber singt dies Lied vom Fräulein derselbe Jüngling, der wartend im Garten unter dem Weingang

[1]) Reißmann, S. 82.

steht[1]), er wartet und singt: „Komme du bald." So spielt es herüber und hinüber.

Vielleicht macht es Dir Freude, einmal ein paar Gedichte zu lesen, da zu Euch, liebe Schwestern, was ich sonst arbeite, so wenig Beziehung und Interesse hat. Die beiliegenden machen einen Theil von mehreren, die etwa zusammen unter dem Titel „Die Nächte" stehen können, verschiedenartige Situationen und Momente, die der Nacht angehören, theils ernsteren, theils phantastischen Inhalts, bald ein ländliches Haus mit schweigsamer Sommernacht, in weiter, öder Flur, auf dem feuerlosen Herd zirpt ein spätes Heimchen; bald eines Todten Besuch, der, ein bleiches, zitterndes Gerippe, um den Schläfer nicht zu schrecken, um die leeren Augenhöhlen seines Schädels ein schwarzes, flackerndes Band gebunden hat; bald ein ewig rauschender Fichtenwald, um den der Mond gleich einer Spinne das trughafte Licht webt, und dergleichen. Ich schreibe gern dergleichen Sachen, wenn mich trockene Untersuchungen müde oder gar seltene Freude feierlich gestimmt hat.

Das war nun wieder ein fröhliches, herzliches Beisammensein der beiden Freunde in diesem Winter 1829 auf 30; um so herzlicher, als es nur kurze Zeit währen sollte, denn zum Frühling stand Felix' Abreise nach Italien bevor. In einem Brief an Albert Heydemann (vom 18. Januar 1830) läßt Droysen seinen Gefühlen freien Lauf:

Der Felix ist ein herzlichster, liebster Freund. Wie ich ihn und seine Schwestern lieb habe, wenn ich es beweisen könnte mit größten Opfern! Es genügt mir wenig, daß ich sie so liebe, ich möchte es heftig bewähren. Fanny's Augen könnten mir den Frieden der Seele am sonnenhellen, feierlichen Sonntagsmorgen geben. Rebecka ist am schlimmsten daran; sie ist doppelt arm, wenn Felix nach Italien; Hensel versteht sie gar nicht, Fanny gehört ihr nicht, die Eltern lieben sie nicht viel; sie sagte, daß ich nicht fremd werden möchte. So muß sie nach Entlegenstem greifen.

Mendelssohn verließ Berlin am 7. Mai[2]), und die übrige Familie blieb trotz des so fein ersonnenen und ausgeführten Planes überhaupt daheim.

Als Droysen nach der Abreise des Freundes zum ersten Mal zu Hensels kam, setzte sich Fanny an das Clavier und sang ihm — „dem lieben Droysen", wie sie ihn in ihrem Tagebuch nennt — das Lied (op. 9, Nr. 9) vor, das er ihr vor einem Jahre, da Felix seine erste größere Reise antrat, gegeben, und das sie in Musik gesetzt hatte. Es war der Ausdruck der Stimmung, die beide erfüllte.

---

[1]) Anspielung auf op. 9, Nr. 1 „Frage":

Ist es wahr,	Was ich fühle,
Daß Du stets dort	Das begreift nur,
In dem Laubgang	Die es mit fühlt,
An der Weinwand	Und die treu mir
Meiner harrst?	Ewig bleibt.
Ist es wahr? Sprich!	

[2]) Wie sich aus Droysen's Brief an Mathilde vom 6. Mai ergibt. Hensel, Bd. I, S. 313 nennt fälschlich den 13. August als Tag der Abreise. Dem widerspricht auch, daß der erste der veröffentlichten Reisebriefe Mendelssohn's vom 21. Mai (aus Weimar) datirt.

Ferne.

In weite Ferne will ich träumen,
Da wo Du weilst,
Wo aus den schneeig hellen Räumen
Die Bäche in die Seen schäumen,
Da, wo Du weilst.

Will mit Dir durch die Berge streifen,
Da, wo Du weilst;
Wo auf dem Eisfeld Gemsen schweifen,
Im warmen Thale Feigen reifen,
Da, wo Du weilst.

Und heimlich will ich weiter denken,
Wenn Du heimkehrst.
Es mag die Zeit uns nicht betrüben,
Wir sind die Alten doch geblieben,
Wenn Du heimkehrst.

Während Mendelssohn bis in den Sommer 1832 von Berlin abwesend blieb — auch Paris und das von ihm sein Leben lang besonders geliebte England suchte er auf — begannen sich Droysen's äußere Verhältnisse günstiger zu gestalten. Dank wiederum den Bemühungen des wackeren Directors Köpke erhielt er zum Herbst 1830 am Grauen Kloster die Anstellung eines „Streit'schen Collaborators", die mit einem festen, wenn auch bescheidenen Gehalt, freilich auch mit einer großen Zahl von Unterrichtsstunden verbunden war. Und im folgenden Jahre wurde er auf Köpke's Antrag und ausdrückliche Empfehlung als letzter ordentlicher Lehrer am Kloster mit 360 Thalern „und dem principienmäßigen Antheil am erhöhten Schulgeld" angestellt. Er fühlte sich hochbeglückt. Hatte er doch nun, unter Hinzurechnung seiner Einnahmen aus privatem Unterricht, die Mittel zur reichlichen Unterstützung der geliebten Schwestern und zur Erlangung der Doctorwürde. Noch im Jahre 1831 erfolgte seine Promotion.

Dazu hatte sich endlich ein Verleger für seine Aeschylus-Uebersetzung gefunden, die nun 1832 im Druck erschien, während der junge Doctor seine „Geschichte Alexander's des Großen" im Manuscript vollendete, die dann im folgenden Jahre veröffentlicht wurde. Das war ein rascher und überraschender Aufstieg des Fünfundzwanzigjährigen, der seinem Namen in der gelehrten Welt einen guten Klang gab und ihm die Freundschaft mancher Koryphäen der Wissenschaft, vor Allem die des großen Bonner Philologen Welcker, eintrug.

Das Ziel seiner Wünsche war die Universitätslaufbahn. Jetzt entschloß er sich zur Habilitation. Im Jahre 1833 trat er, ohne seine Lehrerstellung aufzugeben, als Privatdocent in die Berliner Universität ein, der er seine wissenschaftliche Ausbildung verdankte. Der zahlreiche Hörerkreis, der sich bald um ihn sammelte, war die beste Rechtfertigung dieses Schrittes. Und die Anerkennung blieb nicht aus. Schon nach zwei Jahren wurde ihm der Professortitel verliehen. Es waren Jahre voll unermüdlicher und höchster geistiger Anspannung, zerrissen zwar durch die von der Noth gebotene Vielseitigkeit der Thätigkeit, doch aber erfüllt von jener Concentration der Arbeit, ohne die in der Wissenschaft hohe Ziele nicht erreicht werden.

Auch in der Familie Mendelssohn hatten sich während dieser zwei Jahre wichtige Veränderungen ereignet. Im Herbst (5. November) 1831 verlobte sich Rebecka (Hensel, Bd. I, S. 328 u. 261 ff.) mit Dirichlet „nach längerem Widerstand der Eltern, die andere Bewerber lieber sehen mochten“[1]). Die Hochzeit fand im Mai 1832 statt. Im Mai 1831 war der jüngste Sohn Paul als Kaufmann nach London gegangen. So war das gastliche Haus leer geworden, und was die Jugend vor Allem anzieht, — die Jugend —, war ausgeflogen.

Im Sommer 1832 kehrte Felix nach Berlin zurück in der Absicht, sich dort seßhaft zu machen. Er trat als Bewerber um die durch Zelter's Tod erledigte Stelle des Directors der Singakademie auf. Denn obschon es ihm seine Verhältnisse gestattet hätten, als Componist frei und unabhängig seiner Kunst zu leben, war er doch von dem verständigen Vater in der Anschauung erzogen worden, daß wie jeder Andere, so auch der Musiker einen festen Beruf haben müsse, in welchem er sich seinen Mitmenschen nützlich mache, und durch den er sich in alltäglicher Arbeit sein Brot verdiene. Aber seine Bemühungen scheiterten. In unglaublicher Kurzsichtigkeit zog man ihm einen höchst unbedeutenden Concurrenten (Rungenhagen) vor. Das sollte bekanntlich von entscheidendem Einfluß auf sein ferneres Schicksal werden. Von nun ab war sein Leben eine ruhelose Wanderschaft, die ihn weit in der Welt herum brachte; von unschätzbarem Segen für die Kunst, denn überall knüpfte sich an sein Auftreten ein nachhaltiger Aufschwung der Musik, überall machte sich der reformirende Einfluß seiner genialen Persönlichkeit sofort geltend, kaum minder bedeutend, als die Fülle seiner Werke, mit denen er in wunderbarer Schaffenskraft jahraus jahrein die Welt beschenkte, — aber sein zarter Körper war auf die Dauer einer so aufreibenden geistigen Anspannung nicht gewachsen.

Schon 1833 verließ er Berlin wieder und ging zunächst von Neuem nach England, wie zum Trost für die trübe Erfahrung, die er in seiner Vaterstadt gemacht hatte. Denn in England wußte man ihn nach Gebühr zu schätzen und nahm ihn, wenn immer er kam, jubelnd mit offenen Armen auf. Noch im Herbst dieses Jahres übernahm er die Stelle des städtischen Musikdirectors in Düsseldorf, die er zwei Jahre lang bekleidete. Hier trat er auch dem Kreise der Maler näher, namentlich seinem Landsmann Eduard Bendemann, mit dem er dauernd in freundschaftlichen Beziehungen blieb. Im Sommer 1835 erhielt er einen Ruf nach Leipzig, um (an Chr. Aug. Pohlenz' Stelle) die Gewandhausconcerte zu leiten. Bis 1841 blieb er in dieser Stellung. Was er für das rheinische, für das leipziger Musikleben gethan, wird für alle Zeiten unvergessen bleiben.

Und neben dieser segensreichen praktischen Thätigkeit — welche stattliche Reihe wundervollster Schöpfungen, die in diesem Jahrzehnt entstand! Neben vielen Compositionen für Clavier und für Orgel, Liedern für eine und mehrere Stimmen die Ouverturen zu den „Hebriden“, zur „schönen Melusine“,

[1]) So schreibt Rebecka's Neffe. Hensel, Bd. I, S. 396.

zu „Ruy Blas", „die erste Walpurgisnacht" und die Symphoniecantate („Lobgesang"), das Oratorium „Paulus", der 42., 95., 114. und 115. Psalm, die A-dur-Symphonie, das Clavierconcert aus D-moll und das H-moll-Capriccio für Clavier und Orchester und so vieles Andere, Unvergängliche. Genie ist Fleiß, — wahrlich wenn auf Einen, so paßt dies Wort auf Mendelssohn.

Nur in der zweiten Hälfte des Jahres 1832 weilten er und Droysen noch einmal für längere Zeit in denselben Mauern, und zwischen ihnen erblühte sofort wieder der alte, trauliche Verkehr. Damals, so scheint es, ist es gewesen, daß Droysen für ihn eine Uebersetzung der köstlichsten aller Komödien des Aristophanes, der „Vögel", anfertigte, um ihm die reizvolle Kunst dieses geistsprühenden Komikers näher zu bringen und ihm dessen unnachahmlichen Humor anschaulich zu machen. So entstand ein höchst originelles Werk, denn an die Stelle der altathenischen Verhältnisse setzte Droysen solche der Gegenwart: die Zustände, wie sie sich unter dem Einfluß der Julirevolution gestaltet hatten, Berliner Localangelegenheiten und Tagesklatsch aller Art. Das Manuscript hat sich leider nicht erhalten. In meiner Jugend sah ich es noch. Es war voll von übersprudelnder Laune. Droysen hat eben diese Arbeit im Sinn, wenn er in der Vorrede zum ersten Bande seiner Aristophanes-Uebersetzung schreibt: „‚Die Vögel', an denen ich mich zuerst versuchte, bearbeitete ich in solcher Weise, daß jede Anspielung auf athenäische Personen, auf griechische Verse, auf damalige Zustände mit entsprechenden aus unserem Gesichtskreise vertauscht wurde, wie denn Goethe schon den Anfang dieses Stückes in ähnlicher Art umgewandelt hatte. Es war das gegen das Ende des Jahres 1830[1]); die damaligen Zeitereignisse gaben mir eine entsprechende Tendenz aus der Gegenwart; aus dem medischen Hahn machte sich wie von selbst der gallische Hahn, der statt der Tiara die rothe Mütze trägt und noch heute der Höfe Tyrann ist u. s. w."

Und in einem Brief an Welcker vom 1. September 1834: „Es war ein Scherz, daß ich vor Jahr und Tag meinem Freunde Felix Mendelssohn, der gern den alten Spötter kennen lernen wollte, die ‚Vögel' übersetzte; weil es nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war, folgte ich ganz meiner Laune und Ansicht über die mögliche Treue und erlaubte Untreue; meinem künstlerischen Freunde zu Gefallen sah ich auf nichts emsiger, als der Uebersetzung die künstlerisch schöne Form, die unendlich holdselige Leichtigkeit und poetische Farbigkeit des Originales zu erhalten."

Von 1833 ab sahen die beiden Freunde sich nur noch selten und immer nur auf kurze Zeit; in den nächsten Jahren, bis 1840, nur, wenn Mendelssohn vorübergehend zum Besuch in Berlin war. Da mußte denn der briefliche Verkehr entschädigen.

Im Herbst 1834 hatte sich Droysen verlobt. Mendelssohn schrieb ihm auf die Mittheilung von Düsseldorf aus am 15. Februar 1835:

[1]) Diese Zeitangabe ist ungenau. Droysen notirt einmal: „Schon 1831, wenn ich mich recht entsinne, hatte ich ‚Die Vögel' in einer theilweise erhaltenen freien Uebersetzung versucht." Auch diese Datirung stimmt nicht, da Mendelssohn, für den er diese Uebersetzung anfertigte (vergl. den Brief Droysen's an Welcker im Text), während dieses Jahres nicht in Berlin war.

Lieber Droysen!

Es mag wohl bei Deiner frohen Verlobung sich mancher Freund eingefunden haben, um Dir seinen Glückwunsch zu bringen, wenn Ihr Euch auch sonst lange nicht gesehen hattet, und weiter soll der Brief auch nichts. In einer so freudigen Stimmung, wie Du jetzt erleben mußt, ist Dir's gewiß auch lieb, an alles frühere Gute oder Schlimme zurück zu denken, und Dich über das zu freuen, was Dir aus solcher Zeit geblieben ist. Mir geht's so, und denke ich dann an Menschen, von denen ich gewiß bin, daß sie mir durch Gutes und Schlimmes und manche Zeit nahe blieben, so ist mir's von aller Erinnerung das Liebste; drum will ich Dir gern heute sagen, daß ich Dir ein solcher Mensch bin, und daß mir's lieb wäre, wenn Du das schon gewußt hättest und in diesen Tagen auch an meine Theilnahme an Deinem ganzen Leben gedacht. Nimm denn meinen besten, herzlichsten Glückwunsch; wenn wir auch wohl nicht wieder mit einander leben werden, so laß uns darum uns doch nicht von einander entfernen. Es thut mir nur leid, daß ich Deine Braut so wenig kenne, sie eigentlich nur zwei Mal gesehen und fast nicht gesprochen habe, indeß kann ich mir denken, daß Du ein glücklicher, froher Mensch sein mußt, und so brauche ich auch kein Glück erst zu wünschen, nur etwa Fortdauer.

Du wirst Dich gewiß nun bleibend in Berlin aufhalten, Dir Dein Leben da zimmern; ich werde wohl nur zum Besuch wieder dahin kommen. Wenn's aber geschieht, so lade mich gleich zum Kalbsbraten und Apfelmus zu Dir ein, und mache das netteste Haus von der Welt; denn freilich, wenn das so ein Paar ordentliche Leute thun wollen, so sieht's schon hübscher in dem steinernen, staubigen Städtchen aus. Wurde mir doch am Abend bei Heydemann's respectabel zu Muthe, wie da so mehrere gute Cumpane versammelt waren und alle wenig Berlinisch und doch nirgend anders. Mit der Musik ist es zwar dumm [1]) und meines Bleibens nicht, doch wird mir es leid, wenn ich einen Brief schreibe, um Dir zu der Verlobung Glück zu wünschen, und nun denke, daß ich mit lauter neuen Leuten und neuen Freunden lebe, nicht mit den Eltern und den alten Freunden, die das alles schon wissen und kennen, was die Anderen weder wissen können noch mögen, die sich um die Personen bekümmern, während die Anderen um die Werke und Resultate.

Was kümmert Dich das alles jetzt? Doch fällt mir es ein, als würde ich's auch sagen, wenn ich mündlich gratulirte und mich am Ofen wärmte, während Du auf dem Sopha unter Bailly säßest. Du weißt drum doch, daß es nicht sehr menschenfeindlich gemeint ist; mir geht es im Gegentheil wohl und fleißig, und es gibt hier viele gute freundliche Menschen. So rücken die Arbeiten vorwärts, und ich glaube, ich mache Fortschritte und werde weiter kommen. Von Plänen für Sommer- oder Frühlingsreisen weiß ich gar nichts, weil ich das Oratorium, von dem Du weißt [2]), und einige andere Sachen erst fertig haben will, ehe ich daran denke; nun schreibe ich alle Morgen bis zu Tisch ruhig weiter; sobald es fertig ist, möcht' ich wohl wieder ein paar Monate fort, aber das kann ich mir noch gar nicht denken, daß es jemals fertig würde, weil mir das Arbeiten selbst das größte Plaisir macht, — Du wirst das ja kennen. Und was hast Du jetzt vor? Ich habe lange nichts gehört, und hier nach Düsseldorf kommen weder Zeitungen noch Kataloge zu mir, so daß ich wenig von Deinen neuen Arbeiten oder Erfolgen weiß. Ich bin zwar gleich wie die Freunde, über die ich erst schimpfte, aber ich möchte es doch wissen.

---

[1]) Eine von Droysen stammende Lieblingswendung Mendelssohn's, der man in den mitzutheilenden Briefen von ihm noch öfters begegnen wird. Mendelssohn schrieb aus Frankfurt a. M. an Rebecka: „Dieser Brief ist gewiß einer der dümmsten, aber Du bist in Franzensbad, und ich soll nach Scheveningen. Das ist auch vom Dümmsten, wie Droysen sagen würde." Hensel, Bd. II, S. 32.

[2]) Die Anfänge des „Paulus" datiren aus dem Jahre 1834, vollendet wurde er 1835.

Jetzt nehme ich die Mütze und muß wieder gehen. Es haben Dir gewiß mehr Leute Glück und Segen gewünscht, als Dir lieb war, aber es kann nur Wenigen mehr Ernst damit gewesen sein als mir, und wenige können sich über das Gute, das Du erlebst, mehr freuen. So grüße denn Deine Braut auch von mir und lebe wohl. Stets Dein Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Im Jahre 1835 erschien der erste Band von Droysen's Aristophanes-Uebersetzung, die alsbald allgemein als ein Meisterwerk begrüßt wurde und noch heute als solches gilt. Auch wenn der Band nicht die „Vögel" enthalten hätte, — wem anders hätte er ihn eher widmen sollen als seinem Freunde Felix Mendelssohn-Bartholdy? Er sandte ihm, der kürzlich nach Leipzig übergesiedelt war, das Werk mit folgendem Schreiben:

Berlin, 3. November 1835.

Lieber Felix!

Heute müßte ich mir den Galarock anziehen, mit den schönsten Redensarten gepudert, den Klapphut der Verbindlichkeit zwischen den Ellenbogen, Dir beiliegendes blaues Büchelchen zu überreichen. Mag Dir das wunderliche Zeug, das drin steht in dem Buche, gefallen, und wenn es nichts taugt, so ist es meine Schuld.

Ich habe mein Wort nicht gelöst, im Herbst zu reisen; wer kann's auch, der einen Schatz hat und nicht mitnehmen kann, der Arbeit hat, die fertig werden will, und Sorgen, die nimmer fertig werden! Will's Gott, im nächsten Jahr hol' ich's nach, reise nicht allein, freue mich der schönen Gotteswelt, die ich nur vom Hörensagen kenne. Ich sehne mich danach; ich fühle mich bald allzu sehr verschrumpfen in dem ewigen Einerlei von Häusern und wieder Häusern, und das Beste darin sind noch die Menschen, deren Mehrzahl ein noch grämlicheres Einerlei bilden, noch langweiligere Häuser, — ei sieh, ich gehöre schon mit in die lange, trübselige Reihe, es wird Zeit, daß ich Luft, Licht, Wasser, Grün sehe!

Gute Kunde, die uns von Deinem Aufenthalt in Leipzig kommt. Du bist ein seltsamer Mensch, und ich könnte mich darauf freuen, Dich zu überleben und von Dir auch Einiges zu wissen und zu berichten. Sag nur, wie kommt es, daß Du es richtiger triffst als die Andern alle, auch den Punkt im Herzen der Menschen, wo Viele, und selbst die Widerwilligen, noch empfindlich sind? Ich habe das neulich an einem Beispiel a contrario erlebt und erfahren. Es ist hier der „Faust" von Radziwill aufgeführt worden; ich lebe mitten unter Bewundernden, Entzückten, Kennern, ich, der Nichtkenner; alle die sangen, spielten und sprachen, haben es gut gemacht; man war außer sich. Da hab' ich es mir nicht können einreden und gethan, was Du auch sonst nicht gut geheißen, nicht das Halbe auch noch für ein Ganzes an seinem Theil und das Schwache für ein Diminutivum von Kraft zu halten. Ich sage Dir, mir hat es um den Goethe, um unsern lieben alten herzeingewachsenen „Faust" wehe gethan, daß der hat müssen herhalten zu geistreichen Nebendingen, unleidlichen, die dem völlig fertigen, wohlangezogenen Doctor Faust noch einen weitläufigen surtout von Bässen und Flöten und Trompeten und Geigen umhängen, eine schöne Robe für die Medicecrin! Und auch im Einzelnen: ist es möglich (Du kennst ja die Composition), die Ostergesänge kühl und schmetternd wie Dragoner, wenn sie Fahnen holen, einsetzen zu lassen? Und die sentimentalen Trommeln und Pfeifen, die einst russische Urenkel singen mögen in dem Moskowiter Melodram „Das Lager von Kalisch". Und in der Domscene, da braucht der selige Fürst drei Tacte tuba mirum spargens sonum aus dem Mozart, die dorthin nicht passen, und alles Andere macht er selbst, was noch weniger paßt; da müßte trüber Weihrauchduft sein und fernes stetes Requiem lang, unaufhörlich, unerbittlich wie nach Palästrina. Der Dichter soll das alles selbst gar sehr gebilligt haben; ich zweifle nicht. Sag mir nur: bist Du auch damit einverstanden? Denn hier redet

man so viel von schöner Arbeit, von geistreich, von jetzt erst erfolgter wahrer Vollendung des Werks, daß mir angst und bange wird. Wenn es nicht Königlich preußischer Servilismus ist, der den Gemahl der Prinzessin Louise Königl. Hoheit in den Himmel erhebt, ohne die böse Absicht, sondern, was noch ärger ist, aus schlimmer Gewohnheit. Bitte, laß mich das wissen.

Von Marx weiß ich wenig; ich habe ihn, seit ich Dich gesprochen, nur etwa zwei Mal gesehen; wir sind ganz weit von einander. Wie übel war's, daß ich Dich nicht mehr fand, als Du neulich hier warst und ich Tags darauf zu Dir ging; Du kommst bald wieder, dann muß ich Deiner gewisser sein.

Dein Johann Gustav Droysen.

In der That war Droysen ebenso wie Mendelssohn mit Marx jetzt ganz aus einander[1]). Dieser wandte sich nun mit seinen Quälereien um einen Text für das bedeutende Werk, das er immer zu schaffen plante, ohne es je fertig zu bringen, an den unglücklichen Heinrich Stieglitz, einen aus der großen Schar der damaligen Berliner Poeten, der durch den tragischen Opfertod seiner Gattin bekannter geblieben ist als durch seine unbedeutenden Dichtungen. Der reimte denn, von Marx angeregt und angeleitet, sein „Dionysosfest" zusammen, das demnächst auch im Druck erschien und von Droysen bei aller Schonung — die Familienkatastrophe hatte sich kurz vorher ereignet — sehr abfällig im Berliner Conversationsblatt von 1836 besprochen wurde. Das epochemachende Werk von Marx aber blieb nach wie vor aus.

In das Jahr 1836 fiel eine neue Großthat von Mendelssohn's Dirigententhätigkeit, ähnlich der vor sechs Jahren erfolgten ersten Aufführung der Matthäuspassion. Aber diesmal war ihr Schauplatz nicht das undankbare Berlin, sondern Leipzig. Sie bildete den Abschluß der Wirksamkeit in seinem ersten Leipziger Winter. Am 11. Februar 1836 brachte er im Gewandhaus die Neunte Symphonie Beethoven's zur Aufführung, die seitdem den Cyclus der Winterconcerte des Gewandhauses abzuschließen pflegt. Im Frühling dirigirte er sie dann auf dem Niederrheinischen Musikfest, und erst danach — im Herbst des Jahres — erschien sie auch in Berlin. Auch mit seinem neuen Oratorium „Paulus" war er auf diesem Musikfest zum ersten Mal vor die Oeffentlichkeit getreten. Nach den anstrengenden Düsseldorfer Frühlingstagen begab er sich den Rhein hinauf nach Frankfurt, um an Stelle seines erkrankten Freundes Schelble den dortigen Cäcilienverein zu dirigiren. Hier lernte er seine Cäcilie, die Tochter des Predigers Jeanrenaud, kennen, verlobte sich mit ihr und führte sie im folgenden Jahre heim. Droysen war damals (seit Mai 1836) bereits glücklicher junger Ehemann. —

Zum Verständniß der zunächst folgenden Briefe muß außer diesen Daten noch eine Bemerkung voraus geschickt werden.

---

[1]) Mendelssohn hatte die musikalische Professur, die 1830 im Hinblick auf ihn an der Universität geschaffen wurde, in seiner Bescheidenheit abgelehnt und die Wahl auf Marx gelenkt. Später, als er erkannte, daß dieser ihn von jedem anderen Einfluß abzuziehen und ganz unter den seinigen zu bringen suchte, zog er sich von ihm zurück. Die unerfüllbaren Forderungen, die Marx wegen der Aufführung seines Oratoriums „Moses" an Mendelssohn (in dessen Düsseldorfer Zeit) stellte, lösten endlich das Verhältniß vollständig. Vergl. Devrient, S. 100. Natürlich, daß von Seiten der Marx'schen Angehörigen die Sache sehr anders dargestellt wurde.

Seit seiner italienischen Reise war Mendelssohn von einem förmlich leidenschaftlichen Verlangen, eine Oper zu componiren, erfüllt[1]). Hatte er doch den Reiz dieser Kunstform in seinem Liederspiel „Heimkehr aus der Fremde“ kennen gelernt. Herr von Poißel, der Intendant der Münchener Hofoper, kam diesem Verlangen entgegen, indem er ihn um eine Oper für München anging. Mendelssohn erklärte sich bereit. Aber das Libretto! Er war in diesem Punkt sehr wählerisch und schwierig. So schrieb er Mitte Juli 1831 aus Mailand an Devrient: „Du willst, ich solle nur Opern schreiben und hätte unrecht, es nicht längst gethan zu haben. Ich antworte: Gieb mir einen rechten Text in die Hand, und in ein paar Monaten ist er componirt; denn ich sehne mich jeden Tag von Neuem danach, eine Oper zu schreiben, ... aber die Worte sind nicht da, und einen Text, der mich nicht ganz in Feuer setzt, componire ich nun einmal nicht ꝛc.“ Schon vor Jahren (1827) hatte Devrient ihm seinen „Hans Heiling“ angeboten[2]), aber er lehnte ihn ab, weil ihm das Märchenhafte nicht behagte. Dann hoffte er auf eine Bearbeitung von Shakespear's „Sturm“ durch Immermann, dem er in seiner Düsseldorfer Zeit näher trat. Aber Immermann hatte keine Neigung, an seiner Arbeit nachträglich die von Mendelssohn in musikalischem Interesse als nothwendig bezeichneten Aenderungen vorzunehmen. Verhandlungen mit C. von Holtei und über eine Genovefa mit Charlotte Birch-Pfeiffer zerschlugen sich. Eine ihm von dem österreichischen Lustspieldichter Bauernfeld angebotene Zauberoper refüsirte er. Auch mit Scribe trat er in Unterhandlung, die ebenfalls zu keinem Resultate führte. Dasselbe war — um das hinzuzufügen — später mit Gutzkow und J. Fürst in Berlin der Fall. Unerbetene Zusendungen von unbrauchbaren Texten erfolgten in Masse. „Vier Opernsujets“ — schreibt er im Februar 1838 an Rebecka — „habe ich in der vorigen Woche zugeschickt bekommen, eins war immer lächerlicher als das andere.“ Auch an eine Oper „die Jungfrau von Orléans“ und selbst an den „Faust“ hat er gelegentlich gedacht. Dann wieder erbot sich, zu Anfang der vierziger Jahre, Devrient, ihm aus Atterbom's „Insel der Glückseligkeit“ einen passenden Text herzustellen. Aber der Stoff mit seiner „Zauberei und Wunderquellen“ sagte Mendelssohn nicht zu. Darauf kam Devrient mit einem Stoff aus dem Bauernkriege, den Mendelssohn wenigstens nicht von vorn herein ablehnte. Doch ließ er sich dann andere von ihm bezeichnen, von denen ihm aber keiner gefiel. Und als Devrient ihm endlich im April 1846 den Entwurf zu einer Oper „Ritter und Bauer“ mittheilte, hatte Mendelssohn bereits von Geibel eine Loreley erhalten, die ihm mit ihrer an die Melusinenouverture anklingenden Stimmung zusagte, und mit deren Bearbeitung er im Winter 1846 auf 47 begann. Aber nur das Finale des ersten Actes setzte er in Musik. An der Vollendung hinderte ihn sein früher Tod.

---

[1]) Darüber viel in Mendelssohn's veröffentlichten Briefen und den Biographien. Bewunderungswürdig ist auch in diesem Punkte die Ruhe und Klarheit, mit der der Vater urtheilte. Vergl. Hensel, Bd. I, S. 95 f.

[2]) Bekanntlich hat ihn dann Marschner componirt.

So zieht sich der Wunsch nach einer Oper durch die ganze Zeit seiner eigentlichen Meisterschaft. Die Oper war gleichsam seine unglückliche Liebe. Und kein Zweifel, daß es ihm auch für die dramatische Musik nicht an angeborener Begabung gebrach. Das beweist seine „Heimkehr" mit ihren musikalisch fest umrissenen Charaktern, wie sein Loreleyfinale, in welchem der romantische Opernstil Weber's und Marschner's aufgegeben und wieder an den Stil Gluck's angeknüpft ist. Nur freilich, daß die Richtung, die sein künstlerisches Schaffen nahm, mehr zum Epischen als zum Dramatischen hinführte; der Instrumental- und Oratorienstil mit seiner breiteren Ausladung in der Wiedergabe von Stimmungen und Situationen lag ihm natürlicher, als die pointirte Kürze, die der dramatische Stil verlangt. —

Auf Anlaß von Mendelssohn's Verlobung schrieb Droysen:

Berlin, 28. October 1836.

Lieber Felix!

Vielleicht komme ich als einer der Letzten, Dir zu den frohen Umgestaltungen Deines Lebens Glück zu wünschen, aber herzlicher kann Niemand sich mit Dir gefreut haben. Ich habe eine kurze, aber reiche Erfahrung für mich, von der aus ich gestehen darf, daß wir Männer uns es nicht vorstellen können, was wir unser Leben so erweiternd uns reicher und besser machen. Es ist das schöne Vorrecht solchen Verhältnisses, eine Nähe und Innigkeit zweier Persönlichkeiten zu fordern, welche jedes Selbstische von Genuß oder Hoffnung ausschließt, und welche auf das allgemeinste menschliche Empfinden zurückführt, um in demselben jede andere Beziehung neu gestaltet und in anderem Lichte erscheinen zu lassen. Und welche Tugenden, welche Tiefe des Hoffens und des Liebens wir da zu entdecken finden! Der Baum des Lebens wird enger, aber die Strahlen des geistigen Lebens drängen sich so in dem Focus zusammen, von dem eine echt menschliche und wunderbare Wärme des Lebens durchdringt. Wohl wünsche ich Dir, theurer Felix, daß Du so glücklich wirst, wie ich es bin. Gott möge Dich segnen.

Ich hatte, kurz ehe ich von Deiner Verlobung erfuhr, im Sinn, an Dich zu schreiben, und Dir einmal wieder das so oft Gesagte zu sagen; Du weißt es, wie ich Dir von Herzen treu und Freund bin, und es ist mir ein Genuß Dir das wiederholen zu können. Ich hatte auch ein anderes vor, Dir zu schreiben; mir kam in den Sinn, wie schön es wäre, wenn Du einmal eine hübsche Oper zu componiren hättest, und ich war darauf und daran, mich, ohne Dich zu fragen, in so ein Sujet zu versenken und Dir zu machen — dachte aber, der Pegasus ist ein träger Gaul bei mir geworden, und andere machen es ihm zur Zeit geschickter. Die Situation mindestens war ergötzlich, und die erzähle ich Dir, daß Du sie einmal erfährst.

Irgend eine schöne Sklavin eines türkischen Fürsten und ihr Liebster ein Palikare oder Corsar griechischen Stammes und griechische Bierbayern im Hintergrund. Die Geschichte ist klar. Chöre nach Herzenslust, und was könnte vergnügter sein als ein Chorus bayerischer Biersilene auf classischem Boden und unter diese ein sentimentaler blonder Tenor, der unglückliche Liebhaber, dem gegenüber der edle und glückliche Baryton, der kühne Grieche mit seiner Schar in seltsamer Tracht, auf heimlichen Wegen und tollkühnen Plänen. Der Türk wär die Grandezza im Baß, kein Osmin, denn der ist unerreichbar, sondern der Pascha selbst mit seinem Chor, oder Weiberstimmen wären Dir wahrscheinlich lieber. Eine brauchbare Altsituation fände sich leicht. Was denkst Du von solcher Costumirung?

Freilich höre ich eben von gar anderen Gedanken, die Dir in den Ohren sind. Odysseen sollst Du wieder viel vorhaben, das ist gewiß wieder die zierlich verschämte Nausikaa, die Dir mit drein redet *χαῖρε ξεῖν'*? Und wahrlich, Wind und

Wellen genug hast Du da und sonnenhelle Ferne und Rauch, der gerade aufsteigt aus dem Hause von Ithaka. Ich glaube wirklich, dergleichen ausgeprägte Sujets wie das Alterthum gibt, mit ihren festen Charakteren und Situationen müssen der Composition wundervollen Stoff geben, und einmal angefangen, würdest Du auch da wieder Nachahmung genug finden. Einen Stoff der Art hat jüngst Stieglitz verdorben, denn gewiß war das von Marx schön gedacht, den einen Dionysischen Mythos so zu verarbeiten, und seine Anlage, nach der Stieglitz das Dionysosfest gedichtet hat wie nach der Schablone, war gewiß in vieler Hinsicht vortrefflich. Du kennst es doch? Jedenfalls wäre es der Mühe werth, darauf einmal es anzusehen, wie das musikalische Arrangement ruinirt ist. Wir schwelgen hier jetzt in der Ausstellung, die in der That außerordentlich reich ist. Wunderherrliche Gudin's[1]) und andere Franzosen, manche sind Renommisten, aber bei Weitem nicht so viele, wie der Berliner meinte. Overbeck's zum Entzücken, Bilder, daß man kindlich und fromm dabei werden muß, ein friedfertiges Gemüth; der pomphafte Hildebrand, der mich zur Bewunderung zwingt, obschon mir Shakespeare's Bild doch ein wenig lieber ist. Und nun der Lessing, dieser stille Fanatiker! In seiner Hussitenpredigt sind die slavischen Gesichter wahrlich wie eine Bedingung so wilder Geistesbewegung und die tollen Waffen aller Art das kühnste nnd grandioseste Accompagnement der Gemüthsbewegung und der Charakteristik jedes einzelnen. Den guten Meister Schadow habe ich mit seinem großen Altarbilde lieb gewonnen, es macht mir die Empfindung, als hätte er unendlich viel auf dem Herzen zu sagen, und das habe ich sehr gern, wenn es in so stillem Hervorquellen sich doch immer umsonst bemüht, sich zu erschöpfen. Die Berliner bewundern Begas' Bild, wo Heinrich IV. sich an der Thür von Canossa die Schultern reibt, und streiten sich, ob die verzeichnete Perspective göttlich oder imposant sei. Auch Nerenz' Bild macht Furore und hat auch die Portraits von Düsseldorfer Künstlern auf sich. Kurz, es ist ein Concert von Bildern, daß einem die Sinne wirren, und ich glaube, man darf diese Sammlung bedeutender nennen, als eine frühere. Bendemann's Bilder werden wenig goutirt[2]), man bricht bereits den Stab über ihn: er kommt nicht weiter, er geht zurück! Mir scheint es gar nicht so. Hensel's Bild ist ernstlich und energisch; aber mich stört noch einiges daran, mir gefallen die Augen nicht, die er malt; sie schreien, sie blicken Bomben im Bogenwurf, und Analoges ist auch in Bewegung und Tracht, mir scheint das nicht ehrlich und Ausdruck des eigenen Gemüthes, mehr des Wollens.

Neulich habe ich die große letzte Symphonie von Beethoven ganz gehört und bin vollkommen rathlos. Du könntest ein gutes Werk an mir thun, wenn Du Zeit fändest, an mich zu schreiben, und dann ein paar Worte einfließen ließest. Ich komme doch sonst in Beethoven hinein, seine schöne C-moll habe ich wieder ganz genossen und nach Laien Art auch verstanden.

Tausend herzliche Grüße

Dein treuer

Johann Gustav Droysen.

---

[1]) Jean-Antoine-Théodore Gudin, namentlich als Marinemaler damals viel bewundert. Das Gemälde, das seinen Ruhm begründete, war die „Rettung der Passagiere des Columbus" (1831).

[2]) Von Bendemann befand sich auf der Berliner Ausstellung von 1836 sein zweites großes Gemälde aus der jüdischen Geschichte: „Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem"; freilich seinen „Trauernden Juden" nachstehend, da es nicht wie dieses in Rom, sondern in Düsseldorf entstanden war, wo er sich dem Einfluß der „romantisch-sentimentalen Kunstrichtung" nicht ganz zu entziehen vermochte.

Darauf nach langer Pause aus Leipzig Mendelssohn:

Leipzig, 14. December 1837.

Mein lieber Freund!

Eine Antwort, ein Dank um ein ganzes Jahr verspätet sollten wohl fürchten, ganz zurückgewiesen zu werden, und doch habe ich kaum die Furcht — nur schämen thue ich mich ein bischen. Dein Brief hat mir solche Freude damals gemacht, er war von den wenigen Wünschen (unter vielen), die mir so ganz wohl, fast wohler thaten, als wär's gleich Erfüllung, und jetzt erst, wo auch die in so reichem Maße mir Glücklichem zu theil geworden ist, kann ich Dir den Dank für Deine damaligen Wünsche sagen. Daß ich es gleich aufs Herzlichste gethan, lieber Droysen, das hast Du nicht anders von mir gedacht, aber verzeih mir, daß ich's erst jetzt schreibe. Dein Brief traf mich, als meine Cécile mich damals hier mit ihrer Mutter besuchte, wo ich von Leipziger musikalischen Geschäften gehetzt die eigentliche Lebenszeit mit meiner Braut zubrachte und für nichts weiter sorgte und dachte, als sie so lange als möglich jeden Tag zu sehen; wir reisten zusammen nach Frankfurt, wo wir uns in wenig Tagen verheiratheten, dann nach Straßburg und Freiburg und Heidelberg, zurück nach Frankfurt, an den Rhein, doch alles das und meine bunten Fahrten des Sommers und Herbstes hast Du wohl von den Meinigen ausführlicher erzählen hören. Wirklich ist jetzt die erste ruhige Zeit des vergangenen Jahres, und ich wollte, Du verziehest mir darum das Stillschweigen. Ich wollte auch wohl, Du dächtest zuweilen an mich mit einem ähnlichen Gefühl wie das, mit dem ich wohl täglich Deiner und der frohen Zeit, die wir mit einander verlebt, gedenke und immer gedenken werde. Und dann bin ich wieder gewiß, daß Du das thust, und dann möchte ich, wir wären zusammen, und nicht einer dort, der andere da, und so schließen meine Gedanken oft.

Denn es ist damit ein fatales Ding. Ich könnte es an den Fingern abzählen, daß ich mit Dir und mehreren anderen Freunden in derselben Stadt leben müßte, daß wir da viel wirken und treiben könnten, das so unterbleibt, um das es Schade ist, und doch soll es nicht sein. Sogar zum Besuch wird es mir immer schwerer, nach Berlin zu kommen; so gerne wollte ich Weihnachten wieder im elterlichen Hause zubringen, aber es ist nicht möglich, und ich muß nun hoffen, daß ich im nächsten Frühjahr endlich dazu kommen werde, meine liebe Cécile dahin zu führen, und ihr Euch alle von Angesicht zu zeigen, deren gezeichnete oder beschriebene Züge sie schon so genau kennt.

Der Text oder Entwurf dazu, von dem Du mir sprachst, war auch ein Mitgrund meiner verzögerten Antwort. Ich verstand ihn nicht und glaubte damals, die Schuld läge nur an meinem Kopf, den ich gar nicht bei mir hatte. Jetzt aber nach längerer Zeit finde ich mich immer noch nicht heraus und möchte Dich wohl gar sehr bitten, mir es zu erklären und das Nähere zu sagen. Denn in Deinen Zeilen finde ich nur einzelne Charakter- oder Costümzüge, wie Du es nennst, aber nicht die Charaktere selbst oder gar, was sie handeln und thun mit einander, und das ist denn doch die Hauptsache. Ich glaubte, wie gesagt, es läge in Deinen Worten, und ich verstände es nur nicht, aber auch heute kann ich es nicht herausfinden. Das aber weißt Du doch wohl, daß bei Dir der Pegasus nie ein träger Gaul war, ist, noch wird, und daß es mir kein anderer geschickter macht, glaube mir. Im Gegentheil, wenn Du irgend etwas Musikalisches wünschest oder hast, so thust Du mir eine wahre Wohlthat, wenn Du mir davon zukommen lässest — es fehlt mir so ganz daran, und ich empfinde den Mangel so sehr. Ob's davon kommt, daß mir die ganze jetzige Modernesmacherei zuwider ist, oder ob ich gerade was verlange, das so selten ist — ich weiß es nicht —, aber am Zusammenleben und Zusammenwirken mit Gleichgesinnten, aller Art, aller Fächer, Dichter oder Sänger oder Schauspieler, oder Grafen oder Bratschisten, daran fehlt es, wie gesagt, und darum kommen so nette Pläne, wie der von der Odyssee oder manche

andere, die ich habe und hege, nicht weiter, also zurück. Und dabei ist's sonderbar, daß mir's an der regsten Theilnahme von den verschiedensten Seiten nicht fehlt, nur eben an ein Paar Mitarbeitern. Ich hatte vor, mich recht bitterlich darüber zu beklagen, aber die sieben Göttinger Professoren thun es auch nicht, da kann unser eins ganz still sein[1]). Von Immermann hatte ich mir was erwartet, aber sein neuester Roman, von den Epigonen, hat mir so erbärmlich widerstanden, daß ich nun wieder weiter nichts lesen kann. So geht es uns allen mit Heine und Consorten, und von Eurer neuen Berliner Phantasie ist gar nichts zu sagen. Ich mache also Instrumentalmusik, so viel ich kann, mal wieder ein Oratorium, und werde am Ende im nächsten Jahre noch eine englische Oper anfangen müssen, so dumm das klingt[2]). Sonst aber, bis auf diese Lücken, ist mein Leben, auch das öffentliche, hier so angenehm, als ich nur wünschen kann; regsame, theilnehmende Leute. Du hättest nur das allgemeine Interesse sehen sollen an den Unterhandlungen mit Bendemann[3]) und seiner Anstellung in Dresden, die immer noch ein Tagesgespräch ist; zu dem großartigen Kunsturtheile, das da meint, der Künstler sei so eine Art Schuldner und der Publicus ein Gläubiger, der den armen demüthigen Wicht um das Seinige mahnt, zu dem haben sie sich noch nicht erhoben, und meinen, der sei für Lebzeiten ein gemachter Mann, der den Jeremias und die trauernden Juden gemalt hat, auch ohne Anstellung auf Lebenszeit oder Pension. Von der großen neunten Symphonie mit Chören soll ich Dir sprechen? Es ist schwer, überhaupt über Musik zu sprechen. — Du müßtest sie vor allem hören. Die Instrumentalsätze gehören zum Größten, was ich in der Kunst kenne; von da an, wo die Stimmen eintreten, verstehe auch ich es nicht, d. h. ich finde nur Einzelnes vollkommen, und wenn das bei solch einem Meister der Fall ist, so liegt die Schuld wahrscheinlich an uns. Oder der Ausführung. Und darum sage ich, Du müßtest auch die ersten Stücke hören — ich zweifle, daß es in Berlin leicht der Fall sein kann. Im Gesangsatz aber sind die Singstimmen so gelegt, daß ich keinen Ort kenne, wo er gut gehen könnte, und daher kommt vielleicht bis jetzt die Unverständlichkeit. Alles das aber müßte man wenigstens besprechen — nicht beschreiben. Als ich diesen Sommer in Coblenz in einer Gesellschaft war und zwei Consistorialräthe sich so ernsthaft über den Droysen streiten hörte und die oder die Stelle seines Aristophanes und seines Alexander wörtlich anführen und sagen „Droysen sagt", da sagte ich, ich kenne den Mann näher, und man frug mich über alles aus — wie groß und klein Du wärest und was Du gern äßest. Damals wollte ich Dir denselben Abend schreiben und die Geschichte lustig erzählen, nun bin ich aber erst in England und Frankreich und Belgien und Gott weiß wo gewesen. Und Du bist mir am Ende bös geworden und magst es nicht mehr lesen. Dies war aber am Anfang des Briefes schon dumm und ist's am Schluß auch. Wenn Du mal Reisen machst und kommst über Leipzig, so hoffe ich, Du bleibst da ein paar Tage und wohnst in Lurgenstein's Garten, bei mir. Und nun leb wohl, grüße Deine liebe Frau fast unbekannter Weise und doch sehr vielmal, und bleib mir gut Deinem Felix Mendelssohn-Bartholdy.

[1]) Die tapfere Eidesweigerung der „Göttinger Sieben" von 1837 begeisterte wie alle Patrioten so auch Mendelssohn, der an den politischen Ereignissen seiner Zeit sehr regen Antheil nahm. Vergl. z. B. seine Briefe an seinen Bruder Paul d. d. Leipzig, 3. März 1841 (Briefe, S. 279) mit seinen Bemerkungen über Jacoby's „Vier Fragen".

[2]) Wieder die Droysen'sche Lieblingswendung. Schon in dem oben erwähnten Brief vom 15. Juli 1831 hatte Mendelssohn an Devrient geschrieben (Reisebriefe, S. 212): „Ich gehe nun nach München, wo sie mir eine Oper angeboten, um zu sehen, ob da ein Mensch als Dichter ist; denn nur einen Menschen möchte ich, der ein bißchen Gluth und Talent hätte; ein Riese braucht es gar nicht zu sein; und finde ich da keinen, so mache ich vielleicht Immermann's Bekanntschaft, bloß deswegen, und ist er auch nicht der Mann, so versuche ich es in London ꝛc."

[3]) Es handelte sich um seine Berufung an die Dresdener Akademie; zugleich war ihm die Aufgabe zugedacht, mehrere Säle des königlichen Schlosses mit Fresken zu schmücken.

Droysen konnte seiner Antwort wiederum eines seiner neuen Werke beilegen, denn an erfolgreichem Fleiß wetteiferte er mit dem Freunde: dem ersten Bande seiner Aristophanes-Uebersetzung war im nächsten Jahre (1836) der erste Band seiner „Geschichte des Hellenismus" gefolgt; und diesem folgte wieder nur um ein Jahr später der zweite Band Aristophanes, den er am letzten Tage des Jahres 1837 dem Freunde mit nachfolgendem Schreiben sandte:

31. December 1837.

Lieber Felix!

Vor Allem will ich es mir nicht in eine neue Jahreszahl hinüber verschieben, Dir herzlichen Dank für Deinen Brief zu sagen; und mindestens ein Brief mit der Beilage wäre schon früher gekommen, wenn ich Dich nicht bis in den Spätherbst hinein auf Reisen gewußt hätte. So stelle, wenn Du magst, das übersetzte Wesen zu dem Vorgänger; ich komme mir dabei vor wie unter einer Maske, wer es nicht genau weiß, erkennt den darunter nicht, oder wie einer, der mit einer Menagerie sich zeigt, nicht den, der die Mühe hat, sondern die wunderlichen Thiere beschaut man staunend, es sei denn, daß der van Aken[1]) sich neben den Löwen in den Käfig setzt und dann — was ist es mehr, als daß er nicht gefressen wird.

Ich habe es jetzt mit Deinem Paulus. Die kleine zum Theil treffliche Schrift von Mosevius hat mich veranlaßt, vor der demnächstigen Aufführung in der Akademie (früher habe ich ihn bei Fanny gehört) das Werk auch nach den gedruckten Noten kennen zu lernen; ich möchte wohl Kenntniß genug haben, über Deine vielstimmige Christusstimme und über „Mache Dich auf, werde Licht", besonders aber über vieles andere mich zu äußern; Du weißt ja, wie die Berliner sind; helfen wird es auch nichts, da es nicht Rellstab sagt und Du noch am Leben und gar aus Berlin bist. Darum hat es mir eine wahre Beruhigung gegeben zu hören, Du wirst nicht zur Aufführung der Akademie herkommen, obschon ich es bewundere, daß Du es ruhig ansehen kannst, wie Dir hier die dirigierende Langeweile die Frische welk machen und die Kraft verwässern wird. Wir haben neuerdings Wunderbares am Messias erlebt, eine faule, milzsüchtige Aufführung; und besser geht's dem Paulus gewiß nicht. Die Berliner, auch die in der Akademie, fühlen, was sie nach Zelter's Tod für einen einfältigen Streich gemacht haben, und welche Perspective haben sie sich in ihrem prosaischen und contormäßigen Grell gewählt! Kurzum, man sieht wieder, wie selbst die trefflichsten Dinge nicht abstract durch sich gehalten sind, sondern Persönlichkeiten sie tragen müssen.

Was ich früher einmal von einem Operntext geschrieben, war nicht viel mehr als ein momentaner Einfall und das sehr lebhafte Verlangen, Dir, wenn ich könnte, zu Gefallen zu sein. Wenn Du so gut sein willst, Dir diese letzten Worte weiter auszudenken, so findest Du darin einen ganzen Frühlingsgarten voll lauter Blumen und auch hier und da was zu naschen dabei, Du wirst Dich erinnern, wie damals der Garten in der Leipziger Straße blühte, als wir die Flegeljahre lasen. Kurz, brauchst Du mich, so ist es gut, so sage es. Gestern hat unser lieber Ed. Bendemann[2]) bei uns gegessen, und wir haben von Dir gesprochen und uns bewiesen, daß Du eigentlich entschiedenster Weise der Mann dazu wärst, eine Oper zu machen. Ja, hat er gemeint, ich kann mir wohl denken, das ist ein malerisches Sujet und jenes eins für die Meißel; aber was eigentlich das Musikalische an einer dramatischen Handlung ist, weiß ich nicht, das ist gewiß auch ein eigen Ding; ist es etwa, daß durch den ganzen Figaro dieselbe spielende Süßigkeit sinnlicher Lust klingt, und durch die Zauberflöte dieselbe helle Heiterkeit und kinderspielartige

[1]) Besitzer einer jener Zeit berühmten Menagerie.

[2]) Durch seine Vermählung war Droysen ihm verwandt geworden. Beide waren bis zu ihrem Tode aufs Innigste mit einander befreundet.

Lust, nur daß hier und da wie eine Ahnung ein tiefer und ergreifender Ernst klingt? Ist es so eine durchherrschende Grundstimmung, etwa wie auch die eine Landschaft ernst, die andere heiter, die eine ahnungsvoll ergreifend, die andere nach heimlich stillem Glück aussieht? Ich kenne von Opern im Grunde genommen nur Mozart und Gluck, und da paßt mir das. Nun glaube ich, müßte ein rechter Operntext die Tonart treffen, in der Du nicht etwa gestimmt bist, sondern in der der liebe Gott Dein innerstes Wesen componirt hat, und da kann ich nicht sagen, ist es das heiße, wilde H-moll, oder ist es das hellenische A-dur (wenn anders ich recht denke, daß „Seid uns gnädig" in A-dur geht). So sprachen wir, und Bendemann war der Meinung, in der Odyssee sei es eben der romantische Klang, der Dich anzieht. Das ist aber doch wohl kein Drama, ich glaube nicht einmal ein — Oratorium ist ein falscher Name, aber ich denke mir, es ist ein Seitenstück zu den Hebriden, und die holdselige Nausikaa kann ich mir sehr genau denken und den widerlichen brummigen Poseidon auch, aber bloß in Instrumenten. Und als ich dann die schöne Geschichte von dem Schatzhaus des Rhampsinit aus dem Herodot erzählte, von dem ägyptischen Könige und seiner klugen Tochter und dem kühnen Burschen, der an Wagnissen seine Lust hat, und ein äthiopischer Prinz durfte nicht fehlen, — so war ihm das auch nicht recht, er meinte, es müsse doch romantisch sein und wo möglich „das stille Volk" dabei, wie Dir ja der Sturm so passend geschienen, der als Geisterinsel oft genug dagewesen, und gar ein Kaiser Karl, etwa bei Roncesvalles, würde Dir anklingen.

So kannst Du sehen, wie wir von Dir gesprochen, und ich wiederhole, willst und weißt Du irgend etwas, worin ich Dir zu Nutzen sein kann, hier bin ich, hier nimm mich. Aber das thut mir in der Seele weh, daß Du auf englisch componieren willst. Was haben wir nicht schon alles in der Musik an das Ausland verloren! Das thue uns doch ja nicht! Oder machen sie es Dir besser? Sag's, ich will es Dir übersetzen, lieber vor als nach der Composition.

Von Marx weiß ich nur wenig mehr; er hat mir seine Compositionslehre geschickt, woraus ich vieles zu lernen hoffe. Er wird mich mißkannt haben, wie er schon so vieles, was ihm nah und treu war, mit getrübtem Blick angesehen hat; ich habe sein Thun und Treiben nicht mehr verstanden; sein scharfer Verstand ist sein Unglück; er braucht ihn wie einen Spaten, sich den Boden unter den Füßen wegzuschaufeln, um sich eine Anhöhe zu bauen; wenn er nicht eher fallen müßte, so käme er hoch zu stehen; obenein aber schaufelt er auch die Wurzeln der Verhältnisse hinweg, die er hat, er will sich da oben hinein einen neuen Baum von Liebe und Ehe pflanzen, aber es sind schon einige dort umgeweht und verdorrt, ehe sie nur ein Blatt getrieben. Aber weiß Gott, ich bin weit entfernt, den Stein wider ihn zu heben, er thut mir in tiefster Seele weh, um so mehr, da ich in dem, was er mit so tiefem Verlangen sich umsonst ersehnt, sehr glücklich bin. Wohl mögen wir uns zum neuen Jahre vieles Glück wünschen, lieber Felix, es bringt uns beiden ein paar sorgenvolle Tage; und es ist wunderlich, daß uns das Liebste in der Welt durch solche Sorgen nur immer noch theurer werden muß.

Wärst Du nur einmal wieder hier; wie das alles anders geworden ist; wie mancher, sonst frisch und kräftig und elastisch gegen den Druck der Gegenwart, ist matt oder gekrümmt oder auch wohl corpulent geworden, den einen verstimmt die Ehe, die er hat, den anderen, daß er keine hat, den treibt die Gier, was Rechtes zu leisten, jenen quält der Aerger, daß er es nicht kann; wenige sind jung und rüstig geblieben. Du hast es oft genug geklagt, daß die Luft hier nichts taugt; es ist die unablässige Thuerei eines Tretrads; man kommt nicht recht weiter, und reißt einmal ein heftiges Thun draußen Luken auf, daß man hinaussehen kann in die bunte, vielbewegte Welt, nach Göttingen oder Cöln, so sagt die Censur: es giebt Zug, macht die Luken zu! und die dunstige Arbeit geht dann bei dem trüben Lampenlicht der selbstgefälligen Intelligenz weiter fort. Ich habe rechte Sehnsucht, endlich einmal hinaus zu kommen. Es giebt hier auch Liberale; aber

die lautesten unter ihnen sind noch übler, die „unschädlichen Schreier"; Subscriptionen anregend für die Sieben, machen sie sich eine Fête von ihrer Freisinnigkeit und wandeln in ihrer Liberalität, während Dahlmann rührende Worte von Weib und Kind spricht und die edelsten Herzen an den bittersten Wunden kranken.

Und nun soll es für heute genug sein, und hast Du Dich von mir müssen allzulange stören lassen, so denke nur, wie unendlich lieb es mir ist, wieder mit Dir ein Wort geplaudert zu haben. Deiner Frau sag alle besten Grüße und Wünsche von mir und daß kein Blumenstrauß anmuthiger und heiterer sein kann als das Bild voll Anmuth und lebensheiterer Milde, das ich mir von ihr denke.

Ueberhaupt aber wäre es schön, wenn Du nicht bloß Noten schriebst, sondern auch einmal meiner zu gedenken Anlaß nähmest. Dein ewig treuer

Johann Gustav Droysen.

Leipzig, 24. Januar 1838.

Mein lieber Droysen!

Erst vor wenig Tagen erhielt ich Deinen Brief vom 31. v. M. und den Aristophanes dazu, und eile nun Dir zu antworten und herzlich zu danken. Du hast mir wieder ein prächtiges Vergnügen durch das gemacht, was ich bis jetzt vom 2. Bande gelesen habe, und das ist nur das erste Stück (weil ich gerade viel zu thun habe), aber eben bei dem ersten habe ich mich wunderherrlich ergötzt und Dir beim Lesen vielmals im Herzen gedankt, der Du solche einzige Wespen für Leute, wie ich bin, zugänglich und klar machst, wie nie jemand gekonnt hat. Das ist doch noch eine Gelehrsamkeit, die ich mir gefallen lasse; es wird unsereinem angst und bange, wenn in der Vorrede einmal der gelehrte Streit über die Lenäen, oder übers Maschinenwesen vorguckt, und man ist Dir da wieder doppelt dankbar, daß Du all dergleichen einem so entfernt zu halten weißt, daß man sich so wohl bei Deinem Thun und Treiben fühlt, so menschlich und dichterisch, daß einem vor solchen Seitenblicken und gelehrten Streitigkeiten erst recht graulich wird, als säh' man jetzt aus der warmen Stube auf das Eis, wo freilich auch einige Schlittschuhlauf halten, aber man weiß doch, sie lägen bis über die Ohren darin, wenn's warm Wetter wäre. Ich lobe mir's Lebendige, Fruchtbare, und danke Dir von ganzem Herzen, daß Du mir jene ganze Welt so lebendig gemacht hast; von der Vorrede an, die mir ungemein gefällt, und die ich ganz verstehe (was mir nicht oft mit Vorreden begegnet), bis zu dem lächerlichen Ballet am Ende hat mich das Ganze gefesselt. Am meisten freilich der Anfang gleich, bis zum herrlichen nächtlichen Richterchor, und die Instruction, wie man modern sei, und ein paar Chorstellen. Ich habe laut lachen müssen, wie sich der Alte unter den Esel bindet, und sich Niemand nennt. Jetzt laß ich mir das Buch grün binden, damit ich die anderen Stücke recht behaglich lesen kann, und freue mich namentlich auf die Ritter, von denen ich schon so viel gehört habe. Für alles das nimm meinen Dank. Die ungelehrten Leute sollten Dir einen aparten Altar bauen; wer weiß, ob die gelehrten nicht grimmig werden, wenn Du ihre Heimlichkeiten ausplauderst, oder gar nicht thust, als gäb' es solche Heimlichkeiten — und doch mögen's die Gelehrten erst recht zu schätzen wissen, wenn wir ganz flüchtig über Paeonen und Epitrite und andere wilde Thiere hinweg lesen. Uebrigens bist Du doch kein Aken und kein Maskierter, wie Du Dich am Anfang Deines Briefes nennst, sondern wie Du Dich am Ende nennst: Johann Gustav Droysen, das trifft's. Aus Deinem Briefe sehe ich, daß Bendemann noch in Berlin ist; ich glaubte ihn schon in Dresden, geht er nicht bald dahin? Wahrscheinlich wird mich mein Wunsch, die Galerie zu sehen, im Frühjahr dahin führen, ehe ich nach Berlin mit meiner Cécile komme, was, so Gott will, im April geschehen soll. Dann wollen wir mündlich das Thema von der Oper besser besprechen, als es schriftlich wohl geht; wie danke ich Dir für alles Liebe und Freundliche, was Du mir darüber sagst. Da ich nach vielen oft

unangenehmen Erfahrungen fürchtete, in Deutschland keinen ordentlichen Operntext zu bekommen, so habe ich vor einiger Zeit allerdings den Antrag angenommen, für England zu componieren. Es fiel mir sehr schwer, das einzugehen, aber es blieb mir weiter nichts übrig, und das Schlimmste ist doch, die Hände in den Schoß zu legen und auf den Moment zu warten, der dann nie kommt. Freilich habe ich mir vorgenommen, mir die Verse erst deutsch übersetzen zu lassen, da ich wirklich englisch kaum componiren kann (geschweige mag), aber Du darfst das doch nicht thun, dazu ist Deine Zeit zu edel. Willst Du mir aber Eignes machen, dann weißt Du, wie dankbar ich Dir sein würde. Da wir, wie gesagt, über die Oper am besten mündlich sprechen, könntest Du mir nicht irgend etwas anderes bis dahin schicken? Vom Lied bis zur Cantate und weiter wäre mir jedes Gedicht gleich willkommen; ja wer weiß, ob ich Dich nicht in der nächsten Zeit noch einmal förmlich in Anspruch nehme. In diesem Augenblicke hätte ich so gerne irgend ein größeres Gesangstück fürs Concert, bestehend aus mehreren Arien, Recitativen Chören, Orchestersätzen ꝛc. Ich kann Dir kein Beispiel anführen, da ich keines der Art kenne, aber denk's Dir etwa (da Du meinen Paulus kennst), als wenn man, nach der Ouverture anfangend, mit dem Chor „Wir preisen selig" schlösse; es wäre eine Reihenfolge von Musikstücken, die den heiligen Stephanus zum Gegenstand hätte. Natürlich ist das ein schlechtes Beispiel, aber vielleicht siehst Du daran, wie ich's meine; auch könnten die Worte eben so frei und ungleichmäßig behandelt sein, nur müßten die Musikstücke immer auf der Spitze der Situation eintreten (außer dem Recitativ), und also müßten recht viel solcher Spitzen da sein. Das scheint mir das „Musikalische" eines Stoffes zu sein, worüber Dich Bendemann fragte, daß er lieber viel oder lieber eine ununterbrochene Reihe solcher Spitzen von Situationen enthält, auf denen die Musik fußen kann. Weißt Du nun einen Stoff zu einem solchen Concertstück? Er müßte sehr populär, allgemein bekannt sein — und doch nicht theatralisch. Ich denke immer wieder an die Nausikaa, den Sturm, das Einschlafen, das Ballwerfen, am Schluß das Geleit übers Meer — aber Dir sagt es nicht recht zu. Schlügst Du mir doch ein anderes vor und wolltest mir's machen! — Mein Paulus muß sich doch ganz curios in der Berliner Aufführung ausgenommen haben; obwohl mir meine Mutter und Schwester höchst zufrieden darüber geschrieben haben, so weiß ich nicht, warum ich immer denke, es hätte nicht geklungen. Viel Mittel sind da gewiß, aber Du weißt, wie ich den Sand ansehe. Nun bin ich aber wieder auf den Rand gekommen, und seit dem Anfang des Briefes sind acht Tage vergangen, in denen ich genießt, gehustet und wieder Ohrenschmerzen gehabt habe; verzeihe darum, daß mein Dank so spät zu Dir kommt. Die schönsten Grüße von meiner Frau soll ich Dir sagen; die sage auch der Deinigen von mir und den Heydemann's, wenn Du sie siehst. Und schreibe mir bald einmal wieder, wodurch Du mich so herzlich erfreust, und bleibe gut

Deinem

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

In der That beschäftigte ihn damals der Nausikaastoff ernstlich. Er schrieb an Rebecka: „Gestern Abend wurde Deiner wieder einmal recht lebhaft gedacht. Als ich spät mit Schreiben fertig war, las ich der Cécile die Nausikaa aus der Voß'schen Uebersetzung vor und theilte ihr bei jeden 10 Versen die tiefsinnigen Bemerkungen mit, welche Du damals machtest, als wir zusammen in der griechischen Stunde lasen, und die mir jetzt wieder zu Hunderten einfielen. Uebrigens ist das Gedicht wirklich unwiderstehlich, wenn's sentimental wird. Ich hatte es immer schon gern in Musik setzen wollen, natürlich nicht fürs Theater, nur so episch, und habe heute den ganzen Tag wieder neue Lust an der Idee; aber ist denn jetzt mit einem deutschen Dichter was anzufangen?"

Da empfing er von Droysen die vom 24. Februar datirte Antwort auf seinen letzten Brief, dem seine rasch entstandene Dichtung „Nausikaa" beigelegt war: eine Reihe von Scenen, ganz der Angabe Mendelssohn's entsprechend. Zunächst Odysseus' Seefahrt, Poseidon entfesselt den Sturm, Leukothea erscheint als Retterin. Dann das Ballspiel Nausikaa's und ihrer Gefährtinnen am Strand. Odysseus tritt hervor. Darauf das Fest der Phäaken: der Sänger erzählt die Zerstörung Troja's, Odysseus gibt sich zu erkennen. Endlich Odysseus' Abfahrt.

Mancherlei Aenderungen in dem Manuscript von Mendelssohn's Hand zeigen, daß er zur Composition der Dichtung entschlossen war.

Die Scene am Strande beginnt folgendermaßen. Nachdem Odysseus unter dem Schutz von Pallas Athene am Ufer entschlummert ist, erscheint Nausikaa mit ihren Gefährtinnen.

Chor der Mädchen.

Gebreitet hier, gebreitet da
Liegt's weiß wie Schnee im Grünen.
Es ist des Abends Kühle nah
Und ladet zum Spiel im Grünen.

Nausikaa.

Zum Spiele nach des Tages Fleiß,
Ihr Mädchen, schart Euch alle.
Es flieg' der bunte Ball im Kreis
Zum frohen Liedes Schalle.

Chor.

Der Gesang hallt in Wald und Thal,
Wenn der Ball fliegt von Hand zu Hand

Nausikaa.

In der Stille des Mittags,
Wenn Cikade zirpt im Korn
Und Najaden im Schilfkranz
Träumend ruhn am kühlen Born,
Durch die Fluren schweift Pan hin,
Bläst auf seinem feuchten Rohr,
Und es eilt die Dryade,
Eilt herbei der Satyrn Chor.

Chor.

Und Gesang hallt in Wald und Thal,
Und der Ball fliegt von Hand zu Hand.

Nausikaa.

In der Stille der Sternnacht,
Wenn das Heimchen zirpt am Herd,
Und Endymion der Schläfer
Träumend greift nach seinem Schwert,
Durch den Wald schweift mit den Nymphen
Artemis im Mondenschein,
Bis erjagt ist der Goldhirsch
Und die Schar sich schürzt zum Reihn.

Chor.

Und Gesang hallt in Wald und Thal,
Und der Ball fliegt von Hand zu Hand
Vorbei, vorbei! Er flog vorbei!
Vorbei, vorbei! Das Spiel ist frei.

Und nun tritt Odysseus hervor, die Mädchen fliehen erschreckt, nur Nausikaa bleibt; lange Wechselrede zwischen beiden.

Mendelssohn beeilte sich, zu antworten:

Leipzig, 5. März 1838.

Lieber Freund!

Nimm meinen herzlichen Dank für Deine liebe, freundliche Sendung, für die angenehmen Stunden, die mir Dein Gedicht von der Nausikaa schon bereitet hat, und für die vielen, die ich ihm gewiß noch später verdanken werde. Wohl, wie Du sagst, ist mir schon das so lieb, daß beim Anklopfen der alte vertrauliche Gruß wieder erschallt, und diese Freude hatte ich schon gleich, als ich den Namen las und das Gedicht in der Hand hielt, wie viel mehr als ich den Inhalt selbst kennen lernte. Wollte ich Dir einzelne Stellen anführen, die mir vor anderen gefallen, so hätte ich viel abzuschreiben, denn es sind ihrer gar viele; nur das heute, daß gerade an der Ballspielstelle, die Du für schwer hältst, die Musik sich wie von selbst finden wird, daß ich Deine Worte höchst reizend finde, und nur wollte, es wären ihrer noch einmal so viele da; auch der Demodoros ist mir sehr nach meinem Sinn und die meisten Chöre. Soll ich auch etwas anderes wünschen (da ich denn doch einmal die Berliner Natur noch nicht ganz aus den Gliedern kriegen kann), so ist es die Länge, theilweise auch der recitativische Zuschnitt des Ganzen; ich hätte mir's kürzer und freier gewünscht, es durfte nichts vom Oratorium anklingen. Indeß, was ich wünsche, ist vielleicht mit Wenigem gemacht; Du bist ja selbst so freundlich, mir zu manchen musikalischen Aenderungen die Hand zu bieten. Das müssen wir mündlich mit einander besprechen, und ich hoffe, wir werden es in kurzer Zeit, wenn wir uns wiedersehen; zwar hätte ich Dir lieber gleich Musik dazu mitgebracht, statt der Desiderata, aber ich stecke jetzt in vielerlei Arbeiten, Instrumental- und anderer Musik, auch Geschäften und Häuslichkeiten, so daß ich die nächsten Wochen kaum durchkommen kann, und gegen Ostern schon hoffe ich, so Gott will, nach Berlin zu kommen. Dann sehen wir uns wieder, und hoffentlich sehr viel und oft, und dann wollen wir uns bald über das, was ich hie und da noch wünsche und was Du mir gewähren magst oder nicht, verständigen.

Meine Frau ist jetzt Gottlob wieder wohl, nachdem sie sich von einem schweren Krankheitsanfall schnell und glücklich in den letzten vierzehn Tagen erholt hat; sie wird bald wieder ausfahren dürfen, und ich erwarte diesen Tag ihrer völligen Genesung mit großer Sehnsucht, denn ich denke immer schlecht von der Stubenluft und meine, so ein Tag wie heute sei auch eine Arznei; da thut einem das Athmen so wohl. Mein kleiner Knabe gedeiht kräftig, und meine Frau stillt ihn selbst, daß es eine Wonne zu sehen ist. Lebe wohl, für heute, lieber Droysen, grüße die Heydemann's aufs Herzlichste, und wenn Deine Frau einen Gruß von mir mag, so sag ihr den allerschönsten. Nun aber habe nochmal meinen herzlichen, herzlichen Dank, Du lieber Freund, für Deine Güte, und behalte auch immer lieb

Deinen

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Als die Freunde sich im Laufe des Winters 1839 auf 1840 in Berlin wiedersahen, ahnten sie nicht, daß ihrem Leben eine bedeutsame Veränderung bevorstand. Der nächste, den sie traf, war Droysen, der gegen Ende des

Winters einen ehrenvollen Ruf nach Kiel erhielt, worüber er an Mendelssohn schrieb:

Berlin, 25. März 1840.

Lieber Felix!

Seit langen hatte ich mir vorgenommen, Dir zu schreiben, so hatte es mich erfreut, Dich wieder zu sehen und so zu sehen, wie ich Dich fand. Nun, nach einem für mich ziemlich mühseligen Winter voller Staub, Dunst und Nervenschwäche hab ich nicht bloß einige Muße, da sich die Ueberschwemmung von Geschäften und Sorgen allmählig verläuft, sondern auch äußerlichen Anlaß. Ich will nicht von Berlin hinweggehen, ohne Dich noch einmal begrüßt zu haben, und ich gehe bald genug.

Du magst es schon gehört haben, daß ich als Geschichtsprofessor nach Kiel gehe. Ein kleines Städtchen in der That, ein kleines Ländchen; und doch gehe ich, nach manchem Kampf freilich. Mir ist zu Muth, wie einer Dampfmaschine sein würde, wenn sie empfinden könnte, der man geraume Zeit nicht die rechte Heizung und gehörigen Raum zur Bewegung gestatten wollte, und endlich läßt man sie mit voller Kraft frei und wird nun sehen, wie sie arbeitet. Ich werde aufathmen, und obschon es nun zehn Jahre oder mehr sind, daß ich wie im Druck gewesen, ich fühle, daß mir die Kraft des Gegendruckes noch nicht erschlafft ist. Wäre es hier weiter so fort gegangen, — und ich hatte, als ich Dich sah, keine Hoffnung, eine Aenderung zu sehen —, so weiß ich nicht, was das Ende vom Liede gewesen wäre. — — —

Musik von Dir habe ich in langer Zeit nicht gehört; sie ist hier in Berlin selten, in Kiel, fürchte ich, wird es gar damit zu Ende sein; ich muß mich mit den kleinen Sachen freuen, die unsereins mit der Frau zusammen am Clavier executiren kann. Wie sieht es denn aus mit den großen Opernplänen? Noch nichts, noch immer nichts? Ich halte es doch für ein großes Uebel, daß Du, herrlicher Freund, nicht zu der That kommst, die Dir vor allem glücken muß. Freilich sieht es schwach aus mit deutschen Poeten; die besten von ihnen sind voll Schmerz und Ironie, und die hellen freien Gemüther sind alles, aber nicht Poeten. Und doch solltest Du nicht säumen. Wäre ich nicht in den Bücherstaub versunken, so solltest Du schon einen haben, der Dir es recht zu machen wenigstens wünschte; so aber ist es nichts mehr. Aber ist nicht Mosen in Dresden brauchbar, sein Otto III. schien ein wacker Stück Arbeit. Freilich ob für einen Musiker ist ein anderes Ding.

Bist Du noch immer nicht in Dresden gewesen? sonst hörte ich gewiß, was Du zu Ed. Bendemann's Bildern sagst, und zu Hübner's „botanisierendem" Christus[1]), wie die witzigen Berliner ihn nannten.

Nun lebe wohl und gedenke freundlich

Deines stets treuen
Johann Gustav Droysen.

---

[1]) Sein großes Altargemälde in der Halle'schen Marktkirche: „Lasset die Kindlein zu mir kommen".

(Schlußartikel im nächsten Hefte.)

Maxim Gorki.

Von

M. von Brandt.

[Nachdruck untersagt.]

Am Himmel der russischen Literatur ist vor einigen Jahren ein neuer Stern aufgegangen, der nicht nur in Rußland, sondern auch in anderen Ländern vielfaches Aufsehen erregt hat. Ob er sich schließlich als ein Fixstern erweisen wird, oder als einer jener Sterne, die von Zeit zu Zeit überraschend an einer bisher für leer gehaltenen Stelle auftauchen und durch ihr starkes Licht Erstaunen wecken, um dann bald wieder entweder ganz zu verschwinden oder zu Sternen kleinster Größe herab zu sinken, mag dahin gestellt bleiben und ist auch gleichgültig, sobald es sich, wie in diesem Falle wohl unzweifelhaft, um eine Erscheinung handelt, für welche die Erklärung in den sie umgebenden Verhältnissen zu suchen und zu finden ist.

Alexej Maximowitsch Pjeschkow, der unter dem Pseudonym Maxim Gorki, d. h. der Bittere, schreibt — Freunde historischer Parallelen können sich daran ergötzen, daß Laotsze, der Vater des chinesischen Taoismus, vor über 2500 Jahren erklärte, aus dem Dorfe Bitterniß zu stammen, — wurde am 14. März 1868 in Nishni Nowgorod als Sohn eines Tapezierers geboren. Sein Großvater Wassili Wassiljewitsch Kaschirin war ein Färber. Der Vater starb, als der Knabe fünf Jahre alt war, in Astrachan, und die Mutter folgte ihm bald nach; der Großvater, in dessen Hause der Enkel im Gebetbuch und Psalter lesen gelernt hatte, schickte ihn, als er neun Jahre alt geworden, als Lehrling zu einem Schuhmacher, dem der Knabe aber bald entlief, um zu versuchen, bei einem Zeichner als Gehülfe eines Heiligenbildmalers und schließlich als Küchenjunge auf einem Wolgadampfer sein Brod zu verdienen. Hier fand er an dem Koch Smury einen Beschützer, der ihn auch mit Lectüre versorgte und zur fleißigen Benutzung derselben anhielt; Hintertreppenromane, Heiligenlegenden, einige der guten heimischen Schriftsteller und Uebersetzungen fremder Werke, besonders der von Alexander Dumas dem Vater, gingen durch die Hände und den Kopf des Knaben, der es aber auch auf dem Dampfer nicht lange aushielt und bei einem Gärtner als Gehülfe eintrat. Die fortgesetzte Lectüre anscheinend aller Bücher, die ihm unter die Hände kamen, er-

weckte in dem nun fünfzehnjährigen Jungen den Wunsch zu lernen, und er begab sich nach Kasan, in dem Glauben und der Hoffnung, dort Gelegenheit zur Befriedigung seines Wissensdurstes zu finden; aber er sah sich in seiner Erwartung getäuscht und trat, um nicht zu verhungern, als Arbeiter in eine Bäckerei, die schwerste Arbeit unter den vielen, die er bisher versucht. Dann wurde er Holzhacker und Lastträger und gerieth schließlich in solche Noth, daß er 1888 einen Selbstmordversuch machte. Die Kugel durchbohrte eine Lunge und warf ihn für lange Zeit aufs Krankenlager. Aus dem Hospital entlassen, versuchte er sein Glück als Hausirer mit Aepfeln, wandte sich aber schließlich nach Zarizyn, wo er Eisenbahnwärter wurde, und von da nach seiner Geburtsstadt Nishni zurück, um sich der Aushebungsbehörde zu stellen. Wegen seiner Verwundung als untauglich zurückgewiesen, wurde er Straßenverkäufer von Kwas, dem aus Roggenmehl und Rosinen angefertigten gegohrenen Sommer-Lieblingsgetränk des russischen Volkes, und schließlich Schreiber bei dem Rechtsanwalt Lanin, dem seine schöne Handschrift aufgefallen war. Lanin scheint als wahrer Menschenfreund an dem viel Umhergetriebenen und wohl auch Verkommenen gehandelt und sehr wesentlich zur Förderung der Selbsterziehung desselben dadurch beigetragen zu haben, daß er ihm seine Bibliothek öffnete. Aber auch diese günstigen Verhältnisse vermochten den Unstäten nicht lange zu fesseln, er griff wieder zum Wanderstabe und setzte sein Landstreicherleben fort, oft unter ebenso ungünstigen Verhältnissen wie früher. In Tiflis endlich, wohin er auf seinen Wanderungen 1892 gekommen war und wo er in einer Eisenbahnwerkstatt arbeitete, machte er auf Veranlassung eines Bekannten, A. M. Kaluschni, den ersten schriftstellerischen Versuch; eine Erzählung von ihm, „Makar Tschudra", erschien im October d. J. in der dortigen Zeitschrift „Kawkas" (Kaukasus). Der Erfolg derselben bestimmte ihn, sich ganz dem Schriftstellerthum zu widmen; er kehrte nach Nishni zurück und veröffentlichte eine Anzahl weiterer Skizzen in verschiedenen Provinzialzeitungen, bis er 1893 die Bekanntschaft von Wladimir Korolenko machte, von dem Gorki selbst sagt, daß dieser viel für ihn gethan, ihm Vieles gezeigt und ihn Vieles gelehrt habe und der die Erzählung Gorki's „Tschelkasch" in dem von ihm redigirten „Rußkoje Bogalstwo" („Russischer Reichthum") brachte. Damit war das Schicksal des Dichters entschieden. Aus dem heimathlosen Landstreicher, der das tiefste Elend gekannt, und den Jammer desselben bis auf die Neige ausgekostet, der von seiner Hände Arbeit gelebt hatte — vielleicht wäre es richtiger, zu sagen, zu leben versucht hatte —, dessen Gefährten und Genossen fünfzehn Jahre lang andere Landstreicher, vielleicht schlimmeres Gesindel gewesen, war mit einem Schlage ein berühmter und geschätzter Schriftsteller geworden, dessen Namen bald neben, oft über den besten seines Vaterlandes genannt wurde. Daß ein aus solcher Mitte hervorgegangener Mann, der sein unbestreitbares Talent im Großen und Ganzen der Schilderung der unendlichen Misere gewidmet hat, die verschuldet oder unverschuldet in den niedrigen Klassen des russischen Volkes herrscht, den Bestrebungen nicht fern bleiben konnte, die in der letzten Zeit wieder, wie schon so oft, ihren unklaren Ausdruck in Bewegungen unter der Studentenschaft

gefunden haben, ist verständlich. Seine letzten Arbeiten „Frühlingsmelodien" und „der hochmüthig gewordene Schriftsteller", noch mehr aber sein Verkehr mit ausgewiesenen Studenten und anderen als liberal anrüchigen Personen zogen die Augen der Polizei auf ihn, und er wurde im Mai d. J. in Nishni verhaftet. Nach kurzer Zeit frei gelassen, lebt er jetzt in der Krim, anscheinend unter Polizeiaufsicht.

Man würde fehl gehen, wenn man die Tendenz der russischen Literatur der letzten fünfzig Jahre ausschließlich oder auch nur hauptsächlich auf Rechnung der Jugend ihrer Exponenten setzen wollte. Auch das Streben nach politischer Freiheit hat weniger Einfluß auf sie gehabt, als man anzunehmen geneigt sein könnte. Die russische Literatur ist vielmehr in dem, was man ihre gesunde Entwickelung nennen möchte, und noch mehr in ihren Auswüchsen auf dem Boden der Anschauungen der großen Masse des russischen Volkes entstanden, die von westeuropäischen Ideen noch ganz unberührt geblieben. Das unbestimmte, träumerische Sehnen des von der Cultur nur wenig beeinflußten Steppenbewohners, das unbewußte Drängen und Suchen nach mehr Wahrheit und Licht, das seit Jahrhunderten zur Bildung unzähliger Secten innerhalb der russischen Kirche geführt hat, und die Liebe der russischen Bauern zur Scholle sind es, die der russischen Literatur ihre Färbung, ihre Volksthümlichkeit und ihre Kraft gegeben haben. Der Blick auf Mütterchen Wolga, den mächtigen Strom, die weite Steppe und das weitere Meer, der Versuch, das Herz des Bauern zu ergründen, das unergründlich ist, wie Alles, dem das Wissen keine Grenze gezogen, hat der russischen Literatur das Träumerische, Unbestimmte, Unfaßbare, um nicht zu sagen Unerfaßbare gegeben, das auf den Russen selbst einen so tiefen Reiz ausübt und auch auf uns kritischer veranlagte Westeuropäer nicht ohne Einfluß bleibt. Tolstoi ist in dieser Beziehung die charakteristischste Erscheinung der modernen russischen Literatur, und man muß versuchen, an ihm im Einzelnen zu beweisen, was sich kaum im Allgemeinen ausdrücken läßt.

Es ist ein großer Irrthum, in Tolstoi einen Neuerer, einen Lehrer und Führer, den Propheten einer neuen Religion zu sehen, er ist im Gegentheil eines der interessantesten Beispiele geistiger Rückbildung, der Rückbildung, die mit aller Entwickelung und allen Erwerbungen vergangener Jahrhunderte bricht, um zum Urzustande oder einem demselben möglichst nahe stehenden zurückzukehren. Und selbst darin ist er nicht originell, sondern nur der Nachbeter zahlreicher Vorgänger in seinem eigenen Vaterlande.

Auf dem von Tolstoi eingeschlagenen Wege des christlichen Anarchismus ist ihm nun freilich unter den russischen Schriftstellern Niemand gefolgt; wo man socialistische Tendenzen findet, gehören sie mehr der communistischen Richtung an, und diese ist es auch, aus der Gorki hervorgegangen, wie der ethische Zustand des russischen Volkes der Boden ist, auf dem allein er sich entwickeln konnte. In seinen Erzählungen spielt der Schnaps eine beträchtliche Rolle; daneben aber finden wir vortrefflich ausgedrückt die unbestimmte Sehnsucht, die jeden Russen der niederen Stände nach etwas Anderem, Höherem zu beseelen scheint, die Liebe und das Verständniß für die weiten

Flächen der Steppe und des Meeres, für das, was wir die Ferne nennen möchten, die den Bauern von seiner Scholle und den Vagabunden von der eben gefundenen Arbeit wegzieht, die Kluft, die den Landstreicher von den anderen Ständen trennt und die ihn stolz auf die Erwerbenden und Besitzenden herabblicken läßt. Gorki ist von der russischen Kritik vorgeworfen worden, daß seine Figuren nicht lebenswahr, sondern ad hoc erfunden seien, um an und mit ihnen die Theorien der Nietzsche'schen Philosophie zu demonstriren; ich glaube, daß man ihm mit dieser Beschuldigung unrecht thut; die Personen seiner Erzählungen discutiren zwar manchmal über Fragen, die ihrer Mitte ganz fern zu liegen scheinen, aber man darf nicht vergessen, daß gerade der Landstreicher Gelegenheit hat, mit einer Menge herab gekommener Größen zusammen zu kommen, und so Gedanken und Phrasen aufzuschnappen, die dem Bauern und selbst dem Kleinbesitzer in seiner beschränkteren Existenz fern bleiben. Außerdem ist es ein großer Irrthum, anzunehmen, daß von allen den Fragen, die den Kopf des Gelehrten füllen, nichts im Herzen des Volkes zu finden sei; im Gegentheil, sie bewegen auch dort die Einzelnen wie die Menge, wenn auch die Art ihrer Behandlung und die auf sie verwendete Ausdrucksweise andere sind. Der eben aus der niedrigsten Culturstufe herausgetretene Wilde macht sich seine eigenen Gedanken über Leben und Sterben und die Fortdauer nach dem Tode; warum sollte ein russischer Vagabunde, der sich an den äußeren Grenzen der Civilisation herumtreibt, nicht die seinigen über den Zweck des Daseins und die Ursachen der Verschiedenheit der Stände haben?

Von Gorki's Werken liegen in deutscher Uebersetzung eine Anzahl größerer und kleinerer Erzählungen[1]) vor und zwei Romane[2]), von denen Foma Gordjejew zuerst seinen Ruhm im Auslande begründet hat. Von den Erzählungen gehen die meisten in der Welt der Vagabunden vor sich, die der Verfasser aus eigener Anschauung gründlich kennt und vortrefflich zu schildern weiß; in mehreren derselben spielt er wohl selbst unter einem Pseudonym eine Rolle. Am besten ist die Mitte, in der sich die Landstreicher bewegen, in „Verlorene Leute" geschildert.

„Die offene Gasse besteht aus zwei Reihen einstöckiger, elender, eng an einander gedrückter Hütten, die mit ihren schiefen Wänden nnd krummen Fenstern einen überaus kläglichen Eindruck machen. Die verwitterten Dächer dieser menschlichen

---

[1]) Ausgewählte Erzählungen. Deutsch von A. Scholz. Fünf Bände. Berlin, Bruno und Paul Cassirer. I. Das Ehepaar Orlow. — Einstmals im Herbst. — Die Geschichte mit dem Silberschloß. — Bolek. — II. Der Pilger. — Die Unzertrennlichen. — Ein Irrthum. — Der Sturmvogel. — III. Die Holzflößer. — Konowalow. — Sechsundzwanzig und Eine. — Die Ausfahrt. — IV. Verlorene Leute. — Jemeljan Piljaj. — Das Lied vom Falken. — V. Kain und Artun. — Tschelkasch. — Die alte Isergil. — Der Chan und sein Sohn. — VI. Der rothe Waska. — Aus Langerweile. — Makar Tschudra. — Außerdem: Ein junges Mädchen (Warenka Olessow). Deutsch von L. M. Wiegandt. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. — Malva. Uebersetzt von L. M. Wiegandt, Berlin, R. Eckstein Nachf.

[2]) Foma Gordjejew. Uebersetzt von Klara Braun. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Drei Menschen. Aus dem Russischen von Aug. Scholz. Berlin, Bruno Cassirer.

Behausungen, an denen der Zahn der Zeit weidlich herumgenagt hat, sind mit Borkensetzen geflickt und mit Moos bewachsen, was ihnen ein schnurrig buntes Ansehen gibt. Da und dort ragen hohe Stangen mit Staarkästen über ihnen empor, und das staubige Grün verwachsener Weiden und Hollunderbüsche, dieser armseligen Flora der vom Elend bewohnten Vorstadtbezirke spendet ihnen kärglichen Schatten. Wie ängstliche Kaninchen gucken die kleinen Häuschen aus ihren trüben, in den langen Jahren grün angelaufenen Fenstern einander an. Mitten auf dem Straßendamm schlängelt sich zwischen tiefen, vom Regen ausgewaschenen Löchern, ein vielfach gewundenes Geleise bergan. Hier und da liegen grasbewachsene Haufen von Schutt und allerhand Geröll — Reste oder auch Anfänge der Schutzbauten, mittels deren einmal die Bewohner der Gasse die Fluthen des Regenwassers, das von der oberen Stadt her in reißendem Laufe niederströmt, vergeblich einzudämmen versuchten. Dort auf dem Rücken des Berges, im dichten Grün wohlgepflegter Gärten versteckt, stehen schmucke, steinerne Häuser, Kirchthürme ragen hoch zum blauen Himmel auf, und ihre vergoldeten Kreuze erglänzen hell in den blendenden Strahlen der Sonne ... Am Ausgange dieser trübseligen Gasse stand gleichsam ausgeschlossen aus dem Verbande der Stadt und hierher an den Fuß des Berges verbannt, ein langes zweistöckiges Haus, das nach dem Tode seines letzten, ohne Erben verstorbenen Eigenthümers in den Besitz der Stadt gelangt und von dieser an den Kaufmann Petunnikow veräußert worden war. Es war das letzte Haus in der Reihe, weiterhin dehnte sich offenes Feld aus, das etwa eine halbe Werst weit von dem Hause jäh zum Flusse abfiel. Das große und schon alte Gebäude stach von der ganzen Umgebung durch seine auffallend düstere Physiognomie ab. Es stand ganz schief, in den beiden Reihen seiner Fenster hatte nicht ein einziges die ursprüngliche, regelmäßige Form bewahrt, und die Glasscherben in den zerbrochenen Rahmen hatten die schmutzlich grünliche Farbe des Sumpfwassers. Die Zwischenräume zwischen den Fenstern zeigten tiefe Risse und dunkle Flecke, welche die Stellen bezeichneten, an denen der Kalkbewurf abgefallen war. Es war, als ob die Zeit mittelst dieser Hieroglyphen die Geschichte des Hauses an seinen eigenen Wänden niedergeschrieben hätte. Das Dach, das sich tief auf die Straßen senkte, erhöhte noch den jämmerlichen Eindruck des Hauses. Es sah ganz so aus, als ob es sich zur Erde niedergedrückt hätte, um demüthig den Todesstreich des Schicksals zu empfangen, der es vollends in Staub, in einen unförmlichen Haufen halb verwester Trümmer verwandeln sollte. Das Hofthor war geöffnet — der eine Flügel war aus den Angeln gerissen und lag auf der Erde, und aus den Spalten zwischen seinen Latten wuchs das Gras hervor, das den geräumigen öden Hof des Hauses bedeckte. Im Hintergrunde des Hofes stand ein niedriges, rauchgeschwärztes Gebäude mit einem eisernen, nur nach der Hofseite abfallenden Dach. Das Haus selbst war unbewohnt, in diesem Hofgebäude jedoch, das früher als Schmiede gedient hatte, war jetzt eine „Nachtherberge" installirt, die der verabschiedete Rittmeister Aristid Fomitsch Kuwalda hier eingerichtet hatte. Das Innere der Herberge stellte eine langgestreckte dunkle Höhle von vier Faden Breite und zehn Faden Länge dar. Seine Beleuchtung erhielt dieser Raum nur von der Seite, durch vier kleine quadratische Fenster und eine breite Thür. Die ungetünchten Ziegelwände waren schwarz von Rauch, und dieselbe Farbe wies auch die aus dem Boden einer alten Barke hergestellte Decke auf. Mitten darin stand ein mächtiger Ofen, der auf der ehemaligen Feuerstelle der Schmiede errichtet war, und rings um den Ofen und an den Wänden zogen sich breite Pritschen hin, auf denen allerhand Lumpen — das Bettzeug für die Quartiergäste dieser Herberge — in ganzen Haufen umherlagen. Die Wände rochen nach Rauch, der lehmige Fußboden nach Feuchtigkeit, das Lumpenzeug auf den Pritschen nach Schweiß und Fäulniß."

In dieser Spelunke haust der frühere Rittmeister, einst Lebemann, dann Druckereibesitzer, später Eigenthümer eines Dienstboten-Comptoirs, jetzt

Herbergsvater für Vagabunden und Schlimmere. Ein ehemaliger Domänenpächter, gegenwärtig Inhaber eines Hausirhandels mit Zündhölzern, Tinte, Schuhwichse und minderwerthigen Citronen, ein ehemaliger Gefängnißaufseher, der vom „Dreiblatt", „Riemchen", „Bankspiel" und ähnlichen Kunststücken lebt, ein Mechaniker, der mit Bürsten und Lindenbast handelt, ein bereits dreimal bestrafter Dieb, ein wegen Trunksucht und ausschweifenden Lebenswandels aus dem geistlichen Stande gestoßener Diaconus, ein junges Bürschchen, der sich selbst als einen Barfüßler bezeichnet, ein Lumpensammler und ein verkommener Schulmeister, der als Reporter bei einer Zeitung sein Leben fristet, bilden den gewöhnlichen Stab des Rittmeisters, der sie „verlorene Leute" nennt; dazu kommt ein halbes Dutzend Entgleister vom Lande, die keine so bewegte Vergangenheit haben wie die „Verlorenen". Zwischen dem Rittmeister und dem Schulmeister entspinnt sich eine Art freundschaftlichen Verhältnisses, die beiden philosophiren zusammen, und mit den Andern, obgleich der Rittmeister immer erklärt, daß er dem, der ihm mit Weibsbildern und Philosophie komme, die Knochen entzwei schlagen werde. Eines Tages bleibt der Schulmeister aus, nach zwei Tagen wird er von einem andern zerlumpten Reporter sterbend in die Baracke zurückgebracht; er erliegt dem Elend, dem Trunk und dem Typhus. Sein Tod fällt mit der Kündigung des Miethscontracts zusammen; Petunnikow will auf dem Platze eine Fabrik errichten, es kommt zum Streit, und der Rittmeister, der den Polizeimeister und die anwesenden Polizisten verhöhnt, wird verhaftet und gefesselt abgeführt. — Wenn die Erzählung eine Tendenz hat, und man würde dem Verfasser unrecht thun, anzunehmen, daß sie keine hätte, so ist es die des Hasses und der Verachtung für den besitzenden, den Kaufmannsstand, dem gegenüber sich der Landstreicher als der Bessere, moralisch Höherstehende fühlt.

„He, fahr los!" rief der Fuhrmann des Leichenkarrens seinem Gaule zu, indem er die Zügel über seinem Rücken schwang. Das Pferd zog an, und der Wagen fuhr knarrend über den unebenen Hof. Mit alten Lumpen bedeckt lag der Schulmeister lang ausgestreckt auf dem daher rumpelnden Gefährt, und er schien mild und zufrieden zu lächeln, als ob er darüber erfreut wäre, daß er endlich doch die Herberge verlassen . . . auf immer verlassen dürfte. Petunnikow sah ihm nach, bekreuzte sich fromm und begann dann sorgsam mit seiner Mütze den Staub und Schmutz von den Kleidern abzuklopfen. Und in dem Maße, wie der Staub von seinem Schoßrock verschwand, verstärkte sich der Ausdruck der Selbstzufriedenheit und des Selbstvertrauens in seinem Gesichte. Er konnte vom Hofe aus sehen, wie der Rittmeister Aristid Fomitsch Kuwalda den Berg hinauf schritt — zwischen den beiden Polizisten, die Hände auf dem Rücken gefesselt, hoch emporgerichtet, auf dem Kopfe die Mütze mit dem rothen Rande, der wie ein Blutstreifen schimmerte . . . Mit dem Lächeln des Siegers auf den Lippen schritt Petunnikow dem Herbergshaus zu, doch blieb er plötzlich erschrocken stehen. In der Thür ihm gegenüber erschien eine unheimliche Gestalt: ein langer, hagerer Greis, mit einem mächtigen Stecken in der Hand und einem großen Sack auf dem Rücken, ganz mit Lumpen bedeckt, tief gebeugt unter seiner Last und den Kopf auf die Brust gesenkt, als ob er sich im nächsten Augenblick auf den Kaufmann stürzen wollte. „Was bist . . . wer bist Du?" schrie Petunnikow. „Ich bin ein Mensch . . ." ließ sich ein heiseres Krächzen vernehmen. Dieses Krächzen gab Petunnikow seine Ruhe zurück, und er lächelte sogar. „Ein Mensch . . . ach Du! . . . Gibt's denn solche Menschen?" versuchte er zu

scherzen. Er trat zur Seite, um dem Alten Platz zu machen, der gerade auf ihn los schritt und mit seiner leisen, quarrenden Stimme sagte: „Verschiedene gibt's ... wie Gott sie zu schaffen beliebte! ... Noch viel schlimmere gibt's, als ich bin ... noch viel schlimmere ... ja wohl!" Der bewölkte Himmel sah schweigend auf den schmutzigen Hof hinab und auf den sauber gekleideten Menschen mit dem grauen Kinnbärtchen und den pfiffigen Augen, der mit gleichmäßigen Schritten auf und ab ging und den Boden ausmaß. Auf dem Dache des Vorderhauses saß eine Krähe, die ein triumphirendes „Krah! Krah!" ausstieß, wobei sie den Hals weit ausreckte und lebhaft hin und her wackelte. — In dem grauen Gewölk, das den Himmel rings bedeckte, lag etwas Strenges, Gespanntes, Unerbitterliches — als ob er sich in einem gewaltigen Platzregen entladen wollte und fest entschlossen wäre, allen Unrath von dieser unglücklichen, abgequälten, traurigen Erde hinweg zu spülen.

Der Haß gegen den Besitz, mehr noch vielleicht gegen den Erwerb, d. h. gegen die mehr als den täglichen Unterhalt bringende Arbeit, ist der rothe Faden, der mehr oder weniger deutlich durch alle Gorki'schen Arbeiten geht und ihnen die socialistische Färbung verleiht, von der wir gesprochen. In dem Roman „Foma Gordjejew" tritt dieselbe am stärksten hervor. Der Vater des Helden, Ignat Gordjejew, der seine Laufbahn als Wasserschöpfer auf einer der Barken eines reichen Kaufmanns begonnen, hat es durch Fleiß und Energie im Laufe der Jahre selbst zum Millionär gebracht, aber er ist roh, ungebildet und was der Volksmund einen Quartalsäufer nennt, d. h. ein Mensch, den von Zeit zu Zeit das Bedürfniß zum Trinken überhaupt oder mehr als gewöhnlich packt, und der sich dann sinnlos betrinken muß, bis der Anfall vorüber ist und vollständige oder relative Mäßigkeit an Stelle der wahnwitzigen, unwiderstehlichen Begierde tritt. Seine zweite Frau, eine Molokanin (Milch-Esserin, eine Art russischer Baptisten) stirbt, nachdem sie ihm einen Sohn geschenkt und damit seinen höchsten Wunsch erfüllt hat. Aber der Junge, Foma, d. h. Thomas, dem der Vater in richtiger Erkenntniß der eigenen Unwissenheit eine gute Erziehung geben will, ist geistig faul und träge; weder der strenge Vater noch der gewitzte Pathe, der Kaufmann Jakow Tarassowitsch Majakin, der ihn gern mit seiner einzigen Tochter Ljuba verheirathen möchte, um die beiderseitigen Vermögen zusammen zu bringen und zusammen zu halten, sind im Stande, ihn aus seiner Apathie aufzurütteln, die im Lauf der Jahre durch Trunksucht und andere Ausschweifungen niedrigster Art gesteigert wird. Der Vater stirbt und hinterläßt ein sehr bedeutendes Vermögen, mit dem Foma, trotz der Hülfe und Rathschläge Majakin's, nichts anzufangen weiß und das ihm bald zur Last wird, da der Gedanke ihn, unklar, quält, daß mit dem Besitz desselben ein Nachtheil und ein Unrecht gegen seine Nebenmenschen verbunden sei. Er möchte sich desselben gern entledigen; wie der alte Majakin meint: „Er revoltirt .... Haha! Er sagt, nehmt mein ganzes Vermögen, und laßt mich frei. Er will seine Seele in den Schenken retten. Das ist ihm eingefallen, unserm Foma." Es ist in der That charakteristisch für das Seelenleben des russischen Volkes, daß Foma nicht einen Augenblick daran denkt, den ihm zugefallenen Reichthum zu Gunsten anderer, der Armen und Bedrängten, auszunutzen, sondern nur versucht, den unbequemen Gedanken durch die Trunkenheit zu entgehen. Endlich,

als er, wenigstens nach westlichen Begriffen, so tief wie nur möglich gesunken ist, findet er auf einem Dampfschiff einen Wallfahrer, den Vater Miron, einen Bauern, bei dem er Rath sucht.

„Ach, mein Bruder", rief der Wallfahrer leise aus, rückte zu Foma hin und blickte ihm freundlich und traurig ins Gesicht. „Ich fühle . . . Deine Seele ist verwirrt . . . ist's so?" Foma nickte schweigend mit dem Kopfe und blickte Miron erwartungsvoll an. Das Gesicht des Wallfahrers leuchtete in stiller Freude; er berührte Foma's Kniee mit der Hand und begann mit herzlicher Stimme: „Wirf alles Weltliche von Dir, denn es ist nur Bitterniß darin. Ich sage Dir ein wahres Wort, — kehre Dich von Bösen ab. Erinnerst Du Dich, es heißt: ‚Wohl dem, der nicht wandelt im Rath der Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder!' Kehre Dich davon ab, labe Deine Seele an der Einsamkeit, und fülle sie mit dem Gedanken an Gott, denn nur der Gedanke an ihn kann den Menschen vor Unreinheit bewahren." — „Das ist nicht das Richtige," sagte Foma. „Ich brauche mein Seelenheil nicht zu suchen . . . habe ich denn viel gesündigt? Da braucht man nur die Anderen anzusehen . . . ich möchte nur Alles verstehen." — „Du wirst Alles verstehen, wenn Du Dich von der Welt lossagst. Geh einmal auf die freie Landstraße hinaus, in die Felder, die Steppen, die Thäler und Berge. Gehe hin und sieh Dir die Welt in der Freiheit und aus der Ferne an." — „Das ist's!" rief Foma aus. „Das glaube ich auch. Aus der Ferne sieht man's besser." Miron beachtete seine Worte nicht und sprach so leise, als handelte es sich um ein großes Geheimniß, das nur ihm bekannt geworden: „Die dichten Wälder um Dich herum werden Dir mit süßer Stimme von Gottes Weisheit rauschen, die Vögel des Herrn werden Dir von seinem heiligen Ruhm singen, und die Steppengräser spenden der heiligen Jungfrau Weihrauch." . . . „Und Du sorgst Dich um nichts," sprach der Wallfahrer, und seine Stimme murmelte wie ein Bach, „ein Stück Brot gibt man Dir überall; und was brauchst Du sonst noch in Deiner Freiheit? In der Welt legen sich die Sorgen wie Fesseln um die Seele." — „Du sprichst so schön," sagte Foma seufzend. — „Mein lieber Bruder!" rief der Wallfahrer leise aus und rückte noch näher zu ihm hin. „Wenn die Seele erwacht ist und nach Freiheit verlangt, schläfere sie nicht gewaltsam ein, höre auf ihre Stimme . . . Die Welt und ihre Reize haben nichts Schönes und Heiliges in sich — weswegen sollte man sich ihren Gesetzen unterwerfen? Bei Johannes Chrysostomus heißt es: ‚Jeder Mensch ist ein wahres Allerheiligste'."

Foma kommt zu seinem Pathen in dem Augenblick, in dem dessen lange verloren gegebener Sohn in das Vaterhaus zurückkehrt. Aus dem eigenwilligen, überschäumenden Jüngling, der gegen den Willen des Vaters heirathete und seine politischen Velleitäten mit sechsjähriger Verweisung nach Sibirien büßen mußte, ist ein ruhiger überlegter Geschäftsmann geworden, der, wenn er sich auch in manchen modernen Aeußerlichkeiten von dem Vater unterscheidet, doch ein Spahn von dem alten Klotz ist. Bei einem Gespräch, das er mit seiner Schwester hat, die auch von dem unruhigen „Ich weiß nicht was" angesteckt ist und dem auch Foma beiwohnt, sagt er:

„Man muß es sich klar machen, aus welcher Quelle die Unzufriedenheit mit dem Leben stammt. Mir scheint, sie rührt erstens von dem Unvermögen zu arbeiten her, von dem Mangel an Achtung vor der Arbeit. Und zweitens von der falschen Vorstellung von den eigenen Kräften. Das Unglück der Mehrzahl der Menschen liegt darin, daß sie sich zu etwas Größerem befähigt glauben, als sie thatsächlich vollbringen können. Und dabei wird von einem Menschen nicht viel gefordert, er soll sich eine Arbeit nach seinen Kräften aussuchen und sie möglichst gut und aufmerksam ausführen. Man muß das lieben, was man thut, dann erhebt sich selbst

die gröbste Arbeit zur Kunst . . . Die Höhe der Cultur steht immer im directen Verhältniß zur Liebe zur Arbeit. Und je höher die Cultur ist, desto vollkommener werden die Bedürfnisse der Menschen erfüllt, und desto weniger Hindernisse findet die weitere Entwicklung der menschlichen Bedürfnisse . . . So ist es also . . . Wie Du siehst, ist das Glück des Menschen durch sein Verhältniß zu seiner Arbeit bedingt . . ." „Nun, und wenn einem Menschen Alles widerwärtig ist," sprach auf einmal Foma mit tiefer Stimme, in dem er Taraß ins Gesicht blickte . . . „Wenn Alles nicht nach dem Herzen ist . . . die Geschäfte und die Arbeit . . . Alle Menschen und alle Handlungen . . . Wenn ich zum Beispiel sehe, daß Alles Betrug ist, daß die Arbeit ein bloßer Zeitvertreib ist . . . Wir verstecken dahinter unsere Herzensleere. Die Einen arbeiten, und die Anderen commandiren nur und schwitzen dabei . . . bekommen aber mehr. Warum ist denn das so? Was? . . . Sie verstehen das nicht?" fragte Foma und blickte Taraß lächelnd an. „Nun . . . ich will's anders sagen: ein Mensch fährt in einem Kahn über den Fluß. Der Kahn ist vielleicht fest, darunter ist aber doch immer die Tiefe. Der Kahn ist sicher, wenn der Mensch aber diese dunkle Tiefe unter sich spürt, kann ihn ein Kahn nicht mehr retten. Die Arbeit ist noch nicht Alles für den Menschen. Es ist nicht wahr, daß die Arbeit eine Rechtfertigung ist. Die Menschen, die ihr ganzes Leben gar nicht arbeiten, leben besser als diejenigen, die arbeiten, wieso kommt das? Und die Arbeiter sind einfach unglückliche Lastpferde. Man reitet auf ihnen herum, sie leiden, und das ist Alles. Sie haben aber ihre Rechtfertigung von Gott. Man wird sie fragen, wozu habt ihr gelebt? Dann werden sie sagen: wir haben keine Zeit gehabt, darüber nachzudenken, wir haben unser ganzes Leben gearbeitet. Was für eine Rechtfertigung habe ich? Und wodurch werden sich alle Menschen, die das Commando führen, rechtfertigen? Wozu haben sie gelebt? Ich bin der Meinung, daß alle durchaus mit Bestimmtheit wissen müssen, wozu sie leben. Ist's denn möglich, daß der Mensch nur deswegen geboren wird, um zu arbeiten, sich Geld zu ersparen, Häuser zu bauen, Kinder zu zeugen und zu sterben? Nein, das Leben hat etwas zu bedeuten. Der Mensch wurde geboren, hat gelebt und ist gestorben . . . wozu? Es ist nöthig, bei Gott, es ist nöthig, daß Alle sich darüber klar werden, wozu wir leben. Es ist kein Sinn in unserm Leben, es ist gar kein Sinn darin! Außerdem ist alles so ungleich, das sieht man auf den ersten Blick. Die Einen sind reich und haben so viel Geld, daß es für tausend Leute gereicht hätte, und dabei leben sie, ohne zu arbeiten . . . die Andern beugen ihr ganzes Leben ihren Rücken bei der Arbeit und haben keinen Groschen. Und dabei ist der Unterschied zwischen diesen Menschen ganz klein. Mancher hat keine Beinkleider und spricht so, als wäre er in Seide gekleidet.

Diese communistisch-socialistischen Anschauungen sind weder besonders geistreich noch besonders neu, aber sie kennzeichnen offenbar den Standpunkt, auf dem der Dichter sich selbst befindet oder die Mehrzahl seiner Leser vermuthet; sie verdienen daher mehr Aufmerksamkeit, als ihnen sonst zukommen würde, da sie zugleich dem alten Irrthum huldigen, daß nur der arbeite, der mit seinen Armen thätig ist; eine Anschauung, wie sie einem niedrigen Culturzustand entspricht, aber wenig Aussicht haben dürfte, in einem vorgeschrittenern zur Geltung zu gelangen.

Foma wohnt dann dem zur Feier der Einweihung eines neuen Dampfschiffes von einem Kaufmann gegebenen Feste bei, zu dem ihn sein Pathe führt, um, wie der Dichter andeutet, ihm Gelegenheit zu geben, sich so zu compromittiren, daß er ihn entmündigen lassen könne. Nach einer Rede seines Pathen zum Wohle der Kaufmannschaft und der Kaufleute erhebt sich Foma:

„O Ihr Schufte!“ rief er und schüttelte den Kopf hin und her. „Was habt Ihr gethan? Ihr habt nicht das Leben aufgebaut, sondern ein Gefängniß. Ihr habt nichts geordnet, sondern habt Ketten für die Menschheit geschmiedet. Es ist schwül und eng, und eine lebendige Seele hat keinen Platz, sich zu entfalten. Der Mensch geht unter. Ihr seid Seelenmörder. Begreift Ihr, daß Ihr nur dank der menschlichen Langmuth existirt?“

Nachdem er dann zu persönlichen Bezichtigungen der Einzelnen übergegangen, die Kaufleute in rohester Weise weiter beschimpft und ihnen mit den Höllenstrafen nach dem Weltuntergange gedroht hat, fallen dieselben über ihn her und überwältigen und binden ihn. Man bringt ihn schließlich ins Irrenhaus, aus dem er nach einiger Zeit wieder entlassen wird.

„Vor Kurzem erschien Foma in den Straßen der Stadt, er sieht verwahrlost, vernachlässigt und halb wahnsinnig aus. Er ist fast immer betrunken und geht bald finster, mit gerunzelten Brauen und mit auf die Brust gesenktem Kopfe einher, bald lächelt er — das traurige und klägliche Lächeln eines Blödsinnigen. Manchmal wird er wild, doch das kommt selten vor. Er lebt bei einer Milchschwester, in einem Seitengebäude auf dem Hofe. Die Kaufleute und Stadtbürger, die ihn kennen, lachen ihn oft aus. Wenn Foma durch die Straßen geht, ruft ihm plötzlich Jemand zu: „He, Du Prophet, komm her!“ Foma folgt dem Ruf selten, er meidet die Menschen und liebt es nicht, mit ihnen zu sprechen. Wenn er aber stehen bleibt, sagt man zu ihm: „Nun erzähle einmal vom Weltuntergang, was? Ha-ha-ha! Du Prophet!“

Die Geschichte könnte auch den Titel „Die drei Freunde“ führen, denn es handelt sich in ihr um die Entwicklung von drei Schulkameraden, Foma, Jeschow und Smolin, von denen der erstere die Hauptperson des Romans ist; Jeschow, der Sohn eines Dieners, aber klug und verschlagen, taucht als ewig betrunkener radicaler Journalist wieder auf, während Smolin, der Sohn eines reichen Lederfabrikanten, zum Schluß Ljuba Majakin heirathet und mit ihrem, vom Vater einst verstoßenen Bruder zusammen das Handlungshaus Taraß Majakin und Afrikan Smolin gründet. Der Roman ist auch darum bemerkenswerth, weil in ihm eine der wenigen anständigen, wenn auch verschrobene Frauensperson, Ljuba, vorkommt, die man in den Erzählungen Gorki's findet. Die anderen, mit Ausnahme von Warenka Olessow und Jelissaweta Sergewana in „Ein junges Mädchen“ sind Priesterinnen der Venus vulgivaga und darum nicht anziehender, weil sie naturgetreu wiedergegeben sind. Als psychologische Studie ist vielleicht Malva in der gleichnamigen Erzählung die interessanteste. Eine russische Carmen, die nach getrockneten Fischen und Schnaps riecht und in Lumpen geht, weiß sie zwischen ihrem Geliebten Wassili Legostew und dem Sohne desselben, Jakow, Eifersucht und Streit zu erregen und zieht schließlich mit Sserëschka ab. „Survint un troisième larron.“ Die Gestalt des Trunkenbolds Sserëschka, der alles zusammenschlägt, was sich ihm in den Weg stellt, und, wie er behauptet, gerade auf sein Ziel los geht, ohne auf Hindernisse zu achten, ist gewissermaßen typisch für manche von Gorki's Erzählungen. Wenn man durchaus Nietzsche'schen Einfluß in den Arbeiten des russischen Novellisten finden will, so könnte man in Sserëschka die Adaption des Uebermenschen an russische Landstreicher-Verhältnisse sehen. Zu derselben Classe gehört Artun in „Kain und Artun.“ Er hat dem armen Juden Kain, der

ihn gepflegt hat, während er verwundet und verlassen dalag, seinen Schutz versprochen, und kündigt ihm denselben dann auf, „weil er ihm zuwider ist, so wie er ist". Aehnlich auch Tschelkasch, in der gleichnamigen Erzählung, der einen vom Dorfe gekommenen Bauernburschen zur Theilnahme an einem Diebstahl überredet, und ihm dann, als derselbe versucht, ihm die ganze Beute zu entreißen, den Bettel vor die Füße wirft, nachdem er ihn überwunden hat.

Das Thema der Rivalität zwischen Vater und Sohn, wie in „Malva", ist womöglich noch unappetitlicher in der Erzählung „Die Holzflößer" behandelt, in der der Vater der Liebhaber seiner Schwiegertochter ist, und der Mann der letzteren unter den Spöttereien und Schmähungen eines anderen Ruderknechts fast zusammen bricht. Auch hier finden ebenso wie in „Malva" sich wundervolle Naturscenerien, die aber nicht vermögen, den Leser über die moralischen Dissonanzen des ganz überflüssigen, ungelösten und unlösbaren Conflicts hinweg zu täuschen. Versöhnend wirkt bis zu einem gewissen Punkte, daß die Sünder sich ihrer Sünde bewußt sind und das Gewissen ihnen auch im Genuß keine Ruhe läßt. In den „Holzflößern" sucht der Vater die Lösung freilich in der Hoffnung auf einen baldigen Tod des schwächlichen Sohnes, aber in „Malva" kehrt der schuldige Vater reuevoll in das Dorf zu seiner Frau zurück, während der Sohn in der Fischereistation zurückbleibt. Ob Malva's letztes Wort „Wer hat mein Messer genommen?" ihr Schicksal vorahnen lassen soll, bleibt der Phantasie des Lesers überlassen. —

Sehr gut geschildert ist das Vagabundenthum in „Der Pilger"[1]), einer wahren Apologie des Landstreicherlebens, die ein Adept desselben, der Edelmann Pawel Ignatew Promtow einem in einer Regennacht unter einem Vorrathsschuppen mit ihm zusammengetroffenen Genossen, vermuthlich Gorki selbst, vorträgt, und in „Konowalow", in dem ein Bäckergeselle des Namens, ein tüchtiger Bursche, aber ebenfalls ein Quartalsäufer, seine Ansichten über die Freiheit und das Leben entwickelt. Im Gegensatz zu Gorki, der vom Einfluß der Verhältnisse auf das Leben der Menschen redet, von der Bedeutung des Milieus, von der Ungleichheit im Allgemeinen, von den Ausgebeuteten und Ausbeutern, stellt sich Konowalow auf den Standpunkt des ausgesprochensten Individualismus: „Jeder Mensch ist sein eigener Herr, und Niemand ist daran Schuld, wenn ich ein Schurke bin," erklärt er und führt den Gedanken andern Landstreichern gegenüber weiter aus: „Erzählst so, daß man glauben muß, Dein ganzes Leben sei nicht von Dir selbst gelebt, sondern so zu sagen, von den Nachbarn und von allerhand fremden Leuten gemacht, die gerade vorüber kamen. Und wo hast Du denn während der Zeit gesteckt? Warum hast Du Deine Kraft nicht eingesetzt gegen Dein Schicksal? Und wie kommt's, daß wir alle uns nur über die Andern beklagen — als ob nicht auch die Andern sich über uns beklagen könnten? Man hindert uns daran, recht zu leben — und wir haben doch wieder andere daran gehindert! Stimmt's nicht? Na, siehst Du . . . wie soll man das schließlich aufklären?" . . . „Das Leben

[1]) Auch unter dem Titel „Ein Individualist". Deutsch von P. Jakofleff. Bei R. Woepke in Leipzig erschienen.

muß eben so eingerichtet werden, daß alle bequem darin unterkommen und keiner den andern behindert," wird Konowalow von seinem Opponenten entgegen gehalten. „Und wer soll's denn einrichten, dieses Leben?" fragt er triumphirend. „Wir sind's, wir selbst. Wie aber sollen wir das Leben einrichten, da wir es doch nicht verstehen und unser eigenes Leben verpfuscht haben? Folgt also daraus, meine lieben Brüder, daß in uns ganz allein der Schwerpunkt ruht! Nur in uns . . . na, und wer wir sind . . . das weiß ja all und jeder."

Konowalow enthält eine der schönsten, ich möchte sagen, die schönste aller Schilderungen, die sich in Gorki's Werken finden, die des Baues der Eisenbahn bei Feodosia; sie kommt dem Besten gleich, was Zola in seiner besten Zeit geschrieben hat, und wird auch durch den socialistisch-communistischen Beigeschmack nicht verdorben.

Vor meinen Augen entfaltete sich ein breites Gemälde menschlicher Arbeit. Das ganze felsige Ufer vor der Bucht war zerwühlt; überall sah man Höhlen, Haufen von Steinen und Holz, Schiebkarren, Balken und Eisenstangen, Rammklötze zum Eintreiben der Pfähle und allerhand sonstige Zurüstungen, und mitten durch all' diesen Wirrwarr eilten nach allen Richtungen geschäftige Menschen hin und her. Sie hatten den Berg mit Dynamit gesprengt und die zersprengten Felsstücke mit ihren Hacken zerschlagen, um für die Eisenbahn Raum zu schaffen; in gewaltigen Gruben mischten sie den Cement und formten daraus mehr als meterhohe Würfel, die, ins Meer versenkt, eine Schutzwehr gegen die titanische Kraft seiner ungebändigten Wogen bilden sollten. Auf dem dunkelbraunen Hintergrunde des Berges, den ihre Arme verstümmelt hatten, nahmen sie sich aus wie kleines Gewürm, und gleich Würmern wühlten sie in den Steinhaufen und Holzstößen umher, eingehüllt in Wolken von grauem Steinstaub, bei einer Hitze von dreißig Grad, wie sie der südliche Himmel im Sommer ausstrahlt. Das Chaos ringsum und der glühend heiße Himmel legten den Gedanken nahe, daß diese Menschlein sich in den Berg einzugraben suchten, um von der Sonnengluth und dem traurigen Bilde der Zerstörung, das sie umgab, in seinen Schoß zu flüchten . . . Ueberall auf dem weiten Platze, zwischen dem Berge und dem Meere, huschten die kleinen, grauen Menschlein hin und her und erfüllten die Atmosphäre mit ihrem lauten Geschrei und dem herben Geruch ihrer Leiber. Zwischen ihnen schritten die Aufseher auf und ab, in weißen Kitteln, mit metallnen Knöpfen daran, die in der Sonne wie herzlos kalte Augen glänzten. Darüber wölbte sich der wolkenlose, erbarmungslos glühende Himmel, stiegen Wolken von Staub empor, schwebte ein Chaos der mannigfachsten Töne, eine schrille Symphonie der Arbeit — vielleicht die einzige Musik, die dem Ohr keinen Genuß bereitet. — Das Meer dehnte sich weithin aus, bis an den nebeligen Horizont, und klatschte mit seinen durchsichtigen Wogen leise gegen das Ufer, das voll Lärm und Bewegung war. Ganz im Sonnenglanz erstrahlend, lächelte es gleichsam mit der gutmüthigen Miene eines Gulliver, der sich bewußt ist, daß, wenn er will, eine einzige Bewegung von ihm genügt, um das Werk dieser Liliputaner verschwinden zu lassen. — Die Augen durch seinen Glanz blendend, lag es da — groß, stark, gut, und sein kräftiger Hauch wehte über den Strand hin und erfrischte die ermatteten Menschen, die sich abmühten, die Freiheit seiner Wogen einzuschränken, die jetzt so sanft und melodisch rauschend das entstellte Ufergelände liebkosten. Es war als ob es diese Menschen bedauerte: die Jahrhunderte haben es begreifen gelehrt, daß jene Wesen, die es da an der Arbeit sieht, nicht böswillig handeln; es weiß längst, daß sie nur Sklaven sind, denen die Aufgabe obliegt, mit den Elementen Brust an Brust zu kämpfen, und daß in diesem Kampfe auch schon die Rache der Elemente auf sie lauert. Sie

bauen und bauen nur immer, sie quälen und mühen sich beständig, und ihr Schweiß und Blut ist der Cement, der alle Bauwerke der Erde zusammenhält; aber sie haben nichts davon, daß sie ihre Kräfte in diesem ewigen Schaffensdrang verschwenden — einem Drange, der zwar auf Erden Wunder hervor bringt, aber doch nicht im Stande ist, ihnen Obdach und Nahrung in genügendem Maße zu verschaffen. Auch sie sind nur ein Element, und darum schaut das Meer nicht zornig, sondern freundlich auf ihre Arbeit, die ihnen keinen Nutzen bringt. Diese kleinen grauen Würmer, die den Berg so entstellt haben, gleichen ganz und gar jenen Tropfen, die das Meer in dem ewigen Streben, sein Gebiet auszudehnen, gegen die unzugänglichen, starren Felsgestade voran schickt, und die zuerst zu Grunde gehen, indem sie an jenen zersprühen. In ihrer Masse wirken diese Tropfen in Menschengestalt durchaus ähnlich, sie sind ganz wie das Meer, ebenso stark und ebenso zerstörungssüchtig, sobald nur das Wehen des Sturmes über sie hinfährt. Von Alters her kennt das Meer diese Sklaven, die mitten in der Wüste die Pyramiden gebaut haben, und die Sklaven des Xerxes, der den lächerlichen Befehl gab, das Meer zu peitschen, weil es die von ihm errichteten Brücken zerstört hatte. Ewig gleich sind sie sich geblieben, diese Sklaven — immer waren sie voll Demuth und Gehorsam, immer wurden sie schlecht genährt, immer vollführten sie etwas Großes und Wunderbares, wobei sie Diejenigen, die sie zur Arbeit zwangen, manchmal vergötterten, häufiger verfluchten, dann und wann auch sich gegen ihre Gebieter empörten . . . Und mit dem ruhigen Lächeln eines Titanen, der sich seiner Macht bewußt ist, strömte das Meer seinen belebenden Hauch aus auf jenen anderen Titanen, der noch geistig blind und geknechtet ist, der in kläglichem Bemühen die Erde zerwühlt, statt zur Ebenbürtigkeit mit dem Himmel empor zu streben. Leise gleiten die Wellen zum Ufer empor, wo die Menschlein sich tummeln, die ihrem ewigen Fluthen eine Schranke setzen wollen — gleiten empor und singen ihr sanftes, klangvolles Lied von vergangenen Tagen, von Allem, was sie im Laufe der Jahrhunderte an den Ufern der Erde gesehen haben.

Warum in „Drei Menschen", Gorki's neuestem Werke, einer der Drei, Ilja Lunew, der den breitesten Raum in dem Roman einnimmt, den Kaufmann Poluektov ermordet, seine frühere Geliebte Tatjana Wlaßjewna als solche bloßstellt und sich schließlich den Schädel einrennt, ist schwer begreiflich, wenn nicht, weil, wie er selbst sagt, es ein sauberes, anständiges Leben überhaupt nicht gebe. Dafür aber bleibt der Dichter auch in diesem Werke den Beweis schuldig.

Und nun das Facit! Gorki's Arbeiten sind, wo er sich gibt, wie er ist, d. h. wo er Selbsterlebtes, Selbstgefühltes erzählt, von seltener Kraft, und man ist oft versucht, trotz des widrigen Stoffes, hinzuzusetzen, von eben solcher Schönheit. Nur wo er sich auf die eingehendere Erörterung psychologischer Fragen einläßt, wie in „Foma Gorjejew", schwindet ihm die Kraft, oder er gleitet, wie in „Ein junges Mädchen" — es schließt mit einem hysterischen Anfall des Helden, der die Heldin in einem Flusse badend überrascht — in die schmutzigen Wässer des französischen unsittlichen Sittenromans. Und das ist zu bedauern. Wo Gorki Russe bleibt, gibt er uns, wenn nichts Anderes, eine getreue Schilderung der unteren, wenn man will, untersten Schichten des russischen Volkes, und das ist sein gutes Recht. Haben doch neben den Meistern der niederländischen Schule, die Göttinnen, Königinnen und Heroen malten, auch die unsterblichen Ruhm gewonnen, die den Zahnreißer, den Dorfarzt und die Bauern darstellten, die sich auf dem Jahrmarkt

übernommen haben und in einer Ecke erleichtern. Gorki's Figuren haben wenigstens den Vortheil, lebenswahr zu sein; sie sind nicht appetitlich, sie riechen nach Schweiß, Schnaps, Lumpen und Elend, und der Mangel an Wasser und Seife macht sich bei ihnen in der allerbedenklichsten Weise geltend; aber es sind Menschen von Fleisch und Blut, nicht bleiche, nur zu kurzem Scheinleben auf die Bühne gerufene Schemen. Darum wird auch die Lectüre der Gorki'schen Schriften nie so nervenzerrüttend und ungesund auf uns wirken wie viele andere Producte der nordischen Schule, besonders die Ibsen'schen Schauspiele. Wir werden uns erschüttert, vielleicht angewidert von manchen seiner Schöpfungen abwenden, aber wir werden nicht verkennen können, daß er in das volle Leben seines Volkes gegriffen und uns, wo nicht auf die Höhen, so doch in die Tiefen desselben geführt hat. Wenn die Tendenz des Dichters dahin gehen sollte, uns die Schichten, die er schildert, als freiheitsreif erscheinen zu lassen, so würden wir freilich nicht umhin können, den Versuch als mißlungen zu bezeichnen; er hat uns im Gegentheil Manches, was in Rußland von Regierungsseiten geschieht, verständlicher gemacht. Ob er sich der schöneren Aufgabe, erziehend auf sein Volk zu wirken, gewachsen zeigen wird, dafür enthalten seine Arbeiten bis jetzt keinen Beweis, und doch ist es die Aufgabe des Dichters, aufzubauen und nicht nur nieder zu reißen. Daß Gorki selbst manchmal Zweifel an seiner Kraft und an seinem Werke entstehen, scheint aus „Ein sonderbarer Leser“[1]) hervorzugehen. Er spricht in demselben von dem glühenden Hasse, der in seiner Seele beständig glimme, aber er erwähnt auch der Zweifel, die es in seinem Inneren gebe, und er findet keine Antwort auf den Vorwurf seines Lesers, der nicht glauben will, daß der Dichter von Gott gesandt sei, der im Herzen seiner Sendlinge das Feuer leidenschaftlicher Liebe zum Leben, zur Wahrheit, zum Menschen entzündet haben würde, während Gorki und seines Gleichen „wie Fackeln von Satans Gnaden qualmten und der Dunst, der von ihnen ausgehe, in Verstand und Gemüth tief hinein dringe und dieselben mit dem Gifte des Unglaubens an sich selbst durchsetze.“

[1]) „Ein sonderbarer Leser u. s. w.“. Deutsch von D. Jakofleff. Leipzig, Richard Wöpke. 1901.

Gustav Adolf und die deutschen Reichsstädte.

Von

G. Egelhaaf.

[Nachdruck untersagt.]

Im Nachfolgenden soll ein, wie ich denke, sehr wichtiges und interessantes Capitel aus der deutschen Geschichte des 17. Jahrhunderts, in der Hauptsache auf Grund ungedruckter Quellen, kurz dargestellt werden. Diese Quellen befinden sich größtentheils im Archiv der früheren Reichsstadt Ulm, wo sie unter den Jahren 1627—1632 leicht aufzufinden sind; theilweise auch im königlichen Staatsarchiv zu Stuttgart. Die wichtigsten der von mir benutzten gedruckten Werke werde ich am passenden Orte namhaft machen.

I. Die Städte in der Zeit von 1618—1627.

Die deutschen Reichsstädte waren bei Ausbruch des dreißigjährigen Krieges Gegenstand der entschiedensten Abneigung der katholischen Reactionspartei. In den meisten und bedeutendsten Reichsstädten war die Reformation schon frühzeitig durchgedrungen; nur in wenigen und — abgesehen von Köln und Aachen, das aber selbst 1598 nur mit Gewalt rekatholisirt worden war — unbedeutenden Städten hatte die römische Kirche sich im Besitz der Herrschaft behauptet oder doch wenigstens eine gewisse öffentliche Stellung gerettet. Kein Wunder, daß die gegenreformatorischen Bestrebungen vor Allem auch auf die Reichsstädte sich richteten, daß alle Vorkämpfer der alten Kirche diese Städte der Autorität des Papstes und der Bischöfe wieder zu unterwerfen trachteten. Diese Bestrebungen wurden dadurch noch mehr angefacht, daß eine Anzahl der größten Reichsstädte — Straßburg, Ulm, Nürnberg — sich im Mai 1609 der protestantischen Union angeschlossen hatten und 1619/20 dem Grafen Ernst von Mansfeld Geld, Lebensmittel, Waffen und Schießbedarf lieferten; man vergaß darüber den Umstand, daß, als die Schlacht am weißen Berge geschlagen war, die Städte das Zeichen zur Auflösung der Union gegeben hatten, indem sie auf Grund des Aschaffenburger Vertrages

vom 24. März[1]) 1621, Straßburg voran, sich dem Kaiser unterworfen hatten. Der ulmische Prälat Schmid, der um die Geschichte der alten Reichsstadt an der Donau hoch verdient ist, hat am Anfang dieses Jahrhunderts aus den sogenannten Fries'schen Papieren in Biberach eine merkwürdige Denkschrift aus dem Frühjahr 1621 abgeschrieben, die in einem zu Stuttgart befindlichen Sammelband des Prälaten enthalten ist. Sie ist mit L. unterzeichnet, wendet sich in directer Anrede an Kaiser Ferdinand II. und entwickelt einen „Vorschlag, die Reichsstädte zu ruiniren". „Ein solches Schicksal haben sie vollauf verdient, weil alle Revolten, so seithero einer geraumen Zeit sich erhebt haben, auf die Säulen der Macht und des Reichthums der Städte gestützt und gegründet waren; die Städte haben jeder Zeit den Parteien beigestanden, so dem Haus Oesterreich contrarirt; man kann sie geradezu geborene Feinde von Natur des kaiserlichen und königlichen Hauses nennen. So lange nicht die Wurzel der Rebellion ausgetilgt wird, ist" — diese Stelle ist gewiß höchst bemerkenswerth — „dem absoluto posse eines römischen Kaisers im Reich ein Biß eingelegt". Die Denkschrift schlägt dann bezeichnender Weise vor, daß man als Hauptmann gegen die Städte den — protestantischen — Markgrafen Joachim Ernst von Ansbach, Fürstliche Gnaden (geb. 1583, regierte 1603—1625) gewinnen solle, „der von dem vermeinten König" — dem „Winterkönig" Friedrich von Böhmen — „offendirt und von den Reichsstädten disgustirt ist; er hat dazu insonderheit eine alte Prätension auf das Burggrafenthum in Nürnberg und wird sich als kaiserlicher Commissarius gegen die Städte gebrauchen lassen," wie sich Kursachsen in Schlesien, Bayern in Oesterreich, Böhmen und Oberpfalz gebrauchen ließen; liegt doch ein guter Theil der Reichsstädte — als Nördlingen, Rothenburg, Weißenburg („am Sand" oder „im Nordgau"), Hall, ja das mächtige Nürnberg selbst — in seinem Lande, so daß er sie alle mit wenig Mühe und Unkosten bezwingen kann. Der Markgraf soll 6000 Mann zu Fuß anwerben; dann wollen der Schreiber und noch ein anderer Cavalier und Obrister je 3000 Mann aufbringen, so daß eine Armada von 12000 Mann formirt werden kann. Sechs oder sieben Cavaliere, welche des Kaisers allergetreuste Diener sind, haben schon jeder 50000 Thaler an Geld oder Geldeswerth in der Kasse und besitzen die Mittel, um in Jahresfrist 100000 Thaler in die Hand zu bringen. Der Kaiser braucht nicht zu fürchten, daß die Städte irgendwo Hülfe finden; die Union ist in der Auflösung, und Dänemark, Braunschweig und die Hansestädte werden es sich bedenken, ob sie den abgestümmelten Gliedern (der Union) beistehen sollen, „da sie integrum et illaesum corpus nicht haben erhalten mögen". Auf schöne Reden der Städte soll der Kaiser nichts geben: „das ist ihr altes Axioma, den Kaiser mit süßen Worten zu speisen, mit Bösem aber zu tractiren."

Zunächst ist nun dieser haßerfüllte Vorschlag nicht zur Ausführung gelangt; aber je mehr das Waffenglück der kaiserlichen und katholischen Sache günstig ward, desto mehr gewannen die Gedanken des Anonymus L.

[1]) Neuen Stils, wie immer in diesem Aufsatz.

Gestalt und Leben. Im August 1626 wurde König Christian IV. von Dänemark, indem er einen bei Northeim über Tilly erhaltenen Vortheil auszunutzen suchte, durch die Vereinigung der feindlichen Streitkräfte in Nachtheil versetzt und bei Lutter am Barenberge mit Verlust von 10 000 Mann dermaßen geschlagen, daß er sich bei Lauenburg hinter die Elbe zurückziehen mußte; bald sah er sich in seinen Erblanden selbst durch Tilly und Wallenstein angegriffen und zur Flucht auf die Inseln genöthigt. Nunmehr begann, namentlich in dem von jeder Hülfe entblößten Süddeutschland, die eng verschwisterte religiös-politische Reaction eine planvolle Thätigkeit zu entfalten. Der Kaiser ging darauf aus, wie ein noch weiter unten (Abschnitt V) zu erwähnendes Schreiben der Stadt Straßburg an Lübeck vom 16. Januar 1632 sich ausdrückt, „die Libertät der Conscientien aller Orten zu pressen und zu drucken und zu benehmen, dann aber auch die politische Freiheit unter das dienstbare Joch zu ziehen und insonderheit die ehrbaren freien und Reichsstädte durch ein hoch präjudicirliches Prädicat für ein kaiserliches Patrimonialgut anzusprechen und sie dadurch um ihre von den geehrten Vorellern so thener erworbenen, jeweils durch Gottes Gnade erhaltenen und sonsten mit Bestand (= mit Erfolg) nie widersprochenen, uralten Rechte und Gerechtigkeiten zu bringen." Hundert Jahre vorher hatte Karl V. im Verlaufe der religiös-politischen Kämpfe mehrfach mit Erfolg den Grundsatz angewandt, daß die Bisthümer kaiserliches Kammergut seien; er hatte sogar einen Augenblick (1527) daran denken können, diesen Grundsatz auf den damals von seinen Kriegsmannschaften eroberten Kirchenstaat anzuwenden und das zu thun, dessen 1870 der König der Italia una sich unterfing. Jetzt versuchte das Kaiserthum, seine Macht mittelst der Einziehung der Reichsstädte zu verstärken. Obwohl Ferdinand II. bei seiner Wahl 1619 in der „Wahlcapitulation" sich feierlich verpflichtet hatte, „alle Städte des Reiches bei ihrem hergebrachten statu, Rechten und Gerechtigkeiten, sowohl in Religions- als in Profansachen allergnädigst bleiben zu lassen," erschienen doch am 28. April 1627 in Lindau die Herren Hans Kaspar von Stadion, der Landcommenthur des Deutschordens in der Ballei Elsaß, und Hanng Graf zu Montfort, Herr zu Tettnang und (Langen-)Argen, kaiserlicher geheimer Rath, als kaiserliche Commissäre in Lindau. „Unversehens" ritten sie Morgens um 10 Uhr mit dreißig Pferden ein, überreichten dem sofort vorgeforderten Advocaten der Stadt, Dr. Heyder, ihre Vollmacht und luden auf den 29. April Morgens 7 Uhr den Rath sammt dem sogenannten „starken Ausschuß" der Gemeinde auf das Rathhaus vor, um ihre Commission abzulegen. Diese bestand darin, daß die Stadt angewiesen ward, einen Reichs-Schultheißen[1]), d. h. einen kaiserlichen Vogt, anzunehmen und die Jesuiten in das Zeughaus einzu-

[1]) Dieser Gedanke wird erstmals, wie es scheint, in einem Gutachten eines kaiserlichen Beamten vom 23. Januar 1623 ausgesprochen. Gindely, Geschichte des dreißigjährigen Krieges, Bd. IV (1880), S. 520—521. Die Reichs-Schultheißen sollten die Städte unbedingt in kaiserlichem Sinn leiten und ihre Finanzen dem Kaiser dienstbar machen.

lassen; der Schultheiß sollte ungesäumt eine „Fortification" anlegen, eine Zwingburg für die bislang freie Stadt.

Wie in Lindau, so überall. Die Stadt Memmingen, die seit Menschengedenken einen protestantischen Rath hatte, ward an die 1548 von Kaiser Karl V. erlassene Rathswahlordnung erinnert, nach der in den Rath der Reichsstädte nur Personen gewählt werden sollten, die der alten christlichen Religion verwandt (d. h. angehörig) seien. Dieser Ausdruck paßte freilich nur auf Katholiken: darüber aber, daß die Rathswahlordnung — die Karl's V. Kanzler Heinrich Haas entworfen hatte — auch Personen zuließ, „die der alten christlichen Religion am nächsten seien", d. h. Angehörige der augsburgischen Confession, gingen die kaiserlichen Commissäre 1627 einfach hinweg. Sofort machten sich in Memmingen auch die Jesuiten breit, rissen den Zaun zwischen einem von ihnen erworbenen Garten und dem des Nachbars ohne Weiteres nieder, errichteten dafür an falscher Stelle einen „Till" (= Tülle, Bretterzaun), und als ein von ihnen auf dem Markt gekränkter Bürger sie „des Teufels Propheten" nannte, liefen sie sofort zum Bürgermeister und verlangten Bestrafung des Lästerers. In Kaufbeuren erschien die kaiserliche Commission Mitte April und befahl, daß die „seit unvordenklichen Jahren" vom Rath ausbezahlte jährliche Unterhaltung des ministerii der Kirchen und Schulen augsburgischer Confession der evangelischen Bürgerschaft sofort abgestrickt und ferner allein 200 Gulden jährlich an Geld und etwas Weniges an Früchten und Holz bewilligt werde; selbst diese kärgliche Leistung sollte erst noch der Bestätigung durch Kaiserliche Majestät unterstellt werden. Die Evangelischen in Kaufbeuren besorgten, daß sie sammt der lieben Posterität aus Mangel nothwendigen Unterhalts des reinen Gotteswortes beraubt werden möchten; deshalb ließen die evangelischen Kirchenpröpste Josua Rader und Hans Hainlig von der Kanzel eine eifrige Erinnerungsschrift verlesen, daß die Bürger ein Capital sammeln helfen möchten, das an einem sicheren Orte angelegt werden sollte, und mit dessen jährlicher Abnutzung (= Zinsertrag) man die evangelischen ministeria für Kirchen und Schulen zu erhalten gedachte. Darauf erzeigte sich zwar ein guter Theil der evangelischen Bürger ganz mitleidenlich und mild (= freigebig); da aber bei der schweren Zeit Viele kaum selbst zu leben hatten, namentlich die Weber, und sich deshalb „des lieben Almusens begehen" (= darauf ausgehen? oder sich begeben?) mußten, so wandten sich die Kirchenpröpste am 16. April an Ulm mit der Bitte, daß es um des gemeinen evangelischen Wesens willen seine mildreiche Hand aufthue; dieselbe Bitte erging auch an die anderen protestantischen Reichsstädte. Der allmächtige Gott möge Ulm dafür in ander Weg reichlich vergelten und dessen ganzes löbliches Stadtwesen vor dergleichen und anderem Ungemach gnädig behüten und in beständigem Flore, sowohl in Religions- als politischen Sachen, erhalten. Bald ward auch in Kaufbeuren die Ausweisung der evangelischen Rathsmitglieder aus dem Rath und dessen Zusammensetzung aus lauter Katholiken gefordert. In Hagenau gab es Streitigkeiten zwischen der Stadt und dem Barfüßerkloster, worüber sich die Stadt, in der seit 1614 die protestantische Religion neuerdings anerkannt war, an Kursachsen, als den ältesten und mächtigsten evangelischen Reichsstand, wandte.

Das bisher Erzählte bezieht sich durchweg auf kleine Reichsstädte; aber es ging den großen nicht besser. Die Capuziner versuchten sich in Worms und Frankfurt a. M. auszubreiten; in letzterer Stadt kaufte nach den Ulmer Acten Tilly das Kloster der Antoniter (einer Abart der Augustiner) von deren Präceptor in Höchst und setzte ohne Wissen des Magistrats die Capuziner dort ein; als sie dies dem Magistrat dann nachträglich anzeigten, versagte dieser ihnen natürlich Anerkennung und Schutz. Die Jesuiten beanspruchten in Nürnberg in einigen geistlichen „Höfen" — d. h. den innerhalb der Städte gelegenen Häusern benachbarter Klöster — eingelassen zu werden; in das deutsche Haus „schlichen sich die Capuziner ein". Ebenso ging das nur zu glaubliche Gerücht, daß die Jesuiten es in Ulm auf die Besitznahme des dem Kloster Salem (Salmannsweiler bei Ueberlingen) gehörigen Hofes abgesehen hätten. Wie die Orden, so die Bischöfe und anderen geistlichen Herren. Die drei Prälaten der Klöster Salem, Elchingen (östlich von Ulm) und Kaisersheim (bei Donauwörth) verlangten, daß die Pfleger und Kastner (= Kassiere) ihrer Höfe in das ulmische Bürgerrecht aufgenommen würden, während sie bisher als Fremde betrachtet worden waren, und der Prälat von Kaisersheim, dem der Rath einiges jus zu seiner Forderung zugestand, erreichte, daß sein Beamter sammt seinem Eheweib das Bürgerrecht erhielt, also künftig desselben Schutzes wie alle Bürger genoß. Der Bischof von Augsburg nahm in dem unter Ulms Hoheit stehenden Orte Holzheim (beim heutigen Neu-Ulm) eine „päpstische Reformation" vor, setzte einen Interimspriester ein und stellte das Ansinnen an den Rath, daß er ihm seinem Patronatsrecht gemäß einen dauernd zu ernennenden Priester präsentire. Der Rath lehnte das ab, weil er damit selbst die „päpstische Reformation" anerkannt hätte: er erwog sogar, ob er nicht ob identitatem rationis in den seiner hohen Obrigkeit unterstehenden katholischen Dörfern Finningen rechts und Söflingen links der Donau eine protestantische Reformation gleichen Stils durchführen und so Repressalien üben solle. Er unterließ es aber, wie das Protokoll lakonisch sagt: quia, cum duo faciunt idem, non est idem, d. h. weil er empfand, daß der Bischof von Augsburg jetzt in günstigerer Lage war als eine evangelische Reichsstadt. Der Bischof von Constanz unternahm eine gerichtliche „action" wider Ulm, das auf sein Betreiben vom Kaiser den Befehl erhielt, die Katholiken in Ulm künftig in Ulm selbst taufen und Ehen einsegnen zu lassen, während sie dies bisher im nahen Kloster Söflingen thun mußten; die Stadt reichte darauf „Gegenbericht" beim Kaiser ein, schrieb dem Bischof selbst aber nicht, „damit er sich nicht noch mehr Gerechtigkeit zu haben einbilde". Der Rath von Nürnberg lag mit dem Deutschmeister, der in der St. Elisabethen-Capelle seines Nürnberger Hauses katholischen Gottesdienst halten lassen wollte[1]), und mehr noch mit dem Bischof von Bamberg, mit diesem wegen einiger Kirchen, in Streit; aus der Kirche zu Pechtal ließ der Bischof von Eichstätt, weil sie baufällig und ohne Priester war, die Glocken wegführen; der Rath sah von einer Herstellung des Gebäudes ab, weil

[1]) S. Reicke, Geschichte der Reichsstadt Nürnberg, Nürnberg 1896, S. 962.

der Bischof sonst alsbald einen päpstischen Pfaffen in das warme Nest dorthin gesetzt hätte. Das Würzburger Chorherrenstift zu den beiden Johannsen (Johannes der Täufer und Johannes der Apostel) forderte von der Reichsstadt Schweinfurt die Rückgabe der dortigen Pfarrkirche mit der Erklärung, es werde dann pontificios, d. h. papistische Pfarrer, präsentiren. Der Rath antwortete, er habe schon vor dem Augsburger Religionsfrieden die augsburgische Confession angenommen, besitze also die Kirche mit Recht; überdem habe er die besten Gefälle der Kirche bereits durch Verträge dem Chorstift abgetreten, und der Bischof von Würzburg habe das gut geheißen: man könne Schweinfurt also ein Mehreres nicht zumuthen. Einen ähnlichen Streit hatte Straßburg[1]) mit dem Provincial des Predigerordens wegen des Frauenklosters St. Nikolaus in undis, das nahe der heutigen Kunstgewerbeschule lag. Der Rath hatte nämlich 1592 die Nonnen unter Hinweis auf „ihre groben Laster" „ausgemustert" und das Kloster eingezogen; die Einkünfte desselben bildeten einen nicht unerheblichen Theil des städtischen Einkommens. Das hatte der Stadt gleich damals seitens des Provincials eine Klage beim Reichskammergericht eingetragen; der Proceß war 1607 eingeschlafen, wurde aber jetzt von dem Provincial aufs Neue aufgenommen. Die Stadt erließ zu ihrer Rechtfertigung ein Schreiben, in welchem der Lebenswandel der ausgetriebenen Nonnen so drastisch geschildert war, daß der Rath annehmen zu dürfen glaubte, die katholischen Gerichtsbeisitzer würden selbst keine Lust hegen, solche Schandsachen gegenüber den evangelischen, in gleicher Zahl vorhandenen, zu vertheidigen; auch hatte die Sache keinen Fortgang. Noch viel ernster war aber, daß der Kaiser selbst in einem Mandat vom 15. December 1627 von der Stadt die Rückgabe einiger Kirchen, vor Allem des Münsters, an die Katholiken verlangte, da sie erst 1559 — also nach dem Abschluß des Augsburger Religionsfriedens — den Katholiken entzogen worden seien; er deutete auch an, daß diese wieder zum Bürgerrecht, zu Ehren und Aemtern der Stadt zugelassen werden müßten. Die oben erwähnten Bestrebungen, gegen Nürnberg die hohenzollerischen Markgrafen von Ansbach auszuspielen, sind nach den Ulmer Acten nicht ganz ohne Erfolg geblieben. Die Stadt hatte von Ansbach vom pfälzischen Kriege her Schadenersatz zu fordern; da die markgräfliche Vormundschaftsregierung für Joachim Ernst's Sohn Friedrich[2]) nicht zahlen wollte, so kam es zu einem Proceß in camera, vor dem Reichskammergericht. Im weiteren Verlauf nahm Ansbach 1627 das schomburgische Kriegsvolk in seine Dienste und schnitt der Stadt die Zufuhr ab; dazu ward in ihrem Gebiet ein Musterplatz für die zu werbenden Soldaten aufgeschlagen und vom Kaiser die Zahlung des ersten der fünfzig von den Städten in Aschaffenburg (s. S. 230 ff.) verwilligten „Römermonate" (einer = 112 000 Gulden für das ganze Reich, = etwa 11 000 Gulden, ein Zehntel, für jeden einzelnen der zehn Kreise des Reiches) gefordert.

[1]) Das Folgende entnehme ich theils den Ulmer Acten, theils einer gütigen Mittheilung des Straßburger Stadt-Archivars, Herrn Dr. Winkelmann. Im Augenblick des Abschlusses meiner Arbeit, noch rechtzeitig zur Benutzung, erscheint von Herrn Dr. Karl Jacob die verdienstliche Schrift „Straßburgische Politik 1621—1632", Straßburg 1899. Bd. V, S. 147.

[2]) Er war 1616 geboren und fiel 1634 bei Nördlingen; Joachim Ernst starb 1625.

Da die Uebergriffe einmal an der Tagesordnung waren, so erhob das markgräfliche Consistorium in Ansbach gegenüber der — doch auch protestantischen — Reichsstadt Weißenburg „am Sand" den Anspruch, daß ihm die Besetzung der Predigerstelle im würzburgischen Klösterlein zustehe; die Stadt wandte sich auch ad cameram.

Wohin man blickt, überall glauben die politischen und religiösen Gegner der Städte 1627 ihre Zeit gekommen, die Ernte reif zum Schnitt. Dazu gesellte sich das steigende Kriegselend, die endlosen, mit Erpressungen aller Art verbundenen Durchmärsche des kaiserlichen Kriegsvolks, das hauptsächlich zu Lasten der Evangelischen lebte, und dessen oberster Anführer, Wallenstein, öffentlich erklärte, wenn man mit Beschwerde beim Kaiser drohte: seine Obersten hätten mehr auf seine als auf des Kaisers Ordinanz zu sehen. Ebenso klagte man auf einer Zusammenkunft, welche die sogenannten „ausschreibenden" Städte Straßburg, Ulm und Nürnberg[1]) in der Zeit vom 26. April bis 3. Mai 1627 in dem Städtchen Geislingen im Ulmischen abhielten, daß der kurbayerische General Graf Tilly sich von Kaisers Majestät fast gar keine Ordnung noch Maß geben lasse; wenn man sich über ihn beschwere, so laufe man Gefahr, ihm Anlaß zu noch mehr Entrüstung und Indignation zu geben; es sei fast besser, Alles schweigend zu tragen. Nur mit den schwersten Sorgen, haben in Geislingen die nürnbergischen Abgesandten erklärt, könne man in die Zukunft sehen. Je länger je stärker geht die hohe Bedrohung vom kaiserlichen Hof gegen die Städte, daß Ihrer Majestät mit etlichen Millionen Goldes, die man etwa den Städten abpressen möge, nicht gedient sei, sondern man den Städten besser zur Ader lassen müsse; die Verbrechen seien gar zu groß. Man müsse sich der Städte in omnem eventum versichern; denn wenn Dänemark victoriam erhalte, so möchten sie sonst leichtlich wieder eine Union — wie 1608 und 1609 — bilden. Dem Mansfeld, der einst gar kein Geld gehabt, haben sie so viel Fürschub gethan, daß er viel Volks anwerben konnte, und von Mansfeld haben die jetzigen jungen Prinzen und Kriegsobristen die Kunst gelernt; also müsse man den Städten die Flügel beschneiden. Aus Lothringen sei neulich geschrieben worden, daß in München unlängst ein conclusum gemacht worden sei, daß auf den Fall [völliger] wider Dänemark erhaltender victoria im Reich unus pastor et unum ovile werden solle — ein Hirt und eine Herde, Alles Rom unterthan. Zu diesem Zweck solle dann das gegen die Dänen siegreiche Heer vor die Städte geführt werden, bis sie auszahlen und unterschiedliche Kirchen zum katholischen exercitio (Religionsübung) hergeben. Die meisten Obristen seien bereits zu ihrer Bezahlung auf die drei Städte assecurirt. Wenn aber der Danus nicht [gänzlich] succumbire, so müssen dreißig- oder vierzigtausend frische Soldaten geworben und den Städten auf den Hals gelegt werden, damit man sich deren zum Nachstreich gegen Dänemark bedienen

[1]) Nürnberg hatte die Ausschreiben an die Städte in Franken, Ulm an die in Schwaben, Straßburg an die im Elsaß zu besorgen: die drei Städte hatten eine Art Hegemonie in ihren Landschaften, bildeten eine Art reichsstädtischen geschäftsführenden Ausschusses. Vergl. Jacob a. a. O. S. 5.

könne. Im Zusammenhang mit diesen Kriegsplänen, die auf völlige Herrschaft in der Ostsee abzielen, steht Wallenstein's bekanntes Vorgehen wider die Hansa und die Belagerung von Stralsund.

Auf dem erwähnten „Convent" in Geislingen, woran sich das sonst den dreien eng verbündete, als vierte „ausschreibende" Stadt — für die Wetterau — handelnde Frankfurt nicht betheiligte, um nicht in den Verdacht einer neuen Union zu kommen, sind alle Beschwerden der Städte des Langen und Breiten erörtert und ist über Vorstellungen beim Kaiser berathen worden. Zwei Wege boten sich dar: der einer Gesandtschaft („Schickung") oder der einer schriftlichen Eingabe. Nürnberg und Ulm waren für den ersten Weg als den wirksameren, Straßburg aber für den zweiten: alle Gesandtschaften hätten bisher nur viel gekostet, aber nichts genutzt. Der Kaiser höre von Religionssachen nicht gern, und ihm in faciem zu disputiren, sei mißlich: da werde den Städten ein ganzer catalogus vorgehalten werden, wie hier und da von ihnen der Religionsfriede zu Ungunsten der Katholischen verletzt worden sei; man werde die beschwerlichsten Zumuthungen, auch in Betreff der Vertreibung des dänischen Volks aus dem Reich, gestellt bekommen. Die Straßburger Abgesandten blieben dabei, daß sie keine Vollmacht hätten, in eine „Schickung" zu willigen; der Convent ging ohne Beschluß auseinander. Zwischen Straßburg und Nürnberg trat sogar eine gewisse Gereiztheit hervor, weil Straßburg für die in seinem Kaufhaus verkauften Waaren eine Gebühr von 2 Kreuzern vom Pfund, also 3 fl. 20 Kreuzer vom Centner, erhoben hatte, was Nürnberg und Frankfurt nicht leiden wollten. Gerade damals war der Streitfall dem Kammergericht übergeben worden, und Ulm bemühte sich, einen Vergleich zu Stande zu bringen, „um mehreren Friedens und bei diesen ohnedies hochleidigen Zeiten wenigeren Widerwillens wegen"; die Abgabe sollte noch zwölf oder doch acht Jahre lang entrichtet werden, aber ohne daß damit dem Princip, das Nürnberg und Frankfurt vertraten, etwas benommen sein sollte.

II. Die Zeit von 1627—1630. Restitutionsedict.

Die nächsten Jahre brachten noch eine Steigerung der Drangsale der Städte. Um die Zeit des Geislinger Convents erschien — am 13. April 1627 — ein kaiserlicher Erlaß, welcher dem Haupt des protestantischen Theils des Straßburger Domcapitels, dem Dechanten Pfalzgraf Kasimir, befahl, daß er sammt seinen Genossen den Bruderhof und ebenso den Gürtlerhof, welche seit 1583 bezw. 1588 in protestantischen Händen und im Hagenauer Vertrag von 1604 auf Zeit den Protestanten überlassen waren, nunmehr räume und das Archiv des Capitels ausliefern solle, „und diese Befehle wurden am 13. Juli" — nach dem Ausdruck von Ludwig Spach[1]) — „ohne Stirnrunzeln vollzogen, und ohne daß der Rath der Stadt auch nur ein Wort zu Gunsten der protestantischen Domherren zu sagen wagte, mit denen er doch 1592 einen Bund zu Schutz und Trutz aufgerichtet hatte". Ja, noch mehr: als der frühere

[1]) Histoire de la basse Alsace et de la ville de Strasbourg, Straßburg 1860, S. 220; vergl. S. 205.

Administrator des Bisthums, Erzherzog Leopold, der Bruder des Kaisers, im Januar 1628 mit seiner Gemahlin Claudine von Medici, die er nach seinem Verzicht auf das Bisthum geheirathet hatte, nach Straßburg kam, fand er einen festlichen Empfang und ward sammt seiner Gemahlin reich beschenkt. An seine Stelle war 1625 als Bischof der 1612 geborene — also damals erst dreizehnjährige — Sohn des Kaisers, Leopold Ernst Wilhelm, getreten, der auch Bischof von Passau, Halberstadt, Olmütz und Breslau, Abt von Murbach (im Ober-Elsaß) und Lure (in der Freigrafschaft) und Hochmeister des Deutschordens war und, obwohl er bis 1661 lebte, — trotz aller Vorschriften des Tridentinums über die „Residenzpflicht" der Bischöfe — nie einen Fuß in seine Straßburger Diöcese gesetzt hat. Nürnberg hatte 1627 einen directen Gewaltstreich der Wallensteiner auszuhalten, welche am 28. Mai das zwischen Felsen gelegene, gut befestigte Städtchen Velden angriffen, sich aber bei dem tapferen Widerstand der von dem städtischen Pfleger Christoph Waldstromer befehligten Bürger „nur blutige Köpfe holten"; selbst die Weiber nahmen am Kampfe Theil und gossen auf die Feinde, wo sie der Mauer nahe kamen, siedendes Wasser herab[1]). Um aber das Gebiet von den wilden Banden zu säubern, brachte der Rath große Geldopfer an den kaiserlichen Oberfeldherrn dar. Ins ulmische Gebiet rückten zu Anfang 1628 unter Isolani und Kronburg 16000 Kaiserliche ein und verheerten sechs Dörfer; es ist zu Gefechten zwischen ihnen und den ulmischen Truppen gekommen, und auch als die Hauptmacht weiter zog, blieben fünf Cornette (Schwadronen) kronburgischer Reiter zurück. In Folge dieser Einquartierung berief der Rath am 21. August aus jeder Zunft zwei gewählte Vertreter vor sich und kündigte ihnen die Nothwendigkeit einer Steuererhöhung an; nach einigem Hin und Her ward sie so ausgeschrieben, daß jeder Bürger neben der gewöhnlichen Steuer 20 Kreuzer vom fahrenden (beweglichen), 10 Kreuzer vom liegenden Besitz in zwei Fristen, auf 29. September 1628 und 2. April 1629, entrichten sollte. Im gleichen Jahre, 1628, willfahrte der Rath den kaiserlichen Forderungen über die Rathswahlordnung insofern, als erstmals seit langer Zeit wieder ein katholischer Rathsherr, Karl Ehinger, aus dem bekannten Patriciergeschlecht, das den Kaiser Karl V. immer beherbergt hatte, gewählt wurde. Die Sache erregte um ihrer grundsätzlichen Wichtigkeit willen großes Aufsehen und vielfache Mißbilligung. Frankfurt und Nürnberg richteten an Ulm ein Schreiben, worin sie die Wahl schlechthin als ein Unrecht bezeichneten und erklärten, man könne von nun an mit Ulm nicht mehr vertraulich verhandeln, da durch Ehinger alle Berathungen der Städte der katholischen Partei im Reiche mitgetheilt werden könnten. Der neue Rathsherr selbst aber fühlte das Schwierige seiner Lage so lebhaft, daß er durch eine besondere Schrift darum bat, man möge ihn bei diesem Religionskrieg seines Sitzens im Rath erlassen. Es scheint in der That, daß Ehinger bis an seinen am 18. April 1647 erfolgten Tod an den Rathsverhandlungen keinen Antheil genommen hat[2]).

[1]) Priem, Geschichte der Stadt Nürnberg, Nürnberg 1875, S. 202—203.

[2]) S. meine „Politische Geschichte der Reichsstadt Ulm" in der Ulmer Oberamtsbeschreibung, Stuttgart 1897. S. 118 und 130—131.

Alle Drangsale der Städte wurden aber aufs Höchste gesteigert, seit der Kaiser am 6. März 1629 den äußersten Schritt gethan und das bekannte Restitutionsedict erlässen hatte, kraft dessen die Protestanten gehalten sein sollten, alle seit dem Passauer Vertrag vom 2. August 1552, bezw. dem Augsburger Religionsfrieden vom 25. September 1555 eingezogenen Erzbisthümer, Bisthümer, Prälaturen, Klöster und anderen geistlichen Güter und Stiftungen, die reichsmittelbaren wie die reichsunmittelbaren, der alten Kirche herauszugeben; für die reichsmittelbaren sollte der Besitzstand von 1552, für die anderen der von 1555 entscheidend sein. Das Edict betraf die zwei Erzbisthümer Magdeburg und Bremen, elf Bisthümer und eine Menge kleinerer Kirchengüter. Noch ehe das Edict öffentlich ergangen war, schon am 16. Januar 1629, verlangten die kaiserlichen Commissäre, Johann Reinhard von Schauenburg und ein Rath der österreichischen Regierung im Elsaß, Locher, mit erneutem Nachdruck, daß Straßburg „durch gütliche Handlung" das Münster und die beiden Capitel zu St. Peter dem Alten und dem Jungen zurückerstatten solle. Als der Rath sich hinter das Stadtrecht verschanzte, das die Zustimmung der dreihundert Schöffen zu einem solchen Schritt erfordere, verließen die Commissäre, nachdem sie der Stadt 2000 fl. gekostet hatten, Straßburg. Ein kaiserlicher Erlaß erklärte ihre Forderung für gerechtfertigt, und weil der Rath an den Reichstag appellirte und erklärte, Straßburg sei freiwillig zum Reiche getreten, wolle seine Freiheit auch behalten und sich nicht so liederlich unter das Joch bringen lassen, besetzten der kaiserliche Oberst Wolf Rudolf von Ossa und der kaiserliche Commissär Vitzthum von Eckstädt einen Theil des unteren Elsaß. In Kaufbeuren erschienen nach dem Theatrum Europaeum (Bd. II, S. 34) im April 1629 kaiserliche Commissäre und befahlen, daß die ganze Bürgerschaft bis auf Pfingsten Unterricht in der römisch-katholischen Lehre nehme, damit sie dann zur Messe und Beichte geschickt werde. Wer eine Sonntags- oder Feiertagspredigt versäume, sollte von jedem Hundert Gulden Vermögen einen Gulden Strafe zahlen, beim zweiten Mal zwei Gulden. Wer nicht katholisch werden wolle, solle bis Jacobi (25. Juli) seine Güter verkaufen und fortziehen. Sofort wurden die Glocken aus den evangelischen Kirchen genommen, Altäre und Kanzeln abgebrochen: Soldaten mit brennenden Lunten standen dabei, um einem Aufruhr zu begegnen; der römischen Geistlichkeit mußten 30000 Gulden erstattet werden. Ulm erhielt von dem Abt von Reichenau, dem nach einer meines Ermessens sehr übertriebenen Ueberlieferung einst die Stadt so gut wie ganz gehört haben sollte, der aber jedenfalls seit ein paar hundert Jahren sich ruhig verhalten hatte, die Aufforderung, daß der Rath den Katholiken die ihnen 1569 entzogene Barfüßerkirche zurückgeben solle: es war, wie wenn die Todten auferstünden. Der Graf Rudolf von Helfenstein, dessen Vorfahren 1396 durch Vertrag ihr Land größtentheils an Ulm verkauft hatten, meinte auch auf jenen Vertrag zurückgreifen und die Urkunden daraufhin prüfen zu dürfen, ob damals Alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Nürnberg ward nach langem Hin und Her am 22. October 1630 vom Kaiser angewiesen, daß es dem Deutschorden verstatten solle, in seinem Haus sowie in der Kirche zu St. Jacob und St. Elisabeth

römischen Gottesdienst abzuhalten. Es ist kein Wunder, daß bei solchen Bestrebungen, das Rad der Geschichte überall rückwärts zu drehen, in ganz Deutschland eine gewaltige Gährung entstand. Die Hansestädte hielten im November 1629 einen Tag in Lübeck und verabredeten gemeinsame Gegenwehr gegen Alle, die ihre Religion und ihre Privilegien antasten wollten; Magdeburg trat sofort unter die Waffen. Aber Wallenstein schickte 18000 Mann Soldaten nach Oberdeutschland, das natürlich am meisten unter den Griffen des Kaisers lag, und erschien Ende Mai 1630 selbst in Ulm, völlig entschlossen, auf ein Zeichen aus Wien mit der gesammten Opposition, zuerst der protestantischen, dann aber sofort auch der katholischen, eine furchtbare und endgültige Abrechnung zu halten.

Wessen man sich damals unterfangen zu dürfen glaubte, zeigt aber nichts deutlicher als das Schicksal Augsburgs. In dieser Stadt erschien am 5. August 1629 Ferdinand Kurz, Freiherr von Senftenau, als des Kaisers Commissär und berief auf den 8. August den Rath, die evangelischen Pfarrer und Kirchenpfleger auf das Rathhaus. Da hat er ihnen dann eröffnet, daß der Bischof von Augsburg, Heinrich von Knoringen, auf Grund eines 1548 zwischen dem Cardinalbischof Otto und der Stadt Augsburg abgeschlossenen Vertrages, der durch den Augsburger Religionsfrieden von 1555 nicht außer Kraft gesetzt worden sei, eine geistliche Gerichtsbarkeit in der Stadt beanspruche; der Kaiser habe sich von der Berechtigung seiner Forderung überzeugt — und doch hatte selbst der stockkatholische Reichshofrath in Wien sie „für unbillig und nicht für recht" angesehen! — und demgemäß erkannt, daß der Bischof die Ausübung der Religion der augsburgischen Confession — in eben der Stadt, von der sie ihren Namen trug — verbieten dürfe. So herb es den (überwiegend evangelischen) Rath ankam, — er wollte nicht eine „gänzliche Desolation" der Stadt herbeiführen, machte also „aus der Noth eine Tugend" und fügte sich. Sofort wurden die vierzehn evangelischen Pfarrer der Stadt ihres Dienstes entlassen, die Kirchen der Evangelischen gesperrt, die evangelischen Bücher weggenommen. Auf 100000 Seelen schlägt das Theatrum Europaeum (Bd. II, S. 25—30) — gewiß übertreibend — die Zahl der Evangelischen Augsburgs an, die nun alle ihrer Religion beraubt waren. Als sie dann haufenweise ins Ulmische und Oettingensche gingen, um dort evangelische Predigten zu hören, taufen und Ehen einsegnen zu lassen, ward dieses „Auslaufen" durch kaiserlichen Erlaß an den Rath vom 18. Februar 1630 streng untersagt. Vier Schreiben des Kurfürsten von Sachsen an den Kaiser zu Gunsten seiner Glaubensgenossen blieben ohne Erfolg; ja im August 1631 wurden alle evangelischen Rathsherren vor die Wahl gestellt, katholisch zu werden oder abzutreten. Alle zogen das Letztere vor, und so ward der Rath „mit eitel Papisten" besetzt[1]).

Aber während die Noth der Evangelischen aufs Höchste stieg, war die Hülfe ganz nahe gekommen: Gustav Adolf war auf deutschem Boden erschienen.

[1]) S. die lange Leidensgeschichte Augsburgs bei Paul v. Stetten, Geschichte der freien Stadt Augsburg, Frankfurt und Leipzig 1758, Bd. II, S. 1—188, und im Theatrum Europaeum a. a. O.

III. Auftreten Gustav Adolf's 1630. Schlacht bei Breitenfeld.

Man weiß, daß das Eingreifen Schwedens in den Krieg an sich auch bei den Protestanten auf schwere Bedenken stieß; der königliche Secretär Philipp Jacob Sattler, der im Januar 1630 zur Sondirung des Bodens nach Deutschland und auch nach Nürnberg kam, mußte sich davon überzeugen, daß aus vielen Gründen dieser Boden ziemlich hart war. Ganz abgesehen von der großen Furcht vor der Rache des Kaisers — die Protestanten waren nicht so kindlich und so unerfahren in den Dingen dieser Welt, daß sie sich nicht selbst gesagt hätten, daß der König für die Opfer an Gut und Blut, die er seinem tief erschöpften Lande zum Zweck der Abwehr der katholischen Reaction zumuthen mußte, hinterher seine Rechnung vorlegen werde, und namentlich des Königs Schwager, der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg, war nicht im Zweifel, daß die Verwirklichung seiner Ansprüche auf die in Aussicht stehende pommersche Erbschaft durch Gustav Adolf sehr ernstlich gefährdet sein werde; Pommern bot sich ja den Schweden von selbst als passendste „Real"-Entschädigung dar. „Pommern," hat Gustav Adolf einmal erklärt[1]), „kann ich nicht also von mir lassen, nämlich wegen der See" — das von ihm erstrebte dominium maris baltici verlangte den Besitz der pommerschen Häfen. Andererseits stand doch fest, daß, wenn der König ins Reich eindrang, dies der schwer bedrohten protestantischen Sache zu Gute kommen mußte, ja, daß sie allein durch schwedische Siege noch errettet werden konnte; und insofern begrüßte man auf evangelischer Seite die kriegerischen Erfolge des Königs doch mit begreiflicher Freude. Unter allen Umständen war jetzt die Zeit gekommen, wo man der immer höher schwellenden katholischen Fluth, der Durchführung des Restitutionsedictes und „der grausamen Grassirung der Soldatesca" Halt gebieten konnte. Bereits war auf Antrag der Ligisten ein „Compositionstag" in Frankfurt am Main — ursprünglich auf den 3. Februar 1631 — verabredet worden, wo beide Religionsparteien „über die Durchführung des Restitutionsedictes" verhandeln sollten; das bot dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen den willkommenen Anlaß, alle evangelischen Stände und Städte im Norden und Süden des Reiches zu einem Convent nach Leipzig einzuladen und dieser Zusammenkunft den harmlosen Anschein zu geben, daß bloß über das Vorgehen der Evangelischen in Frankfurt Beschluß gefaßt werden solle. Der Convent ward von Johann Georg, Georg Wilhelm und acht Fürsten persönlich besucht; von zwölf Fürsten und von vierzehn Reichsstädten[2]) kamen Botschaften oder Vollmachten; die größeren Städte Ulm, Nürnberg, Straßburg, Frankfurt vertraten wie gewöhnlich die im Bereich ihres „Ausschreibens" (s. oben S. 236) liegenden kleineren Städte. Auch Lübeck war vertreten, nicht so — aus unten anzugebenden Gründen — Hamburg. Der Convent begann am 20. Februar 1631 und endete am 12. April. Die eigentliche Führung dessen, was wir die Actionspartei nennen können, übernahm der Kurfürst Georg Wilhelm, der entgegen seiner sonstigen Zag-

[1]) Breyer, Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges, München 1812, S. 218.
[2]) Ihre Namen im Theatrum Europaeum, Bd. II, S. 292—294.

haftigkeit unter dem Druck der Verhältnisse sich zu einer sehr scharfen Sprache aufraffte. Er beantragte, daß man vom Kaiser die Zurücknahme des Edictes und die Abberufung seiner Truppen aus den evangelischen Gebieten verlange und keine Contributionen, keine Durchzüge und Werbungen, die kaiserlicherseits angeordnet würden, mehr sich gefallen lasse; er war bereit, sofort 5000 Mann zum Zweck bewaffneter Gegenwehr gegen jede neue Vergewaltigung aufzustellen, und mahnte die Anderen zu gleichem Vorgehen. Auch Johann Georg war zu Rüstungen erbötig: er wollte 11000 Mann werben und Allen Beistand leisten, die sich ihm gegenüber zur Gegenhülfe verpflichten würden. Aber als Brandenburg, in der Voraussicht, daß der Kaiser das Restitutionsedict doch nicht zurücknehmen werde, für sofortige Anwendung von Gewalt gegen den Kaiser und ein Bündniß mit Schweden stimmte, da zog sich Johann Georg von einer so „sorglichen und gefährlichen" Politik zurück: er wollte drohen, in der Hoffnung, nicht handeln zu müssen. Immerhin kam es zu Beschlüssen, die wir nicht für so unerheblich ansehen können, als meist geschieht. Der „Leipziger Schluß"[1]) erklärt nämlich zwar die Bereitwilligkeit der Evangelischen, sich auf gütliche Tractate mit den Katholischen einzulassen (also den Frankfurter Compositionstag zu beschicken); aber inzwischen wollen sie ihre Nothdurft in Acht nehmen, damit die höchst beschwerlichen executiones (des Restitutionsedictes) eingestellt und Alles und Jedes in pristinum statum gesetzt werde — eine sehr bestimmte und klare Forderung! —, und damit die so heroisch erhaltene deutsche Libertät nicht untergehe; dem Kaiser sollen alle Drangsale schriftlich und nachdrücklich vorgetragen werden. Ferner soll ein Ausschuß niedergesetzt werden, der für den Nothfall Vollmacht zum Beschließen hat, so daß Alle das für genehm halten, was er für nothwendig finden wird. Nach Anordnung der Kreisverfassung werden alle Theilhaber sich mit ihrer Ritterschaft und einem Ausschuß (= Auswahl, Aufgebot) des Landvolkes in (Kriegs-)Verfassung setzen und sich in guter Bereitschaft halten, damit, wenn ein Kreis dieser Dinge wegen angegriffen wird, alle anderen ihm mit allen möglichen Dingen beistehen. In der Devotion gegen des Kaisers Majestät wollen Alle standhaft verharren.

Diesen „Schluß" brachten alle Theilnehmer sofort zur Ausführung; Ulm z. B. warb fünf Fähnlein zu Fuß und eins zu Pferd; am 16. Mai schlossen sich alle evangelischen Stände des schwäbischen Kreises unter der Führung des Administrators von Württemberg, Julius Friedrich, in Eßlingen noch enger zusammen; ja, alle Evangelischen außer Hessen-Darmstadt traten dem Schluß bei. Der Kaiser, der doch die katholische Liga bestehen ließ, wollte den Evangelischen eine neue Union nicht verstatten; er bestritt ihnen in einem Mandat vom 14. Mai das Recht, sich zu bewaffnen, und wenn die Protestanten seinen Truppen den Durchzug durch ihre Lande verwehrten, wie konnte da der Krieg gegen Schweden geführt werden? So befahl er dem Grafen Egon von Fürstenberg mit 12000 Mann, von denen ein Theil aus Oberitalien über Graubünden kam, die Evangelischen mit Gewalt zum Rücktritt vom „leipzigischen Schluß" zu zwingen. Auf dies hin verdoppelten die Protestanten ihre

[1]) Text im Theatrum Europaeum, Bd. II, S. 309—311.

Rüstungen; Ulm stellte im Juni 1631 17 Fähnlein — etwa 3400 Mann — unter Waffen; Württemberg bot 16000 Mann auf: so entbrannte der „fürstenbergische" oder „Kirschenkrieg", wie ihn das Volk nannte, weil er so lange währte, als es reife Kirschen gab. Fürstenberg nahm zunächst die Reichsstädte Memmingen und Kempten: beide mußten den „Leipziger Schluß" cassiren; jenes hatte zur Strafe und für den Nachlaß der Plünderung 50000 fl., dieses 80000 fl. zu zahlen; Memmingen mußte zwei Compagnien zu Fuß einnehmen und für sie monatlich 2500 fl. entrichten; Kempten ward mit 400 Mann belegt. Dann zog der Graf vor Ulm: er berannte die Stadt, aber vergeblich, und nach einigen Scharmützeln brach er, nachdem er im Ganzen elf Tage im Gebiete der Stadt verweilt hatte, am 12. Juli wieder auf. Der Rath von Ulm verstand sich ihm gegenüber zur Lieferung von Brot und Haber: am Leipziger Schluß hielt er fest, und Fürstenberg sah es für das Beste an, zuvörderst Württemberg zum Gehorsam zu bringen: war dies erreicht, so mußten die kleineren Glieder des schwäbischen Kreises sich auch fügen.

Aus Anlaß dieses bewaffneten Zusammenstoßes zwischen dem Kaiser und den Evangelischen scheint es nun zur ersten Annäherung der Reichsstädte an Gustav Adolf gekommen zu sein. Der König hat wenigstens später einmal den Ausdruck gebraucht: die Herren von Ulm seien seine erstgeborenen Söhne, weil sie neben dem Herrn Landgrafen Wilhelm von Hessen die Ersten gewesen seien, so zu ihm aus eigenem Antrieb einen so weiten Weg ihre Gesandten geschickt hätten; er wolle sie des genießen lassen, daß sie sich so zeitig angemeldet hätten. Nun hat Landgraf Wilhelm vom August 1630 an mit dem König Verhandlungen geführt, die zu Anfang August 1631, in den Tagen, da die Schweden im Lager von Werben links der Elbe Tilly's Angriffe abschlugen, durch den Abschluß eines Bündnisses gekrönt wurden. Da nicht wohl anzunehmen ist, daß Ulm schon im August 1630, wo Gustav Adolf noch ganz fern in Pommern stand, Gesandte an ihn abgeordnet haben sollte, so scheint die Annahme nothwendig, daß es etwa im Juni oder Juli 1631, um die Zeit, da das hessische Bündniß sich dem Abschluß näherte, dies gethan hat, und da die Stadt damals von Fürstenberg hart bedrängt wurde, so war aller Grund vorhanden, Hülfe bei dem „Löwen aus dem Norden" zu suchen. Gleichwohl vermochte der König, so lange Tilly mit ungebrochener Macht ihm gegenüber stand, Ulm nicht zu helfen, und da bald nach Fürstenberg's Abmarsch gegen Württemberg wieder siebzehn kaiserliche Fähnlein im Gebiet der Reichsstadt erschienen, da ganz Oberdeutschland, selbst das Herzogthum Württemberg, sich dem Kaiser fügte und der neue, katholische, Rath von Augsburg die ihm angesonnene Stellung von 4000 Mann zum Schutz des schwäbischen Kreises „wegen Unvermögens" verweigerte, so hielt es auch der Rath von Ulm, dem Magdeburgs, des eben erst verheerten, Beispiel vor Augen schwebte, nicht für gerathen, den Bogen zu straff zu spannen und Magdeburgs Ruhm und Untergang zu theilen. Nach dem Theatrum Europaeum (Bd. II, S. 340) bestand Ferdinand II. darauf, daß die Stadt vom „leipzigischen Schluß" zurücktrete und ihr Heer entlasse; gegen streifende Rotten versprach er Ulm schon selbst durch sein Kriegsvolk zu schützen. So löste der Rath seine

Streitmacht mit Ausnahme von zwei sehr schwachen Fähnlein (jedes nur zu 100 Mann) auf, welche meist aus „armen, unvermöglichen Bürgern" bestanden und als „Stadtguardi" die Mauern und Bastionen bewachen sollten, und „cassirte den Leipziger Schluß". Weiter mußte Ulm dem Kaiser 200 Küraſſe liefern, und obwohl der Rath klagte, daß er in den letzten vier Jahren drei Millionen Gulden und mehr durch Kriegsbeschwerden eingebüßt habe, da tagtäglich 2000 Gulden für die Soldateska zu zahlen gewesen seien, so mußte er doch „die rückständige und die neue Contribution bezahlen und etliche Wochen einige Compagnien kaiserlichen Volkes aushalten". Die von Ulm entlassenen sechs Fähnlein Söldner übernahm der Oberst Schrenck auf einem im Ulmer Gebiet aufgeschlagenen, natürlich der Stadt sehr beschwerlichen Werbeplatz für des Kaisers Dienst. So ging es überall. Von Nürnberg haben wir ein vom 26. September (= 5. October) 1631 datirtes Schreiben an Ulm, nach welchem die Stadt 1630 an Wallenstein zwölf Monate lang je 20 000 Gulden zu zahlen sich verpflichtet hat und außerdem als Glied des fränkischen Kreises ihren Antheil an 72 Römermonaten entrichten mußte. Gleichwohl erhob Ossa sofort neue Forderungen; man solle doch nicht mit den 72 Römermonaten kommen; der Kaiser brauche noch viel mehr Geld, da er jetzt vier Mal so viel Volkes werben müsse als bisher. Und indem das kaiserliche Militär drohender und drohender auftrat, ward auch Nürnberg genöthigt, seine 1600 — nach Anderen gar 3000 — Mann abzudanken und dem Leipziger Schluß zu entsagen. Nur Straßburg, das man nicht in Frankreichs Arme treiben wollte, konnte an ihm festhalten.

In diesem Augenblick höchster Noth rückte Tilly mit seinem Heere in Kursachsen ein, um auch das vornehmste Glied des Leipziger Conventes, Johann Georg, zum Rücktritt von dem Schluß zu zwingen. Der Kurfürst verweigerte aber aufs Entschiedenste diesen demüthigenden Schritt — immer hat er erklärt, was den Katholiken hinsichtlich der Liga erlaubt sei, müsse der Kaiser als „gerechtester Kaiser" den Evangelischen auch zugestehen —; er schloß vielmehr jetzt, an die Wand gedrängt, mit Gustav Adolf am 11. September nach dem Vorgange Brandenburgs ein Bündniß, das dem schwedischen König „die oberste Direction in der Ausführung aller gemeinsam gefaßten Beschlüsse" zuwies, und vereinigte am 15. September sein Heer mit dem seines Verbündeten. An der Spitze von 47 000 Mann haben sie dann am 17. September die 43 000 Mann Tilly's, Pappenheim's und Fürstenberg's bei Breitenfeld „im Rosenthal", nördlich von Leipzig, angegriffen. Das kursächsische Heer war nach den Ulm zugegangenen Berichten sehr stattlich und vollzählig: wie es in Parade stand, so „konnte man sehen, daß kein einziger Mann im Gliede mangelte oder fehlte": in Roth und Gelb, Schwarz und Gelb, Roth und Weiß, Roth und Schwarz, Blau und Weiß, Blau und Gelb, Grün und Weiß zogen die sieben Regimenter zu Fuß daher. Der Berichterstatter schätzte die Gesammtzahl auf 13 000 Mann zu Fuß und 3350 Reiter; „das Volk freute sich darauf, den Tilly'schen besser zu begegnen, denn sie vermeinen". In der Schlacht selbst haben gleichwohl die Schweden, während die Sachsen sich zumeist in schmähliche Flucht werfen ließen, die volle Wucht des feindlichen Stoßes getragen und den Sieg erfochten. Das kaiserlich-ligistische

Heer ward zur Hälfte erschlagen oder gefangen; „es ist ein solch Treffen," ward dem Ulmer Rath gemeldet, „dessen gleich Keiner gedenken wird; es liegen die Todten dermaßen so weit und dick, daß nit zu beschreiben;" „das Treffen," heißt es ein ander Mal, „so auf dem weißen Berg beschehen, ist ein Kinderspiel gegen dem zu rechnen." Eine Zeitlang war das Gerücht verbreitet, die Finnen, „denen in diesem starken Treffen der Preis gegeben wird", hätten den Feldmarschall Tilly selbst in einem Bauernhaus gefangen. Hundertfünfzig Fahnen schreibt man dem Ulmer Rath, fielen den Schweden in die Hände; die zwölf in der Schlacht von den Sachsen verlorenen Fahnen jagten die Königlichen auch meistentheils den Kaiserlichen wieder ab. Wie einst beim Untergang der Armada, so erscholl jetzt in dem sich überall wieder aus tiefer Verzweiflung aufrichtenden evangelischen Deutschland der triumphirende Ruf, der nach alter Sitte den Ausgang der Schlacht als ein Gottesurtheil faßte: „Gott ist lutherisch worden!" Der katholisch-evangelische Compositionstag in Frankfurt, auf dem der Kaiser den Frieden neuerdings von der Durchführung des Restitutionsedictes abhängig machte, stob, kaum eröffnet, sofort aus einander.

IV. Anknüpfung Gustav Adolf's mit Nürnberg, Ulm, Straßburg: Ende 1631.

Die Folgen des gewaltigen Ereignisses traten denn auch sofort zu Tage. Gustav Adolf schickte sich an, nach Süddeutschland zu ziehen und diese Gegenden, zunächst den fränkischen Kreis, dem Feinde aus den Klauen zu reißen; ein Schreiben an die fränkischen Reichsstädte forderte sie auf, sich an ihn, als den Befreier von dem unziemlichen Trug und den blinden Pressuren der Papisten, anzuschließen; Unentschiedenen werde er als Feind begegnen. Während des Königs Heer den Thüringer Wald überschritt, ging als sein Abgesandter der kühne Rittmeister Max Rehlinger (auch Rehling genannt) — der Name deutet auf ein augsburgisches Patriciergeschlecht — mit 34 (oder nach anderer Lesart 134) Reitern voraus, um die Ritterschaft und die Städte — an sie lauteten die Schreiben, die er mitbekam — zum Anschluß an Schweden zu bestimmen. Am 6. October finden wir ihn in Nürnberg, wo auch bald der königliche Rath Dr. Martin Chemnitz erschien; am 11. October ist Rehlinger in Ulm. Nahe bei dieser Stadt gelang es ihm, ein kaiserliches Geldfaß mit 14000 Gulden Inhalt zu erbeuten; der kaiserliche Commissär wurde niedergeschossen. Das Volk lief zusammen, wo sich die Schweden zeigten: zu Ehren Gustav Adolf's ward nach dem Ulmer Chronisten Furttenbach bei Nacht und Tag, in den Häusern und auf den Gassen ein Lied gepfiffen und gesungen, das „eine über die Maßen heroische Melodie hatte"; der Rath glaubte das aber aus Furcht vor dem Kaiser noch verbieten zu müssen. Der Oberst von Ossa drohte, wenn die Städte sich durch die theuer gehabte (erkaufte) Victori des Schweden verführen ließen, so sollten sie erfahren, daß nach diesem Wetter wohl ein heißer Sonnenschein kommen werde; er müsse Geld holen, um sein Volk zu erhalten; es könne diesen Winter sich leicht schicken, daß die Herren gern die begehrte Contribution erlegen würden, wenn man sie nur dabei ließe. Von Nürnberg verlangte er eine Nachzahlung von 30000 Gulden, welche die Stadt nicht schuldig zu sein glaubte; von Ulm forderte er unter gleichem Titel sofort

30000 und monatlich dann 15000 Gulden, bis Alles bezahlt sei. Für die im Ulmischen einquartierten Soldaten — es waren zehn Compagnien und zwei „Stäbe" — mußte wöchentlich auf den Kopf ein Thaler gezahlt werden, wovon aber für Wein und Fleisch wöchentlich 42 Kreuzer abgezogen werden durften; ein Oberst sollte monatlich 333 Gulden, ein Oberstleutnant 80, ein Oberstwachtmeister (= Major) 26, ein Caplan 16, ein Profoß 40 erhalten; der Oberst durfte daneben Haber für 25 und Rauhfutter für 50 Pferde beanspruchen, Alles auf Kosten der vom Heer überzogenen Landschaften. Noch nicht genug: Ulm sollte auch einen Musterplatz (Werbeplatz) in seinem Gebiete aufschlagen lassen, so daß für das Militär und die Contribution zusammen monatlich 33000 Gulden nothwendig wurden. Die Städte befanden sich, wie man sieht, ehe die Schweden heran waren, in bedrängterer Lage als je; der Kaiser, der ihnen mißtraute, ließ ihnen das Messer an die Gurgel setzen; sie entsetzten sich vor seiner Rache, für den Fall, daß er schließlich doch in Oberdeutschland mächtig blieb. So suchten sie Zeit zu gewinnen, den Schweden den Finger zu bieten, ohne gleich die Hand herzugeben. Namentlich besorgte Ulm vom Kaiser, wenn er wieder Macht gewinne, das Schlimmste: sein Gesandter in Wien, Philipp Andreas Frölich, gerieth in große Aufregung, weil in einer Zuschrift exemplo plane inaudito Ulm bloß als „kaiserliche Reichsstadt" bezeichnet worden war, nicht als „der Kaiserl. Maj. und des heiligen Reiches Stadt": man erinnerte sich an die Behandlung Lindau's im Jahre 1627. Der Rath wies seinen Geschäftsträger an, er solle die Herren Eggenberg, Stralendorff, Trautmannsdorff und Questenberg bittweise besuchen, daß die Lasten gemindert würden; dem Questenberg sollte man nach Frölich's Meinung mit einem Geschenk von einigen hundert Reichsthalern begegnen, da so vielleicht einige tausend Gulden an den Forderungen abgestrichen werden könnten. Auf alle Weise sollte man dem Kaiser vorstellen, daß Ulms Unterthanen bis auf das liebe blutige Mark verarmt und ausgesogen seien und es demnächst um diese uralte Reichsstadt, welche sich sammt ihren lieben Vorfahren um das Reich wohl meritirt, geschehen sein werde: den Ausdruck „kaiserliche Reichsstadt", tröstete man sich, werde die Flüchtigkeit des Abschreibers verschulden. Rehlinger erhielt schließlich das Versprechen, daß Ulm an den König eine Gesandtschaft abordnen werde. Damit ritt er von dannen nach Straßburg, wo er nach dem Theatrum Europaeum (Bd. II, S. 506) bis 7. Januar blieb und durch Werbungen zwei Compagnien Reiter und 3000 Mann zu Fuß um sich versammelte [1]).

Die Stadt, welche sich zunächst über ihre Haltung klar werden mußte, war Nürnberg. Unaufhaltsam zog der König vom Norden heran; am 4. October verpflichtete sich Erfurt, das rechtlich eine mainzische Stadt, thatsächlich aber fast selbständig war, Ihro Kgl. Majestät in Schweden, dero Erben und Krone, auch dero Alliirten, so lange dieser Religionskrieg währe, treu, hold und gewärtig zu sein, auch eine Besatzung von 3225 Mann zu unterhalten. Am 12. October rückte der König in Schweinfurt ein, das

[1]) Nach Jacob a. a. O. wäre er am 8. Januar 1632 mit 3000 Thalern für den König und nur einer Compagnie Reiter abgezogen.

sich ihm in ähnlicher Weise verpflichtete und dafür mit 14 bischöflich würzburgischen Dörfern und einigen Klöstern beschenkt ward — ein Mittel der Belohnung, aber auch eines, um sich der Treue der Reichsstadt zu versichern, welche bloß durch Festhalten am schwedischen Bündniß sich den neuen Besitz sichern konnte. Etwas Neues liegt in diesem Verfahren nicht: so verfahren alle Politiker; Onno Klopp's [1]) wiederholte Entrüstung über den König, der durch Furcht und Habgier gewirkt habe, ist heuchlerisch oder naiv. Am 15. October ergab sich Würzburg, dessen Bischof flüchtig geworden war; die Reichsstädte Rothenburg und Windsheim schlossen sich nun auch dem König an und nahmen Besatzung ein. Nürnberg hatte dem Hofrath Chemnitz zunächst ausweichend geantwortet, ihm übrigens eine goldene Kette verehrt; jetzt, wo der König so nahe war, hielt es mit einigen Räthen des bayreuthischen Markgrafen Christian (geboren 1581, regierte 1603—1655) und der vormundschaftlichen Regierung in Ansbach am 15. October eine Besprechung in dem Kloster Heilsbronn, wobei Alles für und wider durchgesprochen und am Ende beschlossen wurde, dem König eine Geldsumme zu zahlen. Damit war Gustav Adolf aber nicht zufrieden; er sah wohl, daß ein solcher Schritt dem Kaiser gegenüber leicht als eine Brandschatzung durch Schweden entschuldigt werden konnte: er wollte mehr, eine offene Parteinahme der evangelischen Stände für ihn. In den Verträgen mit Herzog Bogislaw von Pommern und Kurfürst Johann Georg von Sachsen hatte er noch die exceptio imperatoris et imperii zugelassen, die Ausnahme jeder Verpflichtung zu einer feindseligen Handlung gegen Kaiser und Reich; als jetzt sein Secretär Philipp Sattler im Laufe der Verhandlungen den Gedanken hinwarf, man könnte diese exceptio auch den Städten und den fränkischen Hohenzollern einräumen, ist er bei Gustav Adolf fast in Ungnade gefallen. Der König erklärte wohl, er werde eine solche Halbheit von nun an nicht mehr passiren lassen; er werde Neutrale schlimmer behandeln als Gegner; er und der Kaiser seien zwei contraria; man könne nicht Gott und dem Teufel zugleich dienen. Am 22. October erschien Dr. Chemnitz abermals in Nürnberg. Am 24. October übergab ein Trompeter dem Nürnberger Rath ein vom 21. datirtes Schreiben des Königs, das eine klare und kategorische Antwort verlangte und anderenfalls mit Gewalt drohte. Sofort rief der Rath den Ausschuß der zweihundert „Genannten" zusammen, welche sich fast einstimmig dahin ausgesprochen haben, daß man in dieser, Gottes Ehr' und die Gewissen concernirenden, Sache sich Kgl. Maj. in Schweden keineswegs entziehen, sondern ihm, gleich anderen evangelischen Ständen, begehrter Capitulation halber nach aller Möglichkeit an die Hand gehen und mit dem evangelischen Wesen umtreten (zum König übertreten) solle. Gleich darauf begaben sich im Namen des Raths Hans Jacob Tetzel und Georg Richter nach Würzburg, wo sie der König am 28. October stehend und entblößten Hauptes anhörte. Gleich nach ihnen trafen Bevollmächtigte des Markgrafen Christian von Bayreuth und der vormundschaftlichen Regierung von Ansbach ein: sie erfuhren, daß Gustav Adolf von den

[1]) Onno Klopp, Der dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolf's, Paderborn 1896, Bd. IV, S. 346, 369, 514, 519, 564. Verfuhr die Gegenpartei etwa anders?

Nürnbergern verlangt habe, sie sollten den Grafen Heinrich Wilhelm von Solms als militärischen Berather annehmen, was auf Einnahme eines schwedischen Commandanten hinaus lief. Das Ergebniß der Berathungen war ein Vertrag, den die drei Stände am 2. November unterzeichneten, und der auf ein Jahr Gültigkeit haben sollte. Er besagte, daß Gustav Adolf das Kriegsdirectorium übernehmen solle, daß er den Dreien Schutz zusicherte, sei es durch Diversion oder Succurs, mit Employirung seiner eigenen Person. Dafür sollte der fränkische Kreis — man wartete auf den Beitritt des Bamberger Bischofs Johann Georg zum Vertrag — dem König binnen $7\frac{1}{2}$ Monaten, also bis zum 16. Juni 1632, in drei Raten (nach 14 Tagen, 3 und 4 Monaten) die Summe von 72 Römermonaten entrichten (was für Nürnberg 106560 Gulden ausmachte); dieses Geld sollte der König für das evangelische Wesen verwenden. Auch verhieß man dem König gegen billige Bezahlung Lieferung von Waffen — die er ins Zeughaus rückerstatten sollte — und Lebensmitteln, während man seinen Feinden jede Unterstützung und auch den Durchzug abschlagen sollte. Weiter sollte binnen zwei Monaten auf einem fränkischen Kreistag über eine Special-Allianz mit Gustav Adolf Beschluß gefaßt werden; der König legte einen Entwurf hierüber sofort vor. Endlich versprachen die Stände, dahin wirken zu wollen, daß auch Andere diesem Vertrag beitreten sollten: wer dies binnen zwei Monaten nicht thue, sollte als Feind behandelt werden. Ohne des Königs Willen gelobten die drei Stände keine andere Allianz eingehen zu wollen, vielmehr mit ihm bis zum letzten Blutstropfen zu fechten [1]).

Nürnberg hatte sich damit an Gustav Adolf noch nicht ganz angeschlossen; es ließ noch nicht für den König marschiren; aber es stellte doch in Aussicht, daß es das thun werde: den Rückweg an die Seite des Kaisers hatten sich alle drei Stände eigentlich verlegt. Gleichwohl suchte die Stadt immer noch ihre Selbständigkeit, so weit thunlich, zu wahren, um ihrer selbst willen, und um den Kaiser einigermaßen beschwichtigen zu können: noch am 20. März 1632 hat der Rath, wie wir unten sehen werden, dem Kaiser schreiben zu dürfen geglaubt, daß er dem König keine Eidespflicht geleistet habe. Als Gustav Adolf das Verlangen stellte, der Rath solle den Grafen von Solms Werbungen in Nürnberg vornehmen lassen — das Schreiben ist vom 30. October = 9. November datirt —, da antworteten die „Fürsichtigen und Weisen": Nürnberg habe schon einen sachverständigen Kriegsrath, Herrn von Leublfing; Werbungen könne man fremden Officieren nicht gestatten; der Graf von Solms, der doch in die Stadt kam und in der Nähe 2000 Mann anwarb, ward amtlich ignorirt. An den Kaiser ging denn auch ein Schreiben, welches das den Schweden bewiesene Entgegenkommen als durch die Noth erpreßt entschuldigte und das Festhalten der Stadt an der Treue gegen Kaiser und Reich betheuerte. Man hat wohl selbst nicht angenommen, daß dieses Schreiben in Wien viel Glauben finden werde; auch erließ Ferdinand II. sofort Befehl, daß alle in Wien

[1]) Vergl. F. v. Soden, Gustav Adolf und sein Heer in Süddeutschland, Erlangen 1865, Bd. I, S. 78 ff. G. Droysen, Gustaf Adolf. Leipzig 1870. Bd. II, S. 442. Reicke a. a. O., S. 967. Aus allen drei Werken entnimmt man verschiedene Züge; v. Soden scheint irrthümlich zwei Verträge anzunehmen, einen mit den drei Ständen, einen mit den evangelischen Ständen des fränkischen Kreises; das waren aber wesentlich jene drei.

lagernden Nürnberger Waaren „arrestirt" werden sollten — der Rath schlägt einmal den dadurch „seit der letzten (Frankfurter) Meß" erwachsenen Verlust auf 400000 Gulden an —: er war der Achtserklärung gewärtig. In der That erschienen Tilly und Pappenheim, als Gustav Adolf sich über Würzburg gegen Frankfurt in Bewegung setzte, im fränkischen Kreis; Pappenheim nahm bei Forchheim für 100000 Reichsthaler Waaren weg; er hat am 11. November geäußert, man müsse Nürnberg als fontem mali zum Gehorsam bringen; es ist das Wort gefallen, man werde es auf magdeburgische Art behandeln — nebenbei bemerkt, kein Wort, das bei denen, unter deren Befehl Magdeburg verheert ward, auf besondere Reue oder Unbehagen über das (von wem immer verschuldete) Geschick der genannten Stadt hindeutet. Tilly sagte dem Nürnberger Abgesandten Dr. Fetzer, ganz im Einklang mit der oben (S. 231) angeführten Denkschrift aus dem Jahre 1621: seit 1610 — wo der Beitritt der wichtigsten Städte zu der Union vollendete Thatsache war — hätten die Städte sich an allen Unruhen betheiligt: das müsse ein Ende haben. Gleichwohl beschloß der Rath nach Anhörung der „Hochgelahrten", d. h. der Rathsconsulenten, „um des Evangelii willen Alles zu leiden und Gott, der gerechten Sache und der Hülfe des Königs zu vertrauen". Dr. Fetzer brachte diesen Beschluß zu Tilly nach dem zwei Stunden entfernten Reichelsdorf hinaus und meldete dem Feldherrn: den Grafen Solms — dessen Anwesenheit Tilly als besonderes Zeichen des Verraths am Reich ansah — habe man nicht vom Einrücken in die Stadt abhalten können; die Truppen, welche er geworben habe, stehen nicht unter dem Rath; es sei ganz unmöglich, ihn festzunehmen und auszuliefern. Höhnisch antwortete der General: „Geworben hat Solms seine Leute aus Eurem Beutel;" er bestand darauf, daß die Stadt sich mit unzweideutiger That von den Schweden löse, oder sie solle des Schlimmsten gewärtig sein. Die Truppen Tilly's kamen so nahe an die Mauern, daß auf sie geschossen werden mußte: ein Gesandter des Raths, Bayer, eilte Gustav Adolf nach Höchst am Main nach und bat dringend um Hülfe. Er ist da übel angekommen. Der König sprach „bei Gottes Sacrament" seinen Unwillen darüber aus, daß Nürnberg überhaupt mit Tilly verhandle, statt ihm tapfer zu begegnen: die Stadt habe ja 3000 eigene Soldaten, 2000 von Solms, dazu ihre Bürger.

Gleichwohl, so ungern er den Zug gegen Mainz unterbrach, versprach er, mit 26000 Mann zu Hülfe zu kommen und „den Alten zu ertappen"; aber es kam nicht so weit. In der Unmöglichkeit, die gut verwahrte Stadt zu zwingen, durch den Abzug des Herzogs Karl von Lothringen und Abberufungen geschwächt, brach Tilly am 5. December auf; auch die Blockadetruppen, welche er zunächst da ließ, zogen bald ab. Natürlich hausten seine Soldaten im Nürnberger Gebiete entsetzlich mit Plündern, Schänden, Sengen und Brennen; der Rath ließ ein Schreiben an den Kaiser abgehen, das sich bitter über den General beschwerte, der die Nothlage Nürnbergs gar nicht angeschlagen und es als eidbrüchig behandelt habe. Die Antwort des Kaisers lautete, er wolle sich näher über die Sache unterrichten und dann Bescheid geben; einstweilen solle Nürnberg seine Treue mit der That beweisen.

(Schlußartikel im nächsten Hefte.)

Entstehung und Bedeutung großer Vermögen.

Von

Richard Ehrenberg.

[Nachdruck untersagt.]

IV.

Die Brüder Siemens.

VII.

Die Thätigkeit von Wilhelm Siemens[1]) habe ich bisher nur so weit eingehend besprochen, wie er Werner's Mitarbeiter bei dessen Telegraphen-Unternehmungen war. Daneben aber beschäftigte er sich stets, wie bereits erwähnt, noch mit Anderem. Diese seine Privat-Unternehmungen beschränkten sich lange Zeit hindurch auf Construction von Maschinen für fremde Rechnung, sowie auf deren Verbesserungen und überhaupt auf Erfindungen für eigene Rechnung, jedoch ohne Fabrikbetrieb; er war also nicht nur Werner's Vertreter, sondern auch „Civil-Ingenieur". Als Siemens & Halske 1858 in London eine kleine Filialfabrik anlegten, benutzte Wilhelm sie bei seinen Arbeiten nur als Laboratorium.

Die Erfolge dieser Privatthätigkeit standen indeß lange Jahre hindurch nicht im Verhältniß zu der darauf verwendeten Arbeit. Nur der früher besprochene Wassermesser fand schon seit 1853 rasch steigende Verwendung, während das bei den, von Wilhelm in Gemeinschaft mit seinem Bruder Friedrich besonders eifrig verfolgten Bestrebungen zur Einführung von Regenerativ-Dampfmaschinen, Regenerativ-Verdampfern und -Condensatoren nicht gelingen wollte.

Das Regenerativ-Princip, die „Aufspeicherung der bei einer Operation nicht verbrauchten Wärme zur Wiederbenutzung bei der nächstfolgenden Operation", hatte Werner's Interesse schon 1845 erregt, als Wilhelm ihm eine Schilderung der Stirling'schen Heißluftmaschine sandte:

„Dieser Gedanke," berichtet Werner, „erschien mir als ein neu eröffnetes Eingangsthor in ein noch unbekanntes, großes Gebiet der naturwissenschaftlichen Technik. Es geschah das zu einer Zeit, in welcher der die heutige Naturwissenschaft

[1]) Es ist noch mitzutheilen, daß 1890 eine deutsche Ausgabe der Pole'schen Biographie von Wilhelm Siemens bei Julius Springer erschienen ist.

durchdringende und leitende Gedanke des ursächlichen Zusammenhanges aller Naturkräfte die Geister unbewußt beherrschte, bis er bald darauf durch Mayer und Helmholtz zum naturwissenschaftlichen Gemeingut erhoben wurde. Der Grundsatz des Kreislaufes der Wärme bei Arbeitsmaschinen und des Wärmeäquivalents der Arbeit fand in dem Aufsatz ‚Ueber die Anwendung der erhitzten Luft als Triebkraft'[1]), zu dessen Veröffentlichung Stirling's Maschine mich veranlaßte, schon klaren Ausdruck."

Diese Veröffentlichung Werner's aus dem Jahre 1845 schließt mit den Worten:

Wenn man bedenkt, welch' ungemeinen Aufschwung Industrie und Verkehr durch eine so bedeutende Verminderung des Preises der Arbeitskraft, wie sie hier in Aussicht steht, nehmen mußten, und welcher Gewinn der gesammten Menschheit aus einer jedenfalls sehr beträchtlichen Verminderung des Verbrauchs an Brennmaterial erwachsen würde, so wird man nicht umhin können, diese Erfindung für eine der bedeutsamsten unserer Zeit zu erklären und in den Wunsch mit einzustimmen, daß man dieselbe bald mit aller Kraft ergreifen und ins Leben führen möge.

In den „Erinnerungen" bemerkte Werner dann noch:

Als hauptsächlichen Erfolg dieses Aufsatzes betrachte ich, daß er meinen Brüdern Wilhelm und Friedrich als Ansporn zu ihren späteren bahnbrechenden Arbeiten auf dem Gebiete der Wärmeökonomie gedient hat.

Also auch auf diesem Gebiete, dem wichtigsten, das die Brüder Siemens nächst der Electricität cultivirt haben, war es Werner, der den zündenden Gedanken hervorbrachte. Es folgte eine lange Periode der Experimente, die von Wilhelm zuerst allein, dann in Gemeinschaft mit Friedrich betrieben, aber hinsichtlich der zuerst ins Auge gefaßten Anwendung des Princips auf Dampfmaschinen, Verdampfer und Condensatoren um 1858 nach vielen bitteren Erfahrungen endgültig aufgegeben wurde.

Mittlerweile hatte jedoch Friedrich den glücklichen Gedanken gehabt, das Regenerativsystem, statt auf complicirte Maschinen, direct auf gewöhnliche Schmelzöfen anzuwenden. Wie so oft in der Geschichte der Technik kam man auch hier auf die einfachste und zweckmäßigste Anwendungsart eines neuen Princips zu allerletzt. Und doch wußte man natürlich längst, wie viel Wärme dadurch verloren geht, daß die Verbrennungsgase aller Oefen bei ihrer Entweichung hohe Temperatur aufweisen, und man hatte auch schon angefangen, diese zur Erhitzung des Gebläsewinds bei Hochöfen und auf andere Weise zu verwenden. Friedrich benutzte sie zur Erhitzung von „Regenerativkammern", in denen die zur Unterhaltung des Feuers nöthige Luft fast bis auf die Temperatur desselben erhitzt werden konnte, wodurch natürlich viel Brennmaterial gespart wurde. Dazu kam bald die Wahrnehmung, daß auf solche Weise durch Erzeugung sehr viel höherer Temperaturen auch weit größere Wirkungen zu erzielen waren. Doch mußten noch bedeutende Hindernisse überwunden werden, ehe die Erfindung im großen Stile angewendet werden konnte. Erst die — übrigens auch keineswegs ganz neue — Ersetzung der Kohlen-

[1]) Der Aufsatz ist jetzt neu abgedruckt als erste der „Wissenschaftlichen Abhandlungen" von Werner Siemens (Wissenschaftliche und technische Arbeiten. Erster Band).

feuerung durch die Gasfeuerung und die Combination dieses „Gasgenerators“ mit dem Regenerativsystem erwies sich seit 1862 als eine Neuerung von größter praktischer Bedeutung.

Vor Allem wendeten die Gebrüder Martin auf ihren Werken in Sireuil den Siemens'schen Regenerativofen schon seit 1863 an auf das von ihnen erfundene Verfahren, Stahl aus Roheisen und Schmiedeeisen herzustellen, welches Verfahren bis dahin, wegen der Unmöglichkeit, die erforderlichen hohen Temperaturen bei großen Oefen herzustellen, nur im Kleinen ausführbar gewesen war. Das auf solche Weise entstandene Siemens-Martin-Verfahren hat, in Concurrenz mit dem Bessemer-Verfahren, eine gewaltige Revolution in der Bereitung von Stahl für den Massenconsum hervorgerufen, eine Revolution, die dann durch das von Thomas erfundene Entphosphorungs-Verfahren noch ganz außerordentlich verstärkt wurde. Aehnliche Wirkungen hat der Regenerativofen in der Glasindustrie veranlaßt.

Damit gelangte auch Wilhelm Siemens auf die Höhe seines Lebens, ebenso Friedrich, der bei der Verbesserung des Regenerativsystems wohl das Meiste leistete und es seit 1867 auf den Betrieb großer Glashütten in Dresden und Böhmen anwendete. Wilhelm begründete seinerseits eine Stahlfabrik auf Actien, die „Siemens Steel Company“ in Landore, die sich rasch zu einer der größten Unternehmungen ihrer Art in der ganzen Welt entwickelte, schließlich aber durch Umschlag der Conjunctur für ihren Begründer selbst und für die anderen Actionäre eine Quelle schwerer Verluste wurde. Als Wilhelm Siemens 1883 starb, hinterließ er ein Vermögen, das keineswegs so groß war, wie man nach seinen hohen Einkünften hätte erwarten können: es betrug kaum 8 Millionen Mark. Wie einer seiner Freunde mit Recht sagte, hatte er im Laufe seines Lebens drei Vermögen erworben; davon hatte er eins wieder verloren, eins ausgegeben und nur das dritte behalten.

VIII.

Die Brüder Siemens waren überhaupt keine „Glückspilze“. Werner sagt von sich selbst am Schlusse seines Lebens, er habe bei seinen Unternehmungen stets mit ganz unerwarteten Schwierigkeiten und unglücklichen Zufällen zu kämpfen gehabt, deren Ueberwindung ihm aber meist mit großem Glücke gelungen sei. Sein Freund William Mayer nannte das mit einem drastischen Studentenausdrucke: „Sau beim Pech“. Werner erkennt zwar die Richtigkeit dieses Ausdrucks an, fügt aber hinzu:

> Ich glaube doch nicht, daß es nur blindes Schicksalswalten war, wodurch die Wellenlinien von Glück und Unglück, auf der sich unser Leben bewegt, mich so häufig den angestrebten Zielen zuführten. Erfolg und Mißerfolg, Sieg und Niederlage hängen im menschlichen Leben vielfach ganz von der rechtzeitigen und richtigen Benutzung sich darbietender Gelegenheiten ab.

So war es in der That: Die Brüder Siemens waren selbst ihres Glückes Schmiede. Natürlich mußten auch für sie wie für jeden Schaffenden die allgemeinen Voraussetzungen für ein gedeihliches Wirken gegeben, mußte „die Zeit reif“ sein. Grade Erfinder scheitern ja nur zu oft daran, daß ihre

Erfindung noch nicht technisch im Großen durchführbar, oder daß noch kein Bedürfniß dafür vorhanden ist, und auch die Brüder Siemens haben, wie wir wissen, genug schwere Erfahrungen solcher Art machen müssen. Gewiß hat andererseits bei ihren großen Unternehmungen das Vorhandensein jener Voraussetzungen den Erfolg erst ermöglicht, und dieser führte dann weiter; nach Werner's eigenem Geständniß wirkte er mächtig auf ihn ein; aber sein Verdienst wird dadurch nicht geschmälert: sein war die Schwungkraft, die ihn emportrug.

Nur ganz beiläufig möge hier hingewiesen werden auf die geringe Rolle, die „das Capital" bei den Unternehmungen der Brüder Siemens spielte. Da weder einer der Brüder Siemens noch Halske ursprünglich irgend welche verfügbaren Geldmittel besaß, wurde die Firma Siemens & Halske 1847 mit 6000 Thalern begründet, die ein in Berlin wohnender Vetter der Brüder, Justizrath Georg Siemens, gegen sechsjährige Gewinnbetheiligung leihweise hergab. Dann scheint das Geschäft die Capitalien, die seine Erweiterung beanspruchte, stets leicht selbst hervorgebracht zu haben. Und als zwei Jahrzehnte später für den Bau des Indo-Europäischen Ueberland-Telegraphen große fremde Capitalien gebraucht wurden, strömten diese, ohne Vermittlung von Bankiers, auf die bloße öffentliche Aufforderung der Siemens-Firmen in Berlin nnd London hin, sogleich zusammen. Im Jahre 1873, als sie ihr erstes transatlantisches Kabel legten, um das Monopol des großen englischen Kabelrings zu brechen, und als sie in Folge dessen den englischen Capitalmarkt nicht in Anspruch nehmen konnten, gelang es ihnen, das erforderliche Capital von 26 Millionen Mark auf dem Continente zusammen zu bringen. Den Brüdern Siemens hat es, so weit ich sehen kann, nie besondere Schwierigkeiten bereitet, sich die für den Betrieb ihrer weltumspannenden Unternehmungen nöthigen Capitalien zu beschaffen.

Auch die Vorbildung der Brüder war keine derartige, daß ihnen dadurch der Lebensweg erleichtert wurde. Werner berichtet:

> Ich hörte (in den vierziger Jahren) Collegia an der Berliner Universität, mußte aber leider bei den Vorlesungen des berühmten Mathematikers Jacobi bald erkennen, daß meine Vorbildung nicht ausreichte, um ihm bis ans Ende zu folgen. Diese unvollkommene Vorbildung für wissenschaftliche Studien hat mich zu meinem großen Schmerze überhaupt immer sehr zurückgehalten und meine Leistungen verkümmert.

Wilhelm hat seine Vorbildung in einer Aussage vor der „Royal Commission on Technical Education" (1882) ebenfalls als eine „unregelmäßige" bezeichnet; er hatte eine mangelhafte Gewerbeschule besucht und dann einige Semester lang in Göttingen Mathematik und Naturwissenschaften studirt. Dort gewann er zwar, nach eigenem Zugeständniß, „Neigung zur Wissenschaft", aber sicherlich keine systematische wissenschaftliche Vorbildung, die ihm bei seiner Natur weit nöthiger gewesen wäre, als dem so eminent wissenschaftlich veranlagten Werner.

Wenn es also weder „Glück" war noch „Capital", noch „Vorbildung", was den Brüdern den steilen Weg zur Höhe des Lebens bahnte, was war es

sonst? Wir wollen hier zunächst einige Momente besprechen, welche überwiegend allgemeinen, sachlichen Charakter aufweisen, und dann erst den entscheidenden persönlichen Eigenschaften näher treten.

Der internationale Charakter der Siemens-Firmen ist unzweifelhaft ihren Erfolgen sehr förderlich gewesen. Lange Zeit hindurch hätten sie ohne Filialen in London und Petersburg ihr Auslandsgeschäft nicht betreiben können, und doch war dies nöthig, da auf Grund des deutschen Bedarfs allein damals eine große Elektricitätsfabrik sich noch nicht hätte entwickeln können. Vollends ein Unternehmen wie dasjenige des Indo-Europäischen Telegraphen war nur durch das Zusammenwirken der mit den russischen, deutschen und englischen Verhältnissen durch langjährige Erfahrungen genau vertrauten Brüder durchzuführen. Und damit kommen wir zu einem weiteren Momente von großer Bedeutung.

Die Siemens-Firmen bildeten seit ihrer Entstehung thatsächlich eine einzige Familien-Unternehmung, wenn auch formell eine solche erst nach Halske's Ausscheiden aus dem Berliner Hause gebildet wurde. Dieser Familiencharakter war ohne Frage für das Gedeihen der Firmen von großem Werthe, zumal in einem internationalen Geschäfte durch die Verschiedenartigkeit der Verhältnisse bei den einzelnen Zweigen nur zu leicht centrifugale Tendenzen entstehen, welche die durchaus nöthige Einheitlichkeit der Geschäftsführung zu stören drohen. Diese Einheitlichkeit wäre durch Werner's überragende Geisteskraft allein schwerlich in hinreichendem Maße gesichert worden, zumal seine Brüder auch in ihrer Art bedeutende Männer waren. Vielmehr gehörte außerdem noch dazu ihr echt brüderliches Verhältniß, wodurch es Wilhelm und Karl erleichtert wurde, sich Werner unterzuordnen, der in ihrer Jugend Vaterstelle an ihnen vertreten hatte und auch später ihren Nutzen stets dem eigenen voran stellte, was aus Werner's Thaten und Worten zur Genüge hervorgeht.

Insbesondere mit Wilhelm stand Werner, so lange Ersterer lebte, in lebhafter Correspondenz und regem persönlichem Verkehre, was ihnen beiden zu großem Nutzen gereichte.

„Wir theilten uns" — sagt Werner — „alle wichtigeren Ereignisse unseres Lebens mit, ebenso neue Pläne und Bestrebungen, discutirten unsere abweichenden Ansichten und kamen fast immer, wenn nicht schriftlich, so bei der nächsten Zusammenkunft, die in der Regel zweimal im Jahre stattfand, zu einem freundschaftlichen Einverständniß. Der Umstand, daß ich mich in höherem Grade naturwissenschaftlich, Wilhelm sich mehr als Techniker und praktischer Ingenieur ausgebildet hatte, brachte es mit sich, daß wir uns dementsprechend gegenseitig eine gewisse Autorität zuschrieben, wodurch unser Zusammenarbeiten sehr erleichtert wurde. Daß wir nicht eifersüchtig auf einander waren, uns vielmehr freuten, wenn der Eine zur Anerkennung des Anderen in seiner derzeitigen Heimath beitragen konnte, bestärkte und sicherte unser gutes Einvernehmen."

Ueber sein Verhältniß zu Karl äußert sich Werner folgendermaßen:

Karl war das richtige Bindeglied zwischen uns vier Brüdern[1]), die wir eigentlich alle wesentlich verschieden von einander waren, aber durch die Alles über-

[1]) Friedrich rechnet er dazu.

windende brüderliche Liebe während unseres ganzen Lebens zu gemeinschaftlichem Wirken zusammengehalten wurden.

Der Familiencharakter wurde offenbar grundsätzlich festgehalten, so lange die Brüder lebten. Das Petersburger Haus wurde zwar in einer geschäftsstillen Periode — von 1869 bis 1880 — durch einen bewährten Beamten geleitet; dann aber trat Karl wieder an dessen Stelle und brachte das Haus zu neuer Blüthe. Ebenso wurde nach Wilhelm's Tode (1883) als leitender Director der Londoner Firma ein langjähriger Beamter eingesetzt, dem aber später auch wieder ein Familienmitglied aus der jüngeren Generation (Alexander Siemens) folgte.

Werner weist in seinen „Erinnerungen" auf ein weiteres Moment von sachlichem Charakter hin, als bedeutsam für das schnelle Aufblühen der Siemens-Fabriken, nämlich darauf, daß die Gegenstände ihrer Fabrikation zum großen Theile auf eigenen Erfindungen beruhten. Aber dieser Factor hängt zusammen mit der ganzen persönlichen Eigenart der Brüder Siemens, deren Betrachtung wir uns jetzt zuwenden wollen.

IX.

Die Brüder Siemens waren gewaltige Arbeiter. Werner schließt seine „Erinnerungen" mit dem Bibelspruche, welcher das Leben als köstlich preist, dessen Inhalt „Mühe und Arbeit" gewesen ist, und Pole schildert am Schlusse seiner Biographie Wilhelm's dessen Tagewerk, das ihn von früh bis spät unausgesetzt in Athem hielt. Diese Arbeit der Brüder Siemens war geistige Arbeit von hohem Werthe; denn sie waren bedeutende Männer, deren Blick weit in die Ferne reichte, die ihre natürlichen Anlagen derart entwickelten, daß sie mit ihnen hochgesteckte Ziele zu erreichen vermochten. Aber die Art ihrer Arbeit war bei den Brüdern nicht die gleiche.

Wenn man Porträts von Werner und Wilhelm Siemens mit einander vergleicht, macht Wilhelm's Gesicht zunächst einen bedeutenderen Eindruck: die hohe Stirn mit der Wolke über den Augen, die unternehmend ins Weite schauen, der festgeschlossene Mund, das kräftige Kinn, die mächtigen wohlgepflegten Bartcoteletten; es ist kein anheimelndes, aber ein imponirendes Gesicht, eine interessante Mischung von unbeugsamer Energie und City-Magnatenthum. Ganz anders Werner: die etwas gebeugte Gestalt, die bebrillten, von dicken Lidern halb verdeckten Augen, deren Blick leicht nach unten gerichtet ist, Haar und Bart etwas verwahrlost, unter dem dichten, herunter hängenden Schnurrbart kaum eine Spur des Mundes sichtbar — Alles das macht zunächst den Eindruck der Gutmüthigkeit, Behäbigkeit, Unscheinbarkeit. Aber dieser Eindruck schwindet, wenn man die Augen auf sich wirken läßt, die Partie über den Augen, Nase, Kinn, die großen, tief eingegrabenen Züge aufmerksam betrachtet. Dann erkennt man, daß es das Bild eines Mannes ist, der von sich sagen durfte, sein stetes Bestreben sei es gewesen, „mehr zu sein als zu scheinen".

Werner vereinigte ebenso wie Wilhelm in sich Functionen, die sonst meist auf verschiedene Menschen vertheilt sind: beide waren sowohl wissenschaftliche

Forscher wie Ingenieure und Erfinder, wie endlich auch geschäftliche Unternehmer. Aber die Mischung der Elemente war bei Werner eine ganz andere als bei Wilhelm. Bei Werner überwog der Gelehrte und der eng mit ihm verknüpfte Erfinder, bei Wilhelm dagegen der geschäftliche Unternehmer und der ebenso eng mit diesem verbundene Ingenieur. Bei Karl und Friedrich war die Mischung wieder eine andere: Karl war weder Forscher noch Erfinder, dagegen ein sehr tüchtiger Organisator und Geschäftsmann, Friedrich umgekehrt der geborene Erfinder von ausgesprochener Originalität, aber mit begrenzten Fähigkeiten sowohl nach der wissenschaftlichen wie nach der geschäftlichen Seite hin. Eine merkwürdige Stufenreihe der Begabung!

Werner spricht in seinen „Erinnerungen" wiederholt von dem „träumerisch grübelnden Gedankenleben", in das er gewöhnlich versunken war, das sich aber bei ihm mit der Eigenschaft verband, „in kritischen Momenten schnell entschlossen zu sein und ohne lange Ueberlegung das Richtige zu thun". Und ins Innerste seiner geistigen Werkstatt führt folgende Schilderung, die er von ihr entwirft; ich habe mir erlaubt, einzelne Worte durch gesperrten Druck hervorzuheben.

Ein solches halb träumerisch grübelndes, halb thatkräftig fortstrebendes Gedankenleben bereitet große Genüsse, vielleicht die reinsten und erhebendsten Freuden, deren der Mensch fähig ist. Wenn ein dem Geiste bisher nur dunkel vorschwebendes Naturgesetz plötzlich aus dem es verhüllenden Nebel hervortritt, wenn der Schlüssel zu einer lange vergeblich gesuchten mechanischen Combination gefunden ist, wenn das fehlende Glied einer Gedankenkette sich glücklich einfügt, so gewährt dies dem Erfinder das erhebende Gefühl eines errungenen geistigen Sieges, welches ihn allein schon für alle Mühen des Kampfes reichlich entschädigt und ihn für den Augenblick auf eine höhere Stufe des Daseins hebt. Freilich dauert der Freudentaumel in der Regel nicht lange. Die Selbstkritik entdeckt gewöhnlich bald einen dunkel gebliebenen Fleck in der Entdeckung, der ihre Wahrheit zweifelhaft macht oder sie wenigstens eng begrenzt, sie deckt einen Trugschluß auf, in dem man befangen war oder, und das ist leider fast die Regel, sie führt zu der Erkenntniß, daß man nur Allbekanntes in neuem Gewande gefunden hat. Erst wenn die strenge Selbstkritik einen gesunden Kern übrig gelassen hat, beginnt die regelrechte, schwere Ausbildung und Durchführung der Erfindung und dann der Kampf für ihre Einführung in das wissenschaftliche oder technische Leben, in dem die meisten schließlich zu Grunde gehen. Das Entdecken und Erfinden bringt daher Stunden höchsten Genusses, aber auch Stunden größter Enttäuschung und harter, fruchtloser Arbeit.

In dieser tiefgreifenden Aeußerung betrachtet sich Werner Siemens offenbar nicht vorzugsweise als Gelehrten, sondern als wissenschaftlich arbeitenden Erfinder, und man hat überhaupt den Eindruck, daß er dies stets that, wenn er seine innerste Empfindung ausdrückte, so namentlich in seiner Antrittsrede als Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften (1874). In dieser Rede, auf deren sachliche Bedeutung zurückzukommen ist, entwickelte er den Satz, „daß die Wissenschaft nicht ihrer selbst wegen bestehe zur Befriedigung des Wissensdranges der beschränkten Zahl ihrer Bekenner, sondern daß ihre Aufgabe sei, den Schatz des Wissens und Könnens des Menschengeschlechtes zu vergrößern und dasselbe dadurch einer höheren Culturstufe zuzuführen. Und die Begründung dieses Satzes läßt deutlich erkennen, daß er

sich nicht denen zurechnete, welche die Wissenschaft „um ihrer selbst willen", sondern denen, welche sie „zum Nutzen des Menschengeschlechts" betreiben.

Erst nach Werner's Aufnahme in die Berliner Akademie änderte sich, unter deren Einflusse des Kreises großer Forscher, dem er jetzt, sozusagen, berufsmäßig angehörte, seine Ueberzeugung soweit, daß er dadurch einigermaßen in Widerspruch gerieth mit seinen eigenen früheren Aeußerungen. Charakteristisch dafür ist namentlich die Art, wie er in den „Erinnerungen" über seine Aufnahme in die Berliner Akademie berichtet. Sein Freund du Bois-Reymond hatte damals als präsidirender „Secretarius" der Akademie Werner's Antrittsrede mit einer Ansprache beantwortet, in der er — wie Werner sagt — „richtig hervorhob", daß das neue Mitglied nach Beanlagung und Neigung in weit höherem Maße der Wissenschaft als der Technik angehöre. Werner bemerkt dazu in seiner Erzählung:

Naturwissenschaftliche Forschung war meine erste, meine Jugendliebe, sie hat auch Stand gehalten bis in das hohe Alter. Daneben habe ich freilich immer den Drang gefühlt, die naturwissenschaftlichen Errungenschaften dem praktischen Leben nutzbar zu machen.

Und weiterhin:

In der That darf wissenschaftliche Forschung nicht Mittel zum Zweck sein. Gerade der deutsche Gelehrte hat sich von jeher dadurch ausgezeichnet, daß er die Wissenschaft ihrer selbst wegen, zur Befriedigung seines Wissendranges betreibt, und in diesem Sinne habe auch ich mich stets mehr den Gelehrten als den Technikern beizählen können, da der erwartete Nutzen mich nicht oder doch nur in besonderen Fällen bei der Wahl meiner *wissenschaftlichen* Arbeiten geleitet hat.

Werner meint hier, wie aus dem Folgenden hervorgeht, offenbar nur seine „*rein* wissenschaftlichen" Arbeiten, deren er *nach* seiner Aufnahme in die Akademie jährlich eine bis zwei veröffentlichte:

Der Eintritt in den engen Kreis hervorragender Männer der Wissenschaft mußte mich in hohem Maße erheben und zu wissenschaftlichem Thun anspornen. Dazu kam noch, daß die Satzungen der Akademie einen wohlthätigen Zwang auf mich ausübten. Jedes Mitglied muß in einer feststehenden Reihenfolge der Akademie einen Vortrag halten, der dann in ihren Verhandlungen gedruckt wird. Da es sehr unangenehm war, sich dieser Verpflichtung zu entziehen, so zwang sie mich zum Abschluß und zur Publication von Arbeiten, die ich unter anderen Umständen vielleicht anderen, *interessanter erscheinenden nachgesetzt oder ganz unvollendet gelassen hätte*. — Diesen Verhältnissen ist es auch zuzuschreiben, daß ich in meinen akademischen Vorträgen *weniger Gegenstände meines Specialfaches*, der elektrischen Technik, als Themata allgemein naturwissenschaftlichen Inhalts behandelte. — Ich werde auf diese rein wissenschaftlichen Publicationen am Schlusse dieser Erinnerungen noch einmal zurückkommen.

Die in dem letzten Satze enthaltene Zusage hat Werner Siemens nicht erfüllt; dagegen sind die fraglichen Vorträge noch bei Lebzeiten des Autors in die Sammlung seiner „Wissenschaftlichen und technischen Arbeiten" aufgenommen worden. Werner's höchste Leistungen sind in ihnen jedenfalls nicht enthalten, und für sich allein hätten sie seinen Namen gewiß nicht unsterblich gemacht.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, daß Werner Siemens weder Gelehrter noch Erfinder im gewöhnlichen Sinne war, sondern ein mit hochwissenschaftlicher Begabung ausgestatteter und nach strengen wissenschaftlichen Grundsätzen arbeitender Erfinder. In der durch ihn verkörperten Personalunion der beiden Arten geistiger Arbeit hatte sicherlich der Praktiker, der Mann der That, das Uebergewicht; aber was diesen von Seinesgleichen unterschied, war eben die außerordentliche wissenschaftliche Begabung. Letzteres wird noch deutlicher, wenn man Werner daraufhin mit seinem Bruder Wilhelm vergleicht.

Auch Wilhelm Siemens hatte starke wissenschaftliche Neigungen, deren Befriedigung er namentlich in seinen späteren Jahren, als er um des Geldes willen nicht mehr so stark wie früher zu arbeiten hatte, einen großen Theil seiner Zeit widmete. Mit weitem Blicke umfaßte und verfolgte er die Fortschritte der Naturwissenschaften und entwickelte auch in seinen eigenen wissenschaftlichen Arbeiten sogar noch größere Vielseitigkeit als Werner. Ein Nachruf der Royal Society sagt von ihm:

Im Gebiete der reinen Wissenschaft war sein Werk weder klein noch unwichtig, weil sein Geist bei der experimentellen Entwicklung seiner Erfindungen immer auf dem Posten war.

Werner freute sich in neidlos brüderlicher Gesinnung der Fülle von Anerkennung, die Wilhelm in England fand, trotzdem der größte Theil davon eigentlich ihm selbst gebührte. Er sagt von Wilhelm:

Er gewann die öffentliche Meinung Englands dafür, ihn als einen der leitenden Führer zu feiern, denen das Land den großen Aufschwung seiner Technik durch Verbreitung und Anwendung naturwissenschaftlicher Kenntnisse verdankt. Durch unausgesetzte Thätigkeit in dem hochentwickelten Vereinsleben, das in England den früheren Mangel einer guten technischen Vorbildung mit bestem Erfolge ersetzt hat, trug Wilhelm viel dazu bei, die englische Technik auf das Niveau der fortgeschrittenen Naturwissenschaft zu erheben, und es gereicht England zur Ehre, dieses Verdienst auch bei einem Nichtengländer vorurtheilslos anerkannt zu haben.

Aber andererseits wußte Werner natürlich besser als ein Anderer, daß diese wissenschaftliche Begabung Wilhelm's mehr receptiver als productiver Natur war;

Er besaß einen klaren Verstand und eine schnelle Auffassungsgabe, wußte stets mit großer Leichtigkeit dem Gedankengange Anderer zu folgen, sowie den Geist des Erlernten in sich aufzunehmen und lebendig zu machen. Seine großen Erfolge in England verdankt er hauptsächlich der ihm eigenthümlichen Begabung, sich aus dem ihm offen stehenden Schatze deutscher Wissenschaft leicht und schnell das anzueignen, was für den Augenblick von praktischem Werthe war, sowie der weiteren Gabe, diese wissenschaftliche Kenntniß stets gegenwärtig zu haben und in den ihm entgegentretenden technischen Fragen immer sogleich den Stützpunkt zu entdecken, wo der wissenschaftliche Hebel zu ihrer Förderung oder Lösung anzusetzen war.

Francis Galton, bekannt durch seine statistischen Erhebungen über wissenschaftliche Methoden, schrieb Wilhelm Siemens auf Grund der Angaben, die dieser ihm machte, eine außerordentlich hohe Fähigkeit körperhafter Vergegenwärtigung von Gegenständen zu, mit denen er sich ernstlich beschäftigte, besonders von auf einander folgenden Bewegungsphasen complicirter Maschinen.

Das war sicherlich für einen Civilingenieur eine höchst schätzbare Eigenschaft. Wilhelm's Geist war offenbar ein vorzüglich arbeitender Apparat für Momentphotographien; aber ihm fehlte sowohl die originelle Schöpfungskraft wie die tief einschneidende Erkenntnißkraft Werner's, verdankte er diesem doch sogar den geistigen Anstoß zu der einzigen epochemachenden Erfindung, die mit seinem Namen verbunden ist, zur Erfindung des Regenerativofens, und dabei hat überdies Friedrich Siemens das Wichtigste geleistet.

Werner übertraf Wilhelm nicht nur weitaus an Gedankenreichthum, sondern — was vielleicht noch mehr besagt — an Fähigkeit, diesen Reichthum im Zaume zu halten. Er ging unvergleichlich systematischer und gründlicher zu Werke; er ließ sich nicht durch glückliche Ideen berauschen. Eine so gewagte Hypothese wie Wilhelm's Theorie der „Erhaltung der Sonnenkraft" hätte Werner nie veröffentlicht. Und die gleiche Wahrnehmung drängt sich uns auf, wenn wir die praktische Thätigkeit der Brüder, wenigstens soweit sie auf technischem Gebiete lag, ins Auge fassen.

X.

In ihrer Jugend hatten beide Brüder, wie wir wissen, sich mit ziemlich wilden „Erfindungsspeculationen" beschäftigt, denen Werner aber frühzeitig entsagte, um sich „wissenschaftlichen Studien" zuzuwenden, freilich nicht theoretischen Studien, sondern solchen, mit denen er praktische und sogar direct wirthschaftliche Zwecke verfolgte; aber „wissenschaftlich" waren diese Studien trotzdem: Werner eignete sich durch sie systematisch die wissenschaftlichen Methoden an, deren er bedurfte zur Lösung der sich ihm bietenden und von ihm sich selbst gestellten praktischen Aufgaben. Wilhelm dagegen blieb noch geraume Zeit bei den „Erfindungsspeculationen"; seine Arbeiten zur Durchführung des Regenerativsystems hatten lange Zeit hindurch noch denselben Charakter; und als auch er endlich einsah, wie hoch der Einsatz bei diesem Spiele war, und wie gering die Aussicht eines Gewinnes, nämlich um das Jahr 1860, da wandte er sich nicht, wie Werner, der Wissenschaft zu, sondern zunächst der reinen Geschäftspraxis. Das ersehen wir deutlich aus folgender Aeußerung, die er damals einem vertrauten Freunde gegenüber brieflich that:

> Eine große Veränderung ist über mich gekommen. Statt hartnäckig auf meinem Wunsche zu beharren, eine bestimmte Idee zum sichtlichen Schaden meiner Gesundheit und meines Geldbeutels auszuführen, werde ich jetzt vorsichtiger verfahren, mehr den Erfolg im Auge haben und mich weniger mit der undankbaren Aufgabe abmühen, bloße Neuheiten zu vollbringen.

Aber auch dann noch gab es nicht selten Rückfälle in die frühere Praxis; dahin gehört die von Wilhelm erfundene geniale Kabelconstruction und Auslegevorrichtung bei der ersten Kabellegung der Brüder, wobei sie große Verluste erlitten und fast ihr Leben eingebüßt hätten. Werner erachtete namentlich die Auslegevorrichtung gleich als sehr bedenklich und ließ sich auf das Wagniß nur ein im Vertrauen auf einen von ihm construirten Geschwindigkeitsmesser, sowie auf die Gunst des Wetters. Wie anders, wie wissenschaftlich begründet,

war aber sein eigenes Verfahren bei den früheren Kabellegungen von Newall & Co. gewesen!

Wilhelm's Erfindungs- und Untersuchungsgeist war stets geneigt, die Schwierigkeiten neuer Erfindungen und Unternehmungen zu unterschätzen; er war deshalb Rückschlägen viel mehr ausgesetzt als der methodisch vorgehende Werner. Trat solches Mißgeschick wirklich ein, so war er zunächst leicht entmuthigt, während Werner umgekehrt dann erst seine Fähigkeit bewährte, „in kritischen Momenten schnell entschlossen zu sein und ohne lange Ueberlegung das Richtige zu thun": Der Methodiker verwandelte sich plötzlich in einen genialen Empiriker, während derjenige, welcher gewohnt war, empirisch zu arbeiten, der unerwarteten Erfahrung gegenüber rathlos die Hände sinken ließ, weil er den tieferen Zusammenhang nicht sogleich zu erfassen vermochte; erst nach und nach fand er seine Standhaftigkeit wieder.

Wilhelm's eigentliche Stärke lag doch wohl vorzugsweise in seiner Befähigung für geschäftliche Thätigkeit. Wie früh hatte er sie schon bewiesen, bereits bei der Verwerthung von Werner's ersten Erfindungen! Wohl nie hat er so Schweres vollbracht wie bei seinem ersten englischen Aufenthalte, als der Zwanzigjährige ohne Erfahrungen, ohne Geld, ohne Freunde, ja ohne Kenntniß der englischen Sprache es fertig brachte, Werner's galvanoplastische Versuche glänzend zu verwerthen. Die gleiche Fähigkeit zu erfolgreicher geschäftlicher Vermittelung und Vertretung bewährte er später noch oftmals, z. B. bei den schwierigen Verhandlungen über den Indo-Europäischen Telegraphen.

Auch Werner war durchaus kein schlechter Geschäftsmann, wie er gerade bei denselben Verhandlungen über das große Indo-Europäische Unternehmen bewies. Aber er fühlte sich stets mehr als Gelehrter und Techniker, denn als Kaufmann. Deshalb lehnte er den ihm zugedachten Commerzienrathstitel dem ihn sondirenden Polizeipräsidenten gegenüber mit der scherzhaften Bemerkung ab, „Premierlieutenant, Doctor phil. honoris causa und Commerzienrath vertrügen sich nicht, das mache ja Leibschmerzen!"

Gewiß hat Werner sein Leben lang Geschäfte gemacht und dabei viel Geld verdient. Gewiß war dies sein eigentlicher Zweck, als er die Firma Siemens & Halske mitbegründete. Aber wie er schon damals Wilhelm schrieb: „Ich möchte lieber fünf Thaler in Deiner Tasche sehen als zwei in meiner", so konnte er auch gegen Ende seines Lebens mit vollem Rechte sagen:

> Ich kann mir selbst das Zeugniß geben, daß es nicht Gewinnsucht war, die mich bewog, meine Arbeitskraft und mein Interesse in so ausgedehntem Maße technischen Unternehmungen zuzuwenden. In der Regel war es zunächst das wissenschaftliche-technische Interesse, das mich einer Aufgabe zuführte.

Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daß Werner namentlich im Anfange seiner geschäftlichen Laufbahn Geld verdienen mußte und wollte. Dennoch war er frei von „Geldsucht", d. h. das Geldverdienen an sich machte ihm keine Freude, und er war durchaus nicht das, was man einen „scharfen Geschäftsmann" nennt. Auch darin war Wilhelm ganz anders geartet. Dieser behielt, wie sein Biograph Pole richtig bemerkt, sein Interesse bei

Geschäften stets sorgfältg im Auge, nicht nur im Anfange seiner geschäftlichen Laufbahn, sondern auch später: seine Kunden wußten sämmtlich sehr gut, daß er seine geschäftlichen Dienste genügend zu bewerthen pflegte.

Werner fehlte noch Manches, was tüchtige Geschäftsleute besitzen sollten; er spricht in den „Erinnerungen" ausführlich von diesen „Charakterschwächen":

Zu ihnen rechne ich vornehmlich eine allzu große Gutmüthigkeit, die es mir ungemein schwer machte, eine an mich gerichtete Bitte abzuschlagen, einen erkannten Wunsch nicht zu erfüllen, ja überhaupt Jemandem etwas zu sagen oder zu thun, was ihm unangenehm oder schmerzlich sein mußte. Zu meinem Glücke stand dieser, besonders für einen Geschäftsmann und Dirigenten vieler Leute sehr störenden Eigenschaft die andere gegenüber, daß ich leicht erregt und in Zorn versetzt werden konnte. Dieser Zorn, der immer leicht in mir aufstieg, wenn meine guten Absichten verkannt oder mißbraucht wurden, war stets eine Erlösung und Befreiung für mich, und ich habe es oft ausgesprochen, daß mir Jemand, mit dem ich Unangenehmes zu verhandeln hatte, keinen größeren Dienst erweisen könnte, als wenn er mir Ursache gäbe, zornig zu werden. — Zum Leiter großer Unternehmungen war ich auch in anderer Beziehungen nur mangelhaft geeignet. Es fehlte mir dazu das gute Gedächtniß und der Sinn für Ordnung. Wenn ich trotzdem große Geschäftshäuser begründet und mit ungewöhnlichem Erfolge geleitet habe, so ist dies ein Beweis dafür, daß mit Thatkraft gepaarter Fleiß vielfach unsere Schwächen überwindet oder doch weniger schädlich macht.

Von welcher Seite wir Werner auch betrachten, stets erkennen wir, daß er Alles, was er erreicht hat, sich selbst verdankte. Und so bedurfte er auch nicht der Anerkennung Anderer. Seine Firma machte nie Reclame, außer durch ihre guten Leistungen:

Unbegründete Angriffe auf unsere Leistungen durften daher nicht ohne directe Zurückweisung bleiben, was häufig nur durch Berufung auf das Preßgesetz zu ermöglichen war, da die Zeitungen gewöhnlich mehr Sympathie für die regelmäßigen Einsender einträglicher Annoncen haben.

Wilhelm dagegen hatte ein starkes Bedürfniß nach Anerkennung und ließ sich gerne feiern. Offenbar hing damit wenigstens theilweise seine ungemein starke, vielseitige Thätigkeit in der Oeffentlichkeit zusammen. Doch besaß er jedenfalls auch eine ausgebildete gemeinnützige Ader. Bei Werner war diese sicherlich noch stärker entwickelt, zumal als vaterländische Gesinnung, und wenn es noth that, hielt er damit nicht hinter dem Berge, nicht nur bei solchen Gelegenheiten, wie 1866, als er einem Franzosen, der ihn fragte: „Eh bien, Monsieur, vous voulez manger le Lauenbourg?" antwortete: „Oui, Monsieur, et j'espère que l'appetit vient en mangeant." Wichtiger war es schon, daß er einer der Ersten war, der die „selbstmörderische Gewohnheit", die besseren deutschen Fabrikate als englische, französische oder gar amerikanische auf den Markt zu bringen, als „unwürdig und unpatriotisch" brandmarkte, und den deutschen Fabrikanten das „Vorurtheil für die heimische Waare, das jeder Engländer besitzt", als Muster vor Augen brachte. Noch bedeutsamer war die Thätigkeit, die er im gleichen Sinne für den Erlaß eines Reichspatentgesetzes entfaltete, mit dem Erfolge, daß dieses Gesetz thatsächlich im Wesentlichen nach seinen Vorschlägen zu Stande kam. Und schließlich war er es wieder, der die Begründung der Physikalisch-technischen Reichsanstalt in Charlotten-

burg nicht nur anregte, sondern auch mit großen Geldopfern ermöglichte, eine That, die hoffentlich in Zukunft noch weit mehr vorbildlich wirken wird als bisher. Eigentlich politisch war er jedoch nur einige Jahre lang thätig und in der breiten Oeffentlichkeit überhaupt viel weniger als Wilhelm. Deshalb ist er dem großen Publicum selbst bei uns schwerlich so bekannt geworden wie Wilhelm in England. Diesem wurde nach seinem Tode sogar die für einen Ausländer ganz unerhörte Ehre zu theil, daß seine Leichenfeier, unter Theilnahme von Vertretern aller Stände der Nation, in deren Heiligthum, der ehrwürdigen Westminster-Abtei, stattfand, und daß dort ein Gedächtnißfenster, ein Kunstwerk der Glasmalerei, mit seinem Porträt und einer symbolischen Huldigung für seine Verdienste angebracht wurde.

Uns Deutschen erscheint Wilhelm Siemens als eine Verkörperung englischen Unternehmungsgeistes, als tüchtiger, geschäftlicher Mitarbeiter seines größeren Bruders und als der verdienstvolle Miterfinder des Regenerativofens. Die Engländer dagegen feiern ihn als einen der Wenigen, welche bisher ihre Industrie mit wissenschaftlichem Geiste erfüllt und die Nothwendigkeit wissenschaftlicher Methoden in der Technik dem englischen Volke klargemacht haben.

Auch Werner Siemens, der Deutsche, hat jetzt ein Denkmal erhalten, das seiner würdig ist, und sein Name wird als deutscher Ruhmestitel verehrt. Aber seine volle Eigenart und vorbildliche Größe ist dem deutschen Volke noch nicht hinreichend klar geworden. Das Schönste, was bisher über ihn gesagt worden ist, sind ohne Frage die monumentalen Worte, mit denen bereits vor einem Vierteljahrhundert du Bois-Reymond, bei Werner's Aufnahme in die Berliner Akademie, ihn willkommen hieß und sein Geistesbild scharf umriß. Diese Worte stehen in Bänden, welche nur von Fachleuten gelesen werden. Ihnen seien sie hier entnommen und weiteren Kreisen übermittelt:

Dein ist das Talent des mechanischen Erfindens, welches nicht mit Unrecht Urvölkern göttlich hieß, und dessen Ausbildung die Ueberlegenheit der modernen Cultur ausmacht. Ohne in der praktischen Mechanik selber Hand anzulegen, hast Du als schaffender und organisirender Kopf das Höchste in der Kunst erreicht. Hellen Blicks und kühnen Sinnes ergriffest Du früh die großen praktischen Aufgaben der Elektrotelegraphie und sicherteſt Deutschland darin einen Vorsprung, den nicht Gauß und Wilhelm Weber und nicht Steinheil ihm hatten verschaffen können. Lange, ehe der wiedererwachte deutsche Genius auf dem Schlachtfelde und im Parlament das höhnische Vorurtheil zerstreute, wir seien ein Volk von Träumern, zwangen Deine und unseres Halske's Apparate auf jeder der großen Weltausstellungen das mißgünstige Ausland zur bewundernden Anerkennung dessen, was deutsches Wissen und deutscher Kunstfleiß zu leisten im Stande sind. Deine Werkstätten wurden für Elektricität, was einst die Fraunhofer'sche für Licht, und Du selber der James Watt des Elektromagnetismus. Nun gebieteſt Du einer Welt, die Du schufest. Deine Telegraphendrähte umstricken den Erdball. Deine Kabeldampfer befahren den Ocean. Unter den Zelten Bogen und Pfeil führender Nomaden, deren Weidegründe Deine Botschaften durchfliegen, wird Dein Name mit abergläubischer Scheu genannt.

Aber weniger diese Art von Erfolgen, die Dir solche Lebensstellung und weithin solchen Ruhm gewannen, öffneten Dir die Thore der Akademie. Sondern daß Du auf solcher Höhe, als ein Fürst der Technik, die Fäden unzähliger Com-

binationen in der Hand haltend, hundert Pläne im Kopfe wälzend, im Innersten der deutsche Gelehrte in des Worts edelstem Sinne bliebst, als der Du geboren bist, zu dem Du nicht einmal erzogen wurdest; daß in jedem Augenblick, wo die Last der Geschäfte es Dir erlaubte, Du mit Liebe zum Phänomen, mit Treue zum Experiment, mit Unbefangenheit zur Theorie, genug mit echter Begeisterung zur reinen Wissenschaft zurückkehrtest. Das stempelte Dich, von Deinem Scharfsinn, Deiner Erfindsamkeit, Deiner Beobachtungsgabe zu schweigen, in unseren Augen zum Akademiker. Gerade weil Du nicht den gewöhnlichen Bildungsgang des deutschen Fachgelehrten durchmachtest, zählt die Akademie besonders auf Dich. Nicht bloß in dem Sinne, daß der ungewöhnliche Weg, auf dem Du Dich emporschwangest, ein Wahrzeichen ungewöhnlicher Befähigung ist, sondern weil dadurch, wie wir dies von manchen englischen Physikern rühmen, Dein Blick frischer, Deine Auffassung unbeirrter, Dein Urtheil freier blieb, als wenn Du gleich Anderen an den Lehrmeinungen der Schule gegängelt worden wärest.

Eine Zeichnung in großen, markigen Zügen! Dennoch wird sie Niemanden befriedigen, der das Innerste dieses merkwürdigen Menschen kennen zu lernen strebt. Läßt sich Werner Siemens wirklich derart in zwei Hälften zerlegen, in den „Erfinder" und in den „Gelehrten"? Wird man dadurch seiner eigentlichen Bedeutung gerecht, die doch umgekehrt in der engen Verbindung beider Eigenschaften liegt?

Damit gelangen wir auf ein, gerade augenblicklich viel umstrittenes Gebiet: Zwischen Vertretern der „Technik" und der „Wissenschaft" wird jetzt heiß gekämpft über das Verhältniß beider Theile menschlicher Thätigkeit, und ferner beschäftigen sich sowohl Techniker wie namentlich Nationalökonomen in steigendem Maße mit dem Verhältniß der „Technik" zur „Wirthschaft". Die Debatten wogen unentschieden hin und her, weil die Rufer im Streit an einander vorbeirufen. Der Streit dreht sich um gewisse Gebiete menschlicher Thätigkeit, welche durch die Worte „Wissenschaft", „Technik" und „Wirthschaft" bezeichnet werden. Jeder dieser Ausdrücke hat aber verschiedene Bedeutungen, wird gewohnheitsmäßig angewendet, um mehrere Gebiete menschlicher Thätigkeit zu bezeichnen. Dadurch entstehen fortwährende Unklarheiten und Mißverständnisse.

Vor allen Dingen müssen also die Begriffe geklärt werden:

1. Wissenschaftliche Thätigkeit. Sie sucht systematisch das Wesen und die Ursachen der Dinge zu erforschen. Sie kann entweder um ihrer selbst willen betrieben werden, als „reine Wissenschaft," oder zur Erreichung anderer Zwecke, als „angewandte Wissenschaft," welcher Ausdruck nur besagt, daß eine Wissenschaft im Dienste einer anderen Thätigkeit betrieben wird, sei es im Dienste einer anderen Wissenschaft (z. B. die Mathematik im Dienste der Astronomie), sei es im Dienste einer praktischen Thätigkeit.

2. Technische Thätigkeit. Sie hat es zu thun mit den Mitteln für die Erreichung irgendwelcher Zwecke, von denen aber hier nur diejenigen in Frage kommen, welche auf dem Gebiete wirthschaftlicher Thätigkeit liegen. Die technische Thätigkeit in diesem Sinne zerfällt wieder in die Erfinderthätigkeit, welche bestrebt ist, neue Mittel zu finden für die Erreichung solcher Zwecke, und in der Anwendung der schon gefundenen Mittel, was wir „ange-

wandte" oder „ausführende Technik" nennen können. Wie die Erfinderthätigkeit eine systematische, wissenschaftliche sein kann oder eine „zufällige", unwissenschaftliche, so auch die ausführende Technik.

3. Wirthschaftliche Thätigkeit, d. h. die Erzielung von Einnahmen und deren Verwendung zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse. Von diesen beiden Thätigkeiten kommt hier nur die erstere in Betracht. Sie zerfällt wieder in die Production, d. h. in die Erzielung von Einnahmen für eine Gesammtwirthschaft (Volkswirthschaft, Weltwirthschaft), und in den Erwerb, d. h. in die Erzielung von Einnahmen für die Privatwirthschaft.

Diese Thätigkeiten kommen nun sämmtlich theils isolirt vor, durch Arbeitstheilung von den übrigen getrennt, so zu sagen, in „Reinkultur", theils sind sie in wechselndem Maße und in den verschiedensten Combinationen durch Personalunion mit einander verbunden, wodurch es oft sehr erschwert wird, sie begrifflich auseinander zu halten. Aber dies ist durchaus nöthig, um Klarheit zu gewinnen über ihre Bedeutung und über ihr Verhältniß zu einander. Und das ist für uns die Hauptsache. Wir wollen sehen, wie sie auf einander wirken, wenn sie isolirt vorkommen, und wenn sie durch Personalunion mit einander verbunden sind, wie bei den Brüdern Siemens.

XI.

Die „reine Wissenschaft" ist ein verhältnißmäßig spätes Erzeugniß der Culturentwicklung. Zwar ist das Causalitätsbedürfniß schon dem primitiven Menschen eigen; aber unabsehbar lange Zeiträume hindurch arbeitete es nur im Dienste „praktischer" Interessen, suchte es dasjenige zu erforschen, was den Menschen nützte oder schadete, und trachtete, auf Grund der gewonnenen Erkenntniß unmittelbaren Nutzen herbeizuführen, drohenden Schaden unmittelbar abzuwenden. Die erste Menschenclasse, welche diese Functionen berufsmäßig ausübte, war die Classe der Priester und „Medicinmänner". Von dieser Verbindung mit dem Priesterberufe hat sich, soviel uns bekannt ist, die Wissenschaft zuerst in Hellas losgelöst und zwar am frühesten in den jonischen Kolonialstädten des 6. Jahrhunderts. Dort gaben die durch Gewerbe und Handel veranlaßten Fortschritte der geistigen wie der materiellen Cultur Antrieb, Muße und Mittel zu einer von allen unmittelbaren praktischen Aufgaben losgelösten Entwicklung der „reinen Wissenschaft". Ein Kind städtischer Cultur ist die Wissenschaft auch später geblieben. Das läßt sich für die „neue Wissenschaft" noch deutlicher verfolgen als für die alte. „Das Erscheinen eines Leonardo da Vinci oder eines Galilei wird nur im Zusammenhange mit der italienischen Industrie verständlich"[1]). Beide waren, als Naturforscher und Ingenieure, Erzeugnisse der Befruchtung mittelalterlich-städtischen Gewerbfleißes durch die wiederentdeckte Wissenschaft der Alten. In Leonardo's hinterlassenen Manuscripten finden sich die ersten deutlichen Aeußerungen über Princip und Methode der exacten Wissenschaft, aber nur aphoristisch, nur einge-

[1]) Höffding, Geschichte der neueren Philosophie. Uebersetzt von Bendixen. Bd. I, S. 176.

streut in seine Arbeiten auf dem Gebiete der theoretischen Mechanik, und diese wiederum gingen hervor aus seinen Leistungen als praktischer Ingenieur. Bei ihm waren „Wissenschaft" und „Technik" noch eng mit einander verflochten. Bei Galilei begann diese Verbindung sich zu lösen, bei Francis Bacon von Verulam war sie vollkommen gelöst. Die Naturwissenschaft der Neuzeit war eine „reine Wissenschaft" geworden.

Es war ein durchaus nöthiger Proceß der Arbeitstheilung; denn die Handhabung und Verbesserung der Mittel, welche erforderlich sind für die mechanische und chemische Umgestaltung von Stoffen, ist eine ganz andere Aufgabe, als die Erkenntniß der dabei vorkommenden Causalverknüpfungen und namentlich als deren weitere systematische Ausgestaltung. Jede dieser Aufgaben erfordert besondere Eigenschaften und eine eigenartige Vorbildung. Hohe theoretische und hohe praktische Begabung schließen einander meist aus. Menschen, wie Werner Siemens oder gar wie Leonardo da Vinci hat es nur ganz wenige gegeben. Vor Allem: der Mann der Praxis hat regelmäßig keine Zeit übrig für die Entwicklung der Theorie, und wer einmal vom Borne der reinen Erkenntniß gekostet hat, der verspürt meist wenig Neigung zu dem groben mühseligen Kampfe, welchen der Praktiker mit Dingen und Menschen führen muß.

Max Müller warf am Ende seines Lebens[1]) die Frage auf, was wohl gewisse feine Geister dazu sagen würden, wenn man von ihnen verlangte, sie sollten in einer Volksversammlung auf eine Säule klettern und an Männer, Frauen und Kinder eine Rede halten:

Ich vermuthe, sie hätten das Gefühl haben müssen, welches ein Rasirmesser beschleichen muß, wenn es Steine zerspalten soll. Sie müßten fühlen, daß es nicht ihr Metier sei. Wenn Vernunft gegen Vernunft kämpft, ist der Streit immer erfreulich, ob wir siegen oder besiegt werden; aber gegen Unvernunft streiten, gegen das von Natur Trübe, Grobe, Undurchdringliche, Vernunftwidrige — das ist mir immer als etwas sehr Unerquickliches vorgekommen.

Und als Faraday die Inductions-Elektricität entdeckt hatte, äußerte er:

Ich wünschte eher, neue Wirkungen der magnetoelektrischen Induction zu finden, als die Stärke der schon gefundenen Wirkungen zu steigern, was schon anderweitig geschehen wird.

Thatsächlich ist es geschehen, aber es hat lange gedauert und noch viele wissenschaftliche Arbeit erfordert.

Werner Siemens war, nach seiner eigenen Aussage, durch Anlage und Neigung zum „Gelehrten" geschaffen; er bedauerte es oft, daß „die Verhältnisse" stärker gewesen wären als sein Wille, und daß „der ihm angeborene Trieb, erworbene naturwissenschaftliche Kenntnisse nicht schlummern zu lassen, sondern auch möglichst nützlich anzuwenden", ihn immer wieder zur Technik zurückgeführt hätte. Es waren also doch nicht nur die äußeren Verhältnisse, sondern auch eigene Neigungen, welche das zu Wege brachten. Er war eben sowohl für Theorie wie für Praxis befähigt und hat auf beiden Gebieten Großes geleistet.

[1]) „Aus meinem Leben". Uebersetzt von H. Groschke. Gotha 1902. S. 255.

Doch verweilen wir noch etwas bei dem subjectiven Antriebe zur wissenschaftlichen Arbeit. In Uebereinstimmung mit der allgemein herrschenden Anschauung hat Werner Siemens bei seiner Aufnahme in die Berliner Akademie „die Reinheit des wissenschaftlichen Strebens" gepriesen, welche die höchste Zierde der deutschen Wissenschaft bildet.

Du Bois-Reymond hat in seiner Antwort diesen Gedanken weiter ausgesponnen und benutzt, um die Bedeutung der Akademien zu erläutern:

> Die Befriedigung des Causalitätstriebes ist die abgelegene Höhe, wo der akademische Geist weilt, ohne einige Veranstaltung aber bald vereinsamen würde. Denn wer nur dem ewig Wahren nachspürt, braucht sich nicht umzusehen, um zu wissen, daß nur Wenige seines Weges gehen. Irdische Güter beut die Wissenschaft nicht, und der wissenschaftliche Ehrgeiz ist mehr ein Zeichen des Talents, als daß er an sich der Forschung Jünger erweckt. Daher ist zum Fortbau an der wissenschaftlichen Erkenntniß um ihrer selbst willen die Akademie da.

Richtig ist an dieser weitverbreiteten Anschauung nur Eins, daß nämlich der Betrieb der „reinen Wissenschaft" nichts einbringt, und daß deshalb dem wissenschaftlich Arbeitenden vom Staate oder auf andere Weise die Mittel gewährt werden müssen, um sich ohne Sorgen der wissenschaftlichen Arbeit hingeben zu können. Als nicht richtig erscheint mir dagegen die Anschauung, daß diese Arbeit an sich irgendwelcher Ermunterung bedarf. Sie findet vielmehr ihren Lohn in der Befriedigung des Causalitätstriebes. Dem echten Forscher muß es gleichgültig sein, ob seine Arbeiten Anerkennung finden oder nicht, ja sogar, ob ihm vielleicht Andere seine Gedanken, Ehre und Ruhm seiner Arbeit stehlen. Selbst dann noch bleibt das Streben nach Befriedigung des Causalitätstriebes ein „egoistisches" Motiv, das um nichts verdienstlicher ist, als das Streben nach Befriedigung des Hungers, ist doch der „Wissensdurst" beim echten Forscher so stark, daß er ihn oft genug dem Hungertode nahe bringt.

Es gibt aber noch andere subjective Antriebe zur wissenschaftlichen Arbeit, von denen ich zunächst beiläufig einige erwähne, welche ebenfalls „egoistischer" Natur sind: das Streben nach Ehre und dasjenige nach Geld. Beide Motive sind thatsächlich in nicht geringem Maße gerade auch bei denen vertreten, welche sich anscheinend nur mit „reiner Wissenschaft" beschäftigen.

Endlich gibt es außer diesen egoistischen Motiven noch eins, welches nicht egoistischer Natur ist: das Streben, der Nation und der Menschheit zu dienen. Werner Siemens war erfüllt von diesem Bestreben, und er hatte auch, wenigstens vor seiner Aufnahme in die Akademie, eine sehr deutliche Empfindung dafür, daß ein solches Streben etwas Höheres, Werthvolleres ist als der Causalitätstrieb. So sagte er in seiner Antrittsrede:

> Dadurch erhält die Wissenschaft erst ihre höhere Weihe, das gibt ihr erst ein Anrecht auf die dankbare Liebe und Verehrung der Völker, daß sie nicht ihrer selbst wegen besteht, zur Befriedigung des Wissensdranges der beschränkten Zahl ihrer Bekenner, sondern daß ihre Aufgabe die ist, den Schatz des Wissens und Könnens des ganzen Menschengeschlechtes zu erhöhen und dasselbe damit einer höheren Culturstufe zuzuführen.

Hier hält Werner Siemens freilich das subjective Motiv und den objectiven Nutzen nicht auseinander. Selbstverständlich dient die Wissenschaft stets der Menschheit. Aber etwas anderes ist es, ob der einzelne Forscher sich bei seiner Arbeit nur leiten lassen soll von seinem Causalitätsbedürfnisse oder auch von dem Bestreben, der Menschheit zu dienen. Das ist eine Frage von größter Bedeutung *für die wissenschaftliche Problemstellung*.

Im ersteren Falle ist es gleichgültig, an welchen Problemen der Forscher seinem Drange genügt, die Wahrheit zu ergründen; es können Probleme sein, welche für die Menschheit weder unmittelbar noch mittelbar irgendwelchen Werth haben, oder die überhaupt unlösbar sind, wie etwa das in England vielfach behandelte Problem, wo die verschollenen Stämme des Volkes Israel geblieben sind. Oder es kann eine unverhältnißmäßig große Mühe verwendet werden auf Probleme von ganz geringer Bedeutung, z. B. auf irgend eine vielleicht ganz selten vorkommende grammatikalische Construction. Oder endlich, der Forscher wagt sich an Aufgaben, deren Lösung erst nach Jahrhunderten möglich oder bedeutungsvoll wird, während andere, viel dringlichere Probleme der Behandlung harren. Die Geschichte der Wissenschaft ist überreich an solchen Fehlgriffen, die sämmtlich daraus hervorgehen, daß die Forscher lediglich ihrem Causalitätsbedürfnisse folgen.

Diese Irrthümer können vermieden werden, wenn die Wissenschaft stets darauf bedacht ist, *mit dem Leben* der Menschheit, dem sie dienen soll, *möglichste Fühlung* zu behalten, ein Bedürfniß, das große Forscher oftmals und namentlich dann empfunden haben, wenn die Wissenschaft sich in Scholastik und Begriffsspielerei vertiefte.

Ein anderes Mittel zum gleichen Zwecke besteht darin, daß Männer, welche sowohl für die Praxis wie für die Theorie befähigt sind, in sich *beide* Functionen vereinigen. Das ist der Fall von Werner Siemens. Er hat eine lange Reihe wissenschaftlicher Probleme gelöst; aber diese Aufgaben wurden ihm — so sagt er selbst — gewöhnlich durch seine Berufsthätigkeit vorgeschrieben, indem die Ausfüllung wissenschaftlicher Lücken, auf welche er stieß, sich als ein technisches Bedürfniß erwies. Und abgesehen von der ersten Zeit, war es nicht der Wunsch, Geld zu verdienen, der das technische Bedürfniß hervorrief, sondern das Bestreben, etwas für die Welt Nützliches zu schaffen, Tausenden fleißiger Arbeiter Brot zu geben, beim Aufbau des von ihm so enthusiastisch gepriesenen „naturwissenschaftlichen Zeitalters" unmittelbar zu helfen.

Auf solche Weise hat Werner Siemens sicherlich Größeres geleistet, als wenn er nur „Gelehrter" gewesen wäre. Aber freilich mußte er die Schattenseiten seiner Doppelstellung in den Kauf nehmen: Er hat es lebhaft beklagt, daß ihm die normale allgemeinwissenschaftliche Durchbildung, der volle Ueberblick über seine eigene Wissenschaft fehlte, daß er auch nur selten die Muße hatte, neue Erscheinungen, die ihm begegneten, über die Grenzen des technischen Bedürfnisses hinaus mit wissenschaftlicher Consequenz zu verfolgen, daß ihm überhaupt die ausgedehnte, rastlose Thätigkeit für die Praxis zu wenig Zeit übrig ließ, um sich, seiner Neigung entsprechend, wissenschaftlich zu beschäftigen

XII.

Wenden wir uns jetzt der „Technik“ zu, und untersuchen wir zuerst, welchen Nutzen ihr die Verbindung mit der Wissenschaft bringt. Wenn Werner Siemens von „Technik“ spricht, so meint er damit stets nur die „wissenschaftliche“ Technik, und auch von dieser nicht die „ausführende“, sondern nur die „erfindende“ Technik. So begrenzt, bedeutet das Wort nichts anderes als „angewandte Wissenschaft,“ bedeutet es, daß die Wissenschaft nicht nur der Befriedigung des Causalitätsbedürfnisses, sondern auch bestimmten anderen Zwecken dient, die wir später kennen lernen werden. Wie wir wissen, thut sie das bei Vertretern der sogenannten „reinen Wissenschaft“ oft ebenfalls. Und selbst abgesehen davon, bleibt eine wissenschaftliche Leistung an sich die gleiche, ob sie in einem Buche oder in einem Patentgesuche niedergelegt ist. Deshalb kann man die Arbeiten der „reinen Wissenschaft“ und die der „Technik“ (im Sinne der wissenschaftlichen Erfindungstechnik) zwar begrifflich, nicht aber in der Praxis scharf von einander sondern, wie denn z. B. in der Gesammtausgabe der „Wissenschaftlichen und Technischen Arbeiten“ von Werner Siemens, unter den „Wissenschaftlichen Arbeiten“ viel Technisches, unter den „Technischen Arbeiten“ viel Wissenschaft enthalten ist.

Aber diese „Wissenschaftliche Erfindungstechnik“ ist nur ein kleiner und zwar der jüngste Theil der gesammten „Technik“, die weit älter ist als das Menschengeschlecht; denn auch das Thier wendet schon eine bestimmte Technik an, um Nahrung zu erlangen, Wohnungen zu bauen u. s. w. Diese lediglich „ausführende Technik“ bildet auch jetzt noch die Hauptmasse der menschlichen Technik. Dem Menschen eigenthümlich aber ist die „erfindende Technik“, die Fähigkeit, jene bloß ausführende Technik zu verbessern. Sie begann schon mit der ersten Keule, mit dem ersten Wurfgeschoß, das der Mensch sich aus einem Baumaste fertigte. Seitdem erstreckt sich eine ununterbrochene Kette von Erfindungen bis zur Gegenwart. Wenn schon vor mehr als einem Jahrhundert Benjamin Franklin den Menschen das „werkzeugmachende Thier“ nannte, so fügte du Bois-Reymond in seiner Begrüßung Werner Siemens' stolz hinzu: „Er (der Mensch) ist das Thier, das mit dem Dampfe reist, mit dem Blitze schreibt, mit dem Sonnenstrahle malt.“ Jetzt spricht er sogar mit dem Blitze.

Sowohl jene ausführende wie diese erfindende Technik hatte in früheren Zeiten den Charakter des unwissenschaftlichen Empirismus, der erst seit kurzer Zeit allmählich durch den wissenschaftlichen Empirismus verdrängt wird. Während früher die Erfindungen „zufällige“ waren, der glücklichen Eingebung des Augenblicks entsprangen, und die ausführende Technik auf handwerksmäßiger Routine beruhte, werden jetzt die Erfindungen mehr und mehr wissenschaftlich, d. h. systematisch und gründlich vorbereitet, und der gleichen Vorbereitung bedürfen in rasch steigendem Maße auch Alle, welche als ausführende Techniker thätig sein wollen. Die Brüder Siemens haben diese Entwicklung mächtig gefördert, Werner unmittelbar namentlich für die „erfindende“, Wilhelm mehr für die „ausführende“ Technik.

Werner Siemens hat uns selbst berichtet, wie gründlich und kritisch sein Geist vor, bei und nach Erfindungen arbeitete (vgl. oben S. 256). Im Gegensatze dazu schildert er die Erfinder, welche sich „ohne die nöthigen Kenntnisse und ohne Selbstkritik aufs Erfinden stürzen und daran meist zu Grunde gehen". Als höchstentwickelte Typen solcher Art läßt er die Bilder der vielen Unglücklichen an uns vorüberziehen, welche das „perpetuum mobile". d. h. eine selbstthätig Arbeitskraft leistende Maschine erfinden wollen, was ebenso naturwidrig ist wie die Erzeugung von Materie, oder derjenigen, welche Flugmaschinen erfinden, denen die Kraft zur Bewegung fehlt, oder lenkbare Luftschiffe mit ebenso leichten wie kräftigen Maschinen und ebenso leichten wie widerstandsfähigen Ballonwänden. Aber dies sind ja nur extrem entwickelte carrikirte Typen der unzählbaren Scharen, welche seit allem Anbeginn der menschlichen Culturentwicklung sich mit Erfindungen abgemüht haben. Unter ihnen befanden sich stets einzelne hervorragend für diese Thätigkeit begabte Menschen, die, nur durch ihr Genie geleitet, den rechten Weg fanden. Alle Uebrigen aber tappten im Dunkel, und bei ihnen war es in der That der reinste „Zufall", wenn sie etwas Nützliches fanden. Die Brüder Siemens hatten ja selbst eine Periode solcher wilden „Erfindungsspeculationen" durchzumachen.

Wie Werner namentlich seit 1850 ein ganz entgegengesetztes Verfahren einschlug, ersehen wir z. B. daraus, daß er, um auf langen Kabellinien schnell und sicher correspondiren zu können, sich zunächst, ohne Rücksicht auf bestehende Theorie, dem Studium der elektrostatischen Induction hingab und so seinen Inductions-Schreibtelegraphen erfand, daß er durch lange schwierige Arbeiten zu einem reproducirbaren Widerstandsmaß gelangte, welches die rationelle elektrische Prüfung von Kabeln ermöglichte, daß er während einer Kabel-Expedition auf hoher See seine grundlegende Kabellegungs-Theorie aufstellte und sofort anwendete. Aber das wichtigste Beispiel für seine wissenschaftliche Erfindungsmethode ist die dynamo-elektrische Maschine. Schon die Entdeckung des dynamo-elektrischen Princips war keine „zufällige", trotz der scheinbar zufälligen äußeren Veranlassung: Diese erweckte eben nur in seinem Geiste den wissenschaftlichen Gedankengang, welcher folgerichtig zu der großen Entdeckung führte. Und ganz auf die nämliche Weise vollzog sich auch die Anwendung des Princips und die allmähliche Entwicklung der dynamo-elektrischen Maschine. Von dieser Entwicklung hat ein großer englischer Physiker gesagt, sie gliche mehr, als irgend ein anderer Fortschritt im Maschinenwesen, dem natürlichen Aufblühen einer Blume.

„Natürlich" ist die wissenschaftliche Methode des Erfinders; denn sie ist dem Zweckbewußtsein des Menschen gemäß, seinem Streben, die Dinge zu meistern, den höchsten Erfolg auf möglichst geradem Wege zu erreichen. Aber um sie durchführen zu können, muß der Erfinder sich alle früheren Fortschritte zu eigen machen. Auf dieser breiten Grundlage baut er weiter, Stein auf Stein. Viel sicherer ist seine Methode als die Art, wie früher Erfindungen zu Stande kamen oder — was die Regel war — scheiterten. Aber auch sie erfordert zähe, unermüdliche Arbeit:

Die Idee ist an sich ohne reellen Werth, sie bekommt denselben erst nach Durchlaufung eines mühsamen, kostspieligen und häufig für den Erfinder gefährlichen Weges, auf dem sie erst zur patentfähigen Erfindung ausgearbeitet werden muß.

Werner Siemens hat oftmals darauf hingewiesen, daß die Technik nie in plötzlichen Sprüngen vorschreiten kann, wie es der Wissenschaft durch die schöpferischen Gedanken einzelner bedeutender Männer wohl möglich ist.

Der Erfolg einer Erfindung hängt ab von einer Fülle von Voraussetzungen, die theils technischer, theils wirthschaftlicher Natur sind. Hinsichtlich der technischen Voraussetzungen, mit denen wir es hier zunächst zu thun haben, ist die Geschichte der Telegraphie ein gutes Beispiel: Der erste Versuch zur Benutzung der Elektricität für die Uebermittelung von Nachrichten wurde schon 1774 angestellt; aber welche Menge praktischer Schwierigkeiten war zu überwinden, ehe 1844 die erste Telegraphenlinie der Benutzung durch das Publicum übergeben wurde! Und selbst dann noch dauerte es lange Jahre, ehe die weiteren Schwierigkeiten überwunden wurden, die sich erst in der Praxis ergaben, aus der Mangelhaftigkeit der Apparate, aus der Nothwendigkeit, die Linien zu isoliren u. s. w. Vollends bei der Untersee-Telegraphie entstand eine Masse neuer, schwieriger Probleme. Von ihnen will ich nur diejenigen, welche sich aus dem einen, relativ sehr einfachen Processe der Kabellegung ergaben, mit den Worten Werner Siemens aufzählen:

Das Kabel muß Tag und Nacht ohne jede Ruhepause, die bei tiefem Wasser immer gefährlich ist, aus dem Schiffsbehälter, in welchem es um einen in der Mitte feststehenden Conus sorgfältig gelagert ist, um das Bremsrad herum und unter der Rolle des Dynamometers hindurch in die Tiefe herabrollen. Jede Stockung auf diesem Wege bringt dasselbe in große Gefahr, da die Fortbewegung des Schiffes nicht schnell genug aufgehoben werden kann. Dabei muß fortwährend das Verhältniß der Bremskraft zur Meerestiefe und zu der Geschwindigkeit, mit der das Schiff über den Meeresgrund fortschreitet, sorgfältig regulirt werden, da sonst entweder großer, unnöthiger Mehrverbrauch von Kabel oder andererseits die Gefahr einer Spannung des Kabels am Boden eintritt. Ferner muß eine ununterbrochene Messung der elektrischen Eigenschaften der isolirten Leitungen stattfinden, damit man das Auftreten eines Fehlers beim fortlaufenden Eintauchen neuer Kabeltheile ins Meer sogleich entdeckt. Es muß in einem solchen Falle die Legung sofort unterbrochen und das zuletzt gelegte Stück Kabel wieder zurückgenommen werden, um den Fehler zu beseitigen.

Welche Fülle von Problemen für den Erfinder bei dieser einen, anscheinend rein mechanischen Procedur der Kabellegung! Jede einzelne Erfindung tritt in primitiver Gestalt ins Leben. Welchen kindlichen Eindruck macht die erste dynamo-elektrische Maschine von Werner Siemens neben ihren jetzigen Nachfolgerinnen! Jahrzehnte lang mußten zahlreiche Erfinder an ihr arbeiten, ehe sie ihre heutige Gestalt erlangen konnte.

Und zu diesen technischen kommen endlich noch die wirthschaftlichen Voraussetzungen für den Erfolg einer Erfindung, wobei wir zunächst an den technischen und dann erst an den wirthschaftlichen Erfolg denken wollen. Schon für jenen müssen nicht nur die technischen, sondern auch die wirthschaftlichen Voraussetzungen gegeben sein, d. h. der Erfinder muß die Kosten bestreiten können, welche seine Erfindung verursacht, bis zu dem Augenblicke

der Verwerthung für die Praxis, sowohl die sachlichen Kosten wie diejenigen für den Lebensunterhalt des Erfinders. Das sind meist hohe Geldbeträge, sehr viel höhere, als für die rein wissenschaftliche Forschung aufzuwenden sind, die lange nicht so viel Material verbraucht, nicht derart, wie die Technik, sich den Verhältnissen des Lebens bei ihren Experimenten nähert u. s. w. Zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung hat der Staat zahlreiche Professoren angestellt und große Institute begründet; in diesen werden zwar auch nebenbei manche Erfindungen gemacht, die aber dort wohl nie bis zur Patentfähigkeit ausgebildet werden können; das würde schon die ihnen zur Verfügung stehenden Geldmittel weit übersteigen. Selbst soweit die Erfindungsthätigkeit, gleich der wissenschaftlichen Forschung, „um ihrer selbst willen" ausgeübt wird, also der Erfinder selbst nichts damit verdienen will, können die mit den Erfindungen verknüpften Kosten doch in der Regel nur durch *wirthschaftliche Unternehmungen* aufgebracht werden. Diesen müssen wir uns also zuwenden, wenn wir über die wirthschaftlichen Voraussetzungen für den technischen Erfolg von Erfindungen Klarheit gewinnen wollen.

Weitaus die meisten Erfinder beschäftigen sich nun aber mit Erfindungen überhaupt nicht nur um ihrer selbst willen, sondern verfolgen mit ihnen *wirthschaftliche Zwecke*. Wenn die Wissenschaft um ihrer selbst willen betrieben wird, das Erfinden dagegen meist zum Zwecke des Geldverdienens, so liegt das nicht etwa daran, daß das Erfinden weniger interessant wäre als die Wissenschaft — eher ist wohl das Gegentheil der Fall —, sondern daran, daß fast jede Erfindung, dagegen nur höchst selten eine wissenschaftliche Entdeckung *unmittelbaren* Werth für das wirthschaftliche Leben erlangen kann. Deshalb wenden sich Diejenigen, welche Geld verlieren wollen, der Erfinderthätigkeit zu, Diejenigen dagegen, welchen nicht darum zu thun ist, der Wissenschaft. Das ist wenigstens die Regel, von der es freilich so manche Ausnahme gibt.

XIII.

Damit sind wir endlich bei der *wirthschaftlichen Thätigkeit* angelangt. Wollen wir ihr Verhältniß zur „Technik" richtig erkennen und auf dieser Basis die wirthschaftliche Bedeutung der Brüder Siemens grundsätzlich würdigen, so muß zunächst wieder Einiges vorausgeschickt werden, um der herrschenden Begriffsverwirrung zu steuern.

Vor Allem sind privatwirthschaftliche und volkswirthschaftliche Thätigkeit begrifflich scharf von einander zu sondern. Wohlgemerkt: hier soll nur die Rede sein von derjenigen Seite der wirthschaftlichen Thätigkeit, welche als „Einnahme" im weitesten Sinne dieses Wortes zu begreifen ist, während das „Ausgeben" unberücksichtigt bleibt.

Die so begrenzte Thätigkeit der Privatwirthschaften bezweckt den *Erwerb* von Gütern zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse; ein Zweck, der in unserem, auf Arbeitstheilung und Tauschverkehr beruhenden wirthschaftlichen Leben sich normalerweise nur dadurch erreichen läßt, daß die Privatwirthschaften

gewisse Leistungen für die Gesammtheit übernehmen, daß sie deren Bedürfnisse durch Production befriedigen. Für die Privatwirthschaften ist also Production das normale Mittel des Erwerbs. Umgekehrt verschafft sich die Gesammtheit, als welche wir hier nur die Volkswirthschaft betrachten, normaler Weise die Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse, indem sie die Einzelnen durch die Aussicht auf Erwerb zur Production anreizt. Der Erwerb ist die Gegenleistung der Volkswirthschaft für die productiven Leistungen der Privatwirthschaften.

Gleich allen anderen menschlichen Thätigkeiten bedarf nun natürlich auch das Wirthschaften zur Erreichung seiner Zwecke gewisser Mittel, einer „Technik". Entsprechend den verschiedenen Zwecken der wirthschaftlichen Thätigkeit müssen wir eine „Productionstechnik" und eine „Erwerbstechnik" unterscheiden: erstere will den Bedarf der Volkswirthschaft befriedigen, letztere will hierdurch Geld verdienen, was nur möglich ist, wenn es gelingt, die productiven Leistungen so hoch zu verwerthen, daß der Erlös die Productionskosten übersteigt.

Wer die Productionstechnik anwendet, ist noch nicht einmal sicher, daß die Production gelingt; das Pflügen, Säen u. s. w. garantirt noch nicht die Ernte, und auch das Mahlen und Backen kann mißlingen. Der Erwerb vollends wird selbst durch das Gelingen der Production nicht gesichert; es fragt sich dann immer noch, ob der Erlös die Productionskosten übersteigt. „Productionstechnik" und „Erwerbstechnik" sind also verschiedene Dinge, die sich freilich in der Regel nur begrifflich von einander sondern lassen, weil sie in der Wirklichkeit normalweise einander völlig durchdringen: der Producent muß bei jeder Anwendung der Productionstechnik daran denken, daß er mit ihr auch Geld verdienen will, und er kann zur Erreichung dieses Zweckes nur wenig thun, ohne dabei des von ihm zu befriedigenden Bedarfs der Gesammtheit eingedenk zu sein. Indes ist das eben nur eine Regel, von der es garnicht wenige Ausnahmen gibt; ein Producent, der auf Erwerb verzichtet, also unmittelbar „gemeinnützig" thätig ist, muß natürlich trotzdem Alles aufbieten, um den Erfolg seiner Production zu sichern; umgekehrt setzt ein Schwindler ausschließlich die Erwerbstechnik in Bewegung. Jemand kann ein guter Producent sein, aber nur geringe Anlage zum Erwerb haben und umgekehrt. Wir haben gesehen, wie verschieden Werner und Wilhelm Siemens in dieser Hinsicht veranlagt waren.

Hier haben wir es nun nicht mehr mit der Erwerbstechnik zu thun, sondern nur mit der Productionstechnik, von der wir bisher lediglich die „Erfindungstechnik" betrachtet haben. Wir müssen jetzt noch, wenn auch nur in aller Kürze, auf die eigentliche „Ausführende Technik" eingehen, deren Verbesserung die Erfindungstechnik bezweckt.

Die ausführende Productionstechnik umfaßt Alles, was in den wirthschaftlichen Unternehmungen geschieht, um deren gewöhnliche productive Aufgaben zu bewältigen, das ganze Tagewerk der Unternehmungen, soweit es der Production dient. Es besteht aus Kopfarbeit und Handarbeit, die im Handwerk regelmäßig durch Personalunion mit einander verknüpft sind, während

sich in der Industrie eine feste Arbeitstheilung zwischen Kopfarbeitern und Handarbeitern vollzogen hat: auf der einen Seite steht der Unternehmer mit seinen höher gebildeten technischen und kaufmännischen Gehülfen, auf der anderen Seite die ganze Masse der übrigen Hülfsarbeiter.

Diese Arbeitstheilung ist dadurch nöthig geworden, daß die Kopfarbeit in der ausführenden Productionstechnik gewaltig zugenommen hat, was wiederum zwei große Gruppen von Ursachen hat: einmal die zunehmende Anwendung von Errungenschaften der Naturwissenschaften in der wirthschaftlichen Production und sodann deren sich immer mehr complicirendes volks- und weltwirthschaftliches Gefüge. Jenes erstere Moment veranlaßt starken Mehrbedarf an wissenschaftlich vorgebildeten Arbeitskräften (Ingenieuren und Chemikern), die aber in der Regel nur Hülfskräfte zu sein brauchen; das zweite Moment dagegen bedeutet außerordentliche Erschwerung der organisatorischen, kaufmännischen und speculativen Aufgaben, welche die Unternehmungen zu lösen haben, und die hauptsächlich den Unternehmern selbst zur Last fallen.

Nach diesem Blicke auf das tägliche Getriebe der wirthschaftlichen Unternehmungen wenden wir uns wieder den *Fortschritten* der Productionstechnik zu. An sich gehören die Erfindungen noch nicht zur unmittelbaren wirthschaftlichen Production; sie stehen ihr näher als die Entdeckungen der reinen Wissenschaft, weil sie unmittelbare wirthschaftliche Bedeutung gewinnen *können*; aber dies geschieht erst dadurch, daß sie für die Production, für die Befriedigung von Bedürfnissen der Gesammtheit, verwendet werden; da nun Staat und Gemeinde sich nur höchst selten entschließen, unerprobte Erfindungen einzuführen, so bleibt das fast immer Privatunternehmungen überlassen. Der *Unternehmer* ist es also, ohne den in den weitaus meisten Fällen Erfindungen für das wirthschaftliche Leben nicht nutzbar gemacht werden können. Der Unternehmer aber kann dies nur dann thun, wenn er sich einen Ertrag davon verspricht, der die Productionskosten übersteigt.

Die Productionskosten umfassen zunächst die Kosten, welche der Erfinder in baarem Gelde hat aufwenden müssen, bis die Erfindung patentfähig geworden ist — davon war schon die Rede — sodann den Entgelt, den der Erfinder regelmäßig als Lohn seiner meist langjährigen Arbeiten erwartet. Zu diesen eigentlichen *Erfindungskosten* kommen aber noch weitere Kosten, welche der Unternehmer als solcher aufzuwenden hat: vor Allem ist eine patentfähige Erfindung nur selten schon *gebrauchsfähig*. Der Erfinder hat mit ihr meist nur in relativ kleinem Maßstabe experimentiren können; solche „Laboratoriums-Experimente" beweisen noch nicht, daß die Erfindung auch im großen Maßstabe ebenso gut zu verwenden ist, daß sie die für praktischen Gebrauch nöthige Einfachheit der Handhabung gestattet u. s. w. Ist das erreicht, so beginnt erst der eigentliche fabrikmäßige Betrieb mit seinen unmittelbaren Kosten der *Herstellung*, und endlich sind noch hohe Kosten aufzuwenden, um einer neuen Erfindung *Eingang* zu verschaffen.

Die Einführung einer Erfindung bedingt also meist ein sehr hohes Risico. Soll diesem Risico eine entsprechende Gewinnaussicht gegenüber stehen, so muß der Unternehmer darauf rechnen können, daß ein genügender *Bedarf* für die

Erfindung sich voraussichtlich einstellen wird; und zwar muß der Bedarf hinreichen, um einen Ertrag zu ermöglichen, der die Summe aller jener Productionskosten übersteigt; endlich muß dieser Reinertrag ein derartiger sein, um den Unternehmer einigermaßen zu entschädigen für seine eigene Arbeit und für die schweren Sorgen, welche er oft viele Jahre lang wegen der Erfindung zu tragen hat. Nur wenn ein solcher Ertrag in Aussicht steht, wird der Unternehmer sich mit der Erfindung befassen, denn als Unternehmer will und muß er Geld verdienen; das schließt keineswegs aus, daß ihm die Unternehmerarbeit selbst Freude macht, was thatsächlich bei allen tüchtigen Unternehmern der Fall ist, aber *nur* aus Freude an der Unternehmerarbeit wird nicht so leicht Jemand die mit ihr verknüpften schweren Mühen, Sorgen und Gefahren auf sich nehmen. Die Meisten werden dazu gar nicht im Stande sein, ist doch der entgeltliche Verkehr, das Princip „do ut des", das Grundprincip unseres wirthschaftlichen Lebens, und die Production das nothwendige Normalmittel des Erwerbs. Der Forscher will vor Allem seinen Wissensdurst befriedigen; beim Erfinder spielt die bloße Freude an der Arbeit schon eine geringere Rolle; beim Unternehmer endlich ist das Geldverdienen Hauptzweck, und das von Rechts wegen. Werner Siemens wäre gerne Forscher geworden; aber er *mußte* Geld verdienen, um mit seinen Brüdern leben und auch um wissenschaftlich arbeiten zu können; deshalb wurde er Unternehmer.

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, wie schwierig es ist, Erfindungen im wirthschaftlichen Leben Eingang zu verschaffen. Die meisten scheitern schon in den Händen der Erfinder, und von denen, welche bis zu einem Unternehmer gelangen, scheitern wiederum die meisten in dessen Händen. Nur ein kleiner Bruchtheil gewinnt Bedeutung für das wirthschaftliche Leben. Dabei kann sich nun aber das Verhältniß des Erfinders zum Unternehmer sehr verschieden gestalten. Entweder bleibt Jener ganz außerhalb der unmittelbaren wirthschaftlichen Production; dann muß er sein Patent regelmäßig einem Unternehmer verkaufen. Oder der Erfinder ist selbst innerhalb einer Unternehmung thätig, sei es als Unternehmer, sei es als Hülfsarbeiter. In diesen Fällen gehört die Erfindung regelmäßig von Anfang an der Unternehmung. Ferner kann auch die *Verwerthung* der Erfindung auf verschiedene Weise erfolgen: der Unternehmer kann sich ihre Verwerthung ausschließlich vorbehalten, sei es nur thatsächlich als Fabrikgeheimniß, sei es auch rechtlich auf Grund eines Patents; oder er kann anderen Unternehmern die Mitbenutzung gegen Licenzgebühr gestatten. Sowohl privat- wie volkswirthschaftlich ist es von großer Bedeutung, welcher von diesen Wegen eingeschlagen wird. Die Brüder Siemens haben reiche Erfahrungen solcher Art gesammelt, und Werner hat sich über sie nicht nur in seinen „Erinnerungen", sondern auch in mehreren Denkschriften für das deutsche Patentgesetz ausgesprochen.

Wie wir wissen, betrieben die Brüder in ihrer Jugend „Erfindungsspeculationen", deren Resultate sie bei Unternehmern, vorzugsweise in England, anzubringen suchten. Werner begann aber sehr bald, auf Grund eigener Erfindungen, zu fabriciren, meist ohne diese patentiren zu lassen. Hierüber äußert er sich am Schlusse seiner „Erinnerungen" folgendermaßen:

Eine wesentliche Ursache für das schnelle Aufblühen unserer Fabriken sehe ich darin, daß die Gegenstände unserer Fabrikation zum großen Theil auf eigenen Erfindungen beruhten. Waren diese auch in den meisten Fällen nicht durch Patente geschützt, so gaben sie uns doch immer einen Vorsprung vor unseren Concurrenten, der dann gewöhnlich so lange anhielt, bis wir durch neue Verbesserungen abermals einen Vorsprung gewannen. Andauernde Wirkung konnte das allerdings nur in Folge des Rufes größter Zuverlässigkeit und Güte haben, dessen sich unsere Fabrikate in der ganzen Welt erfreuten.

Dieses System verband den privatwirthschaftlichen Vortheil des Fabrikgeheimnisses — das, so lange es gewahrt wird, gegenüber allen Concurrenten einen unbedingten Vorsprung gibt — mit der volkswirthschaftlich so werthvollen Erleichterung des technischen Fortschrittes durch Veröffentlichung der Erfindungen mittels der Patente, ohne doch gleich diesen ein ausschließliches Recht zu begründen, so daß die Siemens'schen Erfindungen sehr bald kostenlos Gemeingut wurden. Dies ließ sich privatwirthschaftlich nur durchführen, weil der Unternehmer zugleich ein großer Erfinder war, für den sein überlegener Geist immer wieder dasjenige leistete, was Andere nur durch Patente erreichen können. Wilhelm schützte seine Privaterfindungen durch Patente in allen Ländern und erzielte große Einnahmen an Licenzgebühren, während sein eigener Fabrikbetrieb, so weit er jene Privaterfindungen verwerthen sollte, sich als verlustbringend erwies.

Die in Werner Siemens verkörperte Personalunion eines großen Erfinders mit einem großen Unternehmer ist freilich ein Ideal, das in solcher Vollendung nur selten zu verwirklichen ist; aber es liefert einen glänzenden Beleg dafür, daß das Privatinteresse in seiner höchsten Auffassung und vollkommensten Vertretung mit dem Gesammtinteresse übereinstimmt. Es hat einen Weg gezeigt, auf dem man sich jenem Ideale nähern konnte, nämlich die Anstellung eines ganzen Stabes hervorragender Techniker durch die Unternehmungen, eine Entwicklung, zu der bereits Werner Siemens selbst den Anfang gemacht hat, die aber nach seinem Ausscheiden noch sehr bedeutend weitergebildet worden ist. Sie hat zugleich einen wesentlichen Nachtheil beseitigt, der jener Personalunion des Erfinders mit dem Unternehmer anhaftet: Letzterer kann sich jetzt seiner eigentlichen Aufgabe, der Geschäftsleitung, wieder vorzugsweise widmen; für die Erfindungen braucht er nur noch leitende Ideen zu geben, deren Durchbildung er seinen Mitarbeitern überlassen kann.

So ist es denn nicht nur für die Weiterbildung der Technik, sondern auch für das Gedeihen der Unternehmungen von großer Bedeutung, wenn die Arbeit der Erfinder sich in engster Fühlung mit der unmittelbaren wirthschaftlichen Production vollzieht, namentlich so lange ein Industriezweig sich noch derart im Flusse der ersten Entwicklung befindet, wie die Elektricitätsindustrie während des letzten halben Jahrhunderts. In solchen Zeiten ist scharfe Arbeitsvereinigung unter hervorragender einheitlicher Leitung das beste Mittel, um die technische wie die wirthschaftliche Entwicklung unmittelbar zu fördern, während die wissenschaftliche Arbeit nur in völliger Freiheit gedeihen kann. Aber auch diejenigen Erfindungen, welche außerhalb der unmittelbaren

Production entstehen, bedürfen der Unternehmungen, um für das wirthschaftliche Leben nutzbar zu werden.

Offenbar sind nicht alle Unternehmungen geeignet, derartige Aufgaben zu lösen. In der Regel werden nur große Unternehmungen dazu im Stande sein oder doch solche, die im Begriffe sind, sich zu Großbetrieben zu entwickeln. Nur sie verfügen über die zur Lösung jener Aufgaben erforderlichen Kräfte; nur sie können das damit verknüpfte hohe Risico tragen; nur sie machen so viele Geschäfte, daß die weitausschauenden von denen, welche rasche Erträge liefern, die schlechten von den guten mitgenommen und durchgebracht werden können.

Damit sind wir wieder an einem Punkte angelangt, bei dem die Harmonie des öffentlichen Interesses mit dem wohlverstandenen Privatinteresse klar zu Tage tritt. Bei diesem besonders wichtigen Punkte müssen wir noch einige Augenblicke verweilen.

Wenn man vom „Nutzen" einer Erfindung oder einer Unternehmung spricht, so denkt man dabei sehr oft sowohl an den (privatwirthschaftlichen) Nutzen für den Erfinder bezw. den Unternehmer, wie auch an den (volkswirthschaftlichen) Nutzen für die Gesammtheit; in diesen Fällen wird also zwischen den beiden Arten des Nutzens nicht deutlich unterschieden. Andererseits muß man aber vielleicht ebenso oft hören, daß man den Privatnutzen und den Gesammtnutzen als unversöhnliche Gegensätze behandelt. Wie überhaupt gegenwärtig in Deutschland die Neigung zum doctrinären Radicalismus ungemein weit verbreitet ist, wie man es liebt, das für die Wirklichkeit so unentbehrliche Wörtchen „und" durch ein grundsätzliches „entweder — oder" zu ersetzen, so pflegt man auch ganz besonders Alles, was Jemand im eigenen Interesse thut, schon deshalb als nicht gemeinnützig zu betrachten, während doch eine „eigennützige" Handlung sehr oft mittelbar „gemeinnützig" ist.

Werner Siemens hat sich auch über diesen Punkt ausgesprochen:

> Ein Geschäftsfreund hänselte mich einmal mit der Behauptung, ich ließe mich bei meinen Unternehmungen immer von dem allgemeinen Nutzen leiten, den sie bringen sollten, fände aber schließlich immer meine Rechnung dabei. Ich erkenne diese Bemerkung innerhalb gewisser Grenzen als richtig an; denn solche Unternehmungen, die das Gemeinwohl fördern, werden durch das allgemeine Interesse getragen und erhalten dadurch größere Aussicht auf erfolgreiche Durchführung.

So ist es in der That: das vorherrschende Organisationsprincip unseres wirthschaftlichen Lebens besteht ja gerade darin, daß das Gesammtinteresse für seine Befriedigung auf die Privatinteressen, namentlich die Privatunternehmer angewiesen ist, und daß diese ihrerseits Alles aufbieten müssen, um das Gesammtinteresse zu fördern, weil sie in der Regel nur hierdurch ihre eigenen Zwecke erreichen können. Aber andererseits bringt es dasselbe Princip, wie wir auch schon wissen, mit sich, daß in manchen Fällen Privat- und Gesammtinteresse auseinandergehen. Dahin gehört es, daß jeder Unternehmer Geschäfte macht, die zwar für die Gesammtheit von keinem großen Nutzen sind und trotzdem viel Geld einbringen, während unvergleichlich wichtigere Unter-

nehmungen vielleicht geringeren Ertrag abwerfen oder gar mit Schaden verknüpft sind, weil der Bedarf sich noch nicht derart entwickelt hat, um sie rentabel zu gestalten; erst der nächste Unternehmer wird dabei bestehen können und die Früchte der Bemühungen seines Vorgängers einheimsen. Hält es dieser indeß, dank jenen ertragreichen, wenn auch minder wichtigen Geschäften, lange genug aus, so kann er selbst noch den Lohn seiner weitsichtigen Geschäftshandhabung ernten. Das liegt meist auch im Gesammtinteresse; denn erstens gehen sonst viele werthvolle Erfahrungen verloren, und sodann erfordert es das herrschende Organisationsprincip unseres wirthschaftlichen Lebens, daß möglichst jeder Leistung ein Lohn gegenüber stehe. Deshalb wird auch unser Gerechtigkeitsgefühl beleidigt, wenn der Nutzen von Opfern, wie sie eine weitausschauende Unternehmung nothwendig mit sich bringt, mühelos dem Nachfolger in den Schoß fällt.

Wie Krupp durch den vortheilhaften Verkauf des Patents seiner Löffelwalze in den Stand gesetzt wurde, für seine wichtigste Lebensaufgabe, die Herstellung von Gußstahlgeschützen, weiter zu arbeiten, so spielten bei den Brüdern Siemens Erfindungen wie der Wassermesser eine ähnliche Rolle. Hierher gehört auch die der Firma Siemens & Halske von der russischen Regierung aufgenöthigte ständige Bewachung ihrer Telegraphenlinien; sie erwies sich bald als höchst profitabel und ersetzte reichlich die Verluste bei anderen, volkswirthschaftlich viel wichtigeren Unternehmungen.

Die „Erfindungstechnik" ist volkswirthschaftlich ganz besonders bedeutsam, erfordert aber große und lange fortgesetzte privatwirthschaftliche Opfer, während die „Ausführende Technik" umgekehrt volkswirthschaftlich weit weniger wichtig ist, dagegen raschere Erträge liefert. Steht auf der einen Seite ein Heer hungernder Erfinder, auf der anderen eine kleine Zahl großer Unternehmer, so wird der technische Fortschritt offenbar nicht so gut und nicht so gerecht sich vollziehen, als wenn die Erfindungen in den Unternehmungen selbst gemacht werden.

Große Unternehmungen sind dann aber erst recht erforderlich, und zwar keine Actien-Gesellschaften, sondern Einzel- oder Familien-Unternehmungen. Darüber hat sich Werner Siemens mit Nachdruck ausgesprochen:

„Ueberall," so sagt er, „wo es sich um die Entwicklung neuer Industriezweige und um die Eröffnung des Weltmarktes für schon bestehende handelt, sind große centralisirte Geschäftsorgane mit reichlicher Capitalansammlung unentbehrlich. Solche Capitalansammlungen lassen sich heutigen Tages für bestimmte Zwecke allerdings am leichtesten in der Form von Actiengesellschaften herbeiführen; doch können diese fast immer nur reine Erwerbsgesellschaften sein, die schon statutenmäßig nur die Erzielung möglichst hohen Gewinnes im Auge haben dürfen. Sie eignen sich daher nur zur Ausbeutung von bereits vorhandenen, erprobten Arbeitsmethoden und Einrichtungen. Die Eröffnung neuer Wege ist dagegen fast immer mühevoll und mit großem Risico verknüpft, erfordert auch einen größeren Schatz von Specialkenntnissen und Erfahrungen, als er in den meist kurzlebigen und ihre Leitung oft wechselnden Actiengesellschaften zu finden ist. Eine solche Ansammlung von Capital, Kenntnissen, Erfahrungen kann sich nur in lange bestehenden, durch Erbschaft in der Familie bleibenden Geschäftshäusern bilden und erhalten.

So wie die Handelshäuser des Mittelalters nicht nur Geldgewinnungs-Anstalten waren, sondern sich für berufen und verpflichtet hielten, durch Aufsuchung neuer Verkehrsobjecte und neuer Handelswege ihren Mitbürgern und ihrem Staate zu dienen, und wie dies Pflichtgefühl sich als Familientradition durch viele Generationen fortpflanzte, so sind heutigen Tages im angebrochenen naturwissenschaftlichen Zeitalter die großen technischen Geschäftshäuser berufen, ihre ganze Kraft dafür einzusetzen, daß die Industrie ihres Landes im großen Wettkampfe der civilisirten Welt die leitende Spitze oder wenigstens den ihr nach Natur und Lage ihres Landes zustehenden Platz einnimmt. Unsere staatlichen Einrichtungen beruhen fast überall noch auf dem mittelalterlichen Wehrsystem, wonach der Landbesitz fast ausschließlich als Träger und Erhalter der Staatskraft angesehen und geehrt wurde. Unsere Zeit kann diese Beschränkung nicht mehr als richtig anerkennen; nicht in dem Besitze — welcher Art er auch sei — ruhen heute und künftig die staatserhaltenden Kräfte, sondern in dem Geiste, der ihn beseelt und befruchtet. Wenn auch zuzugeben ist, daß ererbter Grundbesitz durch Tradition und Erziehung der Inhaber fester an den Staat bindet und daher staatserhaltender ist, als häufig wechselnder Grund- und leicht beweglicher Capitalbesitz, so genügt er heutigen Tages nicht mehr, um den Staat vor Verarmung und Verfall zu schützen. Dazu ist heute das zielbewußte Zusammenwirken aller geistigen Volkskräfte nöthig, deren Erhaltung und Fortentwicklung eine der wichtigsten Aufgaben des modernen Staates ist."

Die Siemens-Betriebe waren glänzende Beispiele von Unternehmungen, wie sie hier geschildert worden, und Werner Siemens selbst hat seine Pflichten als Leiter einer solchen Unternehmung weit über deren Grenzen hinaus auch durch unmittelbar gemeinnützige Thätigkeit erfüllt, ein leuchtendes Vorbild für seine Berufsgenossen, die ihm auf diesem Wege noch nicht ausreichend gefolgt sind.

Wenn wir nun aber schließlich wissen wollen, was Werner Siemens als großer Unternehmer immerdar angestrebt, in welcher Richtung er seine ganze Kraft eingesetzt hat, „um der Industrie seines Landes — so lauten ja seine eigenen Worte — im großen Wettkampfe der civilisirten Welt den ihr zustehenden Platz zu gewinnen" — so lassen sich seine Leistungen zusammenfassend bezeichnen als *ein* erbitterter Kampf gegen die Devise: „Billig und schlecht". Er erblickte die Aufgabe der deutschen Industrie, gegenüber derjenigen Englands und namentlich gegenüber der amerikanischen Massenfabrikation, in der Production *möglichst hochwerthiger* Güter durch Ausbildung einer auf *wissenschaftlicher* Grundlage beruhenden Technik. Er wußte, daß die Leistungen dergestalt ausgebildeter Productivkräfte jeder Concurrenz überlegen sind, und seine eigenen Unternehmungen sind unvergängliche Zeugnisse für die Richtigkeit dieser Ueberzeugung.

Wohnung und Werkstatt Michelangelo's in Rom.

Von

Ernst Steinmann.

In der Nachschrift des berühmten Briefes, welchen Michelangelo im October 1542 an einen unbekannten römischen Prälaten schrieb[1]), zählt der Künstler im Einzelnen alle Acte der Denkmalstragödie auf und bezeichnet bei dieser Gelegenheit auch die Werkstätten, welche er in Rom inne gehabt hat. „Im ersten Jahre, als Julius mir sein Denkmal übertrug, war ich acht Monate in Carrara, um Marmorblöcke auszuhauen, die ich dann (nach Rom) auf den Petersplatz bringen ließ, wo ich meine Werkstätte hinter Santa Caterina hatte; dann wollte Papst Julius nicht mehr sein Grabmal bei Lebzeiten machen und befahl mir, zu malen; dann hielt er mich zwei Jahre in Bologna fest, die Papststatue in Bronze zu machen, die zerstört wurde; dann kehrte ich nach Rom zurück und blieb bei ihm bis zu seinem Tode, indem ich immer die Werkstatt offen hatte und ohne Bezahlung und Provision vom Gelde für das Grabmal lebte; denn andere Einkünfte hatte ich nicht. Als dann Julius gestorben war, wollte der Cardinal von Agens das Grabmal ausführen lassen, ja es noch vergrößern; und so ließ ich meine Marmorblöcke nach dem Maciello de Corvi[2]) bringen, und ließ alles arbeiten, was jetzt in S. Pietro in Vincola aufgemauert ist und führte die Sculpturen aus, die ich zu Hause habe."

Die Angaben des Meisters selbst sind klar genug. Bis zum Tode Julius II. hatte er seine Werkstätte am Petersplatz hinter Santa Caterina; dann siedelte er mit seinen Marmorschätzen nach dem Macel de' Corvi am Trajansforum über. Zweimal noch in Briefen an Sebastiano del Piombo

---

[1]) Milanesi, Le lettere di Michelangelo Buonarroti. p. 491.

[2]) Ueber die Etymologie der Bezeichnung Macel de' Corvi vergl. Panciroli, Tesori nascosti di Roma 1625. p. 198 und Rufini Al., Dizionario etimologico-storico delle strade, piazze, borghi e vicoli della città di Roma. Roma 1847. p. 111. Eine merkwürdige Bezeichnung des Platzes findet sich bei der Beschreibung der „Possessio" Innocenz' II. im Jahre 1130: Ascendit sub Arcu manus Carneae per Clivum argentarium. Vergl. Cancellieri. Storia de' solenni possessi de' sommi Pontefici. Roma MDCCCII. p. 10.

und an Francesco Fattucci hat Michelangelo sein Haus am Petersplatz erwähnt: einmal spricht er von der Einrichtung des Hauses, die er auf eigene Kosten ausführen ließ[1]); ein andermal klagt er über die Verluste, die er erlitten — mehr als 500 Dukaten — als er das Haus im Stiche lassen mußte[2]). Auch Vasari hat die Werkstätte des Meisters bei der heute zerstörten Kirche S. Caterina delle Cavallerotte[3]), ganz in der Nähe des verdeckten Corridors zwischen Vatican und Engelsburg, gekannt. Ja er erzählt uns, daß sich der Papst von diesem Corridor aus einen besonderen Gang zur Werkstätte Michelangelo's herstellen ließ, um ihn ungestört zu besuchen und seiner Arbeit zuzuschauen[4]).

An jenem verhängnißvollen Apriltage 1503, der den Bruch zwischen Papst und Künstler besiegelte, ließ Michelangelo sein Haus im Stich, befahl, den Hausrath an einen Juden zu verkaufen und entfloh nach Florenz. Seine Marmorblöcke blieben auf dem Petersplatze und am Tiber liegen, und unter denen, welche ihm die besten Stücke entwendeten, nennt Michelangelo selbst den reichen und kunstsinnigen Sieneser Handelsherrn Agostino Chigi[5]).

Mehrere Jahre vergingen, ehe Michelangelo, dem Zorn des Papstes trotzend, nach Rom zurückkehrte. Kaum aber war er einige Monate dort, so schrieb er schon — im December 1508 — an seinen Vater nach Florenz: „Die Hausangelegenheit wird sich, glaube ich, in guter Form erledigen; ich hoffe das Haus wird mir gehören, und ich werde gute Bürgschaften erhalten"[6]). In den Briefen des folgenden Jahres, welche er an seinen Vater Ludovico richtete[7]), kommt Michelangelo mehrfach auf den Hauserwerb zurück, der sich in die Länge zog und sich überhaupt erst viele Jahre später realisirt zu haben scheint. Wir wissen nicht, wo Michelangelo wohnte, während er die Sixtina-Decke malte; jedenfalls wird es in der Nähe des Vatikans, vielleicht wieder in der alten Werkstätte bei Santa Caterina gewesen sein, denn ein Brief seines Gehülfen Giovanni Michi vom 28. September 1510 ist von „Sancto Pietro in Roma" datirt[8]).

Erst im dritten Contract für das Julius-Denkmal vom 8. Juli 1516 ist von dem Hause beim Macel de' Corvi die Rede, dasselbe, wie es scheint, welches Michelangelo schon so viele Jahre früher zu besitzen hoffte, welches er seit dem 6. Mai 1513 bewohnte, und wohin er nach dem Tode Julius II. seine Marmorblöcke hatte bringen lassen. Dieser Contract, den Michelangelo mit den Testamentsvollstreckern Julius II., dem Cardinal Leonardo Grosso della Rovere und dem Datar Lorenzo Pucci, abschloß, gab ihm Haus und Werkstätte „gratis et amore" auf neun Jahre zu eigen und beschreibt ausführlich Lage und Umfang seines neuen Besitzes, wie folgt: „Ein Haus mit Holzdecken, Sälen, Kammern, Grundstück, Garten, Brunnen und Nebenwohnungen, ge-

[1]) Milanesi, p. 426, 491, 492. — [2]) Milanesi, p. 416.

[3]) Vergl. Armellini, Le chiese di Roma. Zweite Auflage. p. 782. — Vasari VII ed. Milanesi, p. 163.

[4]) Ed. Milanesi VII, p. 163. — [5]) Milanesi, p. 427.

[6]) Milanesi, p. 24. — [7]) Milanesi, p. 25, 27, 29.

[8]) Frey, Sammlung ausgewählter Briefe an Michelagniolo Buonarroti. S. 8.

legen in Rom in der Region von Trevi an der Via Publica bei S. Maria di Loreto." Die Straße dahinter mündet auf Piazza San Marco; „in diesem Hause," heißt es weiter, „hat Michelangelo viele Statuen gehabt und Marmorblöcke und andere Arbeiten, hier hat er auch schon viele Monate für das Grabmal gearbeitet"[1]).

Schon im Herbst desselben Jahres, in dem er sich verpflichtet hatte, seine ganze Kraft auf das Juliusdenkmal zu concentriren, ging Michelangelo nach Carrara, im Auftrag Leo's X. Marmorblöcke für den Schmuck der Fassade von San Lorenzo in Florenz auszuhauen[2]). Lange Jahre verbrachte er fruchtlos mit Plänen und Entwürfen, bis er sich endlich an die Ausführung der Medicäergräber in der neuen Sacristei machte. Erst im Herbst des Jahres 1534, wenige Tage vor dem Tode Clemens VII., ist er dauernd nach Rom zurückgekehrt[3]).

Anfangs dachte Michelangelo allerdings nicht daran, daß seine Abwesenheit so lange währen würde. Er zeigte sich sehr besorgt, daß Haus und Garten gut gehalten würden, wie uns die Briefe des Leonardo Sellajo erkennen lassen: „Ihr habt nicht nöthig," schreibt dieser am 11. October 1516, „mir das Haus zu empfehlen. Wie ich Euch schon schrieb, sind die beiden Sculpturen bereits aufgestellt und nehmen sich gut aus, und in das Haus kommt Niemand"[4]). Und weiter heißt es unter dem 5. April 1517: „Im Hause geht es gut; den Garten habe ich in Ordnung bringen lassen, es sind dort Bohnen, Erbsen und Salat."

Erst gegen den Schluß des Jahres 1517 hatte der Plan der Lorenzo-Fassade feste Gestalt gewonnen, und Michelangelo trug seinem Diener Pietro Urbano auf, den Haushalt aufzulösen. Ende Januar 1518 war dieser endlich fertig. Wieder ist es Leonardo Sellajo, der über den Hergang nach Florenz berichtet: „Pietro ist abgereist," schreibt er am 5. Februar; „er wird schon angekommen sein. Die Schlüssel ließ er beim Onkel; ich habe sie mit Mühe bekommen. Ich bin im Hause gewesen; alles was an Holz vorhanden war, ist entfernt worden, sicherlich mit Eurer Erlaubniß. Und sie sagen, daß alle Cartons verbrannt worden sind, aber ich glaube nicht alle. Es thut mir leid,

---

[1]) Milanesi, p. 647. Der Contract ist lateinisch verfaßt. In der von Michelangelo's Hand erhaltenen italienischen Uebersetzung ist der 6. Mai 1514 als Termin genannt, seit welchem Michelangelo das Haus beim Macel de' Corvi bewohnte. S. 650.

[2]) Frey, Regesten im Jahrbuch der königl. preußischen Kunstsammlung. 1896. Bd. XVII, Nr. 147.

[3]) Erinnerungen an Michelangelo's ersten Aufenthalt in seinem Hause am Macel de' Corvi von 1513—1516 besitzen wir zwei: Im Sommer des Jahres 1513 sah er über seinem Garten, wohin er sich zurückgezogen hatte, um zu beten, einen glänzenden Kometen mit drei Schweifen, den er sofort zu zeichnen versuchte (vergl. Villari, La storia di Girolamo Savonarola und Il Buonarroti. 1866. I, p. 102). In demselben Jahre erschien Luca Signorelli im Hause am Macel de' Corvi und entlieh von Michelangelo eine größere Summe. Dieser Letztere erzählt den Vorgang selbst in einem Briefe an den Capitano von Cortona vom Mai 1518, in dem er die geliehene Summe zurück verlangt. Vergl. Milanesi, Le lettere. p. 391.

[4]) Frey, Briefe 37 und 64.

aber Euer Wille mußte geschehen, und um Euch zu gefallen, gäbe ich auch mein Blut her“[1]).

Nach Ablauf der neun Jahre mußte die Hausangelegenheit natürlich wieder zwischen Michelangelo und den Erben Julius II. zur Sprache kommen. Fantucci, der damals zwischen beiden Parteien verhandelte, schrieb am 10. März 1524 an Michelangelo nach Florenz, der Cardinal von Santiquattro habe ihm den Besitz des Hauses unter allen Umständen zugesichert[2]). Im October des folgenden Jahres hoffte Michelangelo endlich, die rechtliche Bestätigung dieser Zusicherung zu erhalten[3]), aber thatsächlich wurde ihm das Haus erst durch den letzten Contract mit dem Herzog von Urbino zugesprochen, der am 20. August 1542 aufgesetzt[4]), aber erst viel später — wahrscheinlich im October — ratificirt worden ist[5]). Jedenfalls datirte Michelangelo am 17. October 1542 ein Schreiben an den päpstlichen Datar, vielleicht nicht ohne Absicht: „Di casa mia dal Macello de' Corvi“[6]).

Allerdings wurde Michelangelo von seinen Freunden schon längst als rechtmäßiger Besitzer seines Hauses angesehen, und er selbst fühlte sich für die Werkstatt am Macel de' Corvi verantwortlich, als wäre sie sein Eigenthum. Er hörte nicht auf, den römischen Freunden Haus und Garten anzuempfehlen; aber trotz aller ihrer Bemühungen führte die lange Abwesenheit des Hausherrn einen allmählichen Verfall herbei. „Ich glaube, Ihr habt vernommen,“ schrieb Sebastiano del Piombo am 24. Februar 1531[7]), „daß in dem Raum, wo der Aufbau (für das Julius-Denkmal) gearbeitet wurde, der Boden mit den behauenen Marmorblöcken eingestürzt ist. Es ist zum Erbarmen! Ihr müßtet ihn wieder herstellen lassen und eine Anweisung dafür machen.“ Aber Michelangelo war gerade damals weniger als je geneigt, für das Haus am Macel de' Corvi Geld auszugeben, da der Gesandte des Herzogs von Urbino in Rom behauptet hatte, das Haus sei Eigenthum des Cardinals von Agen[8]). Es vergingen Monate, und im Juli fing der Zustand des Hauses an, gefährlich zu werden[9]). Der Verwalter ließ die Dinge gehen, obwohl das Dach jeden Regen durchließ und die Decken zum Theil eingestürzt waren. „Schreibt mir doch, wie es mit dem Hause ist,“ bat Sebastiano del Piombo am 22. Juli 1531[10]); „gehört es Euch oder den Erben des Cardinals?“ Wie die Angelegenheit weiter verlaufen, erfahren wir nicht. Jedenfalls war Michelangelo im Herbst des folgenden Jahres selbst in Rom und wohnte in seinem Hause, das ihm die Frau des Verwalters dienstbeflissen, so gut es anging, hergerichtet hatte[11]). Er scheint damals, nachdem ihm der Besitz des Hauses von den

---

[1]) Frey, Briefe 87 und 89. — [2]) Frey, Briefe 215.

[3]) Milanesi, p. 450. Vergl. Frey, Briefe 217 (19. März 1524) und S. 259.

[4]) Milanesi, p. 716.

[5]) Frey, Briefe 346. — [6]) Milanesi, p. 497.

[7]) Les correspondants de Michel-Ange. Sebastiano del Piombo, ed. Milanesi 1890, I p. 38.

[8]) Brief des Sebastiano del Piombo, 22. Juli 1531, ed. Milanesi, p. 58.

[9]) Brief des Sebastiano del Piombo, ed. Milanesi, p. 34.

[10]) ed. Milanesi, p. 62.

[11]) Brief des Sebastiano del Piombo, ed. Milanesi 102.

Rovere-Erben aufs Neue zugesichert war, eine gründliche Restauration desselben angeordnet zu haben, deren weitere Ueberwachung er dem Bartolomeo Angiolini anvertraute. Bis zu seiner Uebersiedelung nach Rom blieb jetzt das Besitzthum des Meisters in diesen treuen Händen, und wir hören gerne die Berichte Angiolini's über Haus und Hof und Garten[1]).

Er schreibt am 12. Juli 1533: „Euer Haus wird beständig jede Nacht bewacht und häufig von mir am Tage besucht. Die Hennen und der Hahn sind Alleinherrscher, und die Katzen klagen sehr über Eure Abwesenheit, obwohl es Ihnen nicht an Futter fehlt." Am 26. Juli heißt es: „Euer Haus mit allen Thieren und dem Garten ist wohlauf wie gewöhnlich, und Jedermann wünscht Euch herbei." Und am 2. August: „In Eurem Hause steht es gut wie immer. Der Muscateller ist fast reif, und wenn er sehr schön geworden ist, schicke ich Messer Tomao seinen Theil und Fra Sebastiano. Wenn nur die Elstern ihn nicht ganz verspeisen, wie sie begonnen haben. Sie betragen sich sehr unanständig." Und am 16. August: „Die Feigen in Eurem Hof sind ausgezeichnet, die im Garten und der Muscateller sind noch nicht reif. Ich gehe beständig hin, nach ihnen zu sehen. Alle Thierchen sind wohlauf, und der Garten hat zu trinken begonnen, denn es hat ein wenig geregnet." Am 23. August waren Feigen und Muscateller an die Freunde vertheilt; am 18. October waren andere Früchte reif geworden, Angiolini schreibt: „Ich habe die Ernte Eurer Granatäpfel gemacht, und ich sandte schon einen Korb an Messer Tomao und einen anderen an den Knaben von Fra Bastiano — Michelangelo's Pathenkind — und einen Theil hebe ich auf für Euch, denn sie sind in diesem Jahre ganz besonders gut."

So sehr auch die Freunde Michelangelo's seine Rückkehr nach Rom ersehnten, so sehr er auch selber wünschen mochte, die Grabmalstragödie zum Abschluß zu bringen, es sollte noch ein volles Jahr vergehen, ehe der Meister endlich dauernden Besitz von seinem Hause nehmen konnte. Im Herbst d. J. 1534 hielt er seinen Einzug darin, und fast dreißig Jahre noch hat er am Macel de' Corvi gewohnt. Als er alt und lebensmüde am 18. Februar 1564 gestorben war, versuchten die Rovere-Erben noch ein Mal das Haus an sich zu bringen, das die Freunde Michelangelo's mit Erfolg vertheidigten[2]). Der Neffe Leonardo, Buonarroto's Sohn, wurde als Erbe des gesammten Nachlasses seines Onkels anerkannt, und schon am 1. Mai vermiethete er das ganze Besitzthum an den letzten Schüler Michelangelo's, Daniele da Volterra[3]).

---

[1]) Die liebenswürdigen und humorvollen Briefe des Bartolomeo Angiolini an Michelangelo hat J. A. Symonds herausgegeben im zweiten Bande seines „Lebens Michelangelo's". Die hier benutzten finden sich auf S. 391, 392, 393, 394, 395, 398, 399.

[2]) Daelli, Carte Michelangiolesche inedite. Milano 1865. p. 59. Daniele Ricciarelli an Leonardo Buonarroti (11. Juni 1564): Questi del papa hanno fatto gran forza d' aver la casa; io la ho diffesa in modo che non credo ci penseranno più. E acciò che si vegga la casa più abitata ho messo iacopo con le sue donne in le stanze che abitavan le donne d' antonio; e io non mancho di dormire del continuo nella torre con un de miei.

[3]) Der Contract, den Leonardo Buonarroti am 1. Mai 1564 mit Daniele da Volterra abschloß, ist vor vielen Jahren zweimal an ziemlich entlegener Stelle publicirt worden. Zuerst in den von Francesco und Benvenuto Gasparoni herausgegebenen „Arte e Lettere", Roma 1865,

Der Contract wurde auf neun Jahre geschlossen, und die Bedingungen hätten nicht günstiger sein können; nur 35 Scudi hatte Daniele Ricciarelli jährlich zu zahlen, und diese konnten, wenn es nöthig war, ohne Weiteres auf Restauration und Instandhaltung des Hauses verwendet werden. Leonardo behielt für sich nur die Thurmzimmer und Platz für seine Pferde im Stalle vor, so oft er nach Rom kommen sollte, und verpflichtete seinen Miether, die beiden kleineren Wohnungen, die noch zum Hauptgebäude gehörten, immer nur von einem Jahr aufs andere zu vergeben.

Michelangelo hat in seinem langen, arbeitsvollen Leben niemals Zeit gefunden, für sich selbst und seine Bequemlichkeit zu sorgen. So scheint sich auch sein Haus in einem Zustande völliger Verwahrlosung befunden zu haben, als er starb. „Ich habe die Bäume im Garten niederschlagen lassen und eine Menge jener Lorbeerbäume ausgerodet, welche den anderen Bäumen die Sonne raubten," schrieb Daniele da Volterra am 11. Februar 1565 an Leonardo nach Florenz[1]). „Ich habe auch die Treppe bedecken lassen, wie abgemacht wurde. Aber das Dach des Saales ist noch nicht mit Ziegeln eingedeckt worden, weil ich dort meine Arbeit zu beginnen hoffte." Volterra wohnte damals noch auf dem Monte Cavallo, wo er das riesige Bronzepferd für das Denkmal Heinrichs II. in Arbeit hatte, welches von Caterina de' Medici bei ihm bestellt worden war. Er sollte die Wohnung seines Meisters nie beziehen, denn schon im April d. J. 1566 starb er, erschöpft von der Mühsal des zweimaligen Gusses jenes Riesenpferdes für das Denkmal des französischen Königs, das erst Cardinal Richelieu im Jahre 1639 nach Paris bringen ließ. Die Erben Daniele's setzten am 17. Juni 1566 die Rechnung der Ausgaben auf, die der Verstorbene für das Haus Michelangelo's gemacht hatte[2]). Sie betrug mehr als 329 Scudi, und die ausführlich im Einzelnen angegebenen Beträge lassen erkennen, daß mehrere Mauern dem Einsturz nahe waren, und keines der Dächer mehr seinen Dienst versah.

Im Juni 1566 hören wir noch einmal von der Wohnung Michelangelo's in einem Briefe, den Diomede Leoni an Leonardo Buonarroti richtete, und worin er ihn bat, einige Antiken und anderes Eigenthum im Hause Michelangelos lassen zu dürfen[3]). Wer nach dem Tode Volterra's das Haus bezogen, wissen wir nicht, jedenfalls blieb es im Besitz der Buonarroti bis

---

p. 282; dann in der Zeitschrift „Il Buonarroti" 1866, p. 158 in dem Artikel: La casa di Michelagnolo Buonarroti, von Benvenuto Gasparoni.

[1]) Il Buonarroti 1866, p. 205.

[2]) Il Buonarroti 1866, p. 162.

[3]) Daelli, p. 72: Partii da Roma alli 3 di Aprile; et alli 2 havexio lungamente ragionato col nostro Messèr Daniello — che se bene non era sano, non haverei mai creduto che si fussi poi morto alli 4 si come successe con molto mio dispiacere: de quale so che haverete partecipato voi anchora: a questo siamo nati. Io per la amicitia che havevo seco, et perche ho reputato di poter confidentemente prender sicurta de le cose vostre, misi alcune mie antichità et pietre in una stanza terrena de la vostra casa a la quale feci far porta e serratura con la chiave, che la ho appresso di me: similmente misi uno armario grande dentrovi pure certe pietre ne la prima stanzetta de la torre.

zum Jahre 1605[1]). Damals ging es für den Preis von 3800 Scudi in den Besitz des Stefano Lunghi über, eines Verwandten des berühmten Architekten Martino, welcher gleich daneben wohnte. Bis zum Jahr 1848 hat Michelangelo's Haus gestanden; dann wurde es mit dem umliegenden Häusercomplex dem Principe Alessandro Torlonia verkauft, der hier eine große Miethskaserne errichtete. Heute sind der Palazzo Torlonia und alle anstoßenden Bauten dem Denkmal Vittorio Emanuele's zum Opfer gefallen.

Stätte und Umfang, welche Michelangelo's Besitzthum einnahmen, werden schon durch den Contract mit den Julius-Erben v. J. 1516 einigermaßen bestimmt und durch den Miethscontract zwischen Leonardo und Daniele da Volterra fast ganz festgestellt. Das Haus hatte einen Thurm, Stallungen und zwei Nebenwohnungen; es hatte einen geräumigen Hof und einen Obstgarten, und lag im Centrum der Stadt, zwischen Santa Maria di Loreto und der Piazza San Marco. Im October 1550 erwartete Michelangelo den Besuch seines Neffen. „Ich glaube," schrieb er ihm, „daß Du mein Haus in Rom zu finden weißt, Santa Maria del Loreto gegenüber nahe beim Macel de' Corvi"[2]). Vom Macel de' Corvi, den er auch wohl scherzhaft Macel de' Poveri nannte[3]), datirte Michelangelo zuweilen auch seine Briefe. Es wurden früher zwei Straßen so bezeichnet zwischen Capitol und Trajansforum[4]), und eben dort wird noch heute eine Straße so genannt. Daß aber Michelangelo's Haus nicht direkt am Trajansforum lag, sondern im Vicolo de' Fornari ein wenig hinter S. Maria di Loreto — ungefähr dort, wo man bis vor kurzem noch eine marmorne Erinnerungstafel sah — wird durch die Angaben eines Rom-Führers v. J. 1687 erhärtet, in welchem es heißt: „Vorbei am Spital der Fornari, auf dem Wege zur Piazza SS. Apostoli sieht man das Haus, welches Michelangelo Buonarroti bewohnt hat. Hier in der Nähe ist der Palast der Signori Bonelli — heute Präfectur — gebaut von Padre Domenico Paganello"[5]). Das Spital der Bäcker, welche im Jahre 1507 der Madonna von Loreto die Kirche am Trajansforum bauten, war noch vor einigen Jahrzehnten an der Ecke der Via de' Fornari erhalten; gleich daneben nach SS. Apostoli zu lag Michelangelo's Haus mit dem Garten dahinter, der an die Piazza von S. Marco (jetzt Piazza Venezia) stieß. Von dem, was Michelangelo in Rom sein eigen nannte, ist nicht ein Stein auf dem andern geblieben. Ein Trümmerhaufen bezeichnet heute die Stätte, wo er so lange

[1]) Il Buonarroti 1866, p. 160. Einige neue Documente versprach Gasparoni noch über das Haus Michelangelo's und seine Schicksale zu publiciren. Der Tod verhinderte ihn daran. Er hat noch den letzten Besitzer dieses Hauses, Francesco Caracciolo, gekannt, der ihm damals zahlreiche Schriftstücke und Documente zur Verfügung stellte. Fr. Caracciolo war es auch, der das Haus von Michelangelo im Jahre 1848 an Alessandro Torlonia verkaufte.

[2]) Milanesi, p. 268.

[3]) In einem Briefe an Luigi del Riccio. Milanesi, p. 484.

[4]) So auf einem Stadtplan Roms vom Jahre 1680, den ich, dank der Güte des Präfecten D. Gnoli, auf der Vittorio Emanuele einsehen konnte. Eben dort sah ich einen Plan vom Jahre 1697, auf welchem der Palazzo Bonelli verzeichnet steht.

[5]) Giov. Batt. Molo, Roma sacra, antica e moderna. Vergl. Il Buonarroti 1866, p. 159.

Jahre gelebt und gearbeitet hat. Alles ist verändert oder überhaupt verschwunden, was hier sein Auge täglich geschaut; nur die Trajanssäule wirft noch heute ihren mächtigen Schatten über den fast immer menschenleeren Platz, und gegenüber ragen über all der Verwüstung die mächtigen Mauern des Palazzo Venezia finster empor. Und doch ist es eine beglückende Erkenntniß, zu wissen, daß Michelangelo hier gewohnt hat. So nahe dem Capitol, wo man dem „Michelangelo sculptor" bereits am 10. December 1537 das römische Bürgerrecht ertheilt hatte[1]). So nahe von San Silvestro in Capite, wo die berühmten Gespräche mit Vittoria Colonna stattgefunden haben; so mitten im alten Rom, das er oft durchwanderte, allein seinen Gedanken nachhängend, oder mit Freunden Probleme der Kunst und Literatur discutirend.

Wir besitzen noch zwei Stiche aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts und etwas später, welche uns ein Bild geben vom Aussehen des Trajansforums zur Zeit Michelangelo's[2]). Welch' ein Abstand zwischen einst und heute! Wo man jetzt hohe Paläste und düstere Miethshäuser sieht, standen damals Häuser und Hütten malerisch in einander gebaut mit grasbewachsenen, mittelalterlichen Thürmen, kleinen unregelmäßigen Fenstern und rothen Ziegeldächern. Einsam und hoch ragte über diesen zwerghaften Bauten die Trajanssäule empor, aber das Trümmerfeld des Forums um dieselbe lag noch unter der Erde vergraben, und der ganze Platz glich einer Wiese, wie der Campo Vaccino. Michelangelo's Haus wird auf dem Stich v. J. 1575 leider durch den Rundbau von S. Maria di Loreto verdeckt, deren Kuppel noch der Tambour fehlt, aber der Stich gibt uns doch ein treues Bild des Stadttheiles, den Michelangelo bewohnte, des Platzes, an dem er täglich vorüberging. Und so armselig und verfallen wie damals alle die Häuser am Trajansforum, wird auch sein eigenes Besitzthum am „Macel de' Poveri" gewesen sein, zu welchem an Regentagen der Zugang durch eine sumpfige Pfütze fast versperrt wurde[3]).

So wenig sich Wohnung und Werkstätte Michelangelo's nach außen vor den übrigen Häusern um San Marco auszeichneten, so einfach muß auch die innere Einrichtung der Räume gewesen sein. Wenn wir das Inventar durchblättern, das nach dem Tode des Meisters von seinem gesammten Hausrath aufgenommen wurde, so finden wir nichts, was überflüssig oder entbehrlich gewesen wäre[4]). Man lese nur, wie Michelangelo's Schlafgemach ausgestattet war: „Eine eiserne Bettstelle mit Strohsack, drei Matratzen, zwei weißen

[1]) Wir verdanken diesen Nachweis Gregorovius. Vergl. Atti dell' Accademia de' Lincei. Serie II, Vol. I, p. 333. Milanesi (Vasari VII, p. 390) gibt in seinem Prospetto chronologico fälschlich den 20. März 1546 an. An diesem Tage erhielt Tizian das römische Bürgerrecht.

[2]) Beide Stiche sind von G. Clausse, Les San Gallo (Paris 1901) II, p. 51 und 55, reproducirt. Der älteste Stich ist dem Werke von Duperac, I vestigi dell' antichità di Roma raccolti e ritratti in perspettiva, Roma 1575, entnommen. Tav. 33.

[3]) Vasari, ed. Milanesi VII, p. 276.

[4]) Vergl. Gotti, Vita di Michelangelo Buonarroti. Firenze 1875. II, p. 148. Wieder abgedruckt bei Fanfani, Spigolatura Michelangiolesca. Pistoja 1876, p. 174. Das Document befindet sich im Staatsarchiv zu Rom unter der Aufschrift: Inventario delle masserizie e statue, del denaro, dei disegni e cartoni, esistenti nella casa di Michelangiolo dopo la sua morte.

Wolldecken und einem weißen Lammfell. Ein Betthimmel aus dünner weißer Leinewand; ein großer Holzschrank mit den Kleidern Michelangelo's, seiner Leibwäsche und seinen Stiefeln. Ferner eine große Kiste aus Nußbaumholz, die verschlossen und versiegelt war, und welche, in allerhand Tüchern und Gefäßen verpackt, viele Tausend Goldducaten enthielt. Außerdem waren im Schlafgemach des Meisters die wenigen Cartons aufgehängt, die er noch besaß, nachdem er kurz vor seinem Tode Bündel von Zeichnungen und Papieren im Kamin verbrannt hatte. Man fand noch mehrere Cartons mit Plänen und Zeichnungen für St. Peter, einen kleineren mit der Fassade eines Palastes, einen dritten mit Architekturzeichnungen. Außerdem noch andere Cartons mit lebensgroßen Figuren, meist Darstellungen Christi und der Madonna, von denen der schönste schon von Michelangelo dem Freunde Cavalieri geschenkt worden war, welcher ihn auch wenig später ausgeliefert erhielt. Wie wenig Werth Michelangelo auf alle Dinge legte, welche das äußere Leben schmücken, beweist auch der kleine, aber besonders charakteristische Umstand, daß er die Rechnungen für seine täglichen Ausgaben an die Wand seines Schlafgemaches zu schreiben pflegte[1]).

In einem Saal zu ebener Erde fanden sich weiter eine bozzirte Statue St. Peters; eine Gruppe von zwei Figuren, Christus mit seiner Mutter (heute im Palazzo Rondanini), und eine kleine Statue des kreuztragenden Christus, gleichfalls unvollendet. Unten im Stalle aber stand noch das magere Pferdchen des Meisters — il ronzinetto — mit Sattel und Geschirr. Denn Michelangelo pflegte täglich auszureiten, und in früheren Jahren hatte er sich auch wohl als größten Luxus das Halten einiger Pferde gestattet[2]). Und als ihm Cardinal Ippolito de' Medici einmal einen besonderen Freundschaftsbeweis geben wollte, schickte er dem alten Manne ein türkisches Pferd mit einem Stallknecht und zehn Mauleseln, die mit Getreide beladen waren[3]).

Daß Michelangelo überhaupt irgend etwas an den Schmuck und die Ausstattung seines Hauses gewandt habe, ist uns nicht überliefert worden. Unter seinen Gedichten befindet sich folgender Vers:

Ich sage Euch, die Ihr der Welt geweiht
Die Seele, wie den Körper und den Geist:
Im dunklen Sarg hier ruht Ihr alle Zeit![4])

Eine alte Ueberlieferung sagt uns, der Meister habe diese Worte unter ein, mit einem Sarge beladenes, Skelett geschrieben, welches von ihm selbst an seine Treppenwand gezeichnet worden war. „Das Bild des Todes fest im Herzen", so wanderte Michelangelo hier unten seinen Weg; den Todesgedanken

---

[1]) Milanesi, Le lettere, p. 607. Ricordo vom 1. October 1556, von dem es heißt: Come apparisce scritto nel muro in camera mia.

[2]) Vasari VII, p. 269, ed. Milanesi: Particularmente de' cavagli de' quali si dilettò assai di tenerne.

[3]) Vasari VII, p. 271, ed. Milanesi.

[4]) Uebersetzung von Walter Robert-tornow, die Gedichte des Michelangelo Buonarroti. Berlin 1896. S. 33. Vergl. Dr. C. Frey, Die Dichtungen des Michelagniolo Buonarroti. Berlin 1897. S. 231 und 484.

empfahl er als Mittel, alle Anfechtungen des Lebens zu überwinden, jede Leidenschaft und jeden Schmerz zu stillen. So glauben wir gerne, daß er das Bild gemalt und jenen Vers geschrieben hat [1]).

Die Lebensweise eines Mannes, der sein Haus wie ein Kloster hielt, konnte nicht anders als einfach und strenge sein. Schon aus Florenz schrieb Giovanbattista di Paolo Mini an Bartolomeo Valori im September 1531: „Michelangelo wird wenig leben, wenn er seine Lebensweise nicht ändert. Er arbeitet übermäßig, ißt schlecht und wenig und schläft noch weniger" [2]). Und er selbst schrieb aus Rom im Jahre 1548, als er längst ein reicher Mann und mit Ehrenbezeugungen gesättigt war an seinen Neffen Leonardo: „Hüte Dich, das Geld wegzuwerfen, das ich Euch gesandt habe. Und auch Gismondo sollte sparsam sein, denn wer das Geld nicht verdient hat, kennt nicht seinen Werth; und die Erfahrung lehrt uns, daß die Meisten, welche im Reichthum geboren werden, in Armuth sterben. So halte Herz und Augen offen und bedenke, in welchem Elend und in welcher Mühsal ich lebe, der ich so alt bin, wie ich bin" [3]). Dasselbe bezeugt Vasari, wenn er sagt, daß der Meister noch als alter Mann den ganzen Tag nichts aß noch trank als etwas Brot und Wein und nur am Abend nach vollbrachtem Tagewerk eine einfache Mahlzeit zu sich nahm. „Denn ob er reich war, lebte er wie ein Armer und niemals, oder doch selten, hatte er einen Freund bei sich zu Tische [4]). Aber die Päpste suchten ihn auf, und Cardinäle und Fürsten waren froh, in seiner Werkstatt seine Schöpfungen bewundern zu können. Mit keinem der vielen Päpste, denen er gedient, hat Michelangelo vielleicht auf gleich vertrautem Fuß gestanden, wie mit Julius II., der auch in Bologna die Gewohnheit fortsetzte, den Künstler, der damals sein Standbild goß, in seiner Werkstatt aufzusuchen. Und als Paul III. bald nach seinem Regierungsantritt Michelangelo bewegen wollte, das Julius-Denkmal liegen zu lassen und in der Palastkapelle das jüngste Gericht zu malen, erschien er selbst am Macel de' Corvi in Begleitung von zehn Cardinälen, — eine damals unerhörte Auszeichnung! Es war bei dieser Gelegenheit, daß der Cardinal von Mantua den berühmten Ausspruch that, die Statue des Moses allein genüge, das Andenken des Rovere-Papstes zu ehren [5]).

Wie wenig Michelangelo solche Gunstbezeugungen zu schätzen wußte, wie verstimmt er war, wenn man ihn in seiner Arbeit störte, wie selten er überhaupt neugierigen Augen den Einblick gestattete, in die Qual und die Wollust seines Schaffens, hat er selbst in San Silvestro ausgesprochen; und Wahres

[1]) E vi ricordo, heißt es in Giannotti's berühmtem Dialog, p. 33, che a volere et godere se medesimo, non è mestiero pigliare tante dilettationi et tante allegreze; ma bisogna pensare alla morte.

[2]) Gaye, Carteggio inedito d' artisti II. p. 229.

[3]) Milanesi, Le lettere, p. 230.

[4]) Vasari VII, p. 275, ed. Milanesi.

[5]) Vasari VII, p. 206, ed. Milanesi. Die Charakteristik, die der venezianische Gesandte Mario Giorgi am 17. März 1517 von diesem Cardinal (Sigismondo Gonzaga) entwirft, ist nicht gerade schmeichelhaft: „Il Cardinal di Mantova è grasso, gottoso, mangia volentieri ostriche ed hà mal francese." Vgl. Albèri, L'Italia nel secola decimosesto (Firenze 1858) III p. 58.

und Erdichtetes hat man genug erzählt über den Hang des Meisters zur Einsamkeit. Als die Herzogin von Urbino im Frühjahr 1516 die Statuen vom Grabmal Julius II. in Michelangelo's Werkstatt sehen wollte, mußte sich der Testamentsvollstrecker des Papstes für sie verwenden[1]), und als einmal Paul III. die Malereien in der Kapelle zu sehen, und ihren Schöpfer vertraulich zu sprechen wünschte, ließ er vorher durch Jacopo Meleghino anfragen, ob er Michelangelo auch willkommen sei[2]). Der verbindliche Ton, in welchem dieser Günstling Paul's III. die Anfrage an den Künstler richtete, ist fast noch bezeichnender für die Michelangelo gezollte Ehrfurcht, als selbst der Besuch des Papstes in seiner Werkstatt.

Was uns Vasari und Condivi über die Werke Michelangelo's zu sagen hatten, ist so Vieles und so Mannigfaltiges gewesen, daß selbst *seine* Persönlichkeit zurücktreten mußte. Wie hätten sie Raum und Zeit finden sollen, die schlichten Gewohnheiten dieses Mannes zu schildern und bei den Zufälligkeiten seines täglichen Lebens zu verweilen, die in der Nähe gesehen so unbedeutend erscheinen und die doch so unendlichen Werth für die Characteristik einer historischen Persönlichkeit besitzen, von der wir durch Jahrhunderte getrennt sind. Wir stehen staunend vor den Offenbarungen, die uns Michelangelo durch seine Werke übermittelt hat; wir alle kennen aus seinen Gedichten und Briefen seinen festen Charakter und seine große Seele; — aber wie er in seinem Hause lebte und als Hausherr waltete, darüber schweigen die Biographen. Auch die Rechnungsbücher Michelangelo's sind nach dieser Richtung hin wenig ergiebig. Sie zeigen uns nur, wie er selbst für Alles Sorge tragen mußte, wie er nicht nur seine Steinmetzen, sondern auch die Hausmägde selber annahm und die Miethscontracte mit ihnen machte[3]). Er hat sie oft gewechselt und der Stoßseufzer: „O daß sie niemals gekommen wäre!", der ihm einmal entschlüpft, gilt wohl nicht nur der betreffenden Girolama allein. Sicherlich war der tägliche Umgang mit Michelangelo nicht immer leicht. Sein Zorn konnte vernichtend sein, und seine trüben Gedanken erhielten während der einsamen Arbeit reichliche Nahrung. Wer die zahlreichen Briefe an den Neffen Leonardo gelesen hat, kennt die Herzensgüte des Meisters, aber auch die Ausbrüche seiner schlechten Laune, der er sich so rückhaltslos hingeben konnte, daß er schlecht geschriebene Antworten Leonardo's ungelesen ins Feuer warf. Und doch hatte er Diener wie Urbino und später Antonio, die das Glück gewürdigt haben, dem großen, einsamen Manne die kleinlichen Sorgen des Lebens erleichtern zu dürfen. Welch' bitteres Herzeleid spricht aus dem Briefe, den Michelangelo nach Urbino's Tode, am 23. Februar 1556 an Vasari richtete[4]). „Ihr wißt, daß Urbino gestorben

[1]) Daelli, Carte Michelangiolesche inedite, p. 16.

[2]) Daelli a. a. O., S. 13. Dem Briefe fehlt das Datum und der Papst ist nicht genannt. Aber wir wissen, daß Jacopo Meleghini ein Architect und Ingenieur Paul's III. war und sich zeitweise auch der Gunst Michelangelo's erfreute. Vergl. Vasari IV, p. 605 und 607 Anm.

[3]) Vergl. die Ricordi bei Milanesi, p. 606—608 ff.

[4]) Milanesi, p. 539. Am 24. November 1555 hatte Urbino in Gegenwart Michelangelo's und anderer Zeugen im Hause seines Herrn sein Testament gemacht. Vergl. Milanesi, p. 314.

ist. Fürwahr eine große Gnade Gottes, aber für mich ein schweres Unglück und ein unermeßlicher Schmerz. Eine Gnade, weil er mich im Tode das Sterben gelehrt hat, wie er mich im Leben lebendig erhielt. Denn er starb nicht widerwillig, sondern sehnsüchtig zu sterben. Ich habe ihn sechsundzwanzig Jahre gehabt und habe ihn immer treu und redlich erfunden; und jetzt, da ich ihn reich gemacht hatte und hoffte, ihn als Stab und Stecken meines Alters zu haben, ist er dahin gegangen. Und so bleibt mir keine andere Hoffnung, als ihn im Paradies wieder zu sehen. Und dessen gab Gott selber Zeugniß durch seinen seligen Heimgang; denn mehr als das Sterben betrübte es ihn, mich hier allein zu lassen in dieser verrätherischen Welt mit so viel Mühsal; denn mein besserer Theil ist mit ihm dahin gegangen, und mir bleibt nichts zurück, als unsägliches Elend."

Als Michelangelo diese Worte schrieb, war auch Vittoria Colonna längst dahin gegangen, Sebastiano del Piombo, Luigi del Riccio und so viele Andere waren gestorben, und Michelangelo fühlte sich so vereinsamt, daß er einmal seinen Neffen bat, ihm nicht mehr von dem edlen Wein von Trebbiano zu schicken: „Alle meine Freunde sind gestorben, und ich habe Niemanden mehr, dem ich davon geben könnte" [1]). Und ein andermal schildert er sich selber einem alten Freunde, wie er mit Schmerzen unter alten Erinnerungen gräbt, wie er Gedichte früherer Jahre durchblättert und sinnend der geliebten Todten gedenkt, denen er sich näher fühlt als den Lebenden [2]). Legenden aller Art aber woben ihre Schleier um den einsamen Alten und sein mehr und mehr verwahrlostes Haus. Es müssen auch allerhand Gerüchte nach Florenz gedrungen sein, denn im August 1563 faßte sich endlich Leonardo ein Herz und schrieb an den Oheim einen dringenden besorgten Brief. Die Antwort darauf lautete nichts weniger als freundlich: „Ich sehe, daß Du Dein Ohr allen möglichen Schuften und Verleumdern und Bösewichtern leihst und ihren Lügen über mein Haus und mich Glauben schenkst: es könnte mir nicht besser gehen, und ich könnte nicht besser bedient werden. Bestohlen werde ich nicht, und ich habe Leute im Hause, denen ich trauen kann. Denke nur an Dich und Deine Angelegenheiten; für mich will ich schon selber sorgen. Ich bin kein Kind. Lebewohl!" [3])

Mancherlei Stimmungsbilder aus jenen letzten Alterstagen sind uns erhalten, und wir lassen sie gerne an uns vorüber ziehen: Schon war die Nacht hereingebrochen, und mit fester Hand arbeitete der Greis noch immer an der Pietà, — der großen Marmorgruppe im Florentiner Dom — die er für sein Grabdenkmal bestimmt hatte. Da pocht es draußen an die Thür. „Wie kommst Du hierher, Vasari, und zu dieser Stunde?" frägt Michelangelo. — „Ich komme vom Papst, die Zeichnung in Empfang zu nehmen, die Du ihm versprochen hattest." — „Jawohl! Ich hatte sie vergessen," antwortet Michelangelo und befiehlt seinem Diener sie zu suchen. Vasari und der Meister bleiben nun allein, und Michelangelo ergreift das einzige Licht, das seine Werkstatt erhellt und beleuchtet damit die

[1]) Milanesi, p. 294. — [2]) Milanesi, p. 525. — [3]) Milanesi, p. 371.

wunderbare Gruppe der Pietà. „Die Schöpfungen Michelangelo's sind so herrlich wie die Schöpfungen Gottes", ruft Vasari voll Bewunderung aus. Da entfällt durch einen Zufall das Licht der Hand des Greises und erlischt, und durch den dunklen Raum tönen seine ernsten Worte: „Ich bin so alt, daß ich zu fühlen meine, wie mich der Tod bereits erfaßt hat, und bald werde ich zu Boden fallen, und wie dieses Licht wird das Licht meines Lebens erlöschen" [1]).

Schon im Sommer 1561 begann der Zustand Michelangelo's seinen Freunden Besorgniß einzuflößen, und Tiberio Calcagni, der Schüler, dem der Meister die zertrümmerte Pietà geschenkt hatte [2]), theilte dem Neffen nach Florenz die Einzelheiten eines Unfalles mit, der dem Oheim zugestoßen war [3]). Er hatte sich früh am Morgen erhoben, und, ohne auch nur Strümpfe anzuziehen, drei Stunden gezeichnet; dann war er ohnmächtig zu Boden gestürzt, und so hatte ihn sein Diener Antonio gefunden. Es gelang den Bemühungen der Freunde, den Bewußtlosen zu beleben, und schon nach wenigen Tagen war der Meister wieder an der Arbeit und mit den Zeichnungen für Porta Pia beschäftigt. Aber Niemand zweifelte mehr daran, daß der Unvergleichliche bald dahingehen würde, und er selber wußte es am besten und suchte Tag und Nacht, sich mit dem Todesgedanken vertraut zu machen [4]).

Noch waren ihm allerdings mehr als zwei volle Jahre zugemessen, und in diese fällt eines der seltsamsten Erlebnisse seiner langen Laufbahn. In der Vigna eines römischen Edelmannes, Orazio Muti, hatte der Gärtner einen Schatz gefunden und war mit demselben flüchtig geworden. Der Zufall wollte es, daß Michelangelo gerade in diesen Tagen — es war im August 1563 — durch seinen Diener einige alte Münzen wechseln ließ. Auf der Bank schöpfte man Verdacht und hielt den Diener fest, welcher erklärte, das Geld von seinem Herrn erhalten zu haben. Das Gericht wurde verständigt, und Michelangelo gezwungen, so alt und so berühmt er war, — vor dem Richter zu erscheinen. Das Verhör, welches er zu bestehen hatte, zeigt, daß der Greis die Sache humoristisch nahm. Man fragte ihn zuerst wie er heiße. Antwort:

„Mir wurde gesagt, ich hieße Michelangelo Buonarroti."

„Aus welchem Lande seid Ihr?"

„Man sagt, ich sei Florentiner."

„Kennt Ihr die Muti?"

„Wie könnt Ihr denken, daß ich die Stummen (Muti) kenne, der ich nicht einmal diejenigen kenne, die zu reden verstehen?"

---

[1]) Pistolesi, Del Mosè di Michelangelo Buonarroti. Roma 1859. p. 56, Anm. 1. Vasari selbst erzählt die Begebenheit etwas anders, ed. Milanesi VII, p. 282.

[2]) Die Pietà, welche sich heute im Florentiner Dom befindet, hatte Michelangelo ursprünglich für sein Grab bestimmt. Dann schenkte er sie dem Tiberio Calcagni. Vergl. Vasari's Brief an Leonardo Buonarroti bei Daelli, p. 55.

[3]) Daelli, p. 34, Nr. 23.

[4]) So schrieb er selbst im Mai 1857 an den Herzog Cosimo: Con animo di riposarmi con la morte, con la quale di e notte cerco di domesticarmi. Milanesi, p. 543.

Die Angelegenheit erregte großes Aufsehen und durch Vermittelung einiger Cardinäle wurde Michelangelo sofort befreit. Der unredliche Finder des Schatzes aber war längst nach Venedig entkommen [1]).

Im Winter 1564 begann die Lebenssonne des bald Neunzigjährigen langsam zu sinken; doch arbeitete er noch immer an der Pietà, die wir heute im Palazzo Rondanini sehen. Montag, den 14. Februar 1564 fing er an, sich unwohl zu fühlen. Er hatte noch am Tage vorher den Meißel in die Hand nehmen wollen, aber sein Diener Antonio hatte ihn erinnert, daß es Sonntag sei. Als Tiberio Calcagni zu ihm eilte, war Michelangelo nicht zu Hause; endlich fand er ihn draußen in strömendem Regen. „Was willst Du, daß ich thun soll?" antwortete der Alte auf die Vorwürfe des treuen Schülers; „ich bin krank und finde nirgends Ruhe" [2]).

Am nächsten Tage schien die Sonne, und gegen Abend wollte Michelangelo ausreiten, wie es seine Gewohnheit war. Doch machten Kälte und Schwäche es ihm unmöglich, das Pferd zu besteigen, und er ließ sich leicht bewegen, in einem Sessel am Feuer Platz zu nehmen, wo er sich lieber aufhielt als im Bett [3]). Zwei Tage noch verbrachte er in diesem Sessel am Feuer, dann brachte man ihn zu Bett. Am Freitag, als die Glocken Roms das Avemaria läuteten, schlief er friedlich ein, nachdem er seine Seele Gott befohlen, seinen Leib der Erde, und seine Habe den Freunden und Verwandten [4]). Er hatte den Trost, unter den Freunden an seinem Sterbelager auch den Mann zu sehen, den er mehr geliebt hatte als sie alle. „Jede Schuld zwischen dir und mir ist ausgetilgt", sagt Antonio zu Bassano im Kaufmann von Venedig, „wenn ich Dich nur an meinem Sterbelager sehe." Und diese Schuld trug Tommaso Cavalieri dem Freunde ab, als er die Hände des Sterbenden hielt. Sie waren mehr als dreißig Jahre mit einander verbunden gewesen, und wenn die Augen Michelangelo's in jenen letzten Stunden auf dem Antlitz Cavalieri's ruhten, dann mochte neben ihm ein anderes Bild erscheinen. Denn dieser Freund war der einzig übrig gebliebene Zeuge jener glücklichen Vergangenheit, welche die Zuneigung Vittoria Colonna's ihm verklärt hatte.

Am Abend des folgenden Tages trug die Brüderschaft von San Giovanni Decollato die irdische Hülle Michelangelo's, der ihr Mitglied gewesen war, hinüber in die nahe Apostelkirche. Die Werkstatt des Einzigen war für immer verwaist, und wer in jenen Tagen die verödeten Räume durchwandert hat und vor den unvollendeten Marmorbildern stille gestanden ist, der muß in tiefster Seele

[1]) Diese Anekdote hat Flaminio Vacca erzählt (vergl. Fea, Miscellanea. Roma 1790. p. LV), der aber das Geschehniß zu früh ansetzt. Vergl. auch Il Buonarroti, 1866, I, p. 47. Durch den Brief des Tiberio Calcagni an Leonardo Buonarroti vom 8. August 1563 wird der Zeitpunkt genau bestimmt. Daelli, p. 38, Nr. 25.

[2]) Daelli, p. 41, Nr. 27. Vergl. ebendort p. 58, Nr. 34: Daniele da Volterra an Leonardo Buonarroti am 11. Juni 1564: Io non mi ricordo se in tutto quello scritto io messi chome Michelangelo lavorò tutto il sabato della domenica di carnovale ellavorò in piedi studiando sopra quel corpo della pietà.

[3]) Brief des Diomede Leoni an Leonardo Buonarroti vom 15. Februar 1564 bei Gotti I, p. 354.

[4]) Vasari VII, p. 268. ed. Milanesi.

durch die ernste Größe des Dahingegangenen erschüttert worden sein. In diesem ganzen Hause nicht ein einziger Gedanke daran, daß es Dinge gibt, welche den Ernst des Lebens mildern und die Sinne des Menschen erfreuen. Nur Gedanken der Arbeit, der Sammlung, des Gebetes, hatten an der Stätte gewaltet, die Michelangelo dreißig Jahre lang bewohnt.

Ein Haus und ein Garten Michelangelo's in Rom! Was würde das heute für uns bedeuten. Wer glaubt nicht im Goethehaus zu Weimar dem Dichter innerlich und äußerlich so nahe gerückt zu sein, als wäre er sein Gast? Wer kann die Stunden vergessen, die er in Shakespeare's Garten in Stratford verweilt und die Wanderung auf dem Friedhof am weidenumsäumten Avon? Trotzdem wird man den Römern schwerlich vorwerfen können, daß sie die Stätte der Vergessenheit preisgegeben haben, die durch das Andenken Michelangelo's für alle Zeiten geweiht ist. Die Gebote äußerer Nothwendigkeit sind oft stärker als der Wille und die Pietät der Menschen. In einem abgelegenen Winkel Roms hätte sich vielleicht das Haus des Meisters erhalten können; mitten im Centrum der Stadt mußte es zu Grunde gehen. In wenig Monaten werden die Trümmerhaufen entfernt sein, die den ganzen Bezirk des Torlonia-Palastes bedecken, und dann werden wir wieder den Boden betreten können, den Michelangelo sein Eigenthum genannt. Wie weit allerdings die Architectur des Vittorio Emanuele-Denkmals den weiten Platz von San Marco umspannen wird, ist noch nicht abzusehen. Hoffen wir, daß man über der Verherrlichung der politischen Einigung Italiens die großen Namen seiner Geisteshelden nicht vergessen wird. Ein Stein und eine schlichte Inschrift würden genügen, der Nachwelt die Stätte zu bezeichnen, wo Michelangelo ein Menschenalter hindurch gelebt und gearbeitet hat. Welches Denkmal könnte der Größe dieses Mannes würdig sein? Ragt doch die Peterskuppel über der ewigen Stadt als Wahrzeichen empor und bezeugt gegenwärtigen und zukünftigen Geschlechtern den unvergänglichen Ruhm des Meisters.

Die Berliner Theater.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, den 7. April 1902.

Die Hochfluth unserer dramatischen Production, die im Ausgang der achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts einsetzte, hat auch in dieser Saison noch ausgehalten. Mehr als vierzig Neuigkeiten haben vom 31. August 1901 bis heute die sechs größeren Theater Berlins aufgeführt. Mit den Vorstellungen der Volkstheater, der Ueberbrettl, der Vereinsbühnen, von denen die eine und die andere sich zuweilen den Luxus eines bisher noch nicht aufgeführten Stückes von irgend einem verkannten Genie gestattet, könnte man diese Zahl leicht verdoppeln. Vermag die deutsche Production die Kosten einer so ausgedehnten theatralischen Unterhaltung auch nicht allein zu bestreiten, so hat sie doch den Löwenantheil bestritten. Neben ihr ist nur die französische Literatur und Gabriele d'Annunzio mit zwei Schauspielen zu Worte gekommen. Ibsen hat geschwiegen und ist nur noch gelegentlich mit seinen Schauspielen „Nora" und „Die Wildente" auf der Bühne erschienen. Auf dem Berliner Theater haben die beiden Dramen Björnson's, die zusammen die Dichtung „Ueber unsere Kraft" bilden, ihre Anziehungskraft bewährt, dagegen konnten sich sein neuestes Werk, das Schauspiel aus dem modernen Leben „Laboremus", das am Sonnabend, den 7. September 1901, zur ersten Aufführung gelangte, und seine Jugenddichtung, das Trauerspiel in fünf Acten, „Maria Stuart von Schottland", das am Freitag, den 14. Februar 1902, gespielt wurde, nicht auf dem Repertoire erhalten. Das Berliner Theater und sein Director Paul Lindau haben mit der Aufführung dieser Stücke wohl in erster Linie dem Dichter ihre Dankbarkeit für den Erfolg beweisen wollen, der ihnen mit der Darstellung der ergreifenden Dichtung „Ueber unsere Kraft" zu Theil ward. Aber weder „Darnley" noch „Laboremus" besitzen eine stärkere dramatische Handlung, das Publicum zu fesseln. Eine Maria Stuart auf der deutschen Bühne hat immer mit der Erinnerung an Schiller's Dichtung zu kämpfen, und der Figur Darnley's hat Björnson keinen bedeutsameren Zug zu geben gewußt, der unser flüchtiges Mitleid an seinem Schicksal zu wärmerer Theilnahme vertiefte. Dabei schleppt sich die Handlung, die ohne eigene Erfindung nur die historisch bekannten Thatsachen, Gestalten und Vorgänge benutzt, ein wenig mühselig durch breite Reden hin und kann, da ihr die echte Leidenschaft fehlt, auch nicht durch glänzende Bühneneinrichtung die Kühle der Zuschauer überwinden. Das Schauspiel „Laboremus" ist ein krauses Thesenstück mit einem Stich in das Moralische, in dem die Arbeit als das Heilmittel aller Kämpfe, Verirrungen und Schmerzen aufgestellt wird, mehr ein Stoff für ein philosophisches Gespräch als für ein bewegtes Theaterstück.

Im Großen und Ganzen aber hat, wie in der vergangenen, so auch in dieser Saison, sich die deutsche dramatische Dichtung in der mannigfaltigsten Verschiedenheit ihrer Formen auf allen Bühnen der Hauptstadt an der Spitze behauptet.

Neben Schilderungen aus dem modernen Leben hat sie uns Märchenspiele und romantische Schauspiele geboten. Die Einseitigkeit, zu der die realistische Darstellung der Zustände und Schicksale der kleinen Leute die Bühne eine Weile zwingen wollte, hat ebenso wenig vorgehalten wie die Armeleute-Malerei. Mögen die Dichter auch noch so laut ihre moderne Gesinnung, ihre Geringschätzung der „alten" Kunst betonen, schließlich hat sie doch die alte Stoffwelt in ihren Bann gezogen. Sogar der Vers ist wieder zu seinem Recht gekommen, und mit unverkennbarer Vorliebe wird eine Annäherung an das Gesetz der Einheit des Raumes und der Zeit gesucht. So groß jedoch die Zahl der Neuheiten gewesen ist und die Mannigfaltigkeit ihres Inhalts, ein großer Treffer, wie im vergangenen Jahre die Officiers-Tragödie von Otto Erich Hartleben, „Rosenmontag", war nicht unter ihnen. Mit seltenen Ausnahmen hatten die Früchte der diesmaligen Ernte einen faden oder einen bitteren Nachgeschmack. Diesem Resultat gegenüber, am Schluß der Saison, hat die Erregung, die an ihrem Anfange über eine Aenderung hinsichtlich der Bestimmungen über den Schiller-Preis durch den Kaiser sich erhob, einen leisen Stich in das Komische. Die Dichter haben eben in leicht begreiflicher und verzeihlicher Uebertreibung die Fülle preiswürdiger Meisterwerke, die sie uns schenken wollen, überschätzt.

Der Kaiser Wilhelm I., damals noch für seinen erkrankten Bruder Friedrich Wilhelm IV. Prinzregent von Preußen, hatte am hundertsten Geburtstag Schiller's, am 10. November 1859, den sogenannten Schiller-Preis geschaffen. Von drei zu drei Jahren sollte das von einer zu diesem Zweck gewählten Commission von Schriftstellern, Gelehrten und Theaterleitern als das beste bezeichnete Drama einen Preis von tausend Thalern erhalten. In einer Reihe geistreicher Artikel bekämpfte Karl Gutzkow damals den Schiller-Preis. Er sprach die Befürchtung aus, daß in den meisten Fällen, von allen anderen Mißlichkeiten einer solchen Preisertheilung abgesehen, der Preis einem glücklichen Anfänger, Alfred Timpe nannte er ihn, zufallen würde. Es ist ganz anders gekommen, und bis in die letzten Jahre hat die Ertheilung des Schiller-Preises sich der allgemeinen Zustimmung erfreut. In den drei Jahrzehnten von 1860—1890 haben ohne Widerspruch Friedrich Hebbel, Adolf Wilbrandt, Ernst von Wildenbruch die Höhen unserer dramatischen Dichtung eingenommen, Dramen wie Albert Lindner's „Brutus und Collatinus", Emanuel Geibel's „Sophonisbe", Heinrich Kruse's „Die Gräfin", Nissen's „Agnes von Meranien" konnten, welche Mängel man auch in ihnen hervorhob, eines solchen Preises für würdig erachtet werden, und wenn man billig in Lindner's Wage noch sein zweites Trauerspiel „Die Bluthochzeit" legte, so war sein Anspruch an den Schiller-Preis zweifellos gerechtfertigt. Ein ganz anderes Gesicht zeigte die Frage, so bald man den Preis den wirklichen Theatererfolgen gegenüber stellte, der fortschreitenden Entwicklung der Bühne. In jener Zeit beherrschten die Lustspiele und bürgerlichen Schauspiele von Gustav zu Putlitz, Paul Lindau, Ernst Wichert, Hugo Lubliner das deutsche Theater. Die Mißgunst, die sie nachher betroffen hat, ändert die Thatsache nicht: sie bezeichneten den Höhe- oder den Tiefstand der damaligen gesellschaftlichen Cultur, wie einst die Lustspiele von Bauernfeld und der Prinzessin Amalie von Sachsen, und fanden mit dem Beifall des Publicums auch die vollkommenste theatralische Darstellung. Nach dem Schiller-Preis trugen ihre Verfasser kein Verlangen, als praktische Theaterschriftsteller wußten sie zu gut, daß zwischen den Wünschen und Neigungen des Publicums und dem Urtheil der Akademiker ein Abgrund gähnt. Auch ich bin der Ueberzeugung, daß niemals ein Schiller-Preis, von wem er auch gegeben wird, der „Minna von Barnhelm", den „Journalisten", dem „Geheimen Agenten" oder der „Großen Glocke" zu Theil werden würde. Gekrönt können dem Wesen der Sache nach nicht die erfolgreichsten Stücke, sondern nur diejenigen Werke werden, die sich in den classisch-historischen oder in den phantastisch-romantischen Formen bewegen; ein Lustspiel wird in den Augen der Meisten erst classisch, wenn es hundert Jahre auf der Bühne gelebt hat.

Eine Opposition gegen den Schiller-Preis regte sich darum erst, als der Sieg der modernen Richtung auf dem Theater ihre Vertreter anspruchsvoller machte und die Anhänger Sudermann's, Hauptmann's und Fulda's ihn für Werke wie „Die Ehre", die „Weber", den „Talisman" forderten. Sie vergaßen darüber den Hauptfactor der Preisvertheilung, den Kaiser. Im Gegensatz zu seinem Großvater macht Kaiser Wilhelm II. sein Kunsturtheil mit großer Entschiedenheit geltend, und hat, da er die Statuen seiner Bildhauer bezahlt und den Schiller-Preis aus seiner Schatulle bestreitet, das Recht für sich, nur die Werke auszuzeichnen, die ihm gefallen. Wenn er in seiner Verfügung vom 10. November 1901 die Frist für die Preisvertheilung von drei auf sechs Jahre erweitert und zugleich den Preis verdoppelt, so wird dies geschehen sein, um über eine größere Auswahl dramatischer Dichtungen die letzte Entscheidung treffen zu können. Denn darüber müssen sich die Männer, die zu dieser Zusammenstellung berufen werden, klar sein, daß es sich für sie nicht um eine Entscheidung über das „beste" deutsche Drama in diesem Zeitraum, sondern um die Beschaffung des Materials für die Wahl des kaiserlichen Herrn handelt. Das Amt wird meiner bescheidenen Meinung nach nicht allzu schwer sein; von allen Stücken, die in den Jahren 1900, 1901 bis zum April 1902 über die deutschen Bühnen gegangen sind, welches könnte für den Schiller-Preis in Frage kommen? Ob der Volks-Schiller-Preis, den jetzt der Goethe-Bund plant, besseren Erfolg haben und der dramatischen Production einen neuen Sporn geben, ob er die Unzuträglichkeiten, die sich bei der Ertheilung des kaiserlichen Preises herausgestellt haben, beseitigen wird, steht dahin. Der Wahrscheinlichkeit nach wird die Entscheidung der Volksrichter denselben Anfechtungen ausgesetzt sein wie die Entscheidung des Kaisers; auch sie werden oft genug gezwungen sein, die Ertheilung des Preises aus Mangel eines würdigen Werkes hinaus zu schieben, auch sie werden nicht umhin können, den literarischen Forderungen, Anschauungen und Vorurtheilen zuzustimmen und über den Geschmack und Beifall des Publicums hinweg zu sehen. Wie wenig nun gar solche Preise auf den Fortschritt der Literatur einzuwirken vermögen, beweisen der Grillparzer- und Bauernfeld-Preis in Wien, die von keiner höfischen Fessel gebunden sind, sie haben bis zur Stunde weder ein Trauerspiel wie „Die Ahnfrau" noch ein Lustspiel wie „Bürgerlich und romantisch" hervorgerufen. Preise sind gut für Schüler und Gesellen, für Meister sind sie überflüssig.

Vor den anderen Bühnen hat auch in dieser Spielzeit das Deutsche Theater unter der Leitung Otto Brahm's seinen alten Ruf in der Aufführung von Werken moderner Richtung bewährt. Arbeiten von Gerhart Hauptmann und Hermann Sudermann, von Arthur Schnitzler, Max Dreyer und Georg Hirschfeld sind mit wechselndem Erfolg zur Darstellung gekommen. Zuschauer und Schauspieler sind hier allmählich durch die energische und ihres Ziels sich immer bewußt bleibende Leitung des Directors harmonisch auf einander gestimmt worden, so daß die Bühne selbst das Ausscheiden der Frau Agnes Sorma und der Herren Kainz und Nissen aus dem Verbande der Gesellschaft ohne Erschütterung ertragen konnte. Fehlt den Darstellungen auch mit ihnen der höhere Glanz und das wärmere individuelle Leben: die Sicherheit und die kluge Abtönung des Zusammenspiels in dem Rahmen der „realistischen Schauspielkunst", die theils absichtlich, theils aus mangelnder Begabung der Künstler auf den schönen Schein und den schönen Vortrag verzichtet, sind geblieben und fesseln das Publicum. Nachdem das Deutsche Theater am Sonnabend, den 28. September 1901, ein Seestück in vier Acten aus dem Holländischen von Hermann Heyermans „Die Hoffnung" — dies ist der Name eines Fahrzeuges, das trotz seiner Seeuntüchtigkeit von dem gewissenlosen Rheder ausgeschickt wird, um durch seinen Untergang, womöglich mit Mann und Maus, die Versicherung einzubringen — aufgeführt hatte, erschien am Mittwoch, den 27. November, Gerhart Hauptmann's Tragikomödie in vier Acten „Der rothe Hahn". Gerhart Hauptmann gehört zu den unberechenbaren dichterischen Persönlichkeiten, er gefällt sich in beständigen Sprüngen und Gegensätzen. Leider nimmt dadurch der Mangel an

Sammlung und Schulung seines Talentes zu, und seine Werke bleiben immer mehr in der Skizze stecken. Auf das Künstlerdrama „Michael Kramer" mit seinen pathetischen Ansätzen, das er uns in der vorjährigen Spielzeit bot, läßt er jetzt eine Art Fortsetzung der Diebskomödie „Der Biberpelz" folgen. Wenigstens spielen die Hauptfiguren jener Komödie, die Frau Wolff und der Amtsvorsteher Wehrhahn, auch in dem neuen Stück die wichtigsten Rollen. Die Wolff, inzwischen verwittwet, hat in zweiter Ehe den Flickschuster und Polizeispitzel Fielitz geheirathet, eine ihrer Töchter ist die Frau eines Bauführers Schmarowski geworden, die Andere, Leontine, ein leichtsinniges Geschöpf, eine Näherin, wohnt noch bei der Mutter. Wie im ersten Stück das Dichten und Trachten der Mutter auf den Diebstahl, geht es im zweiten auf die Brandstiftung aus. Es gelingt ihr auch durch ihre Ueberredungskunst, ihren vertrottelten Mann zu dem Verbrechen zu bewegen. Während sie nach Berlin fahren und Leontine mit ihren Liebhabern, dem Schmied Langheinrich und dem Gendarm Schulze, im Busch umher bummelt, geht das Häuschen in Flammen auf, und die Schuld, das Feuer angelegt zu haben, wird mit einem Anschein des Rechts auf den blödsinnigen Sohn eines pensionirten Gendarmen Rauchhaupt gewälzt, dessen Garten unmittelbar an das Fielitz'sche Haus stößt. Bis zu diesem Punkte hat die dürftige Handlung, die sich nur mühsam durch eine Fülle nebensächlicher Schilderungen fortbewegt, einen gewissen Zusammenhang: die Schusterwerkstatt, die Schmiede, die Amtsstube, in der Wehrhahn in seiner ganzen Breitspurigkeit und Bornirtheit die Zeugenaussagen unmittelbar nach der Feuersbrunst zu Protokoll nimmt, werden umständlich, aber anschaulich vorgeführt, und der Zorn, Schmerz und Trotz des alten Rauchhaupt, dem es gegen die Ehre geht, daß sein blödsinniger Junge als Brandstifter verhaftet wird, bringt einen menschlich rührenden Zug in das häßliche und gemeine Bild. Zu einem befriedigenden oder auch nur logischen Schlusse indessen gelangt der Dichter nicht. Zwischen dem dritten und vierten Acte liegt eine Reihe von Monaten, an die Stelle des verbrannten Häuschens hat Schmarowski auf Conto der Versicherungssumme ein stattliches Haus aufgeführt, heute ist das Richtfest. Rauchhaupt zehrt noch immer an seinem Haß und sucht nach Beweisen für die Schuld des Ehepaares Fielitz, trotzdem der Mann völlig versimpelt und die Frau krank ist. Er sitzt wieder mit ihr in einem langen Zwiegespräch zusammen, als ein Herzschlag sie tödtet, gerade als die Arbeiter auf dem Bau gegenüber Schmarowski auf ihren Armen in die Höhe heben. Dieser Tod erscheint ebenso unmotivirt wie die seelische Wandlung der Frau, die ihm voran geht. Aus der alten Diebin und Brandstifterin wird eine Lebensphilosophin gemacht. Die Diebskomödie „Der Biberpelz" hatte einen frischen Zug des Ursprünglichen und einen frechen Humor, der über die Gemeinheit der Figuren und der Handlung hinweg half; in der Tragikomödie vom „Rothen Hahn" ist nichts als das Abstoßende des Vorganges und die Häßlichkeit und Roheit eines Dialekts übrig geblieben, der in keinem Vororte Berlins mehr gesprochen wird. Solchen Gestalten und Vorgängen kann eine kecke, wagehalsige Dichterlaune etwas abgewinnen, wenn aber eine lahme und müde Phantasie sich an ihnen versucht, erhöht sie nur ihre Unerfreulichkeit. Die erfinderische Kraft Gerhart Hauptmann's reicht nicht aus, in jedem Jahre mit einem neuen Werke hervorzutreten. Wie im vergangenen Jahre bei dem Drama „Michael Kramer" ist ihm diesmal bei der Tragikomödie „Der rothe Hahn" im Laufe der Arbeit der Athem ausgegangen: nicht ausgereifte Schöpfungen, sondern Skizzen werden uns geboten.

Einen ungleich günstigeren und stärkeren Eindruck brachte Hermann Sudermann's Drama in fünf Acten, „Es lebe das Leben", das am Sonnabend, den 1. Februar, zum ersten Male aufgeführt wurde, auf das Publicum hervor, und die Lectüre — es ist als Buch im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger erschienen — vertieft die Wirkung der Darstellung. Man wird meiner Meinung nach Sudermann's eigenartigem Talente nicht gerecht, wenn

man nur seine Technik gelten lassen will und ihm im Gegensatz zu Hauptmann die tiefgründige und poetische Auffassung der Dinge und Menschen abspricht. Sudermann vergreift sich zuweilen in der Wahl und Behandlung seiner Stoffe, wie in dem Märchenspiel „Die drei Reiherfedern" und in dem Lustspiel „Die Schmetterlingsschlacht"; aber in der Mehrzahl seiner Theaterstücke bewährt er ein ebenso feines Empfinden wie kluges Verständniß für die Zeitstimmung und weiß das allgemein Menschliche und Ergreifende seiner Fabeln vortrefflich heraus zu arbeiten. „Ehre" — „Heimath" — „Das Glück im Winkel" erscheinen mir als Muster des modernen, realistischen Dramas. Sie sind aus modernen Anschauungen, Verhältnissen und Gegensätzen erwachsen, durchtränkt von dem skeptischen Zug der Gegenwart und doch von einem poetischen Hauch umwittert, der die Härten und die Häßlichkeit des unmittelbaren Lebens mildert. Auf der Höhe dieser Schöpfungen steht das neue Drama Sudermann's für mein Gefühl nicht. Haben die vielen Anspielungen und Beziehungen auf Debatten, Erörterungen und Ereignisse der jüngsten Vergangenheit den Blick des Dichters beengt oder vermochte er die Fabel in der dramatischen Form nicht rein aufzulösen: der Leser wie der Hörer empfängt keine Befreiung von der Schwere des Druckes und des Dunstes, der auf den Figuren wie auf der Handlung lastet. Nicht das freudige Gefühl des Lebens wird geweckt, sondern eine traurig pessimistische Stimmung, als wäre der freiwillige Tod der Heldin zugleich das Zeichen für den Zusammenbruch der aristokratischen Gesellschaft und Partei, die uns vorgeführt wird. An eine ironische Absicht des Verfassers in der Wahl des Titels ist kaum zu denken: Sudermann empfindet im Gegentheil eine tiefe Sympathie für den Helden und die Heldin und sieht in ihrer Verschuldung eine Art tragischen Verhängnisses, das aus der Vergangenheit emporsteigt und sie durch die Verwicklung der Verhältnisse zum verhängnißvollen Ausgang führt. Vor fünfzehn Jahren hat der Baron Richard von Völkerlingk die Gräfin Beate, die Frau des Grafen Michael von Kellinghausen, in Tarasp kennen gelernt. Ein leidenschaftliches Liebesverhältniß hat sich zwischen beiden angeknüpft: Richard fühlt sich neben seiner Frau Leonie ebenso wenig glücklich und befriedigt, wie Beate an der Seite ihres Gatten, und auch die Rücksicht auf die Kinder — Richard hat einen Sohn, Beate eine Tochter — halten sie von dem Ehebruche nicht zurück. Auf der anderen Seite weiß Beate den Ehrgeiz Richard's anzuspornen und damit seine Fähigkeiten zu entwickeln: er wird ein glänzender Redner und Führer der conservativen Partei im Reichstage. Mit dem Grafen Kellinghausen, der ebenfalls einen Sitz im Reichstage inne hat, einem gutmüthigen, braven, von Gedanken nicht bedrückten Edelmann, schließt er eine innige Freundschaft: eine Verlobung der beiden inzwischen heran gewachsenen Kinder, Norbert's und Ellen's, schwebt in der Luft. Längst ist in seinem Herzen die Liebesleidenschaft für Beate verglüht, und es berührt ihn peinlich, wenn die vierzigjährige Frau, wie sehr sie sich auch zur Ruhe und zu einem gelassenen freundschaftlichen Verkehr zwingt, doch noch zuweilen von der alten Flamme ergriffen wird. Seine politischen Ansichten haben allmählich auch ihren Einfluß auf sein Empfinden ausgeübt. Der Gegensatz zwischen seinen Worten und Handlungen beunruhigt ihn: stets führt er die hohen Worte von der Heiligkeit der Ehe, von der Sittlichkeit und der moralischen Ordnung im Munde und hat doch die Ehe gebrochen und den Freund betrogen. Er schwebt in der beständigen Furcht, daß sein Verhältniß zu Beaten entdeckt werden könnte und ein öffentlicher Skandal die Folge sein würde. Jetzt um so mehr, wo Beate ihren Gatten überredet hat, sein Mandat nieder zu legen, um Richard, der in einem früheren Wahlkampf seinen Sitz verloren hat, wieder einen Platz im Reichstage zu verschaffen. Kellinghausen's Güte, Uneigennützigkeit und Rücksicht auf die Partei gehen so weit, daß er in seinem Wahlkreis persönlich die eifrigste Agitation für Richard betreibt und seine Wahl gegen den Socialdemokraten auch durchsetzt. In dem Wahlkampfe haben sich die beiden Secretäre Richard's, der jetzige, Holtzmann, ein Predigtamtscandidat, und der frühere, Meixner, gegenüber gestanden. Meixner

ist in das socialdemokratische Lager übergegangen, und es liegt ihm daran, Holtzmann für die Partei zu gewinnen. Die Hingabe Holtzmann's an seinen Herrn, in dem er das Ideal der Ritterlichkeit verehrt, reizt ihn, dem Ahnungslosen die Kehrseite der Medaille zu zeigen. Meixner ist im Besitz zweier Briefe, die Beate dem Baron geschrieben hat, und überzeugt Holtzmann dadurch von dem Schuldverhältniß, das zwischen beiden besteht. In einer seiner Wahlreden spielt er darauf an und bringt eine Notiz darüber, die in ihrer Durchsichtigkeit allen Betheiligten verständlich ist, in eine Zeitung. Darüber entsteht in der Partei, in der ganzen aristokratischen Gesellschaft stürmische Aufregung. Um keinen Preis darf ein Zweikampf zwischen Kellinghausen, der jetzt die Wahrheit erfährt, als Beate durch ihr Dazwischentreten ihren Geliebten hindert, sein Ehrenwort für ihre und seine Unschuld zu verpfänden, und Richard stattfinden. Er würde die klügste und liebenswürdigste Frau, die Egeria der Partei, und den bedeutendsten Redner, der eben eine ergreifende Rede über die Unantastbarkeit der Ehe gehalten hat, in schlimmster Weise bloßstellen und der Partei in der öffentlichen Meinung eine nicht wieder gut zu machende moralische Niederlage zufügen. Um alle Gerüchte niederzuschlagen, lädt Kellinghausen, für mein Gefühl der einzige Gentleman in dieser ganzen Gesellschaft, die nächsten Freunde und Parteiführer zu einem Frühstück ein, um den Redetriumph Richard's zu feiern. Während des Mahles nimmt Beate, in der Ueberzeugung, daß ihr Tod allein den Conflict lösen könne, nachdem sie ein Hoch auf das Leben ausgebracht hat, Gift — sie leert das Fläschchen, das sie immer bei sich trägt, um ihre Schwächezustände zu bekämpfen, auf einmal. Nun steht der Verbindung ihrer Tochter mit Richard's Sohne nichts mehr im Wege, und auch die Zukunft des Geliebten ist von Schatten und Sorgen, von Selbstqual und Schuldbewußtsein für immer befreit.

Die Mängel des Stückes springen schon aus diesem Umriß der Handlung ins Auge. Zu weit in der Vergangenheit liegt die Schuld der Liebenden zurück, als daß sie noch mit fortreißender Gewalt auf uns zu wirken vermöchte. Auf der Bühne sehen wir beständig zwei ältere Leute, mit erwachsenen Kindern, mit gesellschaftlichen und politischen Lebensinteressen, in der kalt gewordenen Liebesasche herum wühlen. In den französischen Ehebruchsdramen pflegt in solchen Fällen ein Kind, die Frucht der Schuld, in der Mitte der Handlung zu stehen und die Sorge der Schuldigen in beständiger Spannung zu erhalten. Beate und Richard in Sudermann's Drama werden dagegen von unbestimmten Zweifeln und Befürchtungen, bald von der Möglichkeit der Entdeckung, bald von Reue und Selbstvorwurf gequält, und der Zusammenbruch wird nicht durch ihre Unvorsichtigkeit, nicht durch den plötzlich erweckten Argwohn des Gatten oder die Eifersucht Leonie's, sondern durch ein außerhalb dieser Verhältnisse liegendes Motiv herbeigeführt. Weil ein socialdemokratischer Wahlagitator einen Predigtamtscandidaten zu seiner Partei herüberziehen will, verräth er das Geheimniß seines früheren Herrn. Damit wird ein Ton angeschlagen, der aus der Melodie ganz herausfällt und doch nicht zur rechten Wirkung kommt, weil die beiden Figuren im Hintergrund bleiben und uns nicht die geringste Theilnahme abgewinnen. Ihre Handlungsweise ist ehrlos, sie verhindert den Wahlerfolg Richard's nicht, und der Vortheil, welcher der Partei aus der Bekehrung des trockenen Schleichers Holtzmann's erwachsen soll, erscheint mir mehr als problematisch. Das Gequälte der Empfindung verbindet sich mit der Undurchsichtigkeit der Fabel und der Häufung der Motive, um keinen reinen und starken Eindruck in uns aufkommen zu lassen. Die Gestalt Beatens, mit ihrer beständigen Kränklichkeit und ihrem Lebensdrange, mit dem unausgeglichenen Gegensatze in ihrer Brust als Rathgeberin der conservativen Partei, welche die freie Liebe und Wahl verwerfen muß, und als modernes Weib, die sich mit kühnem Sprunge über die Schranke der Ehe hinwegsetzt, vermag sich im Drama nicht gleichmäßig und natürlich zu entwickeln, trotz seiner Züge fehlt es nicht an Verzerrungen und Uebertreibungen. Die gesellschaftlichen Typen, der politisch-parlamentarische Dunstkreis, in dem sich das Ganze bewegt, sind gut getroffen und haben wohl zum

Theatererfolge des Stückes das Meiste beigetragen. Künstlerisch aber ist Sudermann die Verbindung der politischen Komödie und der menschlichen Tragödie, die zwischen Beate, Richard, Leonie und Michael spielt, nicht völlig gelungen.

Auch Arthur Schnitzler ist wieder auf der Bühne des deutschen Theaters erschienen, vier einaktige Stücke von ihm wurden am Sonnabend, den 4. Januar aufgeführt: „Lebendige Stunden" — „Die Frau mit dem Dolche" — „Die letzten Masken" — „Literatur". Keines hat eine bedeutendere Wirkung hervorgebracht. In den „Lebendigen Stunden" theilt ein alter Mann seinem jungen Freunde, einem angehenden Schriftsteller, mit, daß sich seine Mutter selbst das Leben genommen habe, um ihm seine Arbeitsfreudigkeit, die er an ihrem Krankenlager zu verlieren befürchtet, wieder zu geben, und brüstet sich, als der Jüngling gewaltsam nach Fassung und Befreiung von dem furchtbaren Eindrucke ringt, noch mit seiner Gefühlsroheit und seinem Vertrauensbruche der gestorbenen Frau gegenüber: er kann dem jungen Freunde nicht verzeihen, daß sich die Mutter ihm aufgeopfert hat, und er, der Alte, um die „lebendigen Stunden" gekommen ist, die er mit der Verstorbenen in seinem Garten zuzubringen pflegte. „Die Frau mit dem Dolche" spielt halb in der Gegenwart, halb in der Renaissance, einmal in einem Museumssaale, wo eine verheirathete Frau ihrem Liebhaber ein Stelldichein gegeben hat, und dann in einem Maleratelier, wo dieselbe Frau im Costüme der Renaissance den Liebhaber, der jetzt einen Malerlehrling darstellt, ersticht. „Die Frau mit dem Dolche" liebt im Grunde ihren Mann, vergnügt aber ihre Sinnlichkeit mit einem Liebhaber, den sie verachtet. „Die letzten Masken" führen uns zwei Sterbende in einem Wiener Krankenhause vor: einen jungen Schauspieler, der an der Schwindsucht leidet, und einen alten Journalisten, der sein Müthchen an einem Kameraden aus seinen literarischen Anfängen um jeden Preis kühlen möchte. Weihgast ist ein berühmter Dichter geworden, Rademacher ein kleiner Journalist geblieben, seit zwanzig Jahren sind sie einander kaum noch begegnet. Aber Rademacher will, ehe er stirbt, noch seine Galle und seinen Neid gegen den Glücklichen verspritzen: er läßt ihn durch den Arzt an sein Bett bitten. Der gutmüthige Weihgast folgt, trotz der nächtlichen Stunde, der Aufforderung, setzt sich zu ihm, bietet ihm seine Hülfe an und gesteht ihm, schlicht und aufrichtig, daß auch ihn der Schuh drückt und daß er eben auch nichts anderes als ein Mensch ist. Darüber verstummt Rademacher und verabschiedet ihn mit einigen höflichen Redensarten. „Literatur" ist eine lustige Plauderei zwischen einer Dichterin, einer geschiedenen Frau, ihrem jetzigen Liebhaber und Bräutigam Clemens, einem adligen reichen Sportsman, und ihrem früheren Liebhaber, einem Schriftsteller Gilbert, den sie so rasch wie möglich von sich abschütteln möchte. Schließlich wird Gilbert zur Thür hinaus gewiesen, und Margarethe wirft ihren Roman ins Feuer: sie hat darin ihre eigenen Liebesabenteuer erzählt und die Briefe wörtlich mitgetheilt, die sie und Gilbert mit einander gewechselt haben — dieselben Briefe, die auch Gilbert in einem Roman eben veröffentlicht hat. Margarethen's Werk wird der gefällige Clemens einstampfen lassen, und die Briefe in Gilbert's Roman wird Margarethe als Hirngespinnste einer ausschweifenden Phantasie erklären. An witzigen Einfällen und fein zugespitzten Scherzen, an Wendungen, die geistreich und originell klingen, fehlt es in keinem der Stücke, aber Alles ist mehr ausgeklügelt und mühsam ersonnen, als lebendig empfunden und scharf beobachtet. Der Reiz der Theaterdichtungen Schnitzler's besteht weitaus in der Charakteristik der Figuren und in der glatten Führung des prickelnden Dialogs, die Erfindung der Fabel und die dramatische Bewegung bleiben dahinter bedenklich zurück. Seine Neigung für Stücke in einem Acte, in denen sich das Ganze um die Schlagworte des Gesprächs und den Schlußeffect dreht, zieht ihn immer mehr von jeder Arbeit, die anhaltenden Fleiß und längere Ueberlegung erfordert, ab und hält ihn im Skizzenhaften fest. Noch unbedeutender als die Sachen von Schnitzler erschienen die drei einactigen Stücke von Max Dreyer, dem Verfasser der Schauspiele „Der Probecandidat" und „Der Sieger", bei ihrer

ersten Aufführung am Sonnabend, den 8. März: „Ecclesia Triumphans“ — „Puß“ und „Volksaufklärung“. Ihr Dialog besitzt nicht die Feinheit des Schnitzler'schen, sondern wechselt zwischen Verstiegenheit und Plumpheit, und ihr Inhalt ist entweder abstoßend, wie in der „Ecclesia Triumphans“, wo der fanatische Geistliche einem Selbstmörder das kirchliche Begräbniß nur unter der Bedingung zugesteht, daß seine Hinterbliebenen gegen ihr Gewissen erklären: er habe die That in Geistesstörung begangen, oder kindisch, wie in „Puß“, wo eine Katze das Märchen von dem Storche, der die Kinder bringt, durch die Natürlichkeit ihres Wochenbettes in dem Geiste eines kleinen Mädchens zerstört: eine erste Erfahrung, die es mit einer Strafe von Seiten der prüden Mutter bezahlen muß.

Am Sonnabend, den 5. April überraschte Georg Hirschfeld das Publicum mit einer Märchendichtung: „Der Weg zum Lichte“ in vier Acten in schwungvollen Versen. Hirschfeld hatte bisher in seinen Schauspielen „Die Mütter“ und „Agnes Jordan“ und in seiner Komödie „Pauline“ die Darstellung des kleinbürgerlichen Lebens mit so großer Schärfe der Beobachtung, mit so ausgesprochener Vorliebe für die realistischen Einzelheiten behandelt, daß dieser Sprung in die Romantik seltsam erscheinen mußte. Völlig ist er denn auch nicht gelungen. Die symbolische Dichtung ist nicht menschlich geworden. Der Sieg der Liebe über das Böse, des Lichtes über die Finsterniß soll verherrlicht werden. Die Anlehnung des Märchens an die Salzburger Sagen vom Untersberge, wo die Alben, Zwerge und Kobolde wohnen, gibt ihm eine landschaftliche Grundlage, die der Dichter glücklich ausgenutzt hat. Durch den Zaubertrank eines Nachtalbs wird die kranke Tochter des Pfalzgrafen bei Rhein Mechthilde unter der Bedingung geheilt, daß sie ihm, wenn er es fordert, in sein Reich in der Unterwelt folgen solle. Hahngikl erscheint erst bei der Hochzeit Mechthilden's mit dem Ritter und Sänger Reinmar von Zweter wieder auf der Oberwelt. Aber die Allgewalt der Liebe überwindet den Erdgeist, der sein Recht fordert: er verwandelt sich in eine Lichtgestalt und schwebt zum Himmel empor. Diesen Umschlag des Dunkels in das Licht, des Bösen in das Gute hat Hirschfeld mehr phantastisch ausgemalt, als innerlich begründet. Unter dieser Unsicherheit der Charakteristik litten die beiden letzten Acte, während die beiden ersten sich frischer und natürlicher gestalteten und den Beifall des Publicums gewannen.

Der bunte und schillernde Faden der Märchen, Versluſtspiele und phantastischen Dichtungen hat sich überhaupt durch die ganze Spielzeit gezogen und ihren Anfang mit ihrem Ende verknüpft. Der Erfolg, den Ludwig Fulda mit seiner vollendeten Beherrschung der Form und der feinen Sinnigkeit seiner Erfindungen in den Komödien: „Der Talisman“ — „Der Sohn des Khalifen“ — „Schlaraffenland“ — „Die Zwillingsschwester“ errungen hat, ist zum Ansporn für andere Poeten geworden. Neben dem realistischen Drama findet die so lange vernachlässigte Märchendichtung, das romantische Lustspiel auf allen Bühnen wieder eine Heimstätte, als ob das Publicum gegenüber der „gemeinen Deutlichkeit der Dinge“, die ihm mit so großem Behagen an der Schilderung des Alltagsdaseins vorgeführt wird, eines Ausblicks, eines Ausflugs in das Freiland der Poesie und in die Symbolik bedürfte. Selbst Gerhart Hauptmann hat sich diesen Stimmungen nicht entziehen können, ich vermuthe sogar, daß seine Traum- und Märchendichtungen: „Hannele's Himmelfahrt“ und „Die versunkene Glocke“, ein längeres Bühnenleben fristen werden, als seine Diebs- und Strolchkomödien. Zu den Talenten, die sich bisher mit Glück dieser Gattung der dramatischen Dichtung widmeten, Franz Koppel-Ellfeld, Franz von Schönthan, Hugo von Hofmannsthal, hat sich diesmal ein neues gesellt, Robert Misch, dessen „heiteres Phantasiespiel“ in vier Aufzügen: „Das Ewig-Weibliche“, am Sonnabend, den 31. August 1901 die Spielzeit der Berliner Bühnen im Neuen Theater eröffnete und sich bis jetzt auf dem Repertoire erhalten hat. Unter den Gestalten von Griechen und Amazonen wird der ewige Kampf zwischen dem Weibe und dem Manne in einer munteren Handlung, in

leichtfließenden Versen und Reimen zum vergnüglichen Friedensschluß geführt. Lysander wird mit seiner kleinen Griechenschar von den Amazonen, an deren Küste er ahnungslos gelandet ist, überfallen und überwältigt. Die Amazonen schenken ihnen das Leben und vertheilen sie unter sich, ihnen eine Weile als Gatten und Knechte zu dienen. Ueber diese Beleidigung der Manneswürde ist Lysander, der Feldherr, am tiefsten erbittert, obwohl ihn die Königin Antiope zu ihrem Manne erwählt. Sein Zorn und seine Empörung theilen sich den Anderen mit, auf seinen Rath beschließen sie, ihre Liebe den Amazonen zu weigern und sich so an ihnen zu rächen. Darüber heftige Erregung und leidenschaftlicher Unwille bei den Amazonen, die verliebte Königin, außer sich über die Verschmähung, befiehlt, alle Männer zu tödten. Aber die Amazonen, die sich inzwischen mit ihren Männern ausgesöhnt hatten, weigern ihr den Gehorsam, und schließlich legt Antiope ihre Krone und ihre Waffen ab, um Lysander nach Hellas als treue, willfährige Genossin und Gefährtin zu folgen, während die anderen Griechen es vorziehen, statt neue Abenteuer und Gefahren aufzusuchen, im warmen Neste im Amazonenlande zu bleiben. Die gute Laune und der fröhliche Uebermuth des Poeten geben der einfachen und natürlichen Handlung das Anziehende und Gewinnende, trotz des Waffenlärms bewahrt das Spiel einen idyllischen Zug, trotz der Sinnlichkeit die Anmuth. Dem heroischen Liebespaar Lysander und Antiope steht die alternde Lampito, die leitende Rathgeberin der Königin, und der stets hungrige und durstige Manes als komisches wirksam gegenüber. Nirgends ist der Versuch gemacht, das Problem im Sinne der modernen Frauenbewegung zu vertiefen, und diese Bescheidenheit des Verfassers, die der Naivetät der Antike kein Feigenblatt und keine Blässe des Gedankens ankränkelt, erhöht zugleich den Werth der Komödie und die Fröhlichkeit des Zuschauers.

Auch das Zugstück des Lessing-Theaters „Die Fee Caprice", Lustspiel in drei Acten von Oscar Blumenthal (Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger), das zum ersten Male am Sonnabend, den 5. October aufgeführt wurde, ist ein Verslustspiel und borgt, obwohl sich seine Handlung in der unmittelbaren Gegenwart bewegt, seine charakteristischen Züge mehr von dem Spiele der Phantasie als von der Beobachtung des täglichen Lebens. In einer Villa am Genfer See, inmitten eines großen Parks, langweilt sich eine jung verheirathete Frau, die Gräfin Marion. Sie liebt ihren Gatten, aber sie fängt Grillen, und die Laune sticht sie. Ein Dichter, der sich zugleich auf den Freiheitshelden aufspielt und gern erzählt, unter welchen Gefahren er den Schergen der Tyrannei entkommen ist, hat es ihr mit seinen klangvollen Versen und seiner Melancholie angethan. Daß ihr Mann die Ueberschwänglichkeit, die Pose und den Weltschmerz dieses Herrn Rolf Eberhard unerträglich findet, erregt immer aufs Neue ihren Widerspruch und Verdruß. Die geheime Eifersucht, die er gegen ihn hegt, wenn er auch der Gattin keinen Vorwurf machen kann, steigert sich, als ihn eine unaufschiebbare Reise zwingt, sie auf einige Wochen zu verlassen. Auf den Rath eines klugen Freundes überträgt er einem anderen Verehrer seiner Frau, einem Sports-Gecken, das Amt, sein Haus und seine Ehre zu beschützen. Eifrig geht Herr Wendelin von Frick auf den Vorschlag ein: auch ihm ist der Dichter verhaßt, und zugleich hofft er, unter der Maske des treuen Freundes ihres Gatten, bei der schönen Frau Erhörung seiner Wünsche zu finden. Nun beginnt zwischen den beiden Nebenbuhlern ein lustiger Krieg, wie der Philosoph des Stückes witzig sagt: „Vor einem Hausfreund gibt's oft keinen Retter, doch ihrer zwei sind eine Gunst der Götter". In ihrer Launenhaftigkeit reizt es die Gräfin, mit der Gefahr zu spielen und dem Dichter näher zu treten. Aber sie hat ohne die Eifersucht Wendelin's gerechnet, der kurz entschlossen Eberhard zum Zweikampf fordert. Doch nicht das Duell führt die Lösung des seelischen Conflictes herbei, sondern ein Brief des Fürsten, zu dessen Unterthanen Eberhard gehört. An ihn hat der Macher und Sprecher des Stückes, Lothar, geschrieben und erhält nun die Antwort: nichts stände

der Heimkehr des Freiheitsdichters entgegen, ganz ohne Noth sei er in einer Rothweinkiste versteckt entflohen, er solle zu seiner Frau und seinen sieben Kindern zurückkommen und, wenn er es wünsche, einen Orden erhalten. Nach dieser Entdeckung ist die Gräfin geheilt, sie wirft sich zwischen Zärtlichkeit und Reue an die Brust ihres Mannes, der zur rechten Zeit wieder von seiner Reise eintrifft, und da auch Wendelin sich bei dem Duell einen Streifschuß in den Arm geholt hat, ist Aussicht vorhanden, daß die Fee Caprice auf eine Weile das Landhaus am Genfer See fliehen wird. Die Handlung wie die Charakteristik der Figuren waren in diesem Falle für Oscar Blumenthal Nebensache, das Wichtigste die feine und sorgfältige Ausführung des Dialogs. In glatten, glänzenden Versen fließt er dahin, nie ist der Verfasser um ein Reimwort, nie um einen hübschen Einfall oder einen treffenden Witz verlegen. Das Zierliche des Ausdrucks versöhnt mit dem flachen Umriß der Gestalten, und der rasche Gang des Gesprächs, in dem es weder Sandbank noch Untiefe gibt, verbirgt freundlich die geringe Tiefe des Inhalts.

Von allen Berliner Theatern hat das Lessing-Theater diesmal die zahlreichsten Neuigkeiten vorgeführt. Aber die beiden noch vor einem Jahrzehnt so beliebten Theaterdichter Hugo Lubliner und Adolph L'Arronge haben mit ihren Arbeiten keinen stärkeren Erfolg gehabt. Ihre beiden Lustspiele: „Die lieben Feinde" Lubliner's und „Die Wohlthäter" L'Arronge's, vermochten über die ersten Aufführungen am Sonnabend, den 16. November und Donnerstag, den 25. December hinaus die Theilnahme des Publicums nicht festzuhalten. Inhalt wie Technik erschienen gleich veraltet und unwirksam. Größeres Interesse erregte eine neue Schöpfung von Max Halbe: „Haus Rosenhagen" (Berlin, Georg Bondi), ein Drama in drei Aufzügen, das zum ersten Male am Sonnabend, den 21. September in Scene ging. Wie seine beiden hervorragendsten Schauspiele: „Jugend" und „Mutter Erde" spielt auch das neue in seiner preußischen Heimath. Es erwächst aus der Landschaft und der knorrigen Eigenart der Bewohner. Auf dem Gute Hohenau sitzen die Rosenhagen in drei Generationen, Großmutter, Vater und Sohn. Alle eifrig bemüht, ihren Besitz zu mehren, fest an der Scholle haftend. Ein alter Streit besteht zwischen ihnen und ihrem Nachbar Thomas Voß, dem einzigen von den Bauern des ehemaligen Dorfes, der ihnen sein Besitzthum nicht verkaufen will. Die anderen Felder, Wiesen und Häuser hat Christian Rosenhagen allmählich aufgekauft, nur Thomas Voß vertheidigt hartnäckig seinen Hof. Vergebens hat der alte Rosenhagen ihn durch Processe zur Nachgiebigkeit zu zwingen gesucht, nach seinem Tode hofft sein Sohn Karl Egon durch ein großes Angebot seinen störrischen Sinn umzustimmen. Als aber Thomas Voß hört, daß Karl Egon auf seinem Hofe ein Schloß bauen will, packt ihn der Trotz und der Neid, er gönnt dem Anderen die Freude nicht und weigert sich, die halbe Zusage, die er gethan, zu erfüllen. Jetzt droht ihm auch Karl Egon mit einem Proceß: er kann den alten Störenfried von Haus und Hof jagen, denn er hat sich eine alte Urkunde zu verschaffen gewußt, aus der sich ergibt, daß die Wiese, die beide Besitzungen trennt, ursprünglich Dorfwiese gewesen und nur durch Unrecht in der Franzosenzeit von den Vossens zu ihrem Eigenthume gezogen worden ist. Aufs Aeußerste gebracht, erschießt Voß in der Maßlosigkeit der Leidenschaft den Gegner. Dem Ganzen gebricht die dramatische Wirkung. Die Schilderung des Zuständlichen drückt die eigentliche Handlung herab, und die Verknüpfung der Liebesgeschichte mit dem Streit um das Land ist eine allzu lose. Karl Egon liebt eine Jugendfreundin Hermine, die das Landleben haßt und ihn verläßt, als er ihr nicht in die weite Welt folgen will. Der Einfall, sich ein Schloß zu bauen, ist nur in ihm entsprungen, um das verwöhnte Mädchen zu fesseln. Und diese seine Absicht verräth eine entfernte arme Verwandte Martha, die im Hause die Wirthschaft führt, aus Eifersucht dem alten Voß, dessen Neid und Bosheit sie kennt, um den Hofkauf, den Schloßbau und damit die Heirath zu verhindern. In einer Novelle würde der Dichter den Stoff noch einmal so gut und anschaulich haben vortragen,

die Charaktere breiter entwickeln und die Uebergänge natürlicher vermitteln können. Jetzt vollzieht sich Alles in Sprüngen, sämmtliche Figuren, die neunzigjährige Großmutter ausgenommen, gebärden sich, als ob sie das Fieber hätten, und die vorwiegende Häßlichkeit der Charaktere wirkt abstoßend — nicht ein einziger wahrhaftiger und selbstloser Mensch hält der brutalen Ichsucht das Gegengewicht, denn der Pfarrer, der von Allen verhöhnt wird, verschwindet nach dem ersten Act. Max Halbe ist ein Stimmungsmaler, aber es ist ihm diesmal nicht gelungen, den Heimathston so lebendig erklingen zu lassen, wie in dem Drama „Mutter Erde", und ihn zu dem eigentlichen dramatischen Factor zu machen, wie dort.

Das Gastspiel der Frau Agnes Sorma in den Monaten Februar und März im Lessing-Theater bot der Künstlerin Gelegenheit, neben ihren alten Leistungen der „Zwillingsschwester", der „Nora" und der „Cyprienne" auch einige neue vorzuführen. In der französischen Komödie von Alfred Capus „La veine", in vier Akten, die Theodor Wolff unter dem Titel „Das Glück" in das Deutsche übertragen hat, spielte sie am Sonnabend, den 8. Februar mit Witz, Anmuth und Frische eine Pariserin, die sich nach mancherlei Fährlichkeiten einen Mann erobert; in dem dreiaktigen Schauspiel von Hermann Katsch „Die Collegin" am Mittwoch, den 5. März, ein junges Mädchen, das sich nach einer unglücklichen Liebesgeschichte tödtet, in ergreifender Weise. Die beiden Stücke sind Mittelwaare: „La veine" ein Pariser Sittenbild mit geistreichem Dialog, „Die Collegin" die wunderliche Vermischung der modernen Frauenbewegung mit der alten Geschichte, die ewig neu bleibt. Die Heldin läßt sich während ihrer Studien im deutschen naturwissenschaftlichen Institut in Neapel von einem dort arbeitenden Collegen mit schönen Redensarten bethören und verführen, nachher trennt er sich von ihr und verlobt sich mit einem reichen Mädchen. Ich könnte mir den Vorwurf als Satire auf das Frauenstudium denken, im Ernste ist es doch zu unwahrscheinlich, daß ein kluges Mädchen, das physiologische Studien treibt und vor dem Doctorexamen steht, sich mit solchen „Jugendeseleien" abgeben soll. Die literarisch anziehendste Gabe, die uns Frau Sorma vorführte, war das Drama in drei Aufzügen von Georg Engel „Ueber den Wassern" (Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus), das am Sonnabend, den 22. Februar zum ersten Male zur Darstellung kam. Georg Engel's Name wurde im Jahre 1900 viel genannt, als die Berliner Polizei sein derbes, aber harmloses Lustspiel „Der Ausflug ins Sittliche", mit einer vortrefflichen Schilderung des Lebens und Treibens auf pommerschen Gutshöfen, verbot und eine Hamburger Bühne unmittelbar darauf das Stück aufführte, ohne Gefahr für die öffentliche Ruhe und ohne Schaden für die Sittlichkeit des Theaterpublicums. Das Drama „Ueber den Wassern" zeigt uns die dramatische Begabung Georg Engel's in ungleich kräftigerer Beleuchtung, sowohl was die Führung, Vertiefung und Steigerung der Handlung, als die Charakteristik der Figuren betrifft. Alles aus einer Stimmung und einem Guß, eine Noth- und Drangstimmung, die uns an das Herz greift. Ein Fischerdorf an der pommerschen Küste wird von einer Sturmfluth heimgesucht, der Damm, den die Bewohner bei Tag und Nacht unter der Führung des jungen, erst seit Kurzem in ihrer Mitte weilenden Pfarrers Holm aufgeworfen haben, zerreißt, und die Fluthen begraben das Dorf. Nur fünf Personen sind durch Zufall gerettet. In dem Pfarrhause unterhalb der Kirche, die auf der Höhe der Dünen liegt, packt der alte, wegen liederlichen Lebenswandels und Vernachlässigung seiner Gemeinde abgesetzte, Pfarrer Siewert seinen Koffer: morgen am Sonntag soll er das Haus, das er dreißig Jahre bewohnt hat, verlassen, um ihn wirthschaftet die alte Mamsell Westphal, die Haushälterin, ab und zu tritt von der Arbeit am Damm der Küster Rutschow ein, zuletzt der junge Pfarrer, der morgen feierlich in sein Amt eingeführt zu werden hofft und ein Mädchen aus dem Dorfe, Stine Kos, die für ihre verstorbene Mutter um eine Predigt bei dem Begräbniß bittet. Zwischen diesem Mädchen, dem alten und dem jungen Pfarrer spielt sich das seelische Drama ab.

Siewert ist leichtsinnig und leichtlebig gewesen, das Gegenstück eines würdigen Dorfpfarrers, dem Trunke und dem Kartenspiel ergeben, aber er ist gutmüthig, nachsichtig gegen Alle und hat Melodie und Frömmigkeit in der Seele, Holm erglüht dagegen im eifernden Zorn des Bußpredigers, mit Peitschenhieben möchte er die Fischer aus dem Wirthshause in die Kirche treiben. Stine Kos und ihre Mutter sind ihm als verworfene Geschöpfe verhaßt, er meidet das Mädchen, als ob sie die Pest hätte. Erst der drohende Tod und das Mahnwort des Alten, daß es seine Pflicht als Geistlicher wäre, dem Mädchen das Gewissen zu rühren in der kurzen Stunde, die ihnen noch gehört, die Reue in ihr zu wecken, bewegen ihn zu einem Gespräch mit ihr. Und nun vollzieht sich ein Wunder, während der Sturm um das Haus saust und die Wasser immer höher steigen. In der frechen und verlorenen Dirne erwacht das Gefühl ihrer Unwürdigkeit und der Wunsch, durch eine That der Aufopferung die Schändlichkeit ihres früheren Lebens auszulöschen. Sie versucht es, zu einem Kahn zu gelangen, der zwischen den Klippen sitzt, und geht dabei unter. Die Andern werden durch herankommende Fischer gerettet. Mit erschütternder Kraft und Wahrheit ist der Umschlag, der sich in den Seelen der drei Menschen vollzieht, geschildert: Stine's Läuterung und Erhebung, die Besserung Siewert's, die Zerknirschung Holm's bilden einen harmonischen Dreiklang. Von dem alten Pfarrer fallen die Schlacken seiner Gemeinheit, seiner Schwäche und Verlotterung, von dem jungen der fanatische Eifer und die finstere Strenge ab, die von der Menschenliebe eben so weit entfernt ist wie von der Gottesliebe, aus der Verkommenheit und Sündhaftigkeit Stine's schwingt sich die Aufopferung als Seraph empor. So empfangen wir nach der Angst und dem Grauen, die auf dem Stücke lasten, zuletzt einen erhebenden und befreienden Eindruck.

Ohne solche Befreiung ganz im Banne des Unheimlichen und Unnatürlichen läßt uns eine Tragödie von Gabriele d'Annunzio: „Die todte Stadt" — deutsch von Linda von Lützow (Berlin, Verlag von S. Fischer) — welche die Gesellschaft des Lessing-Theaters in einer Mittagsvorstellung im Neuen Theater am Sonntag, den 26. Januar aufführte. Der Zauber, den d'Annunzio auf seine Verehrer ausübt, entspringt weder aus einer machtvollen Erfindung noch aus seiner Fähigkeit, lebenswahre Gestalten hinzustellen, sondern beruht durchaus auf dem melodischen Klang seiner Sprache. Es ist Stimmungslyrik, zwischen Leidenschaft und Melancholie wechselnd, die berauscht. Nicht unter Menschen, das Trauerspiel „Die todte Stadt" spielt unter Schemen, welche die von den Greueln und Schrecknissen der griechischen Tragödien aufgeregte Phantasie erzeugt hat. Nicht unsern guten und verständigen Schliemann, einen phantastischen italienischen Architekten Alessandro läßt der Dichter das alte Mykenä ausgraben. Nach harter aufreibender Arbeit findet er die Leichen Agamemnon's und der Kassandra mit den Goldmasken, die ihr Gesicht bedeckten, mit all' ihren Schätzen. Er hat seine Schwester Bianca Maria als treue Gefährtin mit sich, sein Freund, der Dichter Leonardo, mit seiner blinden Gattin Anna und der alten Amme wohnen mit dem Geschwisterpaar zusammen in einer einsamen Villa in der Nähe der Ausgrabungen. Die sengende Schwüle der im Hochsommer ausgedörrten Landschaft brütet, vereint mit einer aus Unruhe, Sorge, unterdrückter Leidenschaft und Anwandlungen des Wahnsinns gemischten Stimmung über dem Hause. Alle Personen sind von der Antike wie von einer ansteckenden Krankheit ergriffen. Den Bruder hat eine rasende Leidenschaft für seine Schwester ergriffen, und er flieht die Ahnungslose, weil er fürchtet, ihr sein Geheimniß nicht länger verbergen zu können. Bianca Maria ist trostlos über die Vernachlässigung, die sie von dem geliebten Bruder erfährt, doppelt unglücklich, weil sie glaubt, daß er ihre heimliche Liebe zu Leonardo und die Gegenliebe, die sie findet, errathen hat. Die Blindheit Anna's hat ihre Urtheilskraft und ihren Scharfsinn gesteigert, sie fühlt, daß zwischen dem jungen Mädchen und ihrem Gatten eine Liebesannäherung besteht. Sie beschließt, durch ihren Tod das Hinderniß, das die Liebenden trennt, aus dem Wege zu räumen. Aber ehe

sie zum Selbstmord bereit ist, erfolgen die Geständnisse. Alessandro offenbart dem Freunde seine unnatürliche Liebe, um seinem Herzen Luft zu machen, Anna bittet Alessandro, der Verbindung seiner Schwester mit ihrem Gatten nicht entgegen zu treten, wenn sie aus dem Leben geschieden ist. Aus Liebeswuth und Eifersucht ertränkt Alessandro die unschuldige Bianca in der Quelle, die in der Gartenwildniß dem Hause ihr Wasser spendet. Das Ganze gleicht einem Fiebertraume, der zugleich Ekel und Grauen erweckt, trotz des Wohllautes der Sprache, in der er vorgetragen wird, und würde unerträglich wirken, wenn nicht eine Fülle glänzender Naturschilderungen, die griechische Linien und griechischen Duft besitzen, und die immer wieder herauf beschworenen Erinnerungen des Alterthums einen gewissen Ausgleich der Stimmung herbeiführten.

Auch das Schauspielhaus hat diesmal eine lebhaftere Thätigkeit in der Vorführung neuer Erscheinungen entwickelt als in früheren Jahren. Von bedeutenderen Neu-Einstudierungen älterer Werke ist nur die des ersten Theiles der Shakespeare'schen Historie „Heinrich IV." in der Bearbeitung von Wilhelm Oechelhäuser zu erwähnen, die am Dienstag, den 1. April durch die treffliche Einrichtung wie durch die charakteristische Darstellung des Königs (Herr Ludwig), des Prinzen Heinrich (Herr Christians), des Heißsporns Percy (Herr Matkowsky) und des Ritters Falstaff (Herr Pohl) den Beifall des Publicums gewann. Unter den Neuigkeiten, die das Schauspielhaus brachte — am Sonnabend, den 28. September eine historische Intriguenkomödie von Carry Brachvogel und Oskar Mysing, „Der kommende Mann", die Bonaparte und seinen Staatsstreich vom 9. November 1799 zum Gegenstand hatte; ein Schelmenstück in Versen und spanischem Costüm, nach einem spanischen Original von Franz Schönthan und Franz Koppel-Ellfeld gearbeitet „Florio und Flavio", das am Sonnabend, den 19. Oktober in Scene ging und die Abenteuer zweier spitzbübischen Burschen in einem Schlosse schilderte; ein Lustspiel mit derben an die Posse streifenden Späßen „Miß Hobbs", aus dem Englischen K. Jerome's übersetzt, das am Freitag, den 31. Januar gespielt wurde und die Bezähmung einer modernen widerspenstigen und launenvollen jungen Dame zur Darstellung brachte; ein romantisches Abenteuerstück in Versen von Felix Dörmann, „Der Herr von Abadessa", am Sonnabend, den 15. Februar, das um das Jahr 1000 irgendwo an den Küsten des Adriatischen Meeres spielte, mit irrenden Rittern und noch abenteuerlicheren Frauen, mit Zauberschwertern und Zauberliedern — unter all' diesen Stücken hatte nur eines Erfolg und literarischen Werth: Felix Philippi's Schauspiel in vier Akten „Das große Licht", das am Sonnabend, den 30. November zur ersten Aufführung kam und sich bis jetzt in der Gunst des Publicums erhalten hat. Felix Philippi ist seit Jahren als fleißiger, erfindungsreicher Theaterschriftsteller bekannt. Sein erstes Schauspiel „Der Advocat" reicht in das Jahr 1885 zurück; seine Schauspiele: „Wohlthäter der Menschheit" — „Wer war's?" — „Das Erbe" — „Die Mission" haben auf den Berliner Bühnen in den letzten Jahren stets eine freundliche Aufnahme gefunden, und die Kritik konnte die zunehmende Sicherheit seiner Technik und die Vertiefung seiner Stoffe und Figuren rühmend hervorheben; aber ein großer Erfolg, wie ihn seine redliche Arbeit und sein Talent verdienten, ist ihm erst jetzt mit dem neuen Schauspiele zu Theil geworden. Und dieser Erfolg ist um so höher zu schätzen, weil Philippi diesmal jede Anlehnung, Anspielung und Erinnerung an ein Ereigniß der jüngsten Vergangenheit, die er sonst für seine Schauspiele gleichsam als Folie so gern benutzte, sorgfältig vermieden hat. Das Schauspiel „Das große Licht" erwächst aus dem Gegensatze und Zusammenstoß der Charaktere, des gereiften, seines Zieles und seines Werthes bewußten Mannes und des zerfahrenen, dünkelhaften Jünglings. Wenn man will, kann man beide als Vertreter der alten und der jungen Kunst betrachten. Wenigstens trägt Lorenz Ferleitner, der Baumeister des Münsters, das den Hintergrund des Stückes bildet,

die echten charakteristischen Züge unserer großen Architekten, Maler und Bildhauer, während der junge Maler, sein Schützling, der die Wandgemälde der Kirche ausführen soll, ein abschreckendes Beispiel der begabten, aber pietätlosen modernen Jugend darstellt. In einem prächtig durchgeführten, schwungvoll gesteigerten und humoristisch ausklingenden ersten Act setzt Ferleitner trotz des Widerspruchs der meisten Comitémitglieder die Uebertragung der drei Bilder, des Sündenfalls, des jüngsten Gerichts und der Schaffung der beiden großen Lichter, der Sonne und des Mondes, an Fritz Rasmussen durch: mit den beiden ersten Cartons ist er einverstanden, der dritte bedarf nach seiner Ansicht noch der feineren Durchbildung. Der junge Rasmussen zeigt sich bescheiden, tief ergriffen von der Güte des Meisters. Es ist ein glücklicher Zug, daß eines der Mitglieder des Comités, das sich am heftigsten der Berufung des Malers widersetzt hat, bei seinem Anblicke ausruft: „Den gönne ich diesem Ferleitner, der Mensch sieht ja aus wie eine Natter." Damit ist der Uebergang zu den drei folgenden Acten gewonnen, die anderthalb Jahre später spielen. Aus dem Bewunderer Ferleitner's ist Rasmussen sein heftigster Gegner und Neider geworden, er kann es ihm nicht verzeihen, daß er sein Wandbild „Das große Licht" verwirft und Aenderungen verlangt. Der Größenwahnsinn hat ihn ergriffen, auch zu seiner guten wackeren Mutter und seiner jungen Verwandten Charlotte, die sich zur Sängerin ausbildet, hat er das Vertrauen verloren. In fieberhafter Hast schreibt er eine boshafte Satire gegen den Meister und verbreitet sie unter den Arbeitern, um sie gegen Ferleitner gerade am Vorabende der Einweihung des Münsters aufzuhetzen. Aber die Arbeiter lassen sich nicht verführen, im letzten Akte, der im Inneren der Kuppel spielt, überreichen sie ihm einen goldenen Lorbeerkranz und Charlotte, die Sängerin, die bei der Feier das Hallelujah von dem Orgelchor herab singen soll, verlobt sich mit ihm. Während ihres Gesanges stürzt sich Rasmussen, den Ferleitner vergebens zurückzureißen sucht, im Wahnsinn von der Balustrade, welche die Kuppel nach außen umgibt, herab. Der Charakter des Malers ist nicht so klar, verständlich und durchsichtig wie der des Baumeisters zum Ausdruck gebracht. Man vermißt die eingehendere Motivirung seines Neides und seines Hasses, seine Großmannssucht überrascht uns ebenso sehr wie der plötzliche Ausbruch seiner Leidenschaft für Charlotte. Wie konnten der Meister, Charlotte, der Organist Goldner, der in seiner göttlichen Grobheit alle Menschen so richtig zu erkennen und zu schätzen vermag, sich so lange über seine wahre Natur oder die Entartung einer ursprünglich guten Natur täuschen? Dies erscheint mir als der Hauptmangel des sonst in der Führung und Steigerung der Handlung trefflichen Stückes, das in seinem ersten und vierten Akte eine seltene Beherrschung eines an sich spröden Stoffes, eine geschickte Ueberwindung scenischer Schwierigkeiten und Kraft und Schwung der Sprache in überraschender Weise entfaltet.

Die letzte Neuigkeit, die uns das Schauspielhaus bot, war am Palmsonntag, den 23. März, ein Ostermärchen in vier Aufzügen von Marx Moeller, „Frau Anne". In wohllautenden Versen, in bunter, prächtiger Ausstattung klang die mehr sentimentale als tiefsinnige Dichtung in die Stimmung des Tages harmonisch ein. Einer Königin, Frau Anne, ist das geliebte Kind bei dem Spiele auf der Wiese von einer Natter gebissen worden und gestorben, während ihr Gemahl siegreiche Kämpfe gegen seine Feinde führt. Frau Anne verzweifelt in ihrem namenlosen Schmerz, bis sie ein Traum tröstet. Petrus öffnet ihr auf ihre Bitten die Himmelspforte, und sie sieht mit anderen gestorbenen Kindern ihr Töchterchen im Himmelsgarten lustwandeln. Voll Inbrunst umarmt sie das Kind, das sie mit dem Versprechen tröstet, ihr am nächsten Tage beim Mittagsläuten zu erscheinen. Aber statt ihres Töchterchens kommen arme Kinder mit ihren Müttern vor das Schloß und flehen die Königin um Speise und Trank, um Obdach und Kleidung an. Ein kluger Geistlicher deutet ihr den Sinn des Vorganges: die Kinder des Volkes sollen fortan ihre Kinder sein und ihr die gestorbene Tochter ersetzen. So

wird die Königin, Frau Anne, die rechte Mutter ihres Volkes und findet in der Gründung von Waisenhäusern, Hospitälern und Schulen Ableitung und Trost für ihren Schmerz. Die Vorliebe des Publicums für das Märchenhafte und Idyllische ist so groß, daß es in seiner freudigen und gerührten Stimmung auch an dieser ein wenig trockenen Lehrhaftigkeit keinen Anstoß nahm.

In dem Berliner Theater, das unter der klugen und sicheren Leitung Paul Lindau's sich wieder einen hervorragenden Platz in dem Bühnenleben der Hauptstadt erworben hat, ist ein Schauspiel, in dem ebenfalls der romantische und phantastische Zug vorherrscht, „Alt-Heidelberg" von Wilhelm Meyer-Förster, seit Freitag, den 22. November, das eigentliche Zugstück der Spielzeit gewesen. Der Verfasser hat darin seine vor einiger Zeit erschienene Erzählung „Karl Heinrich" zu einem Schauspiel in fünf Akten umgearbeitet. In vollen Zügen genießt ein junger Prinz mit seinem Erzieher die Freuden des fröhlichen Studentenlebens in dem schönen Heidelberg, bis ihn das Schicksal plötzlich, ehe er es erwartet hat, zur Regierung seines Landes beruft. Der Gegensatz der zwanglosen Burschenherrlichkeit zu dem strengen Dienst des Staates und dem steifen Ceremoniell des Hofes bildet den Inhalt des gefälligen Spiels, das glücklich zwischen humoristischen und ernsten Scenen wechselt und die Zuschauer schon durch den romantischen Hintergrund in Spannung und Stimmung erhält. Unter den mannigfachen andern Darbietungen des Theaters seien noch zwei besonders erwähnt. In einer der literarischen Nachmittagsvorstellungen, die Paul Lindau eingeführt hat, um einem ausgewählten Publicum theatralische Versuche aus alter und neuer Zeit vorzuführen, brachte er am Sonnabend, den 1. Februar, drei von ihm bearbeitete „Satiren des Lucian" auf die Bühne: „Timon, der Menschenhasser" — „Der Hahn oder der Traum des Schusters" — „Die Fahrt über den Styx oder der Tyrann". Den Voltaire des Alterthums der modernen Bühne anzupassen, war, wie der Erfolg auch dem großen Publicum gegenüber gezeigt hat, ein ebenso glücklicher wie geistreicher Gedanke. Lindau's geistige Wahlverwandtschaft mit dem griechischen Spötter, sein Spürsinn und seine theatralische Begabung haben sich darin auf das Glänzendste bewährt. Denn es genügte natürlich nicht, die Gespräche Lucian's in einer geschickten Uebersetzung wiederzugeben und theatralisch einzurichten, sie mußten von Grund aus dramatisch belebt und aus der Form des philosophischen Dialogs, die ihrem Wesen nach an einer gewissen Breitspurigkeit und Lehrhaftigkeit leidet, in die rasche und bewegte Unterhaltung, die allein auf der Bühne wirkt, umgewandelt werden. Wer die Lindau'sche Bearbeitung etwa mit der Wieland'schen Uebersetzung der Satiren vergleicht, wird die Schwierigkeiten erkennen, die hier zu überwinden waren, wie viel Witz und Anmuth, wie viel technischer Gewandtheit es bedurfte, um diesen an sich interessanten, aber schwer flüssigen Stoff einem deutschen Theaterpublicum zugänglich und anziehend zu machen. In den langsamen Schlendergang Lucian's ist nun eine rasche, sich steigernde, stets dem Ziel zueilende Bewegung gekommen, aus der umständlichen Auseinandersetzung die kurze, schlagfertige Rede und Gegenrede geworden. Die schwächste Satire, auch vom theatralischen Standpunkt, ist „Der Traum des Schusters" — dem sich nach Reichthum sehnenden, von Schätzen und Festgelagen träumenden, armen Schuster Myellus schildert der Hahn, der bei ihm in der Werkstatt sitzt, die ewigen Sorgen und Aengste, Nöthe und Krankheiten der Reichen und bekehrt ihn durch das Beispiel des Wucherers Simon von seinem Wahn, daß der Reichthum glücklich mache. Hier bleibt der philosophische Dialog vorherrschend, und das Spiel der beiden Figuren beschränkt. Ungleich bewegter, mannigfacher im Inhalt, reicher an Figuren und Vorgängen sind die beiden Satiren „Timon" und „Die Fahrt über den Styx": beides kleine Meisterstücke, die sich hoffentlich auf der Bühne erhalten werden.

Weit weg aus dem Alterthum und von den Gestalten Lucian's führt das französische Sittenschauspiel von Eugen Brieux: „Die rothe Robe", das am Sonnabend, den 2. November, zum ersten Male aufgeführt wurde. Die Satire gegen den französischen Richterstand, als dessen Hauptfehler das Streberthum

und der Uebereifer, Schuldige zu finden, um schneller vorwärts zu rücken, bezeichnet werden, ist darin geschickt mit einer Criminalgeschichte verflochten. Es handelt sich um die Entdeckung und Ueberführung eines Mörders. In seinem Eifer, um jeden Preis einen Schuldigen vor die Geschworenen zu stellen, läßt der Untersuchungsrichter einen Unschuldigen verhaften, verstrickt ihn in das Netz seiner listigen Fragen und sammelt eine Fülle künstlicher Indicienbeweise gegen ihn. Dabei wird auch das Vorleben seiner Frau mit in die Untersuchung gezogen: es ergibt sich, daß sie in ihrer Jugend verführt und wegen Hehlerei bestraft worden ist. Zwar wird der Unschuldige freigesprochen, aber er verstößt die Gattin, an der er bisher mit Liebe und Vertrauen gehangen, von deren Vergehungen er nichts gewußt hat, und in Zorn, Schmerz und Verzweiflung darüber ersticht diese den Richter. Die Handlung spielt in Mauléon, einer Stadt in den Pyrenäen, der Angeklagte und seine Frau sind Basken — wohl um aus dem Stolz, der Ehrliebe und der Gewaltthätigkeit ihres Stammes ihre Handlungsweise wahrscheinlicher zu machen. Wenn man davon absieht, daß die Handlung sich über mehrere Monate ausdehnt und die Umgebung — Gerichtsstube und Actenbündel, grüne Tische und rothe Roben — auf die Dauer eintönig wirkt, erregt das Stück eine lebhafte Spannung und besitzt in der Bitterkeit seiner Satire und in der Charakteristik der einzelnen Gestalten, unter denen die Heldin Yanetta durch ihre Originalität hervorragt, literarischen Werth. Interessant war es, zwei hervorragende Schauspielerinnen, Frau Hedwig Niemann und Frau Réjane, die am Lessing-Theater mit einer französischen Gesellschaft ein Gastspiel abhielt, in dieser Rolle nach einander zu sehen. Frau Réjane hatte, wie die Franzosen sagen, am 15. März 1900 im Vaudeville-Theater zu Paris die Rolle der Yanetta „geschaffen". Sie spielte sie mit schlichter Naturwahrheit und realistischer Leidenschaft und brachte durch die Vereinigung des derb Bäuerischen und des Pathetischen die stärkste Wirkung hervor, während Frau Niemann mehr die sanfteren Seiten der Gestalt betonte, mehr unser Mitleid über ihr unseliges Geschick zu erwecken und uns mehr zu rühren als zu erschüttern suchte.

Die französische Kunst spielte diesmal eine bedeutendere Rolle auf unseren Bühnen, als in den letzten Jahren. Nicht nur das Neue und das Residenz-Theater führten eine Reihe französischer Schwänke auf, Constant Coquelin, der berühmte ehemalige Schauspieler der Comédie française, erschien zweimal vom 12. bis zum 19. Januar und vom 10. bis 14. März mit seiner Gesellschaft auf der Bühne des Schauspielhauses. Früher hatten wir in Berlin eine ständige Gesellschaft französischer Schauspieler, die in dem ehemaligen Concertsaale des Schauspielhauses ihre gern besuchten Vorstellungen gab. Seit den sechziger Jahren hielt sich das Unternehmen nur noch mühsam und mit längeren Unterbrechungen, vornehmlich durch die Theilnahme der Königin Augusta, aufrecht. Im Ausgang der siebziger Jahre hörte es auf. Ob es sich in irgend einer Form nach den Erfolgen, die Frau Réjane und Coquelin jetzt wiederholt bei uns gehabt haben, erneuern wird, sei dahingestellt. Leider war die Gesellschaft, die Coquelin mitbrachte, von sehr bescheidenem Gehalt, und er allein mußte in den Aufführungen die Kosten der Unterhaltung tragen. Seine anziehendsten Leistungen waren die Rollen des Hannibal in der „Abenteurerin", einer Komödie im Renaissancecostüme von Emil Augier, und der Cyrano von Bergerac in Rostand's Komödie. Sie wurde noch einmal so munter und muthwillig als von unseren Schauspielern im Deutschen Theater, im Stil Callot's, mit einem derben Stich in das Groteske gespielt. Die Molière'schen Possen: „Les précieuses ridicules" — „Le médecin malgré lui" und „Le bourgeois-gentilhomme" gewannen durch die temperamentvolle Lustigkeit der Darstellung einen großen Erfolg, aber die Aufführungen des „Tartuffe", der „Mademoiselle de Seiglière" von Julius Sandeau und des „Gendre de monsieur Poirier" von Augier blieben weit dahinter zurück und erreichten die deutschen Aufführungen dieser Stücke in Wien und Berlin weder in der Feinheit des Zusammenspieles noch in den Leistungen der einzelnen Schauspieler. Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte April.

Der deutsche Reichskanzler, Graf von Bülow, hat die Osterferien in Venedig zugebracht und dort den Besuch des italienischen Ministers des Auswärtigen, Prinetti, empfangen. Bei den wiederholten Unterredungen der beiden Staatsmänner zeigte sich eine völlige Uebereinstimmung der Auffassungen nicht nur über die zu erneuernden Verträge: den politischen des Dreibundes und den die wirthschaftlichen Beziehungen regelnden Handelsvertrag, sondern es stellte sich auch heraus, daß alle wichtigen Fragen der allgemeinen Politik, gleichviel, ob sie die Weltlage oder besondere Interessen Italiens näher berühren, in voller Harmonie beurtheilt wurden. Was zunächst den Dreibund betrifft, so läuft er am 6. Mai 1903 ab. Eine Kündigungsfrist ist nicht festgesetzt, so daß er zu dem bezeichneten Termine endet, wofern die Erneuerung nicht in formeller Weise stattgefunden hat. Mit Recht ist nun von deutscher Seite darauf entscheidendes Gewicht gelegt worden, daß der Defensivzweck der Tripelallianz in vollem Maße gewahrt bleiben muß. Wohl mag man sich jenseits der Vogesen hie und da in dem Irrthum befunden haben, das französisch-italienische Abkommen über Tripolis könne zur Sprengung des Dreibundes führen, und als dieser Irrthum offenkundig ward, hieß es, das Bündniß müsse eine Umgestaltung erfahren. Da jedoch jeder Offensivzweck der Tripelallianz völlig ausgeschlossen ist, konnte auch in dem Vertrage keine Spitze gegen Frankreich, die etwa einem Angriffe dienen sollte, beseitigt werden. Insofern es aber auf die Wahrung der vollen defensiven Bedeutung des Dreibundes ankommt, mußte unbedingt daran festgehalten werden. Der italienische Minister des Auswärtigen war hinsichtlich dieser Auffassung der deutschen Regierung seit geraumer Zeit in vollem Maße unterrichtet, als er seine Unterredungen mit dem Grafen von Bülow in Venedig hatte. Von Meinungsverschiedenheiten über dieses wesentliche Princip konnte daher gar nicht die Rede sein.

Beide Staatsmänner überzeugten sich auch weiterhin, daß die Erneuerung des Handelsvertrages keine besonderen Schwierigkeiten biete. Von den Minimalzöllen auf Getreide, die im deutschen Zolltarife festgesetzt werden sollen, wird Italien überhaupt nicht betroffen, da es kein Getreide nach Deutschland ausführt. Blumen und Gemüse, die einen wichtigen Exportartikel Italiens darstellen, sollen allerdings nach den Wünschen der Mehrheit der Zolltarif-Commission wesentlich höher getroffen werden; die verbündeten Regierungen Deutschlands sind jedoch keineswegs gewillt, diese Ansprüche zu befriedigen. Andere Zollsätze wiederum sind im Tarif nicht gebunden, so daß sie auf dem Wege der Vereinbarung im Handelsvertrage ermäßigt werden können. Herr Prinetti wird daher kaum in der Lage gewesen sein, über die Behandlung Italiens auf wirthschaftlichem Gebiete Beschwerde zu führen, so daß die Aussichten für die Erneuerung des Handelsvertrages ebenso günstig sind wie die für die Verlängerung des politischen Bündnisses.

In vollem Einklange stehen die italienischen Interessen mit den deutschen auch im äußersten Orient. Dies betonte Graf von Bülow in der Unterredung, die er mit einem Mitarbeiter des „Giornale d' Italia“ hatte, als dieser die Meinung des

leitenden deutschen Staatsmannes über das englisch-japanische und das russisch-französische Abkommen hinsichtlich China's kennen zu lernen wünschte. Graf von Bülow wies darauf hin, daß weder Italien noch Deutschland Veranlassung habe, sich wegen dieser Separatabkommen zu beunruhigen, da die Integrität China's und die Handelsfreiheit in diesem Lande von beiden Staatengruppen als Grundsatz proclamirt werde. Von einer Isolirung der außerhalb dieser Gruppen stehenden Mächte kann gar nicht die Rede sein. Vielmehr hat sich nur gezeigt, daß gegenüber England und Japan, sowie gegenüber Rußland und Frankreich die übrigen Mächte: die Vereinigten Staaten und die Dreibundmächte, keine politischen, sondern nur wirthschaftliche Zwecke in China zu wahren bemüht sind. In Bezug auf diese aber, die in dem Princip der „offenen Thür" zusammengefaßt werden, herrscht unter allen Mächten Uebereinstimmung. Nicht minder friedlich lautet die Auffassung des Grafen von Bülow über die albanische Frage, durch die ein Keil zwischen Italien und Oesterreich-Ungarn geschoben werden sollte. Da nun beide verbündete Staaten in Albanien den status quo erhalten wissen wollen, kann auch dieses türkische Gebiet ebenso wenig wie Tripolis zum Erisapfel werden. Bemerkenswerth ist die Art, wie das „Giornale d' Italia" den Grafen von Bülow als „genialissimo" und als „eminente diplomatico" bezeichnet. Das römische Blatt ist das bedeutendste Organ der liberalen constitutionellen Opposition und gilt mit Recht als dem parlamentarischen Führer Sonnino nahe stehend. Hieraus erhellt, daß die dem Dreibunde freundliche Politik des Ministeriums Zanardelli-Giolitti-Prinetti bei Sonnino und dessen Parteigängern volle Unterstützung finden würde.

Bei der Rückreise von Venedig hat der deutsche Reichskanzler sich alsdann nach Wien begeben, wo er vom Kaiser Franz Josef empfangen wurde und mit dem Grafen Goluchowski conferiren konnte. So wenig wie in Venedig sind hier Abmachungen getroffen worden; es bedurfte deren auch nicht. So fest begründet ist das Bundesverhältniß zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland, so tief wurzelt es in den Lebensinteressen der beiden Monarchien, daß, so weit diese in Betracht kommen, die Erneuerung des Dreibundes nicht zweifelhaft sein kann.

Als vor einiger Zeit Hoffnungen auf die Wiederherstellung des Friedens in Südafrika an einen diplomatischen Schritt der niederländischen Regierung bei der englischen geknüpft wurden, hielt diese an der Auffassung fest, daß nur directe Verhandlungen der maßgebenden Factoren Transvaals und des Oranje-Freistaates mit dem britischen Oberbefehlshaber Lord Kitchener zum Ziele führen könnten. Freilich wurde durch Wechselfälle aller Art der englischen Regierung nahe gelegt, in Südafrika die Wiederherstellung geordneter Zustände dringend zu wünschen. Mit diesen Wünschen mußten die Hoffnungen aller civilisirten Nationen im Einklange stehen, da durch das Blutvergießen, bei dem bald die Boeren, bald die Engländer schwerer betroffen wurden, die gesammte Culturwelt mit tiefem Bedauern erfüllt wurde. So knüpften sich an die jüngste Friedensmission Schalk Burger's, der mit der Vertretung des noch immer in Europa verweilenden Präsidenten der Südafrikanischen Republik, Krüger, betraut ist, sogleich Erwartungen, daß es nunmehr endlich gelingen werde, das Friedenswerk zu fördern. Allerdings durfte man sich nicht verhehlen, daß, selbst wenn Schalk Burger und seine Gefährten in der Regierung mit dem Präsidenten des Oranje-Freistaates, Steijn, zu einer Einigung hinsichtlich der Grundlage von Friedensverhandlungen mit Lord Kitchener gelangen sollten, die im Felde stehenden Commandanten doch den Kampf fortsetzen könnten. Immerhin braucht die Hoffnung nicht aufgegeben zu werden, daß, „wo ein Wille, auch ein Weg ist". Inzwischen haben sich die Vertreter der südafrikanischen Republiken nach Pretoria begeben, wo unmittelbare Friedensverhandlungen angeknüpft werden konnten.

Gerade zu der Zeit, in der die Friedensmission Schalk Burger's und der übrigen Boerenvertreter in der gesammten Presse am lebhaftesten erörtert wurde, ist Cecil Rhodes, mit dessen Namen die Anfänge der beklagenswerthen Vorgänge in Südafrika

eng verbunden sind, nach schwerer Krankheit aus dem Leben geschieden. Wohl forderte das Verhalten des für die politische Umgestaltung Südafrika's im Interesse seines englischen Vaterlandes epochemachenden „Diamantenkönigs" in manchen Punkten eine strenge Kritik heraus, auch wird der Raubzug des Dr. Jameson, durch den die südafrikanischen Wirren gleichsam eingeleitet wurden, nie vor dem Weltgericht der Weltgeschichte gerechtfertigt werden können. In einem Aufsatze über den „Aufschwung Südafrika's", den diese Zeitschrift vor nunmehr genau acht Jahren brachte (Aprilheft 1894, S. 104), erzählte der Verfasser, Herr Albrecht Wirth, von Cecil Rhodes, daß er ihn einmal in Kimberley habe reden hören. „Er ist schwer zu verstehen, spricht im Unterhaltungston, öffnet den Mund kaum, aber was er sagt, ist originell, packend und fortreißend, seine Worte sind Thaten." Damals war Rhodes Premierminister am Kap, und schon damals hieß es in jenem Aufsatz: „Die Boeren haben im Geisteskampf mit ihm den Kürzeren gezogen und werden es büßen müssen ... Immerhin werden Jahrzehnte noch vergehen, ehe der starre niederdeutsche Bauerntrotz, seine Eigenart und Sprache dem stolzen Albion weichen." Das Verhängniß ist früher eingetreten, als angenommen worden; ob es eine politische Nothwendigkeit war, daß es eintreten mußte, haben nicht wir zu entscheiden. Aber sicherlich konnten unsere menschlichen Sympathien nicht mit Demjenigen sein, der für den Rechtsbruch des „Jameson-raid" die Verantwortlichkeit trägt. Trotzdem läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Cecil Rhodes eine ungewöhnliche Persönlichkeit war, die selbst die Bewunderung vieler seiner Gegner zu finden vermochte. Nicht von dem Gesichtspunkte aus, mit dem erfolgreiche Abenteurer betrachtet zu werden pflegen, mit dem Maßstabe der früheren spanischen Conquistadores vielmehr muß Cecil Rhodes beurtheilt werden, wenn anders man seiner Eigenart gerecht werden will. Als Staatenbildner hat er schöpferisch gewirkt, und seine englischen Landsleute erblicken in ihm einen Begründer der imperialistischen Politik Großbritanniens. Wie schwere Wunden auch der südafrikanische Krieg dem Mutterlande geschlagen haben mag, er hat doch gezeigt, daß die Weltmachtstellung Englands nicht erschüttert werden konnte. Früher durfte dessen Zusammenhang mit den über alle Erdtheile verstreuten Colonien gelockert erscheinen; gerade durch den alle Kräfte Großbritanniens anspannenden und zusammenfassenden Krieg ist jedoch erhärtet worden, daß die imperialistische Idee überall, wo die englische Flagge weht, begeisterte, opferwillige Aufnahme gefunden hat.

Cecil Rhodes war nun der eifrigste, der überzeugteste Förderer dieses Imperialismus. Weitschauenden Blickes erkannte er, daß die Eventualität in Betracht gezogen werden müsse, bei der durch einen gewaltigen Zusammenprall mit Rußland und Frankreich in Asien England's Machtstellung dort gefährdet werden könnte, so daß für alle Fälle in Afrika Bürgschaften für die Wahrung wichtiger Lebensinteressen seines Vaterlandes zu schaffen seien. Welcher Gefahren die englische Regierung selbst sich im äußersten Orient versieht, hat sie durch die Abschließung ihres Abkommens mit Japan deutlich bewiesen, und in Ostindien könnten gleichfalls Verwicklungen entstehen, die im Interesse der Weltmachtstellung Großbritannien's jetzt bereits ernste Fürsorge angezeigt erscheinen lassen. „Vom Kap nach Kairo" — in diesen Worten läßt sich der großartige Plan zusammenfassen, durch dessen Ausführung Cecil Rhodes, indem er zunächst eine Eisenbahnverbindung zwischen den äußersten Punkten des längst nicht mehr dunklen Erdtheiles herzustellen beabsichtigte, die imperialistische Idee in Afrika zum charakteristischen Ausdrucke bringen wollte. In seinem Testamente hat Cecil Rhodes zugleich den Beweis erbracht, daß sein Imperialismus mit einem engherzigen Nationalismus nicht verwechselt werden darf. Wie bezeichnend ist in dieser Hinsicht die Begründung der Legate, in denen er neben anderen Stipendien auch solche für deutsche und amerikanische Studenten an der Universität Oxford stiftet! Das gute Einvernehmen zwischen England, Deutschland und den Vereinigten Staaten soll nach der Meinung Cecil Rhodes' den Weltfrieden sichern, und in den Banden, die durch eine gemeinsame Bildung geknüpft

werden, erblickt er eine feste Bürgschaft für dieses Einvernehmen. Dem deutschen Kaiser ist es nach dem Testamente vorbehalten, die Vertheilung der fünfzehn Stipendien an deutsche Studenten anzuordnen. Daß der geistige Horizont dieser eine Erweiterung erfahren muß, wenn sie im Wettbewerb mit englischen und amerikanischen Commilitonen sich an einer der hervorragendsten Culturstätten England's den Wissenschaften widmen, indem sie zugleich die körperliche Ausbildung pflegen, bedarf keines Beweises. Cecil Rhodes hat durch die Bestimmungen seines Testamentes vor Allem auch gezeigt, daß er kein Deutschenhasser ist, und deshalb ist sein letzter Wille wohl geeignet, auch nach dieser Richtung hin in versöhnlichem Sinne zu wirken.

Den Ergebnissen der in Frankreich für den 27. April anberaumten allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer wird allgemein mit großem Interesse entgegengesehen. Der Wahlkampf wird sich um so lebhafter gestalten, als im republikanischen Feldlager, abgesehen selbst von den Socialisten, starke Gegensätze zum Ausdrucke gelangen. Den Candidaten, die bereit sind, die Politik des Ministeriums Waldeck-Rousseau zu unterstützen, stellen der frühere Conseilpräsident Méline und dessen Parteigänger Mitbewerber entgegen, die in wichtigen Fragen wie derjenigen des Unterrichts der Regierung die schroffste Opposition zu machen entschlossen sind. Noch ist die Angelegenheit der geistlichen Genossenschaften nicht endgültig gelöst, da dem neuen Parlamente die Aufgabe obliegt, über die von einer großen Anzahl Klöster eingereichten Ermächtigungsgesuche endgültige Entscheidung zu treffen. In dieser Hinsicht können nun die Clericalen zu den Parteigängern Méline's das Zutrauen hegen, daß sie für die geistlichen Genossenschaften eintreten werden, wie sie auch gegen das Vereinsgesetz gestimmt haben, dessen Spitze an erster Stelle gegen diese Corporationen gerichtet war. Die Aufhebung der Loi Falloux über die Unterrichtsfreiheit wird gleichfalls in den sogenannten „progressistes" entschiedene Gegner finden. Gerade durch diese Loi Falloux werden die Clericalen in den Stand gesetzt, unter der Flagge der „Unterrichtsfreiheit" dem Staatsunterricht ein Paroli zu biegen. Der Mittelschulunterricht befindet sich daher zum Theil in den Händen des Clerus, und trotz der bereits vollzogenen Auflösung der geistlichen Genossenschaften, die überhaupt kein Ermächtigungsgesuch eingereicht haben, sind die Jesuiten unter Anderem in der Lage, nachdem sie den Charakter von Weltgeistlichen angenommen haben, als Abbés Gymnasialunterricht zu ertheilen. Hiergegen richtet sich nun der Antrag, die Loi Falloux aufzuheben. Nicht ohne komischen Beigeschmack ist es andererseits, daß gerade die reactionären Parteien das Princip der Freiheit anrufen, während die Unterrichtsfreiheit in Wirklichkeit nur dazu dienen soll, dem Clericalismus auch in Zukunft Vorschub zu leisten. Da die Anhänger des Herrn Méline sich selbst — seltsam genug — als „progressistes" bezeichnen, durften sie sich überall dort, wo die Royalisten und Imperialisten, sowie die Nationalisten keine eigenen Candidaten aufstellten, der Unterstützung von Seiten dieser Oppositionsparteien versichert halten.

Auch in Belgien wird die gesammte öffentliche Meinung durch die parlamentarischen Vorgänge in Anspruch genommen. Die socialdemokratische Partei verlangt mit Ungestüm die Einführung des allgemeinen gleichen Stimmrechts. Das „Pluralvotum", bei dem einzelne Wählerkategorien mit mehreren Stimmen ausgestattet waren, soll beseitigt werden; nur daß die gemäßigteren Liberalen es wenigstens mit der Maßgabe erhalten wissen wollen, daß durch ein gewisses Lebensalter und durch Verheirathung das Recht auf zwei Stimmen beim activen Wahlrecht begründet werden soll. Inzwischen haben bereits socialdemokratische Kundgebungen zu Gunsten des allgemeinen gleichen Stimmrechts stattgefunden, denen blutige Straßentumulte gefolgt sind, und es fehlt nicht an Anzeichen, daß ernsthaftere Ruhestörungen in Belgien zu erwarten sind, falls die Anträge auf Revision der Verfassung, die sich auf das suffrage universel beziehen, nicht zur Annahme gelangen sollten.

Literarische Rundschau.

Neuere Belletristik.

[Nachdruck untersagt.]

1. Jörn Uhl. Roman von Gustav Frenssen. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1901.

Gestalten erstehen, und man meint, sie längst aus vielen Büchern zu kennen; dann aber gewinnen sie ein individuelles Ansehen und führen ein ganz eigenartiges Seelenleben. Landschaftliche Eindrücke werden wach, und man sagt sich: Der und Der hat sie in ganz derselben Weise gerufen, bis man gewahr wird, daß hier eine tiefe, innere Verbindung zwischen den Menschen und dem Stück Erde waltet, auf dem sie wohnen, und daß diese Verbindung selbständig empfunden. Ideen tauchen auf, bei deren bloßer Nennung man an bestimmte Schriftsteller zu denken gewohnt ist, aber sie erfahren persönliche Deutung. Man meint, dieser Roman sei nachgefühlt, wenn man ihn zu lesen anhebt, — man steht unter besonders starkem, ganz reinem Persönlichkeitseindruck, wenn man die letzten Seiten wendet.

Raabe zunächst. Man glaubt, die Eingangssätze des „Jörn Uhl" bei Raabe irgendwo gelesen zu haben, man denkt des „Hungerpastors" bei der Jugendgeschichte dieses Jörn und seines Spielkameraden Fiete Krey, die just so verschiedene Charaktere sind wie der Schustersson und der des Trödlers aus der Kröppelgasse, man findet dieselbe Liebe zu den geistig Armen bei Frenssen wie bei Raabe, ja, der einzige schwere Mangel des neuen Romans: die buchmäßige Sprechweise der Menschen, ist derselbe, unter dem Raabe's Erzählungen immer gekrankt haben. Und Storm'sche Stimmungen werden mit seinen Mitteln hervorgebracht. Man sagt sich bei Schilderung dieses holsteinischen Landes: Storm und wieder Storm, man erlebt es sogar ärgerlich mit, daß der junge Storm leibhaftig mit Müllenhoff die Bauernhöfe, Sagen sammelnd, durchwandert. Diese literarische Abhängigkeit verstimmt zunächst. Aber es ist Vieles in Frenssen's Roman — ich bin mir der Tragweite meiner Worte wohl bewußt —, das über Raabe und selbst über Storm hinausweist.

Eine ganz einfache Geschichte ist es, die Frenssen erzählt: Ein Bauernsohn aus verkommendem Geschlecht ringt hart um den ererbten Besitz. In Mühe und Arbeit schlägt er sich durchs Leben, in Mühe und Arbeit verkümmert seine Seele. Was er sich erkämpft, das entgleitet seinen schmerzenden Händen wieder. Erst in der Niederlage findet er Freiheit; in der Selbstdemüthigung wird er innerlich reich. Frühe Hoffnungen gehen ihm dann spät in Erfüllung. Aeußerlich bietet die Geschichte dieser Lebensführung wenig Besonderes, nichts Außergewöhnliches; aber seelisch ist sie vielsagend und tröstlich. Und dieser Bauernsohn und die Anderen, von denen das Buch erzählt, sind durchaus Kinder eines bestimmten Gaues im

deutschen Lande. Sie wurzeln fest in ihrem Heimathsboden, und dies Stück holsteinischer Erde übermittelt ihnen ein ahnungsvolles Suchen, ein dunkles Wissen von überirdischen Gewalten.

Der diese einfache Geschichte geschrieben, ist im Vollbesitz der Mittel seiner Kunst. Echte Epik ist in diesem Roman. Vielfach und klüglich nutzt Frenssen den Kunstgriff des Erzählers, vorzugreifen; ganz meisterhaft macht er von Episoden Gebrauch. Ein Knabe badet im See, und der Anblick dieses nackten Knaben hilft einem Mädchen die Ehescheu überwinden. Dies Mädchen selbst steht äußerlich seitab vom Gange der Erzählung, innerlich aber hilft ihr Schicksal mitdeuten und mit-erklären. Souverän geht Frenssen über drei lange Jahre militärischer Dienstzeit hinweg; Lügengespinnste, die ein Landsmann den Kameraden erzählt, täuschen über die Lücke hinüber. Aber dann weiß Frenssen auch wieder glänzend zu schildern: wie die Kanonen auf der Höhe bei Gravelotte aufgefahren werden, wie die Geschützklappe auf- und zufliegt, wie die Mannschaft dahinsinkt, wie die Lafette plötzlich gewendet wird, und es heißt: „Kartätschen! . . . Vierhundert Schritt . . ." — das alles ist ganz prachtvoll.

In der epischen Vielheit aber gibt sich eine große Einheit, das Ineinssein, das nur Der empfindet, der mit sich über seine Welt im Reinen ist. Gustav Frenssen selbst ist ein evangelischer Pastor im holsteinischen Lande, und es ist natürlich, daß er auch seinen Roman auf streng christliche Weltanschauung gründet. Aber er docirt nicht, — er gestaltet. Und sein Christenthum trägt durchaus individuelle, persönliche Züge. Nicht nur, daß ihm der Sünder lieber ist als der kaltherzige Gerechte — das hat auch Jesus selbst bekannt; aber es ist etwas Sinnenfrohes in seiner Art. Er sieht es gern, daß Zwei in einer Mainacht sich angehören, ehe sie zum Gemeindeschreiber und zum Pastor gehen, er läßt den Mann am Bett des Mädchens sitzen, mit dem er sich verloben will, und er darf sie heiß in seine Arme pressen. „Du hast hoffentlich nicht die Meinung, daß die Religion von Gott ist und die Natur vom Teufel; sondern sie sind beide von Gott."

Nicht wissen wollen, sondern demüthig ahnen und tragen, das ist der Grundgedanke in „Jörn Uhl". Und aus dieser Idee heraus schildert Frenssen das Schicksalswalten, in seinem räthselhaften Zusammen von Zufälligkeit und Folgerichtigkeit, mit überzeugender Gewalt. Vermißt man stellenweise den Wirklichkeitseindruck, so wird uns dafür eine höhere Wahrheit. Und so legt man das Buch aus der Hand mit dem Bewußtsein, einen Künstler und einen guten Mann in seinem Verfasser kennen gelernt zu haben; mit dem Wunsch, Manches nachzudenken, das man voreilig ausgedacht zu haben glaubte.

2. Unter der Geißel. Eine Erzählung von Ernst von Wildenbruch. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1901.

An ein Bild in dem Museum Wiertz zu Brüssel fühlt man sich gemahnt, liest man die neue Erzählung Ernst von Wildenbruch's: Der Selbstmörder drückt den verrosteten Revolver an die Schläfe, und hinter ihm steht leibhaftig der Böse, unheimlich kichernd und bereit, die arme Seele in Empfang zu nehmen. Es ist eine Erzählung aus den Nachtseiten der Natur, wie man vor hundert Jahren gesagt hätte; das Unheimliche schleicht hinter allen Geschehnissen her und überschattet sie. Das Gespenstische funkelt aus den Augen der Menschen; sie selbst sind wie Schatten, die sich ins Gigantische verzerren, um ebenso schnell wieder zusammenzuschrumpfen. Am Eingang und Ausgang des Buches steht der Wahnsinn. Schreckhafte Visionen bestimmen die Vorgeschichte, ergeben schließlich auch die Lösung. Durch eine solche Vision ist der kecke, scrupellose Reiterofficier Wanderloh zum

Prediger geworden: er hat die Macht des Bösen leibhaftig an sich erfahren. Aber das Ungestüm seines Temperaments ist geblieben, er treibt damit seine Frau in den Wahnsinn. Und dem Wahnsinn verfällt auch seine Tochter, da die Wildheit des elterlichen Blutes in ihr aufbegehrt und sie gleichzeitig unter der Geißel des väterlichen Fanatismus erschaudert. Das Bild wiederholt sich: auch sie sieht den Bösen in dem Mann, der sie raubgierig an sich lockt. Packend hat Wildenbruch dies Nachtbild skizzirt, in großen, markanten Umrißlinien. Aus Schicksalen und Gestalten, aus Hoffen und Lieben fiebert sein eigenes heißes Temperament. Ganz vortrefflich ist ihm die Zwielichtstimmung gelungen; das Schattenhafte der Gestalten, bei denen die scharfgezogene Contour Alles ist, erhöht den gespenstischen Eindruck. Freilich, wie bei solchen Schöpfungen immer: was der Phantasie zu gute kommt, geht auf Kosten des Herzens.

3. Ein Mecklenburger. Roman von Adolf Wilbrandt. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1901.

Es ist ein unruhiges Hin-und-Her in Wilbrandt's neuem Roman; von Berlin greift die Handlung nach Amerika über, von wüsten Goldgräber-Einöden in reiche Städte. Die Collegienhefte werden gegen die Schaufel eingetauscht, diese wieder gegen die Feder des Journalisten. Die freundliche Gelegenheitsmacherin Phantasie ist geschäftig, dieselben Menschen immer wieder an entgegengesetzten Punkten des Erdballs zusammenzuführen, Glück und Zufall legen ihren Lieblingen Schlingen, um sie doch endlich sicher an ihr Ziel zu geleiten. Aeußerlich ist der Wechsel so bunt, daß kein Schauplatz recht deutlich wird, daß es kein Zuhause für den Leser gibt; innerlich geht die Entwicklung folgerichtig vor sich. Noch waren alle Romane Wilbrandt's Erziehungsbücher; er hat seine Freude daran, seine Gestalten das erwerben zu lassen, was ihm selbst als Höchstes im Dasein gilt, das Reifen in vielseitiger Bethätigung und Bildung; und so hat auch dieser Mecklenburger zu lernen. Zwischen zwei Frauen ist er gestellt, schön und verlockend die eine, still und gütig die andere. Von raschem Genuß führt der Weg des Romans zu beglückendem Besitz; zwischen Anfang und Ende der Strecke liegen Entsagung und Arbeit. Einen überlegenen Humor hat Wilbrandt seinem Mecklenburger mitgegeben und ein muthiges Herz; beides hilft vorwärts. Und es ist ein gutes Ziel, zu dem man geführt wird, wenn auch ein etwas theoretischer Wind das Schifflein darauf-hin bläst. Etwas Pathetisches ist in dem Roman, aber dies warme Pathos berührt wohlthuend. Denn Wilbrandt gehört zu den klugen Rednern, die ihre Stimme senken, wenn sie recht eindringlich wirken wollen. Erlebt man auch nicht Alles unmittelbar mit, so bleibt einem doch immer die etwas weibliche Freude, auf-merkend manches kluge Wort zu hören.

4. Felix Notvest. Roman von J. C. Heer. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1901.

Zwei entgegengesetzte Tendenzen machen sich in der Romandichtung unserer Zeit geltend: hier das Streben, den Roman dem Drama anzunähern, eine handlungskräftige Spannung zu erzielen; dort der Wunsch, alles äußerlich Dramatische zu über-winden, durch das Nebeneinander verschiedenartigen Seins tiefere Aufschlüsse, durch seelische Analyse hellere Einblicke zu gewähren, Antheilnahme an Stelle der äußeren Spannung anzubahnen. J. C. Heer gehört zu den Dramatikern des Romans. Er hat

die Geschichte des Pfarrers Notvest erzählt, der seinem Lande ein Fabrikschutzgesetz und nachher ein Alterthumsmuseum schafft, Volksführer und Prophet zugleich. Aber man kehrt nur selten in die stille Arbeitsstube des Pastorates ein, man wirkt und leidet mit Notvest, ohne mit ihm zu leben. Eine recht dämonische Frauengestalt ist dem Prediger gegenüber gestellt; sie sorgt in Liebe und Haß für das Tempo der Handlung. Man wird von Drama zu Drama fortgeschleift, und diese Dekalogie soll gleichzeitig episch den Uebergang der Bauerngemeinde, der Notvest vorsteht, in einen Industrieplatz zur Darstellung bringen. Aber die dramatische Vielheit ergibt auch episch keine Einheit. Und mancher Leser wird sich nüchtern trinken am Wein der Heer'schen Superlative.

5. Liebe. Erzählungen von M. E. delle Grazie. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1902.

Stimmung und Kraft scheinen dieser novellistischen Kunst eigen zu sein. Man glaubt unter den Bann eines starken Temperaments zu treten. Mit wenigen, wenn auch conventionellen, Strichen sind die Charaktere gegeben; sie stellen sich einander so gegenüber, daß Gegensätze scharf auf einander prallen. Vor Allem: raffinirte, künstliche Stimmunggebung flimmert über dem Ganzen. Diese Novellen muthen decorativ an. Für jeden Vorgang werden besondere Lichteffecte geschaffen, immer ist der Schauplatz so gewählt, daß er zu den Ereignissen in künstlichen Einklang tritt; die Haltung der Personen wird malerisch bestimmt. Vergleiche wuchern auf, die Sprache ist gewählt und auch gesucht, die Geschehnisse sind wie leuchtende Farbenflecke in den Bericht hinein getragen. Entkleidet man die Erzählungen aber dieser decorativen Wirkung, so bleibt nur wenig übrig. Was Kraft schien, muthet nun als Manier an, die Stimmung kennzeichnet sich als Künstelei, die Leidenschaft wirkt theatralisch, die Schmucküberladung epigonenhaft. Zur Erklärung oder Entschuldigung der Schicksalswirren, die sie zeichnet, sagt delle Grazie: „So war das Leben auch hier nicht anders, als es immer und überall ist: brutal und wunderbar zugleich". Gewiß; doch wenn sich die Wirklichkeit so spiegelt, — sollte das nicht Schuld des Spiegels sein?

δq. **Aus Eduard Lasker's Nachlaß.** Herausgegeben von Dr. Wilhelm Cahn. Erster Theil: Fünfzehn Jahre parlamentarischer Geschichte (1866—1880). Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1902.

Es ist oft gesagt worden, daß die Namen der Führer im parlamentarischen Kampfe, die einstmals vornean im Interesse des Publicums standen, merkwürdig schnell dem Verhängniß der Vergessenheit oder der Vergeßlichkeit verfallen. Lasker galt in den Jahren, da er auf der Höhe seines Ruhmes stand, für einen der populärsten Männer, wenn nicht den populärsten überhaupt im ganzen Reichstage. Mit der neuen Wendung der Reichspolitik und der Parteigruppirung verblaßte sein Name, und vollends bald folgte sein früher Tod. Er hat es verdient, daß Freunde jetzt bemüht sind, das Gedächtniß zu erneuern, indem sein Nachlaß an die Oeffentlichkeit gebracht wird. In dem vorliegenden ersten Bändchen spricht er zu uns in einem Rückblick auf die fünfzehn Jahre parlamentarischer Geschichte, an denen er so hervorragenden Antheil genommen. Zwei bemerkenswerthe Briefe von Rudolf von Bennigsen an Lasker und an den Herausgeber sind angehängt. In einem zweiten und dritten Bande sollen folgen: „Lasker's Briefwechsel mit politischen Freunden", „Politische Aufsätze" u. s. w., dann seine wichtigsten Reden und Biographisches.

ϱ. **Idealismus.** Von Prof. Dr. Chr. Muff, Rector der Königl. Landesschule Pforta. Dritte, wesentlich vermehrte Auflage. Halle a. S., Richard Mühlmann's Verlagshandlung (Max Grosse). 1902.

Ein anregendes Buch, dessen Ausführungen — wie z. B. über die Stellung der Frau im modernen Leben oder die Gleichwerthung Heinse's und Heine's — man nicht durchweg beistimmen mag, das aber den aus dem Begriff eines falschen Realismus entspringenden Verirrungen mit einem sittlichen Ernst und einer Fülle des Wissens entgegentritt, die nicht ohne Eindruck bleiben konnten und in der That nicht geblieben sind, wie diese neue Auflage beweist. Wenngleich fest auf seinem positiven Standpunkte stehend, sowohl in religiösen wie ästhetischen Dingen, müssen wir doch als einen hervorstechenden Zug an Muff's Art und Weise bezeichnen, daß er zwar bestimmt in seinen Urtheilen ist, aber niemals hart wird und vor Allem immer gerecht bleibt, auch wo er abweichende oder diametral entgegengesetzte Anschauungen zu bekämpfen hat. Es ist ein ehrlicher Kampf und geführt mit loyalen Waffen; der Verfasser nützt seiner Sache, indem er auch im Gegner das ehrliche Wollen respectirt. Man lese nur, was er über Tolstoi, über Ibsen, über Gerhart Hauptmann, Sudermann, Max Halbe sagt, und vergleiche damit das treffende Wort, mit dem er das „Ueberbrettl" charakterisirt. Und ebenso in der bildenden Kunst, in der Wissenschaft, in der Philosophie. Wer würde von den Blättern nicht ergriffen werden, die Muff dem einstigen Schüler der Pforta, Friedrich Nietzsche, „dem geistesstarken alumnus Portensis" widmet; und wer möchte leugnen, daß seine Warnung vor den Irrlehren des „Dr. Antichristianissimus" um so nachdrücklicher wirkt? Die sehr ausgedehnte Literaturkenntniß des Verfassers, die von den ältesten bis zu den jüngsten Autoren reicht, und die Freudigkeit und Wärme seiner Ueberzeugung, sein schöner Glaube an die siegreiche Kraft des Idealismus vereinen sich, um den Leser im Streite der Meinungen zu orientiren und ihn darüber zu erheben.

χσ. **Strategische Erörterungen,** betreffend die vom General von Schlichting vertretenen Grundsätze. Von A. von Boguslawski, Generalleutnant z. D. Mit einer Uebersichtskarte und vier Skizzen. Berlin, A. Eisenschmidt. 1901.

Die strategischen Erörterungen Boguslawski's verdanken, wie der Titel sagt, ihre Entstehung den von Schlichting vertretenen Grundsätzen. Während dieser in der Theorie zwar der Freiheit des Handelns huldigt, gestalten sich dennoch die nach seinen Grundsätzen ausgeführten Uebungen oft zu Schablonen. Weniger denn je erlaubt aber der heutige Stand der Kriegswissenschaft das Haften an eingeübten Gefechtsbildern, und mehr denn je werden die Waffen des Geistes den Sieg über die Materie davon tragen. Den Beweis für die Richtigkeit dieses Satzes erbringt Boguslawski durch kritische Betrachtung sowohl der Napoleonischen als auch der Moltke'schen Feldzüge. Manch zündendes Wort, manch ernste Mahnung, aber auch manch freimüthige Aeußerung tönen durch die Erörterungen, die sich auf eingehendes Studium und reiche Kriegserfahrungen stützen und mit der Bemerkung schließen: „Die Mittel wechseln, die Grundsätze und die Kunst bleiben dieselben. Dieser Behauptung vor Allem galt die Beweisführung, die ich in dieser Schrift an der Hand der Geschichte versuchte. — Kein Schema, keine absolute Vorschrift eines Verfahrens für die Strategie! Gebrauch der durch die Zeit und die Verhältnisse dargebotenen Mittel in ihrer Mannigfaltigkeit. Das ist die Kunst, und so wird sie stets bleiben."

ϱ. **Riviera, Südfrankreich, Corsica, Algerien und Tunis.** Von Dr. med. Th. Gsell Fels. Fünfte Auflage. Mit 24 Karten und 30 Plänen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1902.

Es war noch ein Verdienst des bisherigen, inzwischen verstorbenen Herausgebers, diesem Rivierabuche die gegenwärtige Gestalt zu geben, in der es sich beim reisenden Publicum eingebürgert und die es auch in der vorliegenden neuen Auflage beibehalten hat. Außer der gesammten Riviera, von Via Reggio über Nervi, Genua, San Remo, Nizza bis Hyères, umfaßt es auch das ganze Gebiet des mittäglichen Frankreichs auf der einen, der italienischen Seen und der Winterkurorte am Südabhange der Alpen auf der anderen Seite, erschließt die Gebirgswelt Corsica's und leitet hinüber zu den Küstenländern Nordafrika's, Algerien und Tunesien, bis zu den Oasen der Saharawüste. Die Vorzüge der Meyer'schen Reisebücher sind bekannt und finden sich in diesem wieder, das sich als ein zuverlässiger Rathgeber und Führer aller Derjenigen längst bewährt hat, die, sei es, einen Winteraufenthalt jenseits der Alpen und an der Küste des westlichen Mittelmeeres suchen, sei es, diese Gebiete nur bereisen wollen. Ganz vorzüglich sind die zahlreich beigegebenen Karten und Pläne; doch das versteht sich beim Bibliographischen Institut von selbst.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 18. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achelis. — Leo N. Tolstoi. Von Thomas Achelis. Berlin, Gose & Tetzlaff. 1902.

Auf! — Kunstgewerbe-Entwürfe von Bruno von Wahl. München, Verlag der Vereinigten Kunstanstalten. 1902.

Bahr. — Premièren. Winter 1900 bis Sommer 1901. Von Hermann Bahr. München, Albert Langen. 1902.

Berend. — Allerlei Poeterei. Von Alice Berend. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. O. J.

Berges. — Die Gesundbeterin. Erzählung aus dem amerikanischen Leben. Von Philipp Berges. Breslau, S. Schottlaender. 1902.

Bernstein. — Die heutige Einkommensbewegung und die Aufgabe der Volkswirthschaft. Von Eduard Bernstein. Berlin, Verlag der socialistischen Monatshefte. 1902.

Billia. — Difendamo la famiglia. Saggio contro il divorzio e specialmente contro la proposta di introdurlo in Italia. Per Lorenzo Michelangelo Billia. Seconda edizione. Torino, Ufficio del nuovo risorgimento. 1902.

Brennert. — Die Hasenpfote. Tragikomödie in einem Aufzug von Hans Brennert. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. O. J.

Brennert. — Die indische Amme. Komödie in einem Aufzug von Hans Brennert. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. O. J.

Brennert. — Der Wackelstein. Komödie in einem Aufzug von Hans Brennert. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. O. J.

de la Brète. — Vieilles gens, vieux pays. Par Jean de la Brète. Deuxième édition. Paris, Librairie Plon. 1902.

Castle. — Nikolaus Lenau. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Von Eduard Castle. Mit neun Bildnissen und einer Schriftprobe. Leipzig, Max Hesse. 1902.

Coynart. — Une sorcière au XVIIIe siècle. Marie-Anne de la ville. 1680—1725. Par Ch. de Coynart. Avec une préface de Pierre de Ségur. Paris, Hachette et Cie. 1902.

Delitzsch. — Babel und Bibel. Ein Vortrag von Friedrich Delitzsch. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1902.

Duden. — Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Von Dr. Konrad Duden, Gymnasialdirector. Nach den für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz gültigen amtlichen Regeln. Siebente Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1902.

Eckart. — Wahlsprüche, Devisen und Sinnsprüche der Welfenfürsten. Von Rudolf Eckart. Hannover, Fr. Ruhtmeyer. 1901.

Einstein. — The italian renaissance in England. Studies by Lewis Einstein. New York. The Columbia University-Press, Macmillan company. 1902.

Ernst. — Lenau's Frauengestalten. Von Adolf Wilhelm Ernst. Stuttgart, Carl Krabbe. 1902.

Fick. — Praktische Grammatik der Sanskrit-Sprache für den Selbstunterricht. Von Richard Fick. Zweite Auflage. Wien, A. Hartleben. O. J.

Fontanella. — Schönheit, Scham und Liebe im Haushalte der Natur. Der Frauenwelt gewidmet von Alphons Fondanella. Serajewo, J. Studnicka & Co. 1902.

Frittelli. — Foglie morte. Di Ugo Frittelli. Città di Castello. S. Lapi. 1902.

Gesetze über das Urheberrecht in allen Ländern nebst den darauf bezüglichen internationalen Verträgen und den Bestimmungen über das Verlagsrecht. Zweite Auflage, durchgesehen von Professor Ernst Röthlisberger-Bern. Leipzig, G. Hedeler. 1902.

Gilbert. — La guerre sud-africaine. Par G. Gilbert. Préface de M. le général Bonnal. Avec deux portraits de l'auteur et quinze cartes ou croquis. Paris, Berger-Levrault & Co. 1902.

Goethe-Briefe. — Herausgegeben von Philipp Stein. Lieferungs-Ausgabe. Erste Lieferung. Berlin, Otto Elsner. 1902.

Gorki. — Die Geschichte eines Verbrechens. Ausgewählte Erzählungen von Maxim Gorki. Autorisirte Uebersetzung von Stefania Goldenring. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Gorki. — Die Kleinbürger. Schauspiel in vier Acten. von Maxim Gorki. Berlin, Bruno Cassirer. 1902.

Groll. — Ein aufklärendes Wort über das Gesundbeten. Die christliche Wissenschaft und der Spiritismus. Von Jacques Groll. Berlin, Commissions-Verlag von F. Schlosser. 1902.

Hagen. — Neuer Hinweis auf die wissenschaftlich-literarischen Arbeiten des Philosophen Edmund's von Hagen. Berlin, im Selbstverlage des Verfassers. 1902.

Hauser. — Lehrer Johannes Johansen. Erzählung von Otto Hauser. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1902.

Heller. — Volkslieder in modernem Gewande. Von Leo Heller. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. O. J.

Hellmut-Hell. — Gestern und heute. Gedichte von Hellmut-Hell. Berlin, M. Lilienthal. 1902.

Helmolt. — Weltgeschichte. Unter Mitarbeit hervorragender Fachgelehrten herausgegeben von Hans F. Helmolt. Achter Band. Erste Hälfte. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1902.

Hermann. — Wilhelm Busch. Von Georg Hermann. Berlin, Gose & Tetzlaff. 1902.

Herre. — Europäische Politik im Cyprischen Krieg. 1570—1573. Von Paul Herre. Erster Theil. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. 1902.

Heyse. — San Pigilio. Novelle von Paul Heyse. Illustrirt von Fritz Neiß. Stuttgart, Carl Krabbe. O. J.

Holtzmann. — Religionsgeschichtliche Vorträge von Oscar Holtzmann. Giessen, J. Ricker. 1902.

Hudson. — Psychische Heilkunde. Christliche Wissenschaft u. s. w. Von Thomson Jay Hudson. Leipzig, Arwed Strauch. O. J.

Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1901. Achter Jahrgang. Herausgegeben von Rudolf Schwarz. C. F. Peters. 1902.

Kircheisen. — Bibliographie Napoléon's von F. Kircheisen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1902.

Knorr. — Gedichte von Josefine Freiin von Knorr. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1902.

Kopp. — Die Bühnenleitung August Klingemann's in Braunschweig. Mit einem Anhang: Die Repertoire des Braunschweiger Nationaltheaters. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte des 19. Jahrhunderts. Von Heinrich Kopp. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1901.

Kuhl. — Bonaparte's erster Feldzug 1796, der Ausgangspunkt moderner Kriegführung. Von Kuhl. Mit fünf Uebersichtsskizzen und zehn Textskizzen. Berlin, R. Eisenschmidt. 1902.

Kurella. — Frauenbriefe. Von Marie Kurella. Berlin, Freund & Jeckel. 1902.

Lehaucourt. — Histoire de la guerre de 1870—1871. Par Pierre Lehaucourt. Tome II. Paris, Berger-Levrault & Cie. 1902.

Leinhaas. — Erinnerungen an Victoria Kaiserin und Königin Friedrich. Von G. A. Leinhaas. Mainz, in Commission bei Victor von Zabern. 1902.

Lenau's Gedichte. — Stuttgart, Carl Krabbe. 1902.

Lent. — Im Sommer. Zwei Novellen von Gertrud Lent. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. O. J.

Manteuffel. — Preußens auswärtige Politik 1850 bis 1858. Unveröffentlichte Documente aus dem Nachlasse des Ministerialpräsidenten Otto Freiherrn von Manteuffel. Zweiter Band: 1852—1854. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1902.

Meisel-Hess. — Fanny Roth, eine Jungfrauengeschichte. Von Grete Meisel-Hess. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. O. J.

Möbius. — Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes. Von P. J. Möbius. Vierte Auflage. Halle a. S., Carl Marhold. 1902.

Morský. — Weltuntergang. Pygmalion. Von Makár Morský. München, Druck von Franz Stein. 1902.

Müller. — Der Beruf und die Stellung der Frau. Von Johannes Müller. Leipzig, Verlag der „Grünen Blätter". 1902.

Müller. — Gedichte von Gustav Adolph Müller. Cassel, Carl Vietor. 1902.

Müller-Waldenburg. — Reclame! Lebensbild in einem Act. Von Walther Müller-Waldenburg. Wiesbaden, Selbstverlag des Verfassers. (Auslieferung: Leipzig, Karl Knobloch.) O. J.

Nitsch. — Dummheiten. Lachende Märchen von Harry Nitsch. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1901.

Nolhac. — Louis XV. et Marie Leczinska. Par Pierre de Nolhac. Sixième édition. Paris, Calman-Lévy. 1902.

Paeuer. — Der Kampf um Wohlfahrt. Von Karl Paeuer. Graz, im Selbstverlag des Verfassers. 1901.

Paul. — Heroische Komödien. Von Adolf Paul. Erste Folge. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1902.

Peabody. — Abendstunden. Religiöse Betrachtungen von Fr. G. Peabody. Autorisirte Uebersetzung von E. Müllenhoff, mit einem Vorworte von Otto Baumgarten. Gießen, J. Ricker. 1902.

Pichler. — Der Nordstern und Anderes. Acht Novellen von Helene Pichler. Zweite Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1902.

Rachel. — Elisa von der Recke. Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendtagen. Herausgegeben von Paul Rachel. Mit elf Abbildungen und einer Wappentafel. Zweite, unveränderte Auflage. Leipzig, Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung. 1901.

Reichsland, Das. Monatshefte für Wissenschaft, Kunst und Volksthum. Herausgegeben von G. Koehler. Erster Jahrgang, erstes Heft. Metz, Rudolf Lupus. April 1902.

Religion. — Weltliebe. — Von einem Christen. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

Samson-Himmelstjerna. — Die gelbe Gefahr als Moralproblem. Von H. v. Samson-Himmelstjerna. Berlin, Deutscher Kolonial-Verlag. 1902.

Schlossar. — Die beiden Freunde. Dramatisches Gedicht von Richard Schlossar. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

Schwab. — Wolkenschatten und Höhenglanz. Gedichte von Gottfried Schwab. Augsburg, Lampert & Co. 1902.

Schwemer. — Restauration und Revolution. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Richard Schwemer. Leipzig, B. G. Teubner. 1902.

Stenglin. — 's Re'ment. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Sternheim. — „Fanale!" Von Sternheim. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1901.

Storm. — Eekenhof. Im Brauerhause. Zwei Novellen von Theodor Storm. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902.

Storm. — Schweigen. Von Theodor Storm. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902.

Storm. — Zwei Weihnachtsidyllen. Von Theodor Storm. Vierte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902.

von Strauss-Torney. — Balladen und Lieder von Lulu v. Strauss-Torney. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1902.

Suremain. — Mémoires du lieutenant-général de Suremain. (1794—1815.) Avec deux portraits. Paris, Librairie Plon. 1902.

Sybel-Quiggin. — Prinz Eugen von Savoyen. Von Heinrich von Sybel. Edited with introduction, notes and index by E. C. Quiggin. Cambridge, at the University press. 1902.

Tetzner. — Die Slawen in Deutschland. Beiträge zur Volkskunde der Preussen, Litauen und Letten u. s. w. Von Franz Tetzner. Mit 215 Abbildungen, Karten und Plänen, Sprachproben und 15 Melodien. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1902.

Tovote. — Die Leichenmarie. Novellen von Heinz Tovote. Berlin, F. Fontane & Co. 1902.

Vendramin. — High-Life. Groteske Komödie in vier Acten. Von Lorenz Vendramin. München, Albert Langen. 1902.

Voß. — Allerlei Erlebtes. Von Richard Voß. Mit einem Jugendporträt des Verfassers. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1902.

Walcker. — Die Duellfrage. Von Karl Walcker. Leipzig, Roßberg & Berger. 1902.

Wallé. — Materialien zur Kritik des Doctor-Ingenieurs. Ein Beitrag zum Promotionsrecht der Technischen Hochschulen. Verhandlungen, Vorschriften, Petitionen und Berichte mit einer Einleitung von P. Wallé. Berlin, Commissionsverlag von Eugen Grosser. 1902.

Walther. — Tiefurt, der Herzogin Anna Amalia Musenheim. Ein Führer und Erinnerungsblatt mit Plan und Lichtbildern von Kuno Walther. Weimar, Hermann Böhlau's Nachf. 1902.

Weyde. — Wörterbuch für die neue deutsche Rechtschreibung. Nach den seit 1902 für das Deutsche Reich, Oesterreich und die Schweiz amtlich gültigen Regeln bearbeitet von Johann Weyde. Wien, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag. 1902.

Willemoes-Suhm. — Savonarola. Tragödie in fünf Acten. Von Helene von Willemoes-Suhm. Zweite Auflage. Berlin, Franz Grunert Sep.-Conto. 1902.

Zahn. — Kämpfe. Eine Erzählung aus den Schweizer Bergen von Ernst Zahn. Zweite Auflage. Zürich, Th. Schröter. 1902.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Der Andere.

Novelle in Briefen.

Von

Eva Ber.

[Nachdruck untersagt.]

(Schluß.)

Prigli, 16. August.

Liebster!

Du bist fort, die Mutter ist schlafen gegangen. Ich bin allein ... den ganzen Tag habe ich den Abend herbei gesehnt, diese Stunde, die jetzt gekommen ist. So würde die Lampe brennen — so würde ich dasitzen und den Kopf in die Hände stützen und auf den Sturm horchen. Ganz allein würde ich sein, mit dem, was ich Dir zu sagen habe ... Vielleicht schreibst auch Du mir zu dieser Stunde, und ich habe morgen Deinen Brief, in dem Du die stumme Frage Deiner Augen, mit der Du mich den ganzen Tag verfolgt hast, zu Worte zwingst. Ja, es war ein Unglück, daß Dahlen kam. Nicht bloß, weil er der gewisse Dritte, der Störenfried unserer Idylle zu Zweien war. Ich hätte ihn freilich weniger kurzsichtig gewünscht. Aber das viel Verhängnißvollere war, daß er mich als weltweise Frau behandelte, die abgeklärt über dem Leben steht und die auch die letzte Nervosität der Rückblicke überwunden hat. Ach, dann hätten Erinnerungen keine Macht mehr über mich! Es gäbe kein Wort, das mir weh thäte, keins, das mich lächeln macht ... denn das ist das Bitterste, daß sich der Glückswahn jener vergangenen Ehekomödie wie ein süßes Gift darunter mischt. Todtgeglaubtes steht wieder auf — eine weiche, verführerische Männerstimme klingt mir im Ohr — lachende Jugendlust fällt mir ein, verliebte Thorheiten, die man nur einmal im Leben begeht ... Ich muß die Augen schließen und zurück horchen, ich muß die Fäuste ballen und diesen Erinnerungen fluchen, die doch alle besudelt sind! Mir's von der Seele schreiben! War das die Sehnsucht, die mich den ganzen Tag umtrieb? Wird's besser werden, wenn Du mich in die Arme nimmst und „Poverina" zu mir sagst? ... Sieh, ich war ein thörichtes, unerfahrenes Kind, als ich heirathete. Nicht den Jahren nach, mit dreiundzwanzig Jahren sollte man

sich nicht mehr so blind und gewissenlos verlieben wie ich. Aber ich stand da, starr und einer Welt zum Trotz, und sagte, ich wollte mein Leben leben, wie mir's gefiele! Das war ein Wort von ihm, an das ich mich klammerte, weil es mir ein Recht auf diese sinnwidrigste Heirath zu geben schien. Er war Jude, Schauspieler. Aber sein Künstlerthum war keins von denen, das den Menschen adelt und auf die Höhe hinauf stellt. Er blieb in der schlauen Mitte, wo man am müheloseſten Geld verdient. Geld und Weiber! Darum drehte sich für ihn die Welt. Er war eben durch und durch Jude und hatte die rein sinnliche Weltanschauung des Orientalen. Dabei das gewisse deutsche robuste Pochen auf die Männlichkeit, das ihm einen brutalen Ausdruck um den Mund verlieh. Sonst war er ein schöner, ungemein fesselnder Mensch — liebenswürdig, geistvoll und bezaubernd, selbst wenn ihn gesellschaftliche Ungewandtheit linkisch machte. Ich fühlte mich ihm überlegen und zugleich bis zur Unterwürfigkeit bezwungen. Ich hatte ihn bei Bekannten kennen gelernt. Später kam er auch zu uns ins Haus. So sehr er sich den Anschein gab, meine Lebensgewohnheiten, meinen Sinn für Luxus, meinen eleganten Kreis von Freundinnen und Freunden zu verhöhnen, so übte das Alles doch einen heimlichen Zauber auf ihn aus. Er kam und blieb und warb mit aller Gluth und Kühnheit, deren er fähig war, um mich. Die Kluft, die ihn, den bohème-Menschen, von mir trennte, reizte ihn in einer verwegenen Waghalsigkeit sich vor mich hin zu stellen, dunkel, unentrinnbar wie das Schicksal. Aber ich lächelte zu ihm auf, als ich sagte: „Ja, ich will Deine Frau werden!" Ein verheißungsvolles Lächeln — ein Lächeln voll unsinniger Versprechungen, von deren Wesen ich doch nur ein scheues Ahnen hatte. Aber er hörte nur das erbetete, das verfluchte Ja! ... Die Mutter, die Verwandten, sie machten mir Vorstellungen. Ich stand dabei mit matten, herabhängenden Armen, kaum daß ich ihnen abwehrte, so unsäglich nutzlos erschien mir jedes ihrer Worte. Man ließ meine Schwester kommen, die in Livland lebte. Als sie mich sah, blaß und kraftlos geworden durch all' den Widerstand, da bekreuzigte sie mich und sich und ebnete mir die Wege. Er litt damals meinetwegen. Nicht bloß aus Angst, daß ich ihn Familienrücksichten hinopfere, nein, er wußte mich so sensitiv und verzweifelte fast, weil er mich nicht vor aller Unbill beschützen konnte. Er war unfähig, Abends aufzutreten, Rollen zu lernen, sein ganzes Schauspielermetier ödete ihn an. Er löste seinen Contract und nahm Urlaub. Als wir geheirathet hatten, zogen wir fort von Berlin. In einem kleinen Städtchen am Rhein verbrachten wir das erste Jahr unserer Ehe. Ich mag Dich nicht quälen mit dieser Zeit. Es war ein in den Tag hinein leben, ein Rausch, auf den der Katzenjammer für ein Temperament wie das meines Mannes unausbleiblich war. Ich — ich verschenkte mich, und wie ein Wunder war mir's, daß immer Neues in mir auflebte, ein unbegrenzter Reichthum an Glückseligkeit, die ich ihm zu geben bereit war. Da zogen wir nach Berlin zurück. Er hatte eine vortheilhafte Regisseurstelle an einem Theater offerirt bekommen. Das bedeutete Geld und eine ihm sympathische Beschäftigung; kurzum, das alte Milieu, nach dem er sich allmählich zurücksehnte. Wir mietheten uns in der Lützowstraße ein, und um mich für

die Abende, die er im Theater zubringen mußte, zu entschädigen, schlug er mir vor, meine Bekannten wieder aufzusuchen. Ich war bald genug und ohne es eigentlich zu wollen wieder von der früheren Geselligkeit umstrickt. Meinem Mann schien es zu schmeicheln, wenn in den Zeitungen die Frau Meier-Ganischin erwähnt wurde, da als Patronesse eines Bazars, dort auf dem Fest des russischen Botschafters oder bei * * in lebenden Bildern. Ich aber freute mich immer nur auf das nach Hause kommen. Wenn er mich dann an der Flurthüre empfing, aus den Pelzen heraus wickelte, mich in seinem Zimmer, nachdem er alle elektrischen Flammen aufgeknipst, auf den Schoß nahm und halb spöttisch, halb verliebt mich fragte: „Wer hat heute mein schönes Frauchen schön gefunden?" — Dann erwachte erst in mir die eigentliche Daseinsfreude und damit die Nebenherfreude, bewundert worden zu sein ... Ich beichtete rückhaltslos und Alles. Es war ja immer dasselbe. Manchmal war ich müde und plapperte wie ein Pensum herunter, wen ich Alles gesehen, mit wem ich soupirt und mit wem getanzt. Einmal schlief ich an seiner Schulter ein, und seine heiße Stimme weckte mich, indem er sagte: „Das hättest Du mir erzählen sollen! Das war unschlau!" Ich war verwirrt, sann nach und zog die herab geglittene Decolletage an meinem Kleide hoch — richtig! Einer hatte sich die Veilchen abgebettelt, die ich da vorne stecken hatte! ... Die Menschen, die wir bei uns sahen, waren Alle aus seinem Kreis. Ich scheute mich unwillkürlich, zu diesen ramponirten, verschminkten Gesichtern und der oft rüden Conversation meine Bekannten einzuladen. Nur Dahlen kam ab und zu und schien mich aus listig herab gezogenen Augenwinkeln zu bemitleiden. Namentlich wenn mein Mann die Geschmacklosigkeit hatte, mich in einer indiscreten Paschalaune anzupreisen. Da waren kleine, verkümmert aussehende Schauspielerinnen, mit denen ich ein Herz voll Mitleid hatte, und prätentiöse Emancipirte, vor denen ich mich meiner Nutzlosigkeit schämte. Aber sie Alle feindeten mich innerlich an, weil ihnen meine Luxusexistenz als mein größter weiblicher Reiz von einem der Ihrigen rücksichtslos zum Bewußtsein gebracht wurde. Die Männer machten mir den Hof — unzweideutig in ihrer durchsichtigen Zweideutigkeit. Doch wenn ich meinem Mann die plumpen Anspielungen wiederholte, verlachte er meine Prüderie und schalt mich ein Närrchen, das Alles für baare Münze nahm. Aber ich war nicht immer bloß Spielzeug in den Händen dieses Mannes. Er hatte auch Gönner-Anwandlungen, in denen er mich an seiner Arbeit Theil nehmen ließ. Ich mußte Proben besuchen und mein Urtheil abgeben. Namentlich, wenn es sich um neue Stücke handelte, über die er beim Durchlesen und beim Einstudiren noch kein klares Urtheil gewonnen hatte. Mein naiv künstlerisches Empfinden war ihm von Werth; und dann meine Musik — von der konnte er nie genug bekommen. Stunden lang mußte ich ihm spielen, Alles, was mir so durch den Sinn kam. Einmal war mir eine Melodie aus den Fingern geflossen zu den Worten aus der „Versunkenen Glocke": „Du bist die Schwinge meiner Seele, Kind, zerbrich mir nicht! — Wenn Du mich nicht zerbrichst!" — und fast unbewußt gab ich's mit halber Stimme an. Da kam er hinter dem Flügel vor, die Hände in die Taschen vergraben, mit

dem schwerfälligen und doch elastisch weichen Schritt, der ihm eigen war. Ich schaute zu ihm auf und erschrak vor dem Ausdruck höchster Qual in seinen leidenschaftlichen Augen. Aber ich war so gewöhnt an seine unberechenbaren Stimmungen, daß ich nicht weiter nachforschte. Ja — ich war glücklich! Ich liebte ihn so über alle Maßen, daß es mir keinen Augenblick einfiel, wie gefährlich schwankend die Basis war, auf der unsere Liebe balancirte. Auf die Erbitterungen, die wohl bisweilen vorkamen, folgte doch immer die Versöhnung. Es gab freilich Tage, an denen er in diabolischer Laune Alles niederriß, was ich an ihm liebte, bewunderte, für was ich schwärmte . . . Doch dann bat er so reuevoll um Verzeihung und schalt sich einen rohen Gesellen, der meiner nicht werth sei, und lag auf den Knieen vor mir . . .

Es war ganz unerwartet, es war wie ein Faustschlag in mein voll Güte ihm zugewendetes Gesicht, daß das Ende kam. Es war auf einem Gastspiel in Breslau. Ich war zu Hause geblieben, weil ich mich nicht wohl genug für die Reise fühlte. Ich war so elend, daß ich mich zu Bette legen mußte, und meine Schwester, die gerade in Berlin war, kam zu mir und pflegte mich. Das dämmerig verhängte Krankenzimmer, in das sich eine blasse Februarsonne hinein stahl, die leise Stimme meiner Katia, die mir längst vergessene russische Kindergeschichten vorlas, die Veilchen neben meinem Bette, seine Lieblingsblumen — nie vergesse ich den Frieden dieser Zeit, dem ich so wollüstig heimliche Sensationen verlieh, indem ich mir das Wiedersehen mit dem geliebten Mann ausmalte . . . Da kam sein Brief. Ohne Anrede, knappe zwei Seiten, auf denen er mich bat — nein, von mir forderte, daß ich ihn frei gebe. Er sei fertig mit mir. Ich sei todt und abgethan für ihn. Müde, bis zum Ekel müde, sei er unserer Ehe. Er könne sich sein Leben nicht mehr länger von mir compliciren lassen. Schon lange fühle er den innerlichen Zusammenbruch, aber er sei thöricht genug gewesen, mich immer wieder mit der Wahrheit zu verschonen. Nun aber sei er unwiderruflich entschlossen, sich von mir zu trennen . . . Vielleicht hat er geglaubt, ich würde in meiner körperlichen Schwachheit leichter nachgeben. Er war ja so klug, so kaltblütig berechnend. Er war vor Allem gesund, nicht fieberkrank wie ich. Ich war nun zerbrochen.

Ich verbarg seinen schrecklichen Brief unter meinem Kopfkissen — ich hatte nur noch den einen Gedanken, daß meine Schwester nichts von meiner Schmach erfahre . . . Wie's endlich Nacht wurde und ich allein war, stand ich auf und tastete mich zum Schreibtisch, um ihm zu antworten. Ich war in Todesnoth! Ich zermarterte vergeblich mein Erinnern nach einem Grund für diesen brutalen Abschied. Ich fand nichts — nichts . . . Da warf ich alle Scham, allen Stolz von mir wie Qualen, und bettelte um Erbarmen!

Das hatte er nicht erwartet. Als er mich gesund wußte, schrieb er neue Briefe. Er beschuldigte mich, daß ich ihn betrogen habe. Er nannte Namen und drohte mit Scandal. Sieh', noch heute erschüttert mich diese Lüge. Ich, die ihm immer nur gegeben, mit vollen Händen, nichts zurück behaltend, kein kleinstes Liebesgnadenbrot für Andere — mein Bild war nun verzerrt bis zur Unkenntlichkeit — und ich Thörin — ich vertheidigte mich! . . . Ich wußte nicht mehr, um was ich kämpfte. Um diesen Mann? Um meine Liebe? Um

mich selbst? So zerrten und schleiften wir uns durch den tiefsten Koth, und Alles, was an Erbärmlichkeiten gesagt werden kann, das sagten wir uns. Alles, was rein und keusch an meiner Liebe gewesen war, das ging in diesem Raufen zu Grunde... Mein Haß wuchs ins Grenzenlose. Und doch ermattete er zuletzt und erlöschte... Unbarmherzig ging das Leben weiter und nahm mich auf in seinen Alltag, wie wenn mir nichts geschehen wäre... In der ersten Zeit glaubte ich wohl noch immer, wenn ich ihn nur sehen könnte, ihm in die Augen schauen — er müßte begreifen, wie unselig sein Irrthum sei. Aber wir sind nichts und vermögen nichts — nicht mit unserem heiligsten Eid, nicht mit unserem verzweifelten Fluch! Es gibt nur Eines: seinen Lebensirrthum einsehen, resigniren. Langsam, allmählich lernte ich es begreifen.

Heute, wo ich weiß, was ich damals keinem Menschen, keinem noch so klugen Advocaten glauben wollte — daß mein Mann an meiner Unschuld nie gezweifelt, daß mir die Falle systematisch vorbereitet war, in der ich gefangen werden sollte — heute ekelt mir vor jener Komödie, in der ich die pathetische Rolle der Verlassenen gespielt habe. Im Unglück verlor meine Seele ihr Gleichgewicht, und ich benahm mich würdelos. Dennoch — verachte mich nicht!

Ich war so jung! So Vieles in mir war noch nicht einmal geworden und sollte nun roh vernichtet sein. Es war wie ein großes Sterben in mir. Ich kämpfte um mein unausgelebtes Leben. Ich klammerte mich wie an einen Trost an seine Eifersucht und malte mir die Qualen aus, die er meinetwegen leide... das Andere war zu häßlich! Ich verschloß mich mit Willen der Ueberzeugung, daß er nur menschlich — ordinär gelogen, daß der an leichte Aventüren gewöhnte Mann die Ehe selbst mit der vollkommensten Geliebten als Fessel empfinden mußte. So drückend, daß er sich nicht gescheut haben würde, bis zum Mord zu gehen, wenn anders er nicht frei werden konnte. Vielleicht war's auch Rassenhaß, der da zum Ausbruch kam. Vielleicht hat er es nicht ertragen, daß ich „Dame" blieb, trotzdem er mich zu sich herunter zog, und seine gemeine Seele feierte ein Fest, als ich aus meiner Liebe eine Brücke machen wollte, die über alle Beleidigungen hinüber führt... Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß er seiner Pose des unversöhnlich gekränkten Ehemannes treu blieb, und wir wurden geschieden. Ich verlor den Proceß, trotzdem sich meine Untreue nicht beweisen ließ. Aber von dieser Beschuldigung hätte mich auch kein Eid rein gewaschen, und um allen Scandal zu verhüten, brachte man mich dazu, mich scheiden zu lassen. Meine Mutter und meine Schwester drängten zum Abschluß der widrigen Erniedrigung...

Jahre sind darüber hinweg gegangen. Ich wurde wieder froh, wenn auch nie mehr mein altes Selbst. Aber ich ging doch wieder aufrecht meiner Wege und ließ die Erinnerungen immer weiter zurück. Nur manchmal war mir plötzlich zu Muthe wie einem Trinker, der in Wein, viel Wein, ersäufen möchte, was sich nicht vergessen lassen will. Dann mußten die blauen Wölkchen meiner Cigarrette Opiat für die zuckenden Nerven sein... Aber das ganz große, Alles auslöschende Vergessen — das glaubte ich, habest Du mir gebracht! Nicht als Schicksalsgnade empfand ich Deine Liebe, sondern wie ein Recht, das mir zukam, das mir das Schicksal schuldig war. Ich bin nicht demüthig

an jenem Abend in die Knie gesunken — voll Trotz bin ich zum Spiegel getreten und habe meinem Bild zugelächelt wie einer Siegerin. — „Ich will wieder schön und jung sein — ich will wieder das strahlende Königinnenkleid der Liebe tragen!" Aber dieser Eitelkeitsrausch hielt nicht lange vor. Nie hätte ich geglaubt, daß mich — die sich für eine überlegene, erfahrene Frau hielt — die Liebe so schüchtern, so bräutlich glückselig machen könnte! Es war, wie wenn Deine Liebe mich verwandelte. Ich wurde ein neuer Mensch. Da war keine Schwingung mehr in meinem Blut, keine Faser meines Wesens, die nicht Dir — Dir allein gehörte . . . Wenn ich Dir von meinem früheren „Ich" erzählte, so war's, wie wenn ich von einer Fremden spräche, die Dich und mich nichts angeht. Es bedurfte auch nicht der leisesten Heuchelei, Dir immer wieder zu sagen: „Ich bin so glücklich, wie ich mich nicht erinnern kann, es je gewesen zu sein!" Und es war im Scherz mehr als im Ernst, daß ich Dir mit meinen Händen den Mund verschloß, wenn Du mich mit Fragen bedrängt hast. Nein, ich hatte keine Erinnerungen mehr! Nicht einmal die, daß ich mich zuerst meiner Liebe zu Dir erwehren wollte. Ich vergaß, daß Du kein lächelnder Ueberwinder von Vorurtheilen bist — daß Du der Frau, die Du liebst, nichts wegküssen willst. Nun ist mir von außen her ein Halt! zugerufen worden, daß ich mich umschauen mußte und die Trümmer erkannte, auf denen ich ein neues Leben aufbauen wollte. Heini! Krankhafter Wagemuth scheint mir, was ich da unternommen. Liebster — es war Vermessenheit von mir, zu glauben, daß ich jene Zeit vergessen könnte. Ich kann es nicht! Du siehst — ein Mann, ein Wort, und der alte Haß flammt auf und beleuchtet den Jammer, den ich durchlitten . . . Wenn auch die Erinnerungen wieder verblassen, im Hintergrunde meiner mißhandelten Seele werden sie doch immer bleiben. Gibt es denn Menschen, die jemals vergessen können? Wolltest Du mich so —? Ach! nicht dran denken darf ich, wie Du mich wolltest. Wärst Du doch Gott und allmächtig und könntest aus mir die Frau erschaffen, die Du in mir liebst! Die reine, makellose, das unbeschriebene weiße Blatt, auf das Du das Rosenmärchen Deiner Liebe schreibst . . . So wird mich immer Dein fragender Blick verfolgen, der das Vergangene in mir sucht — um mit mir und durch mich zu leiden. O, ich will Dein Mitleid nicht, Liebster! Ich will kein Mitleid, das die Begriffe Deiner Moral übertönt und dessen Du Dich vielleicht heimlich schämst wie einer Schwäche . . . Lieber sei mir der strengste Richter!

Komm morgen nicht zu mir. Ich muß allein sein. Mir ist, als hätt' ich noch viel zu denken, eh' ich Dich wieder sehe! . . . Aber schreib' mir — küss' mich! Deine Sonja.

Bern, 17. August.

Sonja! Dein Brief — dieser schreckliche Brief! Wenn ich das Alles von einer Anderen als von Dir gelesen hätte — mit dem Achselzucken des Nichtbegreifens würde ich die Blätter weggelegt haben . . . Aber das bist nun Du! Dich kann ich nicht einfach weglegen, aus meinem Leben streichen. Du bist so übermächtig! Jetzt mehr denn je. Jetzt bist Du auch in der

Vergangenheit. Die Lücke von dem kleinen Mädchen im weißen Kleid und bloßen Beinchen bis zu der Frau, die Du heute bist — die ist nun ausgefüllt. Was habe ich denn erwartet, daß ich so nach dieser Beichte dürstete? Ein sentimentales Ehegeschichtchen? Einen jugendlichen Irrthum, der säuberlich durch die Scheidung corrigirt wurde? Irgend ein drollig, wehmüthig geweintes Thränlein, das man dem Dummi wegküßt? Nein, tausendmal nein! Um so etwas fiebert man nicht Wochen lang, wie ich's gethan.

O diese Qual — da scheint selbst die unerbittliche Wahrheit besser! Nur dieses fast körperliche Unbehagen, das sie mir verursacht! Ich fühle mich angewidert von der Geschmacklosigkeit Deines Schicksals. O Sonja, Sonja, das hättest Du mir nicht anthun sollen! . . . Und da war Niemand, der Dich vor der Gemeinheit dieses Mannes hätte schützen können? Herrgott im Himmel — keinen lieberen Schuß kann ich mir denken, als den, der diesen Menschen hingestreckt hätte! Hast Du eine Ahnung davon, was der Gedanke für mich bedeutet, daß dieser Andere lebt, athmet, existirt — daß er frech durch dieses schmutzige Leben geht, ungeahndet für das, was er an Dir gesündigt? An Dir, Du mein armes, schönes Lieb! Wie ich mich an Dich halte! Wie ich Dich mir vergegenwärtige, stolz und unnahbar, trotz all Deiner Feigheit! Ja, Du bist feig gewesen. Aber Du übersahst eben die ganze trostlose Situation nicht. Echt weiblich, begriffst Du Deinen Irrthum erst, als es zu spät war . . . Ach, ich fühle nur grenzenloses Mitleid mit Dir, und ich schäme mich dessen nicht. Ich schäme mich auch nicht, daß ich die kühle Correctheit meiner Lebensanschauungen nicht zu Worte kommen lasse. Moralisiren? Zu Schlußfolgerungen gelangen, zu denen ich doch die Kraft nicht in mir fühle? Nein, Sonja, Du hast mich überschätzt oder meine Liebe zu gering taxirt. Aengstlich wehre ich Alles ab, was Dein Bild verunglimpfen könnte. Aus künstlerischem Bedürfniß, aus menschlichstem Egoismus, weil ich die Frau, von der ich nicht lassen kann, wieder schön und anbetungswürdig haben will! Ich schließe die Augen, bis Du wieder vor mir stehst in Deiner einfachen Anmuth — jener unergründlichen Lieblichkeit, die Dir eigen ist. Ein angekränkelter oder auch nur abenteuerlicher Reiz an Dir hätte mich abgestoßen. Aber Dein Wesen äußerte sich immer in vollkommener Grazie. Darum habe ich auch Deinen Brief vernichtet, in dem Du mir wie Brände die Episoden aus Deiner Vergangenheit hinwirfst — da und da! und noch mehr, wenn Du willst! Er nahm mir den Athem. Mir schaudert vor dem heftigen: „Nein, ich werde jene Zeit nie vergessen können!" Sonja, zu welchem Martyrium stempelst Du damit unsere Liebe? Ist nicht meine Eifersucht auf den Mann, der vor mir war, schon Gefahr genug? Was ist Dein Haß gegen den meinen, der ohnmächtig die Hände ballt und mit den Zähnen knirscht? Hättest Du mich gesehen! Du hättest Deinen Träumer wohl schwerlich wieder erkannt. Dir bangt vor einer kleinen Schwachheit, die Deinen Stolz verletzen könnte, aber an den großen Wahnsinn meiner Eifersucht denkst Du nicht. Hüte Dich! Nicht aus Reflexionen, nicht aus einer Unhöflichkeit des Herzens werde ich Dir je wehe thun — die Conflicte, die Dir drohen, schlummern in meinem Temperament . . . Aber ich bin kein

zügelloser Wicht, ich glaube an die Kraft meiner Liebe — ich glaube vor Allem an Dich, und daß Du mir die Hände reichen wirst mit Deinem alten vertrauensvollen Lächeln, wenn ich wieder zu Dir komme. „Wir sind uns bestimmt!" Das möchte ich in Deinen Augen lesen, so stolz zuversichtlich, wie an dem Abend, als wir über Fatalismus stritten und Du die Discussion mit diesen Worten erledigt hast. Ja, ich fühle Dich unentäußerlich mein. Selbst bis in die Schmerzen, die ich Deinetwegen leide und die ich nicht abzuschütteln vermag, weil sie von Dir kommen. Grenzt es nicht fast ans Uebersinnliche, daß ich Dir gestern in der Sturmnacht geschrieben, mich zu Dir schlich und um die Beichte flehte, die Du zur selben Stunde für mich niederschriebst? Sag', ergreift's Dich nicht, daß meine Bitte um Barmherzigkeit zu spät kam? Aber ist nicht die letzte Hülle vor Dir gefallen, fremde Frau, durch Dein ehrliches Bekennen: „ja, ich habe das Glück gekannt und an sein uferloses Zerfließen in das, was mir Ewigkeiten dünkte, geglaubt?" Erkenne ich nicht, so bitterweh es thut, mein Sonnele, in der rückhaltslosen Hingabe an jenen Anderen —? Ja, das bist Du, die Weiche, Weibliche, mit dem zärtlichen Mund und den zarten Armen, die so fest umschlingen können.

Niemand, denn Du liebtest ihn, würde errathen, wie heiß in Deinen ernsten Augen das Irrlichtern der Liebe aufleuchten kann . . . Aber mögen sie alle wie Dein Freund von Dir denken, daß Du kühl und glatt und ohne Gnade wie einst mein Wachspüppchen seist — wenn nur ich um das schlimme und süße Geheimniß weiß! Wenn nur ich vor meiner lieben Frau knieen darf — ich es bin, dem sie die Irrthümer ihres leidenschaftlichen Herzens beichtet! . . . Ich möchte jetzt zu Dir gehen. Ich würde Dich wie einen kleinen Vogel, der sich die Flügel zerschunden hat, in die Hände nehmen. Liebkosen würde ich Dich und bei dem ersten „piep" im alten fröhlichen Tone ließe ich Dich behutsam aus der Hand. Aber Du darfst mir nicht davon flattern!

Nie! Auch nicht, wenn ich Dich einmal rauh anfassen sollte. Sonnele, denk' an unser Nest, das wir zusammen bauen wollen! Ach, nicht abwehren mit dieser müden Handbewegung! Wir wollen tapfer sein. Wir wollen beide versuchen, das Vergangene zu vergessen, wie wenn es nie gewesen wäre. Laß' mich zu Dir! Ich fühle Melancholien um Dich, die ich Dir wegküssen muß, so lange mich diese Ruhe noch über mich selbst hinwegtäuscht . . . Gib dem Boten Antwort, daß Du mich am Abend erwartest.

Ich liebe Dich! Heinz.

Prigli, 17. August.

Ich danke Dir, mein Heini, für die lieben Blumen und für jedes liebe Wort in Deinem Brief! Aber komm' heut' Abend nicht heraus zu mir. Ich habe schlecht geschlafen, bös geträumt, und am Morgen habe ich meinen Spiegel zerbrochen. Das bedeutet Unglück . . .

Morgen ist Sonntag, komm' schon in aller Früh', wenn Du kannst. Wir werden allein sein. Theo ist heute nach Tisch abgereist. Ich war wie erleichtert, als er endlich fort war. Wie wenn der schwüle Luftzug, den er

mitgebracht, nun weichen müßte. Du weißt nicht, wie viel Lebenselasticität in mir ist! Schon hoff' ich wieder, schon versuche ich den zerbrochenen Spiegel in Scherben umzudeuten, die mir Glück bringen, und vielleicht lache ich morgen wirklich wieder in alter Fröhlichkeit —!

Deine Sonja.

Bern, 18. August.

Ich kann erst zu Tisch zu Euch hinauskommen. Ich muß in die Kirche, um in höfischer Höflichkeit in Gala die Messe für einen verstorbenen Potentaten anzuhören. Meine Andacht wird wo anders sein!

Ach, ich hab' so viel zu beten,
Seit zu mir in meine Träume
Ist Dein holdes Bild getreten — —

Vergib mir, wenn ich nicht so ruhigen Herzens zu Dir komme, wie ich gehofft. Habe Geduld mit mir! Sei klug, Du Kluge, und heile den Zwiespalt in mir, mit Deinen schönen Händen. Dein Heinz.

Prigli, 19. August.

Liebster! Wenn wir jetzt schweigend neben einander hergehen, ist's etwas Anderes, als vor wenigen Tagen. Wir verlieren uns! Gestern —! Ich lief Dir zuletzt davon, Dir weit voraus, dem Walde zu. Aber Du hattest mich bald wieder eingeholt. Im Wald war's so kühl und still. Viel stiller noch als da draußen auf der Wiese. Unter Deinen Schritten knackten die Zweige und raschelte das Laub auf wie braunrother Staub. Als ich von Weitem eine Bank sah, deutete ich darauf hin — dort wollten wir uns ausruhen. Aber Du wolltest rastlos so mit mir weiter gehen. Ob das nicht schön sei —? „Meine Waldfrau!" sagtest Du zu mir, und da hatte ich auch Deine Augen wieder. Doch nicht auf lange, und in Deine Stimme kam der leere Ton, der mir so wehe thut. Man kann auch schweigen mit Worten, wenn die Worte alle Wärme verlieren und nur gesprochen werden, damit etwas gesagt ist. Du weißt nicht, was für eine Bangigkeit mich dann ergreift. Mit matten Füßen schleppte ich mich neben Dir her. Wenn ich nur hätte niedersitzen können und nachdenken, ob ich das Alles nicht schon einmal erlebt oder ob ich es nur vorausgeahnt? Aber an der Bank waren wir längst vorüber. Da kam es wie ein Schrei über meine Lippen — „Du, ich möchte wieder in die Sonne hinaus!" ... Du hast mich aufgehoben und in Deinen Armen den Weg zurückgetragen, den wir gekommen sind. Unter Deinen schweren Schritten knackten die Zweige und raschelte das Laub auf wie braunrother Staub — aber ich hörte nur noch das große lautlose Pochen Deines Herzens. Unter den letzten Bäumen machtest Du Halt und ließest mich behutsam heruntergleiten auf einen kleinen moosigen Hügel, der sich zwischen Wald und Wiese gebildet hatte. Du setztest Dich zu meinen Füßen, und ich wußte, Du würdest nun endlich zu mir reden — denn darauf wartete ich seit vielen Stunden. Ja, da hast Du meine Finger in die Wundenmale gelegt,

die ich Dir geschlagen. Unbarmherzig. Aber ich berührte Dich doch — ich fühlte in Deinen Schmerzen Deine Liebe, und ich habe aufgeathmet. Mißversteh' mich nicht! Sieh — in Deinem Brief war noch ein Untergrund von Raisonnements, die mich verletzten, und nun warst Du so gut mit mir! Jeden Vorwurf hast Du mir erspart, jedes billige: „Da und da hättest Du Dich anders benehmen sollen!" Ich war im Voraus müde, mich zu vertheidigen, und Du hast mich gar nicht angegriffen ... Da mußte mir Deine Eifersucht wie ein kindisches „Weh-weh" erscheinen, über das ich nur zu hauchen brauche und es ist geheilt. Heini, Liebster, wir haben die Rollen vertauscht — ich werde Dir Schatten wegküssen, nicht Du mir! Was bist Du aber auch für ein Phantast! Du übertreibst mit Willen die Macht, die jener Mann über mich gehabt hat, und glaubst, ich sei noch heute von ihm beherrscht! Aber ich kann doch nein! schreien, Dich an mich zerren und Dir in die Augen funkeln. Endlich wirst Du mir glauben, daß mich das Vergangene nur erschüttert, weil es Verrath bedeutet! Nein — ich ersehne mir nicht heimlich den Triumph einer Genugthuung. Das ist längst vorüber ... Barmherziger Gott! Das wäre wohl das Fatalste, was mir geschehen könnte. Nein, nein! — keine noch so gut gespielte Scene, wo er mir zu Füßen sinkt und sein Unrecht zugibt, beunruhigt ja meine Phantasie. Er hat mich vergessen — und das ist gut so. Zweifle doch nicht daran, daß ich nur eine Episode in seinem Leben war! Ja, verfinstere Dein hochmüthiges Gesicht, schaudere bei dem Wort „Komödiant", aber sage nicht mehr „der Andere" —! Beides demüthigt mich, doch das Letztere demüthigt mich auch noch in Dir. O Heini, ich weiß, Du willst mir nicht absichtlich wehe thun, Du nennst mich ja gleich darauf „Schwesterchen" und machst damit Alles wieder gut. Brüderchen, Schwesterchen — Hänsel und Gretel — sind nicht auch wir verirrt in einem Labyrinth, aus dem wir uns nicht mehr heraus finden? Ich hänge Dir so schwer im Arm, wie eine Last. Wie werden wir je den Heimweg finden —? Wird's durch ein Paradies, wird's durch steinige Einöde sein, daß Du mich führst?

Wenn's nur nicht so herbstlich würde! Mir ist jetzt des Abends so kalt, wenn Du gehst — und ich ängstige mich, ob nicht der nächste Morgen schon Reif bringt? Wir brauchen beide noch Sonne — heiße Sonne und nicht die trügerische Wärme dieser Gewittertage. Sonja.

Bern, 24 August.

Immer verfolgt mich das Bild von uns beiden auf der Bank vor dem Haus — von den Schatten, die länger und länger sich nach uns ausstrecken, bis sie uns ganz in Dunkelheit gehüllt und nichts mehr lebendig scheint, als Deine süße quälerische Stimme!

Eine Zeitlang waren Deine Hände, die Du um die Knie gefaltet hattest, beleuchtet gewesen. Letzte Sonnenstrahlen spielten in den drei gleichartigen Brillantringen an Deinem kleinen Finger. In all' dem Regungslosen des um uns her war das Aufblitzen der Steine wie etwas plötzlich Bewegliches.

Dann war auch das im Schatten. Irgendwo flatterte ein Vogel auf und flog über die Wiese. Ich schaute ihm nach und berechnete in gedankenloser Gewohnheit die Schußweite. Aus dem Wald klang das eintönige unermüdliche Pochen eines Spechtes. Sonst nirgends ein Laut als Deine Stimme, die zu Deiner und meiner Qual von dem Manne erzählte, den Du einst geliebt . . . Ich weiß, ich habe es von Dir verlangt. Ich hoffte ja noch immer, Du würdest Worte finden, die mich von dem Zweifel und dem Schmerz befreien, daß Du ihn mehr geliebt als mich! Ich Thor! Das Beste in Euch gebt Ihr doch stets Eurer ersten Liebe. Und wenn Ihr nachher noch so glühend haßt — den Mann vergeßt Ihr nie, der Euer Lehrmeister in der Liebe war! . . . Für Jede kommt einmal die Dämmerstunde, in der sie träumerisch zurück denkt an jene Zeit — ein Sommerabend, an dem in Schönheit aufersteht, was sie einst in Jammer zu Grabe getragen. — —

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt! . . .

Nur darf sie zu dieser Apotheose ihrer Liebe nicht den neuen Geliebten als Zuhörer wählen!

Sonja! Ich kann Dich morgen nicht sehen und erbitte mir das als Gnade von Dir. Ich muß mich ausjagen — ich muß im Wald umher streifen, ziellos, gedankenlos und fern von Dir. Ich hoffe dann zuversichtlicher zu Dir zurückzukehren, als ich heute von Dir ging . . .

Ach, Du bleibst ja trotz Allem und Allem mein sehr geliebtes Lieb!

Dein Heinz.

Prigli, 25. August.

Liebster!

Du hast mich mißverstanden! Ich habe nur versucht, mit Weichheit abzudämpfen, was Dich in meinem Beichtebrief als allzu grell verletzt. Du hast die falschen Verse citiert, es gibt noch andere in dem Lied —

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,
Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Das war vielleicht die Stimmung, der ich mich irrthümlicherweise hingab, aus der heraus die milden Worte kamen und die heimliche Wehmuth, die Du nicht begreifen kannst. Es waren ungeweinte Thränen, die ich Dir bekannte — nicht Glückseligkeiten! Aber ich sehe immer mehr und mehr — mein eigentlichstes Leben lebe ich doch allein, und thun wir das nicht Alle? — Thust Du's nicht heute, dort in Deinem Wald, den ich von meinem Fenster sehe? Warst Du nicht gestern Abend fern von mir, in Dich versunken und in Deinen

Gram? Ach, unser Zueinander-Gehören reicht nur so weit als unsere Arme. Nur an Deinem Herzen bin ich Dein geliebtes Lieb — nur wenn meine Küsse Dir den Athem rauben und jeden Gedanken in Dir ertödten. Wohin ist die ruhige Freude, die sonst das bei mir sein Dir gab? Du suchst Vergessenheit von mir, und Du verlangst, daß ich dazu noch gnädig lächle! Ich thu's, wenn auch das Lächeln zur Grimasse wird, weil mir die Thränen näher stehen . . .

Sonja.

Bern, 26. August.

Mein Sonnele! Komm heute Nachmittag nach Bern herein. Laß Dir ein Fuhrwerk im Gasthaus einspannen und sei pünktlich um vier Uhr bei mir. Ich möchte Dich zu der Gräfin, dem Kindwibli, bringen. Sie ist gestern Abend zurückgekommen, und heute früh kriege ich schon ein Billet von ihr, in dem sie mir gratulirt und mich bittet, ihr meine Braut vorzustellen. Du siehst, in solch' kleinen Städten läßt sich schwer etwas geheim halten. Meine Wallfahrten nach Prigli zu der dunklen Madonna haben sich herumgeredet, und die Menschen haben sich den Vers dazu gemacht, der ja auch wirklich darauf reimt.

Fass' den Besuch als frohen Zufall auf, mit dem ich Dir besser als mit meinen armen Küssen beweisen kann, daß Du mein sehr geliebtes Lieb, die Auserwählte meines Herzens bist. Ich glaube übrigens, daß es uns beiden sehr gut thun wird, so einen kleinen fröhlichen Segen aus den Händen des Kindwiblis zu empfangen. Wir werden für einen Tag einmal die Dornen an unserer rothen Rosenliebe vergessen und lauter banale weiße Myrthengespräche führen . . . Ich freue mich, mit Dir an dem koketten Theetisch der Freundin zu sitzen, wo ich so oft, in Gedanken an Dich versunken, ein schweigsamer Gast gewesen bin. Nachher wollen wir einen spießbürgerlichen Bummel zusammen machen. Ich werde Dich in den Laden führen, wo ich den Raubvogel, den ich gestern für Dich geschossen habe, ausstopfen lasse, und Du mußt den Leuten erklären, wie Du Deinen Vogel haben willst.

Vielleicht bleibt uns noch Zeit, zu meinem lieben Sheik hinaus zu fahren, auf die Beduinenwiese, wo jetzt die Zelte abgebrochen worden und ein Theil der kleinen Pferde zur Versteigerung kommt. Nimm für alle Fälle einen warmen Mantel mit, denn ich habe solche Lust, Arm in Arm mit Dir zu vagabondiren und Dich vor spätem Abend nicht nach Haus zu lassen!

Auf bald Dein Heinz.

Prigli, 26. August.

Liebster!

Ich kann nicht kommen. Ich habe Kopfweh, eine wüthende Migräne — ein Elend sondergleichen. — Ach nein, es ist nicht wahr! Es ist die erste Lüge, die ich Dir sage! . . . Heini, laß' Dir's genügen — ich kann nicht kommen! Sei mir nicht böse und grüß' die liebe blonde Segenspenderin. Ich hole mir schon noch einmal die myrthenduftende Weihe, die Du von ihr für unsere arme Rosenliebe erhoffst. Nur heute nicht! Nein, es ist nicht die

Verstimmung von gestern, — daß Du nicht kamst, daß Du Dich ausjagen mußtest, — die ich mit mir herumschleppe. Die hab' ich längst überwunden und hätte ich's nicht, ich müßt' mich schämen, da Du beim ersten besten Vogel mein gedacht und dieses Unthier soll nun in meinem Zimmer hängen — Du schenkst es mir? Ja, thu's — und sag' dem Mann, er solle den Vogel mit ausgebreiteten Flügeln ausstopfen — fliegen soll er! Aber dem schönen Sheik richte aus, ich hätte mir's überlegt und wollte das Araberpferdchen lieber doch nicht haben. Sag' ihm, Deine „Augenfreude" sei nunmehr ein Bündel Nerven und schreckhafter als das schönste Thier. Sag' ihm, das Tempo, das ich reiten würde, wäre halsbrecherisch gefährlich, denn es gäbe Gedanken, vor denen ich ausreißen müßte . . . Behüt' Dich Gott, mein Lieb. Sei mir nicht bös! Nimm' mich in Arm, presse mich an Dich, denn ich kann nicht nah genug an Deinem Herzen sein. Sonja.

Bern, 27. August.

Du Seltsame! Voll Unbehagen acceptire ich den Vorschlag des Kindwiblis, sie heute zu Dir zu bringen; ihre harmlosen Neckereien, ihr händeklatschendes Vergnügen, Dich zu überraschen — bis auf die weißen Blüthen in ihrer Hand fällt mir Alles auf die Nerven, und ich sorge mich während der ganzen Fahrt, wie schlecht diese blonde Lustigkeit zu Deiner dunklen Stimmung passen wird. Ich hatte ja Deinen unbegriffenen Brief von gestern noch in der Tasche — ich hatte ja das Herz voll ängstlicher Fragen . . . Doch Du stehst an der Gartenpforte, im weißen Kleid, schmal, hoch aufgerichtet — in bräutlichem Uebermuth, wie ich Dich nie gesehen. Lachend läßt Du Dich von der kleinen Frau beglückwünschen, zu einem Glück, dessen Schmerzen Du auf einmal vergessen zu haben scheinst. Du plauderst voll Unbefangenheit mit ihr und mir und da ist auch kein Klang in Deiner Stimme, der unecht klingt, kein Blick, der zu mir herüberirrte, erklärend oder eben nicht gar so selbstverständlich umgewechselt. Das ist mehr als bloß gesellschaftliche Formvollendetheit, das ist ein fieberhaftes Temperament, mit dessen Sprüngen ich nicht Schritt zu halten vermag. Ich bin langsamer als Du. Ich brauchte Stunden, bis ich in den Ton mit einstimmen konnte, den Du angeschlagen. Und da noch blieb ich unterwegs in Träumereien hängen. Bist das wirklich Du? bin ich's? — die dem Kindwibli so humoristisch von den blauen Tagen unserer Florentiner Idylle erzählen? Glaubte nicht ich selbst vor Kurzem noch, daß so ein Schwatz mir heilsam wäre? Doch hier — in diesem Garten, wo der Holler und der Jasmin so süß für uns duftet — wo die Bäume sich herbstlich färben, die unsere Sommerleidenschaft gesehen und die in Sturmnächten erzittert, wo auch in unseren Herzen ein Sturm gerast — im Auf- und Abwandeln, im Vorüberkommen an der Gartenpforte, die uns das letzte Mal, als wir von einander gingen, in Bitterkeiten trennte — hier, wo fast Alles Tragik athmet, soll ich über zukünftige Haushaltungsfragen ein launiges Urtheil abgeben? —

Sonnele, geliebtes Kind, ich will Dir glauben, daß Du's nicht gewußt, wie straff gespannt die Saite in mir war, auf der Du Deine neueste Liebes-

melodie gespielt! Doch sag', aus welcher Unbegreiflichkeit gabst Du mir Antwort auf meine Frage, warum Du gestern nicht zu mir kamst? — Wär's nicht harmonischer gewesen, Du hättest mir verschwiegen, daß Du Gedenktage feierst — daß Dein „Hochzeitstag" war und meine unglückselige Lust auf Myrthengespräche Dich erschauern machte? So gabst Du mir, wie eine Sphinx, zu guterletzt ein grausames Wort mit auf den Weg, von dem Du wußtest, daß es mich nicht zur Ruhe kommen läßt . . .

Kindwibli ließ mich Gottlob ungestört traurig sein auf unserer Nachhausefahrt. O, sie ist so thöricht nicht, wie Du glauben magst. Sie fühlte mit feinem Fraueninstinkt, daß mich Dein Lächeln verletzt hatte, mit dem Du von unserer Heirath sprichst. So, als ob sie in Wolken-Kuckucksheim, in fernsten Welten läge und Du nur mir zu Lieb von diesem Märchen sprechen würdest! Du hattest sie angesehen aus hellen, stillen Augen, deren Blick weit über sie hinaus zu schweifen schien — Augen, die nichts von dem Lächeln Deiner Lippen wußten, und in denen nur die Sehnsucht glühte, mit mir allein zu sein! . . .

Ich konnte doch nicht zu ihr sagen: „Aber liebe, herzige Gräfin, Sie vergessen, daß die schöne Frau, von der wir kommen, Erinnerungen besitzen muß — Gedenktage! Daß vielleicht heute irgend ein Hymnus durch ihre Seele zog, der sie heiter stimmte? Daß ihre Sehnsucht nach Innen lauschte und nicht mir armen Narren galt? —"

Du mußt bedenken, daß es Dinge gibt, die ein trotz aller Oberflächlichkeit fromm gebliebener Kindersinn nicht begreift! Nicht alle Frauen mißbrauchen, so wie Du, ihre Macht, zu quälen . . . Nicht alle haben eine Vergangenheit, aus der bald dunkle Schatten kriechen, bald helle Lichter sie in Scene setzen . . . Und doch, o Gott, wie warst Du heute schön in Deinem Uebermuth! Wie wirst Du morgen sein, sag' mir's, damit ich Dir nicht wieder Dein Spiel verderbe! . . .

Heinz.

Prigli, 29. August.

Heini, Liebster!

Es ist so weit gekommen, daß ich mich vor Dir fürchte. Ich laufe Dir nicht mehr entgegen, wenn ich Dich von Weitem auf dem Rad kommen sehe. Meine Beine zittern, ich muß mich an der Brüstung der Veranda stützen, auf der ich Dich, wie es mir vorkommt, seit Sonnenaufgang erwarte.

Du sollst mir keine rothen Rosen mehr bringen — sie thun mir weh. Du sollst nicht mehr vor mir knien und mich um Verzeihung bitten, wenn Du mir böse Briefe geschrieben hast. Ach Heini, ich verzeihe Dir doch jedes Mal, und dann scheint für Minuten, für Viertelstunden wieder Alles gut zu sein . . . Ich küsse das eine einzige graue Härchen in Deinem Bart, das ich auf dem Gewissen haben soll, weil Du meinetwegen eine schlaflose Nacht durchwacht hast. Ich sitze auf Deinen Knieen — meine Angst ist fort, und ich lasse mir von Dir eine rothe Rose ins Haar halten, obwohl ich weiß, daß mir das scheußlich zigeunerisch stehen muß. Alles ist ja wieder gut — Du schaust mir in die Augen und küssest mich so — wie nur Du küssen kannst. Da, nun habe ich Dich schon nicht mehr! So wenig — ein unbedachtes Wort, und Du witterst

Infamien — ich vergleiche! Du küssest mich so — der Andere hat mich so geküßt! ... Und dann kommen die Pausen, diese tiefen Niedergeschlagenheiten, das Einander-Ausweichen unserer Seelen ... Oder es kommt zur Empörung, so wie heute, daß ich Dich von mir stoße und Dir ins Gesicht lache, laut und gellend. So geh' doch zu Deinen kindlich frommen Frauen! Heirathe doch irgend ein sanftes Kind, das Deine blonde Freundin für Dich aussucht, wie das nette Schwabenmädele, das sie Deinetwegen kommen ließ — Rasse und Geld hätten ja so gut gepaßt, wie sie mir tactvoll erzählt! Die hat dann sicherlich keine Erinnerungen — die wirst Du die Liebe lehren, das ganze Alphabet, ohne daß Du auf andere Vorkenntnisse stößt, als solche, die irgendwoher ihre Phantasie besudelt haben mögen ... Geh' zu ihr! Ich schenk' Dich ihr! Du schriebst, sie sei mir ähnlich — Du wirst mich in ihr suchen, Du wirst meinen Namen flüstern, wenn Du sie liebkost — Du wirst verzweifeln, wenn Du die Leidenschaft nicht findest, nicht die Gluth, die ich Dir gab. Du wirst Dich nach mir zurücksehnen und weinen, wenn Du Lieder hörst, die ich Dir einst gespielt ... Doch nein! Du wirst Dich trösten. Deine Freunde werden Dich zur Vernunft bringen, Dir beweisen, daß Frauen, wie ich, nicht zur Ehe taugen. Die liebt man wohl, weil sie anders als andere sind, die erlebt man, doch sein Leben weiht man ihnen nicht. Von meinen stillen Raubthieraugen werden sie Dir sprechen und den bösen Erinnerungen, die sich tief drinnen widerspiegelten, und Du wirst schaudern und Gott auf den Knieen danken, daß ich Dich gehen hieß. Ah, tu ne me quittes plus, c'est moi qui quitte ...

Heini, armer Freund! Dein Gefühl hat Dich freilich nicht getäuscht — ich glaube längst nicht mehr an unser Ehemärchen. Wenn Du mir von dem Haus erzählst, in dem wir wohnen werden, so ist mir wie einer Sterbenden, der man zum Trost von einem Ort vorfabulirt, an dem sie ganz gesunden kann. Wir heucheln beide und haben nicht den Muth, es einzugestehen. Laß uns doch wahr sein. Laß uns ein Band nicht immer wieder mühselig zusammenflicken, das doch an allen Enden reißt. Es läßt sich keine Schleife mehr daraus schlingen, die so unauslöslich fest hielte, wie die, die Du mich gelehrt hast, aus meinem Schuhband zu knüpfen. Weißt Du noch? Das war damals in Florenz, als wir Alles so symbolisch auffaßten. Die Rosen — die Sonne — die Schwalben, die über uns hinwegflogen, und den ewig blauen Himmel, unter dem wir wandelten. — — — Florenz! Siehst Du nicht, wie sie mir winkt, die weiße, leuchtende Stadt? Hier welken die Rosen, und die Schwalben rüsten sich zum Aufbruch. Laß mich mit ihnen ziehen! Mir ist, als ob ich Dich dort unten wieder fände. Ich sehne mich nach dem Freund, der Du mir warst, der so zart und behutsam mit meinem Herzen spielte, um sich und mir nicht weh zu thun ... Ich sehne mich wieder, Deine fremde Frau zu werden, an die Du bisweilen träumerisch zurückdenkst und ohne Groll, daß sie Dir eben fremd blieb! Laß' mich fort — ich fürchte mich vor Dir und mir und vor dem Ende, welches das Gespenst Deiner Liebe — jener Andere — uns noch bereiten wird ...

Sonja.

Bern, 31. August.

Du gehörst zu mir! Du bist mein — ich lasse Dich nicht! Sonja, geliebte Dumme, ich mag keine Andere, ich mag nur Dich! Du bist die Freude, Du bist die Qual meines Daseins und wirst es bleiben . . . Lieber an Dir zu Grunde gehen, als ohne Dich froh sein . . . Gib Acht — ich spiele am Ende noch das Prävenire Deiner Devise: on ne me quitte pas, c'est moi qui quitte, aber anders als Du denkst —! Meine Lunge hat mir einen Streich gespielt, ich bin krank, und vielleicht wird's dies Mal Ernst, da ich mich so lebensmüde fühle. Siehst Du, daß Du nicht von mir gehen kannst? Wandervogel, wart' noch ein Weilchen! Ich brauche vielleicht ein letztes Abschiedslied von Dir, und wenn's mir nicht bestimmt sein sollte, zu sterben, dann ziehe ich mit Dir der Sonne nach . . . Komm', ich verschmachte nach Dir, Du Blasse mit dem zärtlichen Mund, der so bitterböse Worte sprechen kann.

Dein Heinz.

Bring' mir viele rothe Rosen mit. Ich will mein Zimmer ganz voll davon haben, damit, wenn Du wieder gehst, Dein Duft bei mir bleibt.

Prigli, 31. August.

Mein geliebtes armes Heinilein!

Der Arzt hat mir verboten, heute früh zu Dir zu gehen. Sei brav, ich komme am Nachmittag und bleibe bis zum späten Abend bei Dir! Ich schicke Dir diesen Brief und einen Strauß farbiger Astern aus unserem Garten als Gruß. Du siehst, die rothen Rosen taugen nicht für Dich, mein fieberkrankes Lieb! Wir müssen duftlose Blüthen wählen und kleine fromme Gebete beten, damit uns unsere Sünden vergeben werden. Mir wenigstens bricht fast mein Herz, daß ich Dich diese letzte Zeit so sehr gequält. Niedersinken vor Dir hätte ich mögen, als ich Dich so krank und elend wiedersah. Was hast Du mit Dir getrieben, Unglückseliger! Warum ließ ich Dich im Zorn von mir gehen und mit dem aufgebrachten erhitzten Blut in die Regennacht hinaus radeln —? Und Du hast Dich stundenlang müde gejagt, um *eine* Nacht wenigstens von mir auszuschlafen. Ach, warum bin ich nicht längst ganz Dein? Wäre damit nicht alles Flackernde, Flatternde an unserer Liebe zur Ruhe gekommen —? Glaub' nicht, ich geizte mit mir. Denk' nicht an Schlauheit, denn die besaß ich nicht. Ich sparte mich nicht für die Ehe auf, da ich ja ihre Unmöglichkeit immer mehr einsehen lernte. Es war irrende Angst, daß Deine maßlose Eifersucht auch in meinen Armen keinen Frieden fände . . . Doch jetzt stehe ich hülfloser denn je vor ihr. Du rufst mich, und wenn ich komme, regt Dich mein Anblick auf. Mein ernster Blick, mein Lächeln, Alles thut Dir weh, und ich — ich möchte mein Gesicht vor Dir verbergen, damit Du nicht in seinen Linien nach meinem Schicksal suchst . . . O armer Liebster, so kann ich Dir nicht Heilung bringen, und Dein kluger Doctor behält Recht, wenn er mich fortschickt, weil meine heißen Hände nicht zum Pflegen taugen. Ich konnte Dir ja nur die männlich dummen Eitelkeiten wegküssen, die Du mich fragtest — ob mir Dein Kranksein auch nicht unästhetisch vorkomme?

und ob ich Dir Dein unrasirtes Kinn vergebe? Ich konnte Dir weglachen, daß in irgend einem kranken Winkel Deiner Lunge der Tod auf Dich lauert, weil ich ja weiß, daß es nur alte Narben sind, die Dir zu schaffen machen, und daß Dein Husten von Erkältung kommt. Aber meine Hände zittern, wenn ich mit Dir im Atlas blättern soll, um auf der Karte unsere Hochzeitsreise mit dem Bleistift anzustreichen ... Venedig — Gondeln — Serenaden — San Marco im Mondenschein — oder wenn's dafür zu kalt ist, dann Cairo, Tanger oder gleich das Land, wo der Garten liegt, in dem die Hesperidenäpfel hängen —! Armer Liebster, hier wie dort und überall würden wir beide das Glück nicht finden! Du weißt es so gut wie ich und spielst nur mit dem Gedanken — so wie Du auch mit Deinem Tode kokettirst. Du bist so wenig ernsthaft bei dem Einen wie beim Andern, und ich fühle Dein heiseres spöttisches Lachen in meinem Haar, wenn Du Dich über mich beugst, um die Zick-Zacklinien des „Triumphzugs" unserer Liebe auszugleichen ... Aber ich habe keinen Stolz mehr — nur noch Reue! Ich habe keinen Wunsch mehr auf der Welt, als den, daß Du gesund wirst von mir, die Dich so krank gemacht! Hier schicke ich Dir Astern, duftlose Blumen, und mein schweres Herz, das in Liebe und Sorge um Dich sich zerquält.

Sonja.

Bern, 20. September.

Sonja!

Ich verstehe kein Wort von dem, was der Doctor sagt. Du seiest nicht mehr hier! Du seiest gestern fortgereist, in der Nacht noch — gleich nachdem ich aus dem langen Schlaf, in dem ich mich gesund geschlafen haben soll, erwacht war. Der Doctor sagt, Du werdest mir schreiben. Er wird Dir telegraphiren, daß Du mir schreiben darfst. Mein Lieb, mein angebetetes, Du marterst mich ... Ich danke Dir mein Leben — sie sagen, Du habest mich Tag und Nacht gepflegt, dem Tode habest Du mich abgerungen, und in dem Augenblick, wo Du weißt, daß ich genesen werde — verläßt Du mich! Was nützt mich denn mein Leben, wenn Du nicht bei mir bist? Sonja, was kannst Du schreiben, das Deine Grausamkeit hinweg erklärt? O schreibe nicht! Komm! komm im schlanken schwarzen Kleid und mit Rosen an der Brust! Und bring' mir die Mutter, Liebste! Ich will sie sehen, ich muß ihr für Dich danken. Ich habe ihre lieben abgesorgten Hände viel zu wenig geküßt. Jetzt weiß ich, woher Du die weichen Pflegerinnen-Gesten hast ... Nicht wahr, das Kissen in meinem Rücken, das aus verblaßter leichtsinniger Rococoseide, ist von Dir? Es duftet wie Du ... Dort steht wieder das Clavier, auf dem Boden liegen meine Teppiche, und an den Wänden seh' ich die Bilder der süßen dolce far niente-Stadt — das „Mein und Dein" umgibt mich wieder! Wie lang war ich denn fort? Laß' sehen — drei Wochen! Kurz und ewig, wie man's nimmt ... O trostlose Fieberwanderschaft, wo Du im Nebel vor mir herschwebtest, wie ein Phantom, dem ich nachjagte — das ich immer sah und niemals greifen konnte! Wenn ich Dir ganz nahe zu sein schien, schon Dein Kleid berührte, entwandest Du Dich wieder meinen

Händen, und mir war, als hörte ich aus der Dunkelheit ein fremdes Lachen mich verhöhnen . . . Aber als ich dann aus dem langen Traum erwachte, da warst Du bei mir. „Kennst Du, kennst Du das Land —?“ klang Deine süße Stimme dumpf und leise zu mir her, und durch die offene Thüre sah ich Dich weltvergessen am Clavier sitzen. So blaß war Dein Gesicht im Schein der Lampe und so weiß Deine Hände, die kaum die Tasten zu berühren wagten, um mich nicht aus dem Schlaf zu wecken . . . War das Dein Abschiedslied, Mignon? War das Dein Abschied, als Du an meinem Bett gekniet und Dein zärtlicher Mund mich küßte und Deine sehnsuchtsschweren Augen auf mir ruhten —? O körperliche Schwachheit, die mir die Arme lähmte, daß ich Dich nicht an mich reißen konnte, um Dich nie mehr los zu lassen! O jammervolle Schwachheit, die mich in diese Stube bannt und mich ohnmächtig die Arme nach Dir ausstrecken läßt und die mich müde macht, nach Dir zu rufen!

So müde, daß mir der Bleistift aus der Hand sinkt und die Worte mir entfallen, die einst den Weg zu Deinem Herzen fanden . . . Hörst Du mich denn? Oder muß ich meinen Stolz zur Hülfe rufen, daß ich nicht bettele vor verschlossener Thür, daß ich nicht danke für ein Leben, das mir entwerthet ist? . . . Worte, Worte! Ich bin es müde, sie in die Dunkelheit hinauszuwerfen, wie Steine, die ich nicht auffallen höre — wie Schreie, auf die kein Echo kommt . . . Und wenn eins käme —? Sonja, ich weiß, Dein Brief, der würde das Ende sein! Schreib' ihn nicht! Leg' die Feder aus der Hand, mit der Du das Wort addio! aufs Papier malen willst.

Zerreiße das Blatt, auf dem Du mir prophezeist, daß ich Dich vergessen werde, und daß es besser ist, wir nehmen Abschied von einander! Thörin! Das mag in hunderttausend Malen auf dieser Welt schickliche Lösung, ausklingender Mollaccord gewesen sein, aber in Deinem Munde wird es zur Blasphemie! Sonja, Dich kann man nicht vergessen! . . . Nicht ich — nicht jener Andere hat es je gekonnt — und Gott verfluche ihn dafür! Doch der Erinnerung, die Du ihm bist, zum Trotz und zum Trotz den Erinnerungen, die Du an ihn hast, strecke ich die Arme nach Dir aus . . . komm', Geliebte, und wir wollen sehen, wessen Wille der stärkere ist! Du hast ja den Muth aller Consequenzen gehabt, selbst den, meinem Tod ins Gesicht zu lächeln und noch zu verneinen, daß Du die Meine werden willst, wenn ich genesen sollte . . . Laß' sehen, ob Du den Muth hast, meiner lebendigen Liebe Dich zu verweigern! Ach, dies Mal laß' ich Dich nicht, meine Sonja, Du segnest mich denn! Komm'! Dein Heinz.

Florenz, 24. September.

Mein Heini!

Ich bin vor Dir geflohen, weil ich Dich liebe. Nennst Du das Muth? Ich war mein Leben lang ein feiges Weib und in Deinen Armen wohl am allermeisten. Je größer der Zwiespalt meiner Liebe wurde, je lauter mein Verstand nein! schrie, desto fester habe ich mich an Dich geklammert und Schutz bei Dir gesucht. Du aber hast nur meine kalten, stolzen Worte gehört und

die Demuth meiner ausgestreckten Hände nicht gesehen. Da ließ ich sie sinken. Doch erst an Deinem Krankenbett, als Du so unerbittlich von mir fortgingst in die Bewußtlosigkeit Deiner Fieberphantasien, kam ich zur Besinnung meiner selbst. Es nützte mir ja nichts, wenn ich auch mein Gesicht an Deine heiße Wange lehnte und Dich bat — „nimm mich mit"! Du hast mich unbarmherzig von Dir weggestoßen, und aus Deinen irren Worten kam auf weiten Wegen Dein Haß, den Du so wohlerzogen vor mir verborgen hattest, mit heißem Athem auf mich zu. Dein Ekel und Dein Abscheu vor meiner Vergangenheit kroch da aus Deiner Seele, und ich stand hülflos vor Dir, dem Sterbenskranken und hatte nichts als meine grenzenlose Liebe Dir zu geben... In vielen langen Stunden hab' ich da Zeit gehabt über Dich und mich nachzudenken. Wie waren wir so allein, wir beide. So nah' beisammen und doch einander fern. Ich sprach zu Dir, obwohl ich wußte, daß Du mich nicht verstehen konntest. Alles habe ich Dir gesagt. All' das, was sich in Worten nicht wiedergeben läßt, was nur geküßt werden kann, weil's sonst zu klug klingt oder auch zu thöricht.

Von Liebe, Angst und Stolz und Schwachheit erzählte ich Dir und von meiner unsagbaren Sehnsucht, wieder unterzukriechen in meinen Schlupfwinkel. Entgleiste des Lebens, wie meinesgleichen, gehören in die Einsamkeit. Draußen versperren wir Euch Anderen den Weg.

Die glatte, staubige Chaussée Eurer Moral, auf der Ihr im Viererzug einherkutschirt, muß bahnfrei bleiben, sonst verunglückt Ihr! Freilich nur die Besten — nur die mit dem großen, weichen Herzen kommen zu Fall. Aber um so bitterer ist's dann. Ich war Dein Unglück — fast Dein Tod. Mir blieb nichts übrig, als die große letzte Consequenz zu ziehen, daß selbst Dein Tod noch besser für Dich wäre, als ein Leben an meiner Seite. Wenn auch Deine Kirche die Weihe unserem Bund nicht versagt — den Strich, mit dem sie meine erste Ehe für ungültig erklärt, schafft die Erinnerung daran nicht aus der Welt. Kein Gott, kein Priester reichte Dir den Lethetrank, der Vergessen bringt. Und nicht meine Liebe, nicht meine Leidenschaft brächte jemals die Stimme meines Stolzes ganz zum Schweigen — dieses Gefühl, daß ich für Dich eine „Verirrung" bin, Etwas, das Du bereust, beklagst und dennoch liebst. Ich würde es aus jedem Blick, aus jedem Wort herausfühlen ... würde „Herablassung" suchen, wo keine wäre und — schlimmer noch — ich könnte mal versäumen, sie zu suchen, wo sie wirklich wäre —!

Eine Stärkere als ich nähme vielleicht den Kampf mit diesen Conflicten auf. Eine, die alle diese Subtilitäten wie Ballast über Bord werfen könnte, ohne dabei ein Stückchen Selbstachtung zu verlieren.

Keck und klug und innerlich jung müßte man dazu sein. Ich bin weder das Eine noch das Andere. Bei mir würde es ein Kampf mit Windmühlen werden.

Heini, ich bin vor Dir geflohen, weil ich Dich liebe, und weil ich schwach bin. Ich weiß, daß Alles, was mich in diesen langen Nächten erschüttert und bezwungen hat, in nichts zerfließen würde beim ersten Liebeswort aus Deinem Mund. Ich wäre schwach geworden vor Deiner Schwäche. Nicht

Dein stärkerer Wille hätte mich bezwungen — die kleinen zarten Koseworte wären's gewesen und der trügerische Frieden Deiner Reconvalescentenstube. Wir hätten leise mit einander geflüstert, und Du hättest mir verschwiegen, wenn alte Liebesschmerzen Dir ans Herz gepocht hätten. Ich hätte mich einlullen lassen von Deiner weichen Stimme und dem träumerischen Einerlei der Tage — und die Herbstnebel vor Deinem Fenster hätten mir den Blick in die Wirklichkeit verschleiert. Ein süßer Taumel wär's gewesen, ein athemraubendes Versteckspiel . . . Ich kenne den Rausch zu gut, von dem man glaubt, daß kein Erwachen auf ihn folgt! Ich müßte nicht die sein, die ich bin, wenn ich's nicht wüßte.

So kalt und fahl war der Morgen, als ich von Dir fortging. Mich fror in meinem dünnen Sommermantel, und ich biß die Zähne zusammen, um nicht vor Frost zu schütteln. Aber wie hundert Energien strafften sich alle Nerven in mir an, und ich lief wie gejagt durch die leeren Gassen, daß der Doctor, der mich zur Bahn begleitete, kaum mit mir Schritt zu halten vermochte. „Nur nicht umkehren!" schrie es in mir, „nur tapfer sein und vorwärts laufen!" Heini, nie liebte ich Dich so über alle Maßen, wie in dem Delirium dieser Flucht.

Als ich im Coupé saß, und der Zug längst aus Bern hinaus gefahren, war ich noch immer bei Dir und kniete an Deinem Bett und sprach Dir zu wie einem kranken Kind, das nun endlich Ruhe finden wird. Und das wilde Schlagen meines Herzens vermischte sich mit dem Rasseln der Räder zu einer monotonen Melodie, zu der ich umsonst die Worte suchte . . .

Hier in Florenz erwartete mich meine Mutter, die vorausgereist war, um mir meine Stube, meinen „Unterschlupf" herzurichten, von dem sie weiß, daß ich ihn niemals mehr verlassen werde.

Die Thüre hinter mir ist zu und diesmal unerbittlich. Heini, Du klopfst umsonst — und wenn mir auch mein Herz darüber brechen sollte — ich laß' Dich nicht herein! Aber segnen will ich Dich, Liebster, und wenn's einen Gott gibt, der auf mich hört, dann lernst Du mich vergessen, so wie's „der Andere" auch gethan . . .

Addio, Lieb! Sonja.

Aus dem Reiche des Minos.

Von

Arthur Milchhoefer.

[Nachdruck untersagt.]

Seit Schliemann's Tagen hat der Boden Griechenlands nicht mehr so wundersame Documente des Alterthums enthüllt wie die, welche jetzt auf dem meerumflossenen Kreta ans Licht kommen. Schliemann hätte sie eigentlich selber entdecken müssen, und er war, wie wir sehen werden, nahe genug daran. Jedenfalls sind alle Umstände dazu angethan, das Angedenken an den großen Finder, an seine Persönlichkeit wie an sein Werk, aufs Neue zu beleben.

Für die Leser dieser Zeitschrift hatte ich solche Anknüpfung bereits vor Jahren, zuletzt unter dem Eindrucke von Schliemann's allzu früh erfolgtem Tode, gleichsam schon vorbereitet[1]). War beim Studium der durch Schliemann wieder erweckten „mykenischen" Cultur einmal die Ueberzeugung von der großen Vermittlerrolle Kreta's gewonnen, so gehörte keine besondere Sehergabe dazu, von der früh in halb historische, conservative Zustände zurückgesunkenen Insel noch reiche Aufschlüsse zu erwarten. Diese Voraussetzungen nun haben sich in so vollem Maße bewährt, daß man in mehr als einem Punkte schon wieder von Ueberraschungen sprechen darf.

Noch manche Leser werden sich der eindrucks- und spannungsvollen Bewegung erinnern, mit welcher vor rund fünfundzwanzig Jahren die Kunde von Schliemann's Entdeckungen, namentlich von den Fürstengräbern des „goldreichen Mykene", in weiten Kreisen der gebildeten Welt aufgenommen wurde. Es entspricht wohl zugleich einem modernen Zuge der Zeit, einer Art umgekehrter Romantik, wenn man realen Bestrebungen und Erfolgen auf dem Gebiete des früher Ungreifbaren, jedem neuen Stück Wirklichkeit, das scheinbar versunkenen Welten abgewonnen wird, besonderes Interesse entgegenbringt. Wie gern läßt sich das Publikum in den Zeitungen gelegentlich mit einem „neuen Pompeji" oder gar mit einem „unterseeischen Pompeji" bereichern!

---

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1891, Bd. LXVII, S. 278 ff.: „Erinnerungen an Heinrich Schliemann".

Auch Schliemann hat es wohl verstanden, die populäre Seite seiner „Wissenschaft des Spatens" auszunützen. Aber sein Ruf beruht doch nicht in erster Linie auf der Organisation, sondern auf der thatsächlichen Unterlage und wissenschaftlichen Tragweite seiner Erfolge, deren Geheimniß nicht allein das Glück, sondern bei unumschränkter Disposition über reiche Mittel die Beweglichkeit, ja Rastlosigkeit seines Spürsinnes war. Hierin ist ihm Niemand gleich gekommen, am wenigsten die Wirksamkeit unserer beamtenmäßig geleiteten archäologischen Anstalten. Es ist wahrlich kein Zufall, wenn die energisch einsetzende und zugleich von ähnlichen Resultaten gekrönte Fortführung seiner Offenbarungen wiederum das Werk einer einzelnen Persönlichkeit ist, diesmal des Engländers J. A. Evans, Directors des Ashmolean-Museums zu Oxford.

I.

Mit wachsendem Eifer hat die neuere Forschung auch die Phantasiegebilde lebender wie dahingegangener Völker in ihren Bereich gezogen. Märchen und Sage liefern heute nicht bloß unschätzbare Beiträge zur psychischen Charakteristik des Menschenthums, sondern erhellen, richtig verwerthet, sehr oft auch weite Strecken ältester historischer Vergangenheit. Solchem Bemühen, der Geschichte Epochen zurückzuerobern, von denen keine geschriebene Urkunde zuverlässige Nachricht bringt, hat sich als starke Helferin nunmehr die Denkmälerkunde zugesellt.

In jedem Sinne noch ferner als das Reich des troischen Priamos und des mykenischen Agamemnon ist in unserer Vorstellung das des Kreterkönigs Minos angesiedelt. Schon ihrer Lage nach scheint die langgestreckte Insel nur noch gerade dem Horizonte der hellenischen Welt anzugehören. Dem Griechenlandfahrer, dessen Schiff etwa auf dem Wege von Italien nach Athen den Peloponnes in Bogen umkreist, offenbaren sich an klarem Tage vom südlichsten Punkte aus wohl auf einige Zeit die zackigen, schneegekrönten Gebirgsmauern Kreta's, um alsbald, einer Luftspiegelung gleich, wieder zu zerfließen. Nicht anders sehen wir das Eiland von geschichtlicher Warte aus bis auf unsere Tage bald in den politischen Gesichtskreis eintreten, bald wieder für Decennien, ja für Jahrhunderte, in Vergessenheit zurücksinken.

Schon dem Homerischen Zeitalter bedeutete Kreta ein Stück altersgrauer, sagenumwobener Vorzeit. An diese Gestade hatte einst Zeus in Stiergestalt die schöne Europa entführt; ihr Sohn war Minos, der Mitberather des höchsten Gottes, ein machtvoller Herrscher, der in der großen Stadt Knossos residirte. Auch Ariadne und Dädalos kennt der epische Sänger bereits und gewiß vieles Andere, was er uns verschweigt. Aber obwohl die „hundertstädtige" Insel am troischen Kriege noch mit einer der stärksten Flotten betheiligt ist, müssen sich ihre Führer bereits mit zweiten und dritten Stellen begnügen. In des Dichters Vorstellung war Kreta damals keine führende Macht mehr, wohl aber die Stätte einer bunten Völkermischung, in die er gerne seine Helden untertauchen läßt, wenn sie von wirklichen oder fingirten Abenteuern berichten sollen.

Jene Niederschläge von Reminiscenzen an älteste religiöse und sociale Zustände hat dann die Folgezeit ausführlich ins Dämmerlicht der Sage gezogen. Vielfach verdüstert sich der Hintergrund, seitdem Minos zum tributheischenden Tyrannen Griechenlands wird, der in seinem Labyrinth den Erbauer Dädalos gefangen hält und den stierköpfigen Minotauros mit Jünglings- und Jungfrauenopfern nährt, bis Theseus mit Hülfe der schönen Ariadne sein Ueberwinder wird. Auch als eherner Riese Talos, den die Argonauten durch Medea's Zauberkünste bannen, und später als menschenfressender „Moloch"-Götze tritt uns dasselbe Ungeheuer entgegen. Auf der anderen Seite erklingt von den Gebirgen Kreta's die Sage von der Geburt des Zeuskindes herüber, dessen zarte Jugend von Thieren und Nymphen des Waldes genährt und von den Kureten, den Dienern seiner Mutter Rhea, mit ihrem Tanzgetöse der Handpauken, Cymbeln und Schilde beschützt wird. An den Höhlendienst desselben Gottes hefteten sich dann die Vorstellungen von seinem Beirath als Gesetzgeber und von Kreta überhaupt als einer Urheimath der Rechtssatzungen.

Strenger Ordnungen bedurfte es wohl mehr als anderswo in einem Lande von so festen Naturschranken, bei so überraschend dicht gedrängter Anzahl selbständiger Gemeinwesen und ihrer angeborenen, bis auf den heutigen Tag vererbten Fehdelust. Seit den Tagen des Minos, dessen Land- und Seeherrschaft der griechische Historiker Thukydides mit klarem Blick als älteste großgeschichtliche Thatsache auf griechischem Boden erkannt hatte, ist Kreta aus eigener Kraft nie wieder zur Einigung gelangt. Von den „hundert" Städten Homer's vermögen wir noch, zum guten Theil nur mit Hülfe von Inschriften und Münzen, mehr als die Hälfte zu nennen; in ihnen waltete ein intensives Sonderleben, kaum mehr geschichtlich zu nennen. Feindschaften nach allen Seiten. Diese ungemeine Zersplitterung war und blieb die natürliche Ursache von Kreta's späterer Bedeutungslosigkeit. Und sie wird unterstrichen durch manches böse Scheltwort der Alten über den kretischen Volkscharakter. Es muß als eine Wohlthat für die Insel betrachtet werden, als die Hand der Römer über allen Sonderbestrebungen lastete, und in der That sprechen manche Anzeichen aus der Kaiserzeit für einen zwar bescheidenen, aber gleichmäßig ausgedehnten und befestigten Wohlstand. Unter dem byzantinischen Reiche vollzieht sich mit den Barbareneinfällen eine Auflösung, allgemeine Verwilderung. Diese Zustände der Friedlosigkeit und Zersplitterung sind im Grunde durch alle Zeiten der Saracenen, der Venetianer, der Türken bis auf die Gegenwart für das Land charakteristisch geblieben. Die einstigen Städte zeigen sich nun in noch viel zahlreichere Parzellen zerschlagen. Solcher „Dörfer" gab es im Jahre 1577 nicht weniger als 1066; im Jahre 1881 waren es 1089 nebst 3 Städtchen und 68 Klöstern! Dabei betrug die Gesammtzahl der Einwohner auf einem Gebiete von circa 8600 Quadratkilometer im 18. Jahrhundert etwa 219000, im 19. wenig über 279000 Seelen. Wir dürfen jetzt zuversichtlicher hoffen, daß die jüngste Regelung der kretischen Zustände vor Allem jenem Gefühl der Unsicherheit und damit jenem materiellen Drucke ein Ende bereiten wird, das *da* herrschen mußte, wo man nach Beendigung *eines* Aufstandes bereits von dem nächsten als etwas Selbstverständlichem zu reden gewohnt war.

Siedelungsverhältnisse wie die angedeuteten sind von vornherein nur in gebirgigen Districten möglich. Aber was wir an natürlicher Zerklüftung der Landschaften in dem übrigen Griechenland gewohnt sind, wird durch die Oberflächengestaltung Kreta's bei Weitem überboten. Um drei bis zu 2500 Meter hohe Gebirgssysteme (die „weißen Berge" im Osten, dann Ida und Dikte) schart sich die Menge der durch schroffe Einschnitte getrennten Hochplateaus nebst Kesselthälern. Unendlich mühselig sind meistens die Verbindungen, oft zwischen nahe benachbarten Oertlichkeiten. Der schier völligen Unzugänglichkeit ihrer Bergdörfer verdankte die westliche „Sphakia", der Herd jedes Aufruhrs, durch alle Jahrhunderte hindurch ihre Unabhängigkeit. Eine einzige größere Ebene weist nur die Südseite der Insel auf, und nur ganz wenig leidliche Häfen vertheilen sich auf die ausgedehnten Küstenstrecken.

Ein Land, dessen natürliche und sociale Beschaffenheit der Civilisation solche Hemmnisse entgegen stellt, ist auch für die Forschung nicht so bald gewonnen. Man begreift leicht, daß dieser Boden die Geheimnisse seiner Vorzeit bis in die Gegenwart hinein zu bewahren vermocht hat und daß noch heute selbst solche Reste des Alterthums neu entdeckt werden können, die offen zu Tage liegen.

Bis vor zwanzig Jahren beruhte unsere archäologische Kunde von Kreta vornehmlich auf zwei englischen Reisewerken. Aber bereits ihnen, sowie einigen Zufallsfunden, konnte man bedeutungsvolle Hinweise entnehmen, seitdem (von 1876 ab) durch Schliemann's Aufdeckung der goldreichen Fürstengräber und Palastruinen der Burgen Tiryns und Mykene auf dem griechischen Festlande jene üppige, aber auch künstlerisch hochstehende vorhomerische Cultur ans Licht gehoben war, welche wir noch heute die „mykenische" benennen. Ihren Zusammenhängen mit Kreta habe ich bereits in meinen 1883 erschienenen „Anfängen der Kunst" ein ausführliches Capitel gewidmet, das sich nicht nur auf die thatsächlichen Vergleichsmomente, sondern auch unabhängig davon auf allgemeine Erwägungen stützen konnte. Außer den Rückschlüssen auf die einstige Vorherrschaft Kreta's, welche die Minossage an die Hand gibt, kam angesichts des unverkennbaren Mischcharakters jener Cultur namentlich die örtliche Zwischenstellung der Insel in Betracht. Kreta lag nicht umsonst auf dem Kreuzungspunkte aller großen Seewege des östlichen Mittelmeeres; es öffnete sich nicht bloß nach Griechenland und Kleinasien, auch Phönikien, Aegypten und selbst der Westen waren von hier aus in eine größere Nähe gerückt als anderswo.

Niemand schien berufener, das in Griechenland begonnene Werk durch systematische Ausgrabungen auf Kreta zu krönen als Schliemann selber.

Ich habe vor schon elf Jahren[1]) an dieser Stelle über den von ihm aufgegriffenen Plan, über unseren Briefwechsel, auch über die localen Schwierigkeiten berichtet, die sich ihm zunächst entgegen stellten, bis ihn ein über Troja entbrannter Streit an diese erste Stätte seines Wirkens zurückführte.

[1]) Deutsche Rundschau a. a. O., S. 287 ff.

Es sollte zugleich die letzte sein, da er sich hier den Keim zu seiner tödtlichen Krankheit zuzog.

Inzwischen hatten namentlich italienische Gelehrte höchst verdienstvolle Studien auf Kreta zu unternehmen begonnen; sie dürfen die Fortführung ihrer Arbeit heute mit Recht bereits als „geheiligte Tradition" bezeichnen. Engländer, Amerikaner, Franzosen sind ihnen nachgefolgt, und einheimische Griechen betheiligen sich in ehrenvoller Weise. Nach dem Anstoß, welchen die allerjüngsten Entdeckungen geben, darf man heute bereits von einer Concurrenz der Nationen reden.

Nicht sofort sollte sich hier das höchste Alterthum erschließen. Die wirklich großen Fundthatsachen, welche das allgemeine Interesse zunächst in Anspruch nahmen, führten gleichsam erst staffelweise in die ältesten Perioden der kretischen Cultur zurück. Zu den frühesten Ergebnissen jener Streifcampagnen gehörte aus historischer Zeit das berühmte, auf die Innenwand eines Rundbaues geschriebene „Gesetz von Gortys", eine der wichtigsten und umfangreichsten Steinurkunden des Alterthums, an deren Bergung und wissenschaftlicher Verwerthung diesmal auch die deutsche Forschung hervorragenden Antheil genommen hat[1]). Weit früheren Jahrhunderten gehören die in der heiligen Grotte des Zeus auf dem Idagebirge nun bereits mit Hülfe des „Spatens" gehobenen Votivschätze an, namentlich bilderreiche Bronzeschilde von orientalisirender Arbeit, aber auch gegossene Werke altgriechischen Stiles. Das Uebergewicht des fremden Importes mochte damals so manchem Gelehrten wieder Zweifel an der Bodenwüchsigkeit und Selbständigkeit noch älterer Kunst- und Culturzeugen zurückgeworfen haben.

Inzwischen wußten jedoch unsere Kretareisenden immer ausführlicher über großartige prähistorische Burgen, Wegenetze und andere Bauanlagen zu berichten, deren Reste gelegentlich schon ältere Berichterstatter in Erstaunen versetzt hatten. Nur das hervorragendste Beispiel unter der großen Zahl ist im östlicheren Gebirgslande die Stadtlage und doppelgipflige Akropole der heute „Gulas" genannten Oertlichkeit: Gebäudereste, Systeme von Befestigungen und Militärstraßen, die an Umfang alle ähnlichen Werke des griechischen Festlandes weit überbieten.

Der diese Reste der „Stadt des Zeus" zuerst in ihrem großen Zusammenhange würdigen lehrte, war kein Anderer als jener schon Eingangs genannte Oxforder Archäologe, Herr Arthur Evans. Nach Kreta hatten ihn ursprünglich epigraphische Interessen gezogen: in den Museen gemachte Beobachtungen über augenscheinliche Schriftzeichen auf ältesten geschnittenen Steinen, mykenischem und vormykenischem Geschirr, sowie anderem Geräth. Da diese Dinge überwiegend nach Kreta wiesen, so reiste er zunächst als Sammler der zahlreichen, noch von der heutigen Bevölkerung als Amulette geschätzten „Inselsteine".

Seine Streifzüge waren in hohem Grade erfolgreich, und bereits in den Jahren 1894 und 1897 konnte Herr Evans Studien über zwei Gattungen

---

[1]) Vergl. hierüber Deutsche Rundschau, 1886, Bd. XLVIII, S. 63 ff.: „Eine neuentdeckte altgriechische Gesetzgebung". Von Ernst Zitelmann.

prähistorischer Schriftsysteme vorlegen, von denen noch die Rede sein soll. Für die Heimathsberechtigung dieser Zeichen mußten natürlich diejenigen von besonderem Interesse sein, die sich auf größeres Steinwerk eingegraben fanden. Dahin gehörte außer einem Altartischfragment aus der heiligen Grotte des Diktegebirges vor Allem eine Reihe von „Steinmetzzeichen" auf Mauerblöcken einer längst angegrabenen Ruine auf der Stätte des alten Knossos. Hier nämlich hatte schon gegen Ende der siebziger Jahre ein im benachbarten Herakleion (Candia) ansässiger Kaufmann, Herr Minos Kalokaerinos, nach Alterthümern geforscht und dabei außen mit Quadern verkleidete Bruchsteinwände einer offenbar sehr stattlichen Anlage aufgedeckt. Zwölf große Vorrathsgefäße aus Thon haben der Oertlichkeit damals im Volksmunde den Namen „sta Pitharia", d. i. „zu den Fässern", eingetragen. Der Vergleich dieser Gefäße, sowie bemalter Stuckfragmente der Mauerwände und einer Anzahl meist zerbrochener Vasen mit Funden aus Troja und Tiryns ließen den ersten Gelehrten, die zur Stelle waren, keinen Zweifel an dem hohen Alter dieses Gebäudes. Es ist dasselbe, dessen planmäßige Aufdeckung bereits Schliemann ins Auge gefaßt hatte, aber erst Herr Evans nach Ueberwindung mannigfacher Hemmnisse und nach käuflichem Erwerb des gesammten in Betracht kommenden Areals in Angriff nehmen konnte. Jene Schriftzüge hatten es ihm angethan, als ahnte er die reichen Schätze voraus, welche er auch von dieser Gattung heben würde. Ein Siegel aus Steatit mit anderen linearen Zeichen, geschnittene Steine, ein Goldring, das Fragment eines Reliefgefäßes und andere Funde aus derselben Gegend bestärkten ihn in seinem Plane und die Einführung eines geordneten Regimentes, welches den kriegerischen Wirren in Kreta ein Ende machte, kam demselben als freilich unerläßliche Vorbedingung entgegen. Am 23. März 1900 konnten die Arbeiten an Ort und Stelle beginnen.

II.

Es darf zum Voraus daran erinnert werden, daß von vorhomerischen Fürstenpalästen auf griechischem Boden der vollständigste und — dank der Mitarbeiterschaft Doerpfeld's — am besten erschlossene von Schliemann im Jahre 1884 zwischen den kyklopischen Mauern der argivischen Stadt Tiryns ausgegraben wurde. Sein Grundrißplan ist in den Hauptzügen hinreichend klar: neben einander angeordnet, doch nicht direct verbunden, liegt eine Männer- und eine Frauenwohnung mit Hauptsaal („Megaron"), Vorzimmern, Höfen, ferner säulengeschmückten Thorbauten und Vorplätzen. Männer- und Frauensaal sind dann freilich in regelloserer Weise von Gemächern verschiedenartiger Bestimmung (Badestube, Schlaf-, Vorraths- und Schatzräumen, vielleicht auch Gesindewohnungen) umgeben. Die Längenachse kann mit dem großen Propylaion auf etwas mehr als 70 Meter, die Breite auf circa 55 Meter angesetzt werden. Die Dimensionen des Palastes von Knossos sind ungleich bedeutender; bereits die im Jahre 1900 ausgegrabene Hälfte desselben hatte über 100 Meter Länge und 50 Meter Breite; ungleich verworrener und vielfach räthselhafter erscheint aber auch, wenigstens dem heutigen Auge, die gesammte Anordnung.

Etwa in der Mitte der lang gestreckten Nordküste Kreta's liegt die einst so mächtige saracenisch-venetianische Festungsstadt Candia, deren Name zeitweilig für die ganze Insel galt. Heute haben ihr die Griechen den antiken Namen Herakleion zurückgegeben; es war der Hafenort des etwa eine Stunde landeinwärts und südlich gelegenen Knossos, dessen Lage sich früher nur durch einige römische Mörtelbauten und die Reste eines Theaters verkündete. Weiter nach dem Innern zu dominirt die flach aufsteigende Kuppe eines Hügels, des „Gutsherrnkopfes", der nur nach Osten und Süden durch das Thal des Hauptflüßchens der Gegend und eine Nebenschlucht schärfer begrenzt wird. Hier oben befinden wir uns auf der Stätte des alten Palastes. Mit dem abfallenden Terrain war er augenscheinlich durch Terrassen- und Stufenanlagen verbunden. Von kyklopischen Umfassungsmauern, wie Mykene und Tiryns sie in so großartiger Weise bieten, war er nie umgürtet; nur nach der Küste zu deuten einige thurmartige Vorsprünge auf Befestigungszwecke. Das Meer selber wird erst von einem oberen Stockwerk aus, für das manche Anzeichen sprechen, sichtbar geworden sein.

Auf den ersten Anblick scheint der Zustand der Ruine allerdings wenig geeignet, Aufschlüsse über die höheren Theile unseres Baues zu geben. Was die verhältnißmäßig sehr umfänglichen Aufdeckungen des Grundplanes während der neun Wochen des ersten Ausgrabungsjahres ermöglichte, war eben der Umstand, daß das antike Niveau zum Theil nur einen Fuß und an den tiefsten Stellen kaum über drei Meter unter dem heutigen Boden lag. Jede Baumpflanzung, ja bereits die Pflugschar wäre diesen Resten verhängnißvoll geworden. Nur die vollkommene Unberührtheit dieser Stätte während eines Zeitraumes von drei Jahrtausenden konnte Ergebnisse zeitigen, die selbst den Hoffnungsvollen überraschten. Dabei mußte leider bald festgestellt werden, daß der Palast vor seinem endgültigen Untergange nach allem beweglichen Material, das damals werthvoll erschien, besonders nach Gegenständen aus Metall, sorgsam abgesucht worden war. Schließlich fiel der ganze Bau einer großen Feuersbrunst zum Opfer, deren Spuren in verkohltem Holzwerk sowie in den Einwirkungen der Gluth auf Thonwaare und Wandverputz noch offen zu Tage liegen.

Das Herrscherhaus von Knossos ist nicht das Werk einer einzelnen Periode gewesen. Mehrfache Umbauten, sowie ältere und älteste, sogar bis in die „neolithische" Zeit hinauf reichende Culturschichten beweisen, daß dem jüngsten Besitzer bereits Generationen voran gegangen sein müssen. Manche Räthsel der Raumdisposition beruhen offenbar darauf und werden von diesem Gesichtspunkte aus vielleicht ihre Lösung finden.

Die Wände waren aus lehmverkitteten Bruchsteinen aufgeführt; nur als Sockelquadern der Außenmauern, sowie im Innern zur Verstärkung der Thüreinfallungen, als Unterlage der Säulen und sonst gelegentlich dienten Blöcke aus benachbartem Gipsfelsen oder auch Kalkstein. Sodann ist reichliche Verwendung des Holzes gesichert, nicht nur für die freistehenden Säulen, sondern auch für mannigfach andere constructive Zwecke. Ganz besonderes Interesse nehmen die Reste des bemalten Wandverputzes in Anspruch, denen Herr Evans

zum Glück rechtzeitige Beachtung zu Theil werden ließ. Was davon an den so niedrig erhaltenen Mauern selber haftet, würde uns freilich fast nur errathen lassen, wie viel wir verloren haben. Das Beste verdanken wir, außer der Sorgfalt des Entdeckers, dem jäh hereingebrochenen, dann ungestörten Verfallzustand des Hauses und — nicht an letzter Stelle — einer technischen Unvollkommenheit: Der Kalksteinmörtel der äußersten Stuckflächen war mit den Bruchsteinwänden durch eine schlecht haftende Lehmschicht verbunden, so daß sich größere obere Theile desselben während des Unterganges abzulösen und mit verdeckter Bildseite auf dem Fußboden zu lagern vermochten. Da Herr Evans beim Abtragen der Erde (in horizontalen Schichten) alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln traf und die abgefallenen Stuckfragmente erst von der Rückseite durch Gipsverguß festigte, gelang es, eine Reihe von Frescobildern aus dem höchsten Alterthum wieder zu gewinnen, die nicht nur zum Werthvollsten der Knossischen Funde gehören, sondern auf dem Boden des griechischen Alterthums bisher fast einzigartig und jedenfalls unübertroffen dastehen.

Der aufgedeckte Gebäudecomplex reicht im Westen an einen plattengedeckten Hof, während ein östlicher und ein dritter, südlicher Hof, dessen Lehmfußboden sehr alte Culturreste birgt, in den Bau eingeschlossen waren. Für die übrige Gesammtdisposition maßgebend ist die auffällige Einrichtung eines 3,40 Meter breiten und ursprünglich über 50 Meter langen, von Norden nach Süden hindurch laufenden Corridors, der mit seinen verengerten Fortsetzungen die ganze Anlage in zwei ungleiche Hälften von überwiegend verschiedener Bestimmung zerlegt. Denn während die genannte Galerie nach Westen mit mehr als zwölf Thüren den Zugang zu einer Flucht paralleler, schmaler und tiefer Zellen eröffnet, deren nähere Bestimmung für Aufbewahrungszwecke wir noch kennen lernen werden, grenzte sie nach Osten zu mit fester (nur einmal durchbrochener) Mauer ein dichtes Gewirr größerer und kleinerer Zimmer, überwiegend Wohnräume ab.

So unvollkommen unser Einblick in den Gesammtplan des Palastes von Knossos auch heute noch ist, findet die Beobachtung doch reichen Ergänzungsstoff in Einzelfunden; namentlich schließen sich die erhaltenen Proben monumentaler, decorativer und künstlerischer Ausstattung bereits zu einem sehr vielseitigen Bilde von dem Können und dem Geiste jenes Zeitalters zusammen.

Das vollständigste und bemerkenswertheste Beispiel eines Innenraumes gewährt bis heute wohl das rasch berühmt gewordene „Thronzimmer" mit seinem auf den östlichen Hof gehenden Vorsaal. Die ganze Außenmauer des letzteren war durch Pfeiler ersetzt, zwischen denen man auf vier Stufen hinabstieg. An den beiden Seitenwänden dieses „Wartezimmers" laufen einfache Steinbänke hin, während sich die Rückseite wiederum fast in ihrer ganzen Breite zu dem eigentlichen „Thronsaal" öffnet. Diese Bezeichnung konnte ihm mit voller Zuversicht ertheilt werden, denn an der rechten Wand, und in diese eingelassen, erhebt sich auf niedriger Basis ein steinerner, mit hoher Rücklehne versehener Sessel von sehr bemerkenswerther tektonischer Gliederung. In einigem Abstand ziehen sich auch hier rechts, links und auf der anstoßenden Wand schlichte Bänke hin; auch dem Thron gegenüber vor einer Balustrade,

die zugleich als moderne Begrenzung eines bis an die Rückwand ausgedehnten Wasserbassins diente. Diese höchst merkwürdige Einrichtung befand sich offenbar unter freiem Himmel, wie schon die Spuren dreier Säulen aus Cedernholz auf der Brüstung erweisen, und darf an das Impluvium des pompejanischen Hauses, mehr noch an ägyptische Villenanlagen erinnern. Denn es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß wir darin nicht etwa ein Bad, sondern eine Art Vivarium zu erkennen haben, dessen decorativer Charakter sich ringsum in Frescomalereien noch weiter erläutert. Auch dieser Wandschmuck versinnlicht, den erhaltenen Resten zufolge, die freie Natur durch Flußlandschaft mit Fischen, Palmbäumen und Gebirgsmotiven. Ein kleineres, dem Eingange gegenüber liegendes Zimmer wurde rechts und links der Thür von gemalten Greifen bewacht; es mag ein Privatraum des Fürsten gewesen sein. Zahlreiche Einzelfunde aus kostbarem Steinmaterial oder emaillirtem Thon reden überdies von luxuriösem Schmuck der Decke und der oberen Wandpartien.

Vermuthlich werden wir über die reichen Details mit der Zeit noch eine vollkommenere Vorstellung gewinnen; aber schon heute steht dieser Sitzungssaal, der den ältesten Thron Europa's enthält, einzig in seiner Art da.

Auch benachbarte Räume enthalten viel Merkwürdiges. So führt ein nördlicher Ausgang aus der Vorhalle in ein Gemach mit breiterem Steinsessel, aus dessen Formen man auf eine Art Boudoir der Fürstin glaubte schließen zu können. Die Gipsblöcke seiner Außenwand, an der vorbei man gleichfalls in das Wartezimmer des Audienzsaales gelangte, tragen jene eingegrabenen Zeichen, deren Schriftbedeutung erst Herr Evans vollkommen würdigen lehrte. Unter ihnen begegnet mehrmals das Bild der Doppelaxt und eben dieses bedeutungsvolle Symbol, das auch sonst auf zahlreichen Funden eine Rolle spielt, kehrt am Auffallendsten auf allen Blöcken je eines viereckigen Mittelpfeilers in zwei an einander stoßenden südlicheren Zimmern wieder. In diesem Falle scheint es kaum einem Zweifel zu unterliegen, daß wir darin Objecte eines religiösen Cultus zu erkennen haben.

Die bisher genannten Räumlichkeiten, selbst der reiche Audienzsaal, tragen auch in ihren Größenverhältnissen immer noch ein intimeres Gepräge; doch scheint während des letzten Ausgrabungsjahres die Aufdeckung umfangreicherer Repräsentationssäle im Umkreise des östlichen Hofes gelungen zu sein. Jedenfalls fehlt es nicht an Hinweisen auf festliche Empfänge und lebhafte Geselligkeit. In diese Richtung deuten bereits einige breite Zugänge mit ihren monumentalen Wanddecorationen. Ein solcher Hauptweg — Herr Evans hat ihn nicht unrichtig „Corridor of Procession" benannt — führte namentlich von Süden her auf den großen, gepflasterten Hof an der westlichen Außenseite des Palastes. Beide Wandflächen waren mit lebensgroßen Figuren gefäßtragender, nur mit einem bunt gemusterten Lendenschurz bekleideter Jünglinge, mit Männern in reicher Festtracht und mit Frauen bemalt, deren Geschlecht nur an der helleren Hautfärbung der nackten Theile erkennbar ist. Denn leider sind von den meisten Figuren nur die unteren Partien erhalten; doch bieten einigen Ersatz immerhin mehrere der abgefallenen und auf oben angedeutete Weise conservirten Stuckfragmente. Besonders wohlerhalten und künstlerisch

werthvoll ist der Oberkörper eines jener Knaben mit kostbarer Metallvase, in einem parallelen, schmäleren Corridor gefunden, der in der südlichen Fortsetzung der „langen Galerie" liegt und auf ganz ähnliche Weise decorirt gewesen sein muß wie der Haupt-„Processionsweg". (Als mehr naturalistisches und vermuthlich älteres Gegenstück mag hier aus der nordöstlichen Region des Palastes das Bild eines anderen Knaben Erwähnung finden, der auf einer Wiese Blumen in ein Gefäß sammelt). Jene gefäßtragenden Jünglinge nun bestätigen endgültig durch ihren Rassetypus, ihre Tracht und ihre Attribute die längst vermuthete Identität der Träger der „Mykenecultur" mit geschenkbringenden Figuren auf ägyptischen Wandgemälden aus der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends. Hier heißen die Führer der gewiß nicht ohne ägyptische Ruhmredigkeit als Tributpflichtige Dargestellten: „Die Großen des Landes Kefti und der Inseln, die im Meere gelegen sind."

Von dem historischen und chronologischen Gewinne dürfen wir zunächst absehen; die, man darf sagen, sensationelle Thatsache liegt auf künstlerischem Gebiete: die sichere und lebensvolle Zeichnung, die Reinheit und das Ebenmaß der Züge hebt diese Leistungen weit über den Stil und das Können ägyptischer Maler hinaus; man muß nahezu den Sprung eines Jahrtausends machen und vor den Ateliers des classischen Griechenthums anklopfen, um Ebenbürtigem zu begegnen, und es will viel bedeuten, wenn sich heute mancher Archäologe, dem die attischen „Meisterschalen" durch langjährige Beschäftigung ans Herz gewachsen sind, das Geständniß abringt, daß diese Werke an feinempfundener Ausführung seinen „strengrothfigurigen" Vasenbildern mindestens gleichkommen.

Wo der „Corridor der Processionen" durch ein Propylaion die Flucht des großen, westlichen Hofes erreichte, scheint ein Theil des letzteren hallenartig überdacht gewesen zu sein, wie die Steinbasis einer großen, hölzernen Säule noch vermuthen läßt. Auch hierhin setzten sich Frescomalereien fort: so war an der rechten Wand auf drei über einander liegenden Putzschichten immer wieder ein Lieblingsstoff der „mykenischen" Kunst, die Darstellung eines Stieres gemalt. Wahrscheinlich wurde er (wie auf einem Fresco aus Tiryns und zahlreichen Werken der Kleinkunst) gebändigt; Stuckreliefs, die bei der Ausgrabung des Jahres 1901 gefunden wurden, sollen ein gleiches Thema behandeln. Aber schon besaß man von der nördlichen Eingangsgegend des Palastes aus demselben Material und in derselben Flächenkunst bemalte Fragmente erhaben herausmodellirter, mindestens lebensgroßer Stiere. Der wahrhaft monumentale, prachtvoll energische Ausdruck eines ziemlich gut erhaltenen Kopfes läßt bereits erkennen, daß diese Werke überhaupt zu den besten Leistungen aller Thierbildnerei gehört haben müssen. Die Kunstgattung selber, plastische Arbeit in Gipsstuck mit hinzugefügter Polychromie, neuerdings wie es scheint auch in vorzüglichen, menschlichen Rundsculpturen vertreten, begegnet uns auf ähnlicher Höhe erst wieder in den Tagen der italienischen Renaissance.

Die bisher vorgeführten Proben reiner Malerei und farbiger Reliefplastik rechtfertigen das Prädikat des „Monumentalen" eben so sehr durch ihren Stil

wie durch ihren Größenmaßstab. In fast picantem Gegensatz dazu stehen andere Bilder auf reichlich gesammelten Stuckfragmenten, die zum Theil noch Aussicht auf weitere, erfolgreiche Zusammensetzung bieten. Man vermag die darauf entworfenen Scenen nicht anders denn als „Miniaturen" zu bezeichnen und auch in der übrigen Beschreibung moderne Ausdrücke kaum zu vermeiden. Wenn auch zum Theil des religiösen Hintergrundes nicht entbehrend, geben sich diese Darstellungen doch als große, festliche Redouten, als Conversationsscenen mit elegant, ja kokett geputzten Damen, die vor den nicht minder zahlreichen Herren durchaus den Vorrang einzunehmen scheinen. Das Geflimmer dichtester Ansammlungen aber hat der Künstler, der sonst die feine, schwarze Umrißzeichnung mit Innencolorirung anwendet, durch ein originelles Abkürzungsverfahren summarisch ausgedrückt, in dem er sich auf gedrängte Köpfe und Hälse beschränkte und die Gruppen der Männer, denen der braunrothe Fleischthon zukam, dadurch charakterisirte, daß er gleich den ganzen Grund in dieser Farbe gab. So empfangen wir den Eindruck einer unendlichen Menge, die auf Höfen, Gärten, vor Mauern und Cultbauten sitzt, kauert, steht, gestikulirt und flirtet, auch Balcons und Fenster auszufüllen scheint. Noch lebhaftere Gebärden und geschwungene Speere der Männer mögen auf anderen Stücken gleichfalls eher Turniere und Ovationen vor den Frauen als Belagerungsscenen dargestellt haben.

Auch auf diesen Bildern sind die regelmäßig unbärtigen, männlichen Gestalten nur mit einem zierlichen Lendenschurz bekleidet, aber mit allerlei Anhängseln geschmückt; das schwarze Haar kräuselt sich zu einer Stirnlocke empor und fällt in Strähnen auf die Schultern herab. Noch sorgfältiger coiffirt erscheinen die mit langen Zöpfen ausgestatteten Damen; auch ihr Costüm, von dem wir bereits früher nicht hinreichend gewürdigte Proben besaßen, erweist sich als ein geradezu raffinirtes Rococo: Der Oberkörper ist in der Regel bis auf die Wespentaille herab mehr als „decolletirt", denn in der Vorderansicht erkennt man als einzige Bekleidung desselben nur weite Puffärmel, die auf der Rückenseite verbunden sein mußten. Erst von den Hüften abwärts breitet sich ein bunter, mit Querstrichen, Bordüren, oder Volants besetzter Rock aus.

Besonderes Interesse beanspruchen noch die im Hintergrunde häufigen Aufbauten und Geräthe; sie tragen wohl durchweg religiösen Charakter. Ein offenes, dreitheiliges, von Holzsäulen getragenes Tabernakel vertritt ersichtlich noch die Stelle des Tempels. Altarähnliche Aufsätze dieser Art sind uns bereits auf mykenischen Goldblechen, in eintheiliger Form namentlich von „mykenischen" Goldringen her und selbst in einem kritischen Steinexemplar bekannt. Die Mittelstütze tritt auch für sich allein bedeutsam hervor, wie die von Löwen bewachte Säule des bekannten Thores von Mykene, zu dem die Kleinkunst heute zahlreiche Analogien aufweist. Man erinnere sich zugleich der oben in zwei Gemächern unseres Palastes erwähnten, mit dem Symbol der Doppelaxt bedeckten Steinpfeiler. Und wie wir in diesem Culturkreise auch sonst die Doppelaxt, sehr häufig in Verbindung mit dem Stierkopf, eine auffallend bevorzugte Rolle spielen sahen, so herrscht daneben noch ein anderes

Cultgeräth vor, dessen lange räthselhafte, zweizackige Form wohl wieder nur die Schematisirung des Schädels eines Stieres mit seinen Hörnern darstellt. Eine „mykenische" Thonscherbe aus Cypern gruppirt geradezu Hörnergeräth, Doppelaxt und Stierkopf in fortlaufender Reihe; kein Zweifel, die Idee des Stieropfers bildet den Ausgangspunkt all' dieser andeutenden und abkürzenden Symbolik. Unverkennbar aber hatte ja die Centralfigur des Stieres auch in allen kretischen Sagen wie in der kretisch-„mykenischen" Kunst unbestritten die Vorherrschaft.

Im Einzelnen wäre noch viel zu berichten, namentlich von mannigfaltigen Steingefäßen und anderen Sculpturresten, deren meisterhaft scharfe und wirksame Behandlung, insbesondere des Blattwerkes, sie der besten Ornamentik aller Zeiten ebenbürtig anreiht, aber eigentlich erst vor den Originalen vollauf gewürdigt werden kann. Nur von einer nach Material und Technik sehr bescheidenen Fundgattung soll hier im Zusammenhange mit den bereits erwähnten Magazinen noch die Rede sein.

Die zahlreichen, langgestreckten Räume, welche von Westen her auf die große Galerie münden, enthielten, wie schon gemeldet, zunächst reihenweise aufgestellte Vorrathsgefäße von der Gattung jener oft manneshohen Thonurnen oder „Pithoi". Dazu kam als besondere Merkwürdigkeit die Entdeckung wohlgefügter, steinerner Behälter unter den Fußbodenplatten der Mittelgänge. Sie waren versteckt genug, in einem Raum sogar paarweise unter einander, angelegt und im Innern mit Blei ausgefüttert. So sorgfältige Vorrichtungen können nur für kostbarere Depositа bestimmt gewesen sein. Leider zeigten sie sich vollkommen leer, ohne doch Spuren gewaltsamen Einbruchs aufzuweisen; sie waren also schon vor der Zerstörung des Palastes ausgeräumt, theilweise vielleicht überhaupt nicht in Gebrauch genommen worden. Auch hierüber wird uns dereinst vielleicht Aufklärung aus den gefundenen Inschriften werden.

Die epigraphische Ernte hat allein schon weit über alles Erwarten hinaus die Ziele verwirklicht, welche Herr Evans mit seinem Unternehmen verband. Man kann hier nur mit den Worten eines Fachgenossen reden: „Selten ist das Ergebniß einer Ausgrabung so den wissenschaftlichen Tendenzen des Forschers entgegengekommen, selten hat das Glück, das gerade den Ausgräber so gerne narrt, mit mehr Billigkeit seine Gaben vertheilt." Geborgen sind bereits mehrere Tausende, meist länglicher, kunstlos geformter Täfelchen aus Thon, in dessen weiche Oberfläche die Schriftcharaktere zwischen vorgezeichneten Linien eingeritzt wurden. Ungebrannt und daher leicht vergänglich, haben sie doch vielfach einige Festigung durch das Feuer gefunden, das den Palast zerstörte und sich in diesem Falle auch als Bewahrer erwiesen hat. Daneben trug zu ihrer Conservirung ein anderer, sehr wesentlicher Umstand bei: nur ein Bruchtheil wurde im Schutte verstreut, die Hauptmasse bei den Magazinen, sowie in anderen Räumlichkeiten als kleinere oder größere Gesammtdepots entdeckt, wie sie einst in besonderen Kisten aus Holz, Thon oder Gips niedergelegt waren. Von dieser Art des Verschlusses haben sich bei näherer Aufmerksamkeit noch die Siegelabdrücke und schriftlichen Signirungen auf gekneteten

Thonstücken gefunden, durch welche die Fäden der Umschnürung liefen. So vermochte man denn auch von dem Inhalte ganze Reihen der Täfelchen in der alten, ursprünglichen Anordnung zu heben.

Es leuchtet ein, wie werthvoll bereits der letztere Umstand für die Entzifferung ihres Inhaltes werden kann. Im Allgemeinen besteht schon heute kaum ein Zweifel darüber, daß wir es in erster Linie mit Inventaren, Abrechnungen und Quittungen zu thun haben. Eine Anzahl von Zeichen ließ sich nach ägyptischen Analogien als Zahlen eines Decimalsystems deuten. Andere Anhaltspunkte liefern nach den Fundgruppen wechselnde Voranstellungen abgekürzter Bilder: Kriegswagen und Pferdeköpfe, Menschen (Sclaven?), Gebäude, Schweine, verschiedene Pflanzenarten, Gefäße, Werkzeuge u. s. w., also gewiß summarische Inhaltsangaben. Auch die constante Wiederkehr gewisser Formeln wird die Lösung des Räthsels fördern helfen, das über dieser Schriftgattung ruht.

Denn in Dunkel gehüllt ist bis heute noch die Bedeutung ihrer wesentlichen Elemente; um so mehr die Sprache, auf welche sie Anwendung fand. Etwa siebzig allgemeiner gebräuchliche, lineare Zeichen haben die neuen Texte ergeben, mehr als das Doppelte der bereits früher durch Herrn Evans' Verdienst aus zerstreutem Material ermittelten. Ihre verhältnißmäßig große Anzahl und die durchschnittliche Kürze der in manchen Fällen durch verticale Striche abgetheilten Worte scheint auf Silbenwerth der einzelnen „Buchstaben" schließen zu lassen. Die formalen Berührungspunkte der kretischen Zeichen mit denen der gleichzeitigen Culturvölker Aegyptens, Vorderasiens oder gar Mesopotamiens sind nicht gerade zahlreich; im Allgemeinen verräth sich hohe Selbständigkeit der Entwicklung auf Seiten Kreta's. Eher weisen nordafrikanische (libysche, vorägyptische) und insulare (melische, dann die altkyprischen) Schriftzeichen auf gemeinsame Wurzeln zurück. Aber vermuthlich werden wir dereinst genauer als heute verfolgen können, wie sich das kretische System aus einheimischen, hieroglyphenartigen Formen, also eigentlicher Bilderschrift, abgeschliffen und vereinfacht hat. Solcher „piktographischen" Charaktere, besonders häufig auf gravirten Steinen, zählte Herr Evans bereits früher mehr als achtzig. Sie sind offenbar noch lange (speciell im Osten der Insel?) conservirt worden, namentlich im Dienste einer religiösen Symbolik, der sie vermuthlich auch ihren Ursprung verdanken. Von dieser, der typologisch eigentlich *älteren* Gattung ist unter den zahlreichen Archiven knossischer Thontäfelchen nur ein einziges Depot gefunden worden, dessen Inhalt auch aus äußeren Gründen dem jüngsten Bestandtheil dieser Urkunden zugerechnet werden muß. Wieviel aus den durchsichtigeren Zeichen für die Linearschrift zu gewinnen sein wird, muß die Zukunft lehren. Hier bieten immerhin schon Anzahl und Umfang der Texte (einzelne Täfelchen umfassen bis zu 8 und 13, ja 24 Zeilen) die Gewähr dafür, daß sie der Wissenschaft ihre Geheimnisse dereinst ebenso rückhaltlos enthüllen werden wie die Hieroglyphen Aegyptens und die Keilschriften Babyloniens.

III.

Inzwischen reden bereits die ungeschriebenen Zeugnisse mit vernehmlicher Stimme von der überraschenden Eigenart und Reife einer glänzenden Frühcultur Kreta's.

Auf Knossos ersteht vor unseren Augen ein Herrscherpalast, dessen Ausdehnung und reiche Gliederung erst nach mehreren Ausgrabungsperioden übersehbar zu werden beginnt. Galerien, Höfe, Säulenhallen und Säle öffneten sich der Repräsentation; neben den eigentlichen Wohngemächern standen andere Räume dem Cultus, der Verwaltung, den Vorrathszwecken zur Verfügung; für die Bergung von Kostbarkeiten waren besondere, zum Theil geheime Einrichtungen getroffen. An der Gesammtausstattung betheiligt sich selbständig und im Verbande, jederlei bildende Kunst, die wir heute kennen, auf einer Höhe der Entwicklung, die keinen Vergleich zu scheuen braucht. Unter voller Beherrschung von jederlei Technik und unausgesetzter Anspannung ihres Könnens stehen diese Künste zugleich im Dienste eines ausgeprägten Luxusbedürfnisses; selbst die Architektur verwendet erlesene Steinarten mit der Gewissenhaftigkeit der Kleinkunst. Diese selber ist namentlich an steinernem Geräth vertreten, während wir uns von den zeitig entführten Schätzen aus Edelmetall, den goldenen und silbernen Reliefgefäßen, Schmucksachen, Emblemen wenigstens aus den Wandgemälden, sowie aus den „mykenischen" Grab- und Einzelfunden einen ansehnlichen Begriff zu machen berechtigt sind. Nicht nur über ausgedehnten Güterbesitz, sondern auch über weitreichende Handelsverbindungen müssen die Archive Auskunft gegeben haben.

Und in diesem Glanze konnte sich nicht etwa ein einsamer Dynast, dem die Ausbeutung seiner Unterthanen und auswärtige Beziehungen es ermöglicht hätten, eine künstliche Scheincultur auf unvorbereiteten Boden zu verpflanzen. Die Frescomalereien allein thun zur Genüge dar, wie hoch die sociale Stufe war, an der eine überaus zahlreiche „Gesellschaft" gleichberechtigten Antheil nahm. Die Festtracht beider Geschlechter ist gerade da, wo sie Blößen aufweist, von Primitivität am Weitesten entfernt. Besonders auffällig erscheinen die raffinirten Toiletten der Damen. Daß das weibliche Element auch im Uebrigen eine unverkennbar bevorzugte Rolle spielt, verleiht diesem ganzen Culturkreise noch eine besonders eigenartige und weiterhin erwägenswerthe Färbung.

Einer so gefestigten Civilisation wird man die Heimathsberechtigung auf dem Boden, der sie uns in allen ihren Phasen vorführt, ohne dringenden Anlaß nicht leicht versagen wollen. In Knossos weisen ohnedies manche Theile des Palastes, sowie ältere Schichten der Keramik und sonstiger Manufacte auf frühere Entwicklungsstadien zurück. Aber das Bild einer seßhaften Cultur ergänzt sich auch aus der Beobachtung, daß sie nicht an örtlich beschränkter Stätte haftete, sondern sicheren Anzeichen zufolge über ganz Kreta mit seinen zahlreichen Städten und krönenden Burgen ausgebreitet war. Demnächst, so scheint es, werden wir zu näherer Bestätigung nicht bloß auf Einzelfunde beschränkt sein: haben doch italienische Gelehrte begonnen, an der Stätte des alten Phaestos in der südlichen Fruchtebene der Insel einen zweiten

Palast aufzudecken, noch umfangreicher, wie verlautet, als der Fürstensitz von Knossos.

Um solche Thatsachen historisch einzugliedern, sind wir in erster Linie auf die Hülfsmittel des Vergleiches angewiesen. Höhepunkte der Cultur bilden sich nicht leicht abseits vom Strome des Völkerverkehrs, und gerade in dieser Hinsicht schien uns ja Kreta's Lage so bevorzugt, daß wir die Insel längst als den geeignetsten Nährboden für das Aufkeimen der „mykenischen" Epoche ins Auge fassen durften. Die neuesten Funde haben dieser Voraussetzung über alles Erwarten Recht gegeben. Sie sichern Kreta eine vorörtliche Stellung in jener Frühperiode, deren Denkmäler bisher das östliche Griechenland und die südlichen Inseln des Archipels übereinstimmend charakterisirten. Alle Probleme, welche uns auf diesen Gebieten noch beschäftigen, werden wir fortan zunächst durch das kretische Medium zu prüfen haben. So bewährt sich denn Kreta auch endgültig als die rechte Warte, nach den auswärtigen Einflüssen und Anregungen Umschau zu halten, deren Abschätzung bisher zu sehr widersprechenden Urtheilen über Eigenart oder Abhängigkeit der mykenischen Cultur geführt hat.

Seit Schliemann's ersten Entdeckungen glaubte eine Anzahl Gelehrter es ihrem Gefühl für das specifisch „Orientalische" dieser Kunst schuldig zu sein, in ihr massenhaften Import aus der Fremde, oder Leistungen herbeigerufener Werkmeister und daneben höchstens einheimische Imitationen erkennen zu sollen. Wo die originalen Schöpfungen nun eigentlich zu Hause waren, blieb freilich unklar. Man hat der Reihe nach bei vorderasiatischen Völkern, namentlich bei den sehr beliebten Phönikiern und anderen Bewohnern der syrischen Küstenlande angeklopft. Aber man vergleiche nur — und es fehlt nicht an Anhaltspunkten dafür —, um sich der Unterschiede bewußt zu werden! Thatsächlich lagerte ja um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts nicht bloß über Aegypten, sondern um das ganze östliche Becken des Mittelmeeres ein Culturmaximum; im lebhaften Contact und Austausch der Völker wurden edle Materialien, Techniken, Zierformen Gemeingut. Auch die Syrer z. B. schufen kostbare Prunkvasen, die wir aus ägyptischen Wandgemälden kennen, an ihren Formenunterschieden und zum Theil fratzenhaften Zuthaten aber auch von den gleichzeitigen kretisch-mykenischen trennen lernen. Wir dürfen abwarten, ob man die Suche nach außereuropäischen Ursprungsländern angesichts der jüngsten Entdeckungen auf Kreta wird fortsetzen wollen. Rückt ein Schwergewicht nun endgültig auf diese Insel, so spricht gegen jede östlichere Ableitungstheorie schärfer als je der Umstand, daß Cyperns recht wohl durchforschte Siedelungen trotz ihrer nachbarlichen Beziehungen zu den syrischen und kleinasiatischen Gestalten von Seiten der kretisch-mykenischen Cultur nur secundäre Einflüsse erfahren haben. In sich und an ihren Hauptcentren aber trägt diese eine Geschlossenheit zur Schau, die über ihren eigentlichen Verbreitungskreis keine Zweifel mehr läßt. Selbst jenseits desselben ist sie noch oft durch ihr massenhaftestes und untrüglichstes Begleitmaterial, durch gewisse Gattungen firnißbemalter Thongefäße vertreten; aber nicht einmal diese häufige, auch als Fragment schier unverwüstliche Waare hat auf dem Boden

des semitischen Orients irgend erhebliche Spuren hinterlassen, so wenig wie die gleichfalls verbreitete Gemmengattung der sogenannten „Inselsteine". Kaum bedarf es noch eines entscheidenderen Kriteriums.

Dafür bringt Aufklärungen weit positiverer Art ein altes Culturland, das unbefangene Erwägung von Kreta aus ohnedies in erster Linie zu befragen geneigt sein mußte. Aegypten hatte der diesseitigen Forschung bereits werthvolle Dienste geleistet, da einzelne Importobjecte hüben und drüben die Blüthe-periode des „mykenischen" Stils um das 15. Jahrhundert v. Chr. zu datiren gestatteten. Zu ihr steht die ägyptische Kunst freilich nur im Verhältnisse einer lehrreichen Analogie; auch sie durchdringt so manches aufgenommene Gut mit zäher Eigenart, die in der Regel jede Verwechslung ausschließt. Wenn sich daneben mancherlei verwandtschaftliche Beziehungen in Anlage und Ausstattung (z. B. des „Audienzsaales" mit seinem „Impluvium"), in Capitellformen und Vorzeichnungen der Gemälde enthüllen, so haben wir andererseits heute Anlaß genug, Aegypten nicht bloß als den gebenden Theil zu betrachten.

Noch wichtiger und ergebnißreicher dürfte die historische Anknüpfung werden, welche sich aus dem Vergleich der lendengeschürzten, gefäßetragenden Jungmannschaft mit dem „Kefti" mehrerer ägyptischer Grabgemälde aus der Zeit Tuthmosis' III. (gegen 1470) ergibt. Ihre Identität, die wir seit Langem auf Grund minder ausführlichen Materiales vermutheten, wird heute zur Gewißheit. Eine willkommene Ergänzung liefert von anderer Seite her der Inselname „Kaphthor" als Bezeichnung für die Urheimath der biblischen Philister. Daß diese, gleich den „Kreti und Plethi", den Söldlingen der jüdischen Könige, aus Kreta stammten, hatte man auf unabhängigem Wege gleichfalls längst erschlossen. Unter diesen Umständen gewinnt der Gleichklang des ägyptischen „Kefti" und des hebräischen „Kaphthor" nahezu den Werth urkundlicher Bekräftigung.

Der Name, den uns Palästina und Aegypten gemeinsam für Kreta darbieten, ist in classischer Ueberlieferung für uns nicht nachweisbar (zu dem Wortstamme läßt sich vielleicht Kapheira, Kaphene, Kepheus, Kephenes vergleichen). Aber wir lernen aus dem Palast von Knossos über sehr alte Culturzustände des Inselreiches genug hinzu, um zu erkennen, wie reale Thatsachen die griechische Sage auch in unserem Falle auf ihre Art umgedeutet und widergespiegelt hat.

Im Mittelpunkte der unheimlichen Wundererzählungen steht das Labyrinth, der vielverschlungene, irreführende Aufenthaltsort des Menschenopfer heischenden Stierdämons Minotauros. Neuere Erklärer begnügten sich damit, es als eine Fiction der Phantasie zu bezeichnen, wohl gar als ein Bild des bahnenreichen Himmels; Andere suchten dafür in unterirdischen Steinbruchgängen wenigstens einen äußeren Anhalt. Indessen nach der constanten Tradition des Alterthumes war das Labyrinth ein Bauwerk; der Künstler Dädalos habe es errichtet nach dem Muster des freilich hundertfach größeren ägyptischen Reichspalastes am Mörissee, dessen Reste schon Herodot unter dem gleichen Namen beschreibt. Dieser Name nun hat selber den leitenden Ariadnefaden an die Hand gegeben: denn einer unbestrittenen

Beobachtung zufolge hängt Labyrinthos mit „Labrys", dem karisch-lydischen Namen für „Axt" zusammen. Thatsächlich charakterisirte das Symbol der Doppelaxt allezeit den karischen Zeus „Labraundos". Als Ortsname kann daher Labyrinthos kaum etwas Anderes bedeutet haben als „Haus der Doppelaxt". Welche Stätte aber hätte diese Bezeichnung mit besserem Rechte geführt als der Palast von Knossos selber, dessen Wände und Pfeiler jenes Geräth bedeckten, in dessen Culten es, wie wir sahen, die bedeutendste Rolle gespielt haben muß?

Das überraschende Licht, welches von dieser Seite her auf die Sage und ihr Urbild fällt, erhellt auch die weiteren Zusammenhänge. Man begreift, wie der frühzeitige Untergang dieses Complexes mit seinem verwickelten Grundplan, seinen zahlreichen Corridoren, Zellen und blinden Endigungen das Erinnerungsbild ins Fabelhafte auswachsen ließ; vor Allem aber auch, wie die Volksphantasie dazu gelangte, im Innersten des geheimnißvollen Baues ein Ungeheuer von der Art des Minotauros anzusiedeln. Neben der Doppelaxt trat uns allenthalben das Bild des Stieres entgegen, nicht nur im Cultgeräth, im Ornament, sondern auch lebensgroß in Wandgemälden und zum Theil fast körperlichen Hochreliefs. Es war kein bedeutungsloser Schmuck, sondern, wie schon die Opferaxt und das doppelzackige Symbol erweisen, die vornehmste Darbringung für eine Gottheit, die selber unter der Gestalt des Stieres vorgestellt werden konnte, wie Zeus, da er die Europa entführte. Und nur auf dem religiösen Hintergrunde, den die Funde heute beglaubigen, findet seine Erklärung, was sonst als seltsamster Zufall erscheinen müßte: die Thatsache, daß die meisten specifisch kretischen Sagen im Grunde nichts als Variationen über das Stierthema enthalten. Einen anderen „kretischen Stier" bändigt Herakles und Theseus, oder ihn liebt Pasiphaë, der Dädalos die hölzerne Kuh zimmert; ihr Sprößling ist der Stiermensch Minotauros, und als stierköpfig beschreibt noch späteste Ueberlieferung das eherne Götzenbild des „Moloch", in dessen glühendes Innere Menschenopfer gestürzt wurden. Dem Reflex so düsterer Bräuche entsprang denn auch die Tributpflicht der Athener an das labyrinthische Ungeheuer, von der erst Theseus seine Landsleute befreit haben soll.

Wir besitzen nur ausnahmsweise die Reagentien, um die scheinbar lockeren Gebilde des Mythos auf ihren festen, culturgeschichtlichen Gehalt hin so zu controliren, wie an der Labyrintherzählung alle wesentlichen Elemente durch Gegenprobe nachgewiesen werden konnten. Nur zu oft müssen wir uns mit dem günstigen Vorurtheil über das unbewußt fortwaltende Gedächtniß der Sage begnügen, ohne es in sicheren Gewinn für die Wissenschaft umsetzen zu können.

IV.

Wichtige, bisher zurückgehaltene Fragen drängen sich herzu, seitdem wir Kreta in griechischer Beleuchtung anzusehen begonnen haben. Wie fügen sich jene Zustände in den Zusammenhang ältester griechischer Geschichte ein? Ist jene hohe Cultur mit der festländisch-„mykenischen", sind ihre Träger mit den

Hellenen thatsächlich in Allem wesensgleich? Oder stellen sich in der Nähe Unterschiede heraus, die aus der Ferne vor dem überwiegend Gemeinsamen zu zerfließen schienen und auch von uns vorläufig übersehen werden durften? Denn dieses überwiegend Gemeinsame in Kunst, Kunstindustrie und äußerlichen Lebensformen hatte zwar so viel bindende Kraft, eine einheitliche Culturprovinz nach Außen hin abzugrenzen, verräth aber noch wenig von den Elementen und Processen, aus denen jener Kreis sich zusammengeschlossen haben mochte. Wie viel nivellirende Mächte, unter denen „die Mode" nicht an letzter Stelle wirkt, verhüllen nicht heute die Gegensätze innerhalb der vielgegliederten europäischen Civilisation?

Als feinere Kriterien für Volks- und Stammesindividualitäten bewähren sich neben Sprache und historischem Gebahren noch am besten die socialen und religiösen Institutionen, deren Nachleben in Denkmal und Sage nur zu oft den Mangel an geschichtlicher Kunde ersetzen muß.

Das älteste Zeugniß, welches Kreta's Völkerverhältnisse näher beleuchtet, ist freilich um Jahrhunderte jünger als die oben geschilderten Zustände. Im neunzehnten Gesange der Odyssee ist von den zahllosen Bewohnern und den neunzig Städten der Insel die Rede; groß sei ihr Sprachengemisch, denn es wohnten darin Achäer, Eteokreter, Kydonen, Dorer und Pelasger. Die Dorer kennen wir als jüngste Zuwanderer hellenischer Nation, mit der das höhere Alterthum noch nicht zu rechnen hat; die Achäer repräsentiren das Griechenthum der Heldenzeit, die Eteokreter oder „echten Kreter" offenbar eine Urbevölkerung, deren Spuren sich namentlich im Osten nachweisen lassen; dasselbe gilt vermuthlich auch für die westlichen Kydonen, während die griechischen Ankömmlinge die Mitte occupirten. Ueber die Pelasger mag das Urtheil einstweilen noch ausgesetzt werden. Die Buntheit der Stämme, welche der Dichter so geflissentlich hervorhebt, muß ihm als etwas Besonderes erschienen sein; als ein unausgeglichenes Nebeneinander, in dem sich die verschiedenen Elemente noch die Wage hielten. Die Zähigkeit, mit der jene Autochthonen selbst in weit späteren Zeiten ihr Volksthum zu bewahren wußten, wird am Schlagendsten durch eine Marmorinschrift aus Praisos illustrirt, deren Sprache zwar schon in griechischen Buchstaben geschrieben, aber für uns bisher vollkommen unverständlich ist. Es darf als sicher gelten, daß die specifisch kretischen Schriftsysteme, von denen oben gehandelt wurde, wenigstens in ihrer ursprünglichen Anwendung dem gleichen Idiom zu dienen bestimmt waren.

Die Spuren einer vorhellenischen Urbevölkerung treten uns auch im übrigen Griechenland immer unverkennbarer entgegen. Viel zuverlässigere Zeugnisse als die Angaben späterer Schriftsteller haben über sie die Reste ihres zwischen dem Griechischen und namentlich in den Ortsnamen festsitzenden Sprachgutes hinterlassen. So ist es in erster Linie das Verdienst philologischer Forschung, wenn wir heute bereits zwei wichtige Thatsachen als gesichert ansehen dürfen: diese Urbewohner Griechenlands gehörten weder der indoeuropäischen noch der semitischen Sprachenfamilie an und waren durch nahe Verwandtschaftsgrade mit den ältesten Völkern Kleinasiens verbunden.

Solche Beziehungen treten uns in Kreta noch ganz besonders lebhaft entgegen, nicht bloß aus Wandersagen und anderen, schwer controlirbaren Angaben der Griechen, sondern namentlich in Gottesdiensten und, wie es scheint, in einer sehr bemerkenswerthen Eigenthümlichkeit der Gesellschaftsordnung. Eine weibliche Naturgottheit mit sehr charakteristischem, orgiastischem Cult, am besten bekannt als Kybele, die große Berggöttin des späteren Phrygien, kehrt nebst einem Anhange dämonischer Begleiter in den kretischen und den kleinasiatischen, zum Theil gleichnamigen Gebirgen wieder. Für die Griechen galt sie unter dem Namen Rhea als Mutter des Zeus und der übrigen großen Olympier. Daneben werden wir einen obersten Gott, der im jenseitigen Karien und darüber hinaus die Doppelaxt führt, um dieses Attributes Willen nicht minder für Kreta in Anspruch zu nehmen haben, wo es in zahlreichen Votivbildern dem griechischen Höhlen-Zeus dargebracht wurde. Endlich ist, gewiß nicht außer Zusammenhang mit der Vorherrschaft weiblicher Potenzen im Cultus, auch der gesellschaftliche Vortritt der Frau auf den kretischen Denkmälern so unverkennbar, daß man lebhaft an die Reste matriarchalischer Institutionen bei kleinasiatischen Völkerschaften gemahnt wird, von denen die Griechen noch Manches zu berichten wußten.

Es erschiene demnach als das Einfachste, die gesammte Cultur, die sich in dem knossischen Palaste vor uns aufthut, jener vorgriechischen Bevölkerung zuzuweisen. Hauptbestandtheile des Baues müssen, nach hinreichend zuverlässigen Kriterien, bereits der Zeit um das Jahr 2000 angehören, die großen Wandbilder dem 15. Jahrhundert, und kaum später als in das 13. läßt sich, nach den jüngsten Funden zu schließen, die Zerstörung datiren. Die ganze Entwicklung vollzieht sich aus wurzelechten Keimen und ohne ersichtliche Unterbrechungen oder Sprünge. Religion, Sitte, Tracht und Schreibekunst tragen vom griechischen Standpunkt aus schon im Vergleich mit dem homerischen Zeitalter ein fremdartiges Gepräge.

In engem Zusammenhange mit solcher Erwägung steht aber ein Zweites. Lehren uns dieselben Funde auf Kreta schlagender, als wir zu hoffen wagten, eine der glanzvollsten Heimstätten, wenn nicht die Wiege der gesammten „mykenischen" Cultur anerkennen, behalten dann nicht auch Diejenigen Recht, welche als Träger derselben die Karer bezeichneten und damit wenigstens einen Theilnamen jener prähellenischen Ansiedler richtig getroffen hätten?

Indeß die Zeiten sind vorüber, da es noch möglich zu sein schien, die Griechen selber vom Mitbesitze dieser Civilisation auszuschließen, seitdem wir die lange Dauer und die räumliche Ausdehnung derselben über die gesammte Ostseite des Festlandes kennen gelernt haben. Die Schacht- und Kuppelgräber von Mykene weisen allein schon auf mehrere Dynastien, die Jahrhunderte hindurch geherrscht haben müssen, und erst von den Stürmen der großen Völkerbewegung des ausgehenden 12. Jahrhunderts, welche wir als „dorische Wanderung" kennen, werden die letzten Reste eben dieser Cultur hinweggefegt. Die Dorer aber fanden die ganze Halbinsel bereits von Griechenstämmen erfüllt.

Diese Stämme haben sich, soweit sie ihr Land behaupteten, darin stets für Autochthonen gehalten. Die Athener, die Arkader wußten es nicht anders,

als daß ihre Vorfahren dem eigenen Boden entsprossen seien, während sonst alle örtlichen Verschiebungen schon seit mythischer Zeit in treuem Gedächtnisse bewahrt wurden. Colonistenschwärme, welche aller Wahrscheinlichkeit nach seit dem 13. Jahrhundert ostwärts über das Meer zu wandern begannen, nahmen aus ihren Heimathsorten bereits entsprechende dialektische Veranlagungen, Gottesdienste, Festcyklen, sociale Ordnungen und Geschlechtertraditionen mit, also Besonderheiten, die sich erst auf Grund langer Seßhaftigkeit hatten ausprägen und differenziren können. So objective Zeugnisse, wie der „arkadische" Dialekt jener griechischen Auswanderer, welche die ferne Insel Cypern lange vor der Ausbildung des phönikischen Alphabetes erreicht haben müssen, um hier eine primitive Silbenschrift zu adoptiren, werden sich mit der Zeit noch häufen lassen. Aber schon heute sind wir genöthigt, auf viele vorausgegangene Jahrhunderte Beschlag zu legen, um den gefestigten Individualismus der vordorischen Griechen im Mutterlande und ihr naives Urheimathsgefühl zu erklären.

Und doch müssen auch sie einmal von Norden her in ihre Sitze gelangt sein. Damit diese Thatsache dem sonst so starken Völkergedächtniß völlig entschwinden konnte, genügt es nicht einmal, sehr entlegene Zeiträume zu Hülfe zu nehmen; wir sind auch genöthigt, einen sehr allmählichen Zustrom und Verschmelzungsproceß vorauszusetzen, bei dem sich keine besonderen Großthaten einprägen konnten. Ungestörter und verhältnißmäßig geschichtsloser Perioden bedurfte es alsdann noch zur Befestigung der Sonderexistenzen.

Solche Erwägungen sind im Interesse der „mykenischen Frage" heute wahrlich nicht mehr überflüssig, mag es auch der Historiker noch ablehnen, chronologische Aufsätze zu wagen. Sie erfüllen ihren Zweck, wenn sie zu bedenken geben, daß Griechenland seit dem Beginn des zweiten vorchristlichen Jahrtausends auch schon von Griechen bevölkert gewesen sein muß. Nichts aber hindert, in dieser Annahme nur eine unterste Zeitgrenze zu erblicken. So haben neuere Forschungen ergeben, daß die Phryger, eine Abzweigung des großen thrakischen Volkes, bereits im dritten Jahrtausend nach Kleinasien herüber gewandert sind; es ist aber nach allen Analogien äußerst unwahrscheinlich, daß die dem Nordosten der Balkanhalbinsel vorgelagerten Thraker selber ihre Wohnsitze früher erreicht haben sollten als die nach Süden vorgeschobenen griechischen Elemente.

Wie die Periode des griechischen „Classicismus" ihren Höhepunkt seit der Mitte des ersten Jahrtausends erreichte, so finden wir die Mitte des zweiten von der mykenischen Cultur beherrscht. In allem Wesentlichen gleichartig, waltet sie namentlich über den reicheren Gefilden Thessaliens, Böotiens, Attikas, der Argolis und Lakoniens. Diesem Befunde entspricht durchaus der Hintergrund, auf dem die sagenhafte und epische Tradition des griechischen Alterthums sich abhebt.

Gemeinsame Unternehmungen, zu denen fürstliche Helden und ihre Völker sich vereinigen, bedeuten schon ein jüngeres Stadium; sie gipfeln in dem trojanischen Kriege und werden eingeleitet durch Thaten, wie die kalydonische Jagd, die Kämpfe um Theben, den Argonautenzug. Darüber hinaus nehmen

wir nur ein relativ friedliches Sonderleben der einzelnen Landschaften wahr, deren Bestand an mehr oder minder mächtige und glänzende Herrschersitze geknüpft ist; ihre Könige und Herren erleben Abenteuer und Schicksale auf eigene Hand. Die Fülle der nach Stämmen, Geschlechtern und Orten benannten Existenzen umschließt noch keine Gesammtbezeichnung.

Ausschnitte dieses ebenmäßigen Zeitbildes, welches mit dem der Denkmäler zusammen fällt, vom nationalen Standpunkte aus verschiedenartiger Beurtheilung zu unterwerfen, wäre bis hierher vollkommen unberechtigt. Schon die nächste Consequenz sollte stutzig machen: es wäre als wahrscheinlich darzuthun, daß die Griechen sich im eigenen Lande den Ruhm stammfremder Nachbaren angeeignet hätten, ohne der Thaten zu gedenken, durch die sie selber schließlich hätten zu ihren Ueberwindern geworden sein müssen.

Noch weniger freilich als von einem Siegeszuge, der ihnen einst das Land unterworfen hätte, kann in Wirklichkeit von überlegenen Waffen der Civilisation die Rede sein, die sie bei ihrem Einzuge mitgebracht hätten. So fest wie ihre nordische Herkunft steht die süd- und morgenländische Wahlverwandtschaft der „mykenischen Cultur", deren Träger sie somit erst an Ort und Stelle geworden sein müssen. Nur die Art der Vermittelung, sowie der Grad von Selbständigkeit bei der Aufnahme und Verarbeitung der neuen Impulse kann noch zur Discussion stehen.

Zur Lösung der ersten Frage hat Kreta soeben entscheidende Beiträge geliefert. Ausgeschlossen erschien uns endgültig jede bloß receptive Aufnahme oder Nachahmung irgend massenhaften Importes aus dem semitischen Orient oder aus Aegypten. Hier sahen wir vielmehr eine ganze Bevölkerung in selbständigem, selbstthätigem Besitz einer der mykenischen ganz analogen Formenwelt.

Auf Kreta traten uns aber auch die Spuren einer Urbevölkerung, deren Verwandte die festländischen Griechen frühzeitig absorbirt haben müssen, noch besonders deutlich und bedeutsam entgegen. Ohnedies sind wir ja nicht von vornherein befugt, die für den Continent geltenden Bevölkerungsverhältnisse des zweiten Jahrtausends auf Inseln zu übertragen. So bliebe als das letzte Mittel, die Griechen von jeder activen Betheiligung möglichst auszuscheiden, immer noch die Annahme übrig, daß die Eteokreter (und ihre näheren über den Archipel bis nach Kleinasien verbreiteten Stammesgenossen) die eigentlichen Schöpfer und Repräsentanten der von den Griechen nur äußerlich übernommenen „mykenischen" Cultur gewesen seien.

Ich bezweifle nicht, daß Viele diesen Ausweg wählen werden, nachdem Kreta's Präponderanz auf dem genannten Gebiete in so helles Licht getreten ist.

Indeß bereits das homerische Epos lieferte die zuverlässige Kunde, daß sich griechische Elemente in vordorischer Zeit zwischen die Autochthonen Kreta's eingeschoben hatten. Diese Thatsache wird durch thessalische und arkadische Ortsnamen, die auf der Insel wiederkehren, vollauf bestätigt. Daß ein Nachklang davon auch in der sagenhaften Ueberlieferung nicht ausbleibt, mag lediglich zu Gunsten der letzteren bemerkt werden.

Schon aus der Erwägung, wie früh die Griechen das ferne Cypern (und selbst Pamphylien im Süden Kleinasiens) erreicht haben, war noch ältere Besiedlung Kreta's, des von der Natur dargebotenen südlichen Abschlusses der griechischen Welt, ohne Weiteres zu folgern.

Also wie für das Festland muß auch hier die Frage nach der Bethätigung des Griechenthums aufgeworfen werden. Wie der Palastbau ein älteres und ein jüngeres Stadium aufwies, so stellt sich eine entwickelte Zeichenschrift den „eteokretischen" Sinnbildern und eine „mykenische" Gefäßdecoration der vorausgehenden „Kamáres"-Gattung nicht sehr vermittelt gegenüber. Wir verfügen bisher nur über einzelne Symptome, aber ist man nicht versucht, sie auf den Einfluß neuer Triebkräfte zurückzuführen, deren Anwesenheit während des letzten und höchsten Aufschwunges Kretas wir ohnedies voraussetzen müssen?

Eben diese Periode wird aber auch durch die Gestalt des mächtigen Königs Minos repräsentirt, der von seinem Herrschersitze Knossos weit über die Insel hinaus gebot, der als „Redegenosse des großen Zeus", wie ihn schon das Epos nennt, vorbildlicher Gesetzgeber und selbst Richter über die Todten wurde.

Es liegt im Wesen aller Sagenbildung, vergangene Zustände und Hergänge allgemeiner Art in benannten Persönlichkeiten zu verkörpern, deren Sonderdasein dann freilich oft mancherlei unbekümmerten Anknüpfungen, Uebertragungen, auch tendenziösen Behandlungen unterworfen ist. So schwierig es in zahlreichen Fällen auch sein mag, die sagenhistorische Keimform von solchen Auswüchsen zu scheiden, die Aufgabe einer Morphologie des Mythos bleibt immerdar bestehen, weil die Gewißheit besteht, daß die Einzelbestandtheile dieser Ueberlieferung ihren Ursprung kaum je willkürlicher Fiction, sondern culturgeschichtlichem Nährboden verdanken.

An König Minos erkennt man das dorische Charakterbild des weisen Rechtssetzers oder das athenische des harten Tyrannen leicht als secundär. Wenig mag auch damit gesagt erscheinen, daß die Griechen ihn als Sohn des Zeus und der Kadmosschwester Europa unbedenklich in ihre Genealogien und seine Nachkommen unter ihre Helden vor Troja eingereiht haben. Aber Thukydides stellt ihn als ersten Beherrscher des Inselmeeres, das er von den karischen Seeräubern gesäubert habe, in seine Betrachtungen über die griechische Vorzeit, und seine Regierung fällt nach antiker Tradition in das 13. Jahrhundert, eine Epoche, in der die Griechen sich bereits zu regen begannen, und in der sie nur wenige Generationen von dem gemeinsamen Auszuge gegen die Veste des Priamos trennen. Es ist dasselbe Jahrhundert, an dessen Anfang und Ende sich auch heftige Stöße nördlicher Insel- und Küstenvölker in Aegypten fühlbar machten.

Die Vorherrschaft, welche Minos zuerst auf der Heimathinsel weithin ausgedehnt und befestigt haben mußte, läßt auch die Sage deutlich als einen Höhepunkt einheitlicher Machtentwicklung erkennen, der zugleich den Abschluß einer Periode bezeichnete. Nach seinem gewaltsamen im Auslande erfolgten Tode tritt kein Nachkomme von mystisch bedeutsamer Substanz hervor. Wir erinnern uns, daß auch der knossische Palast das 13. Jahrhundert schwerlich überdauert hat.

Schon der alte, nicht bloß auf Kreta beschränkte Ortsname Minoa und die dorische Bezeichnung einer Gruppe von Hörigen als Mnoitai kann zum Zeugniß dienen, daß Minos eine erste und frühe Culturschicht vertritt; vor Allem charakteristisch aber ist sein Verhältniß zu Zeus, der sich in dieser Verbindung aus dem prähellenischen Träger der Doppelaxt in einen orakelnden, halbwegs mystisch verehrten Höhlengott gewandelt hat und dadurch sehr alten festländischen Culten aufs Nächste verwandt geworden ist. Noch jünger, noch „hellenischer" ist wohl die Sage von seiner Kindheitspflege und sicherlich die von seinem „Grabe". Von dieser mehr passiven Seite her werden, vielleicht durch thrakische Einflüsse vermittelt, merkwürdige Analogien zu dem gleichfalls erst gräcisirten Dionysos erkennbar, merkwürdig auch deshalb, weil gerade dieser Gott die Erbschaft des Stiersymbols und der Doppelaxt angetreten hat. Die Fäden der Sage, welche die schöne Minostochter Ariadne zu seiner Gattin erhebt, sind daher vermuthlich schon auf Kreta geknüpft worden. Der „Tanzplatz", den, nach homerischem Zeugnisse, der sonst als Werkmeister des „Labyrinths" bezeichnete Künstler Daidalos auf Knossos „für die schönlockige Ariadne" schuf, hängt gewiß mit altreligiösen Reigenfesten zusammen. Eine Art „Orchestra" mit Stufen für die Zuschauer scheint neuerdings bei dem Palaste von Phaestos entdeckt worden zu sein. Auch der „Tanzplatz der Ariadne" wäre auf einem der offenen Höfe des knossischen Fürstenhauses oder auf benachbartem Areal ganz realiter zu suchen. Es ist hinreichend bekannt, wie religiöse Tänze dann vornehmlich im Culte des Dionysos fortlebten und sich schließlich zu der noch höheren Kunstform des attischen Dramas ausgestaltet haben.

Wir dürfen nach dem Gesagten sicher sein, daß auf Kreta schon in sehr alter Zeit einheimisches und hinzugebrachtes Gut Verbindungen einging, deren mythischer Niederschlag sich an die Centralfigur des Minos ankrystallisirt hat. Minos steht von vornherein nicht bloß auf dem Boden des Autochthonenthums, dem er sonst, z. B. als Liebhaber der einheimischen Göttin Britomartis, seinen Tribut gleichfalls entrichtet; ja, eine Nachricht, die Herodot aufbewahrt hat, läßt bereits einen gewissen Gegensatz dazu durchblicken. Als die Kreter auszogen, des Minos gewaltsamen Tod in Sicilien zu rächen, hätten einige Städte im Osten und Westen der Insel (wo sich die Ureinwohner am längsten unvermischt erhielten) die Theilnahme abgelehnt.

Es scheint somit auch für Kreta keine Nöthigung vorzuliegen, die oben betrachtete hohe Cultur der Insel lediglich als ein Erzeugniß ihrer eingeborenen Bevölkerung anzusehen. Nur wenn dies der Fall wäre, könnten wir uns der Annahme schwer entziehen, daß das glänzende „mykenische" Zeitalter für die Griechen nur die Jahrhunderte lange Herrschaft eines fremden, von Außen her importirten Stiles bedeute, dessen Entwicklungsphasen sie ohne alles Zuthun über sich hätten ergehen lassen. Wir stünden dann vor mehr als einem Räthsel. Die Schwierigkeiten glätten sich, wenn es gestattet ist, über die Völkerverhältnisse Kreta's um die entsprechende Periode im Wesentlichen ein gleiches Urtheil wie über die des Festlandes zu fällen.

Die Wahl kann für uns nicht schwer sein, wo es sich darum handelt, dem besseren Vorurtheil über die Anlagen und Kräfte schon des frühen Griechenthums zu seinem Rechte zu verhelfen. Wir erblicken namentlich in den hervorragendsten künstlerischen Leistungen bereits Manifestationen griechischer Begabung, deren Funke sich in dieser Epoche an fremden Anregungen genau ebenso entzündete wie im nächsten Jahrtausend wiederum an den Vorbildern des „Orientalismus".

Viele Jahrhunderte des Rückfalles in primitivere Zustände und geringeres Können liegen zwischen diesen beiden Höhepunkten. Die Stürme der Völkerbewegungen auf der Balkanhalbinsel, die immer noch bewegten Zeiten der Colonisationen erklären Vieles. Das Wesentliche ist doch, daß jene üppige Cultur sich ausgelebt haben mußte, als auf dem Boden des Mutterlandes frische, aber weitaus einfachere Stämme in den Vordergrund traten. Auch wenn es nur eine Herrenkunst gewesen wäre, dürften wir wenigstens in den rasch aufgeblühten Griechenstädten jenseits des Meeres weit lebhaftere, originalere Fortsetzungen derselben erwarten, als thatsächlich zutrifft. Das Epos weist viel mehr auf neue Anknüpfungen an den Orient hin.

Waren die Träger jener Cultur auch Griechen, so entsprechen sie doch nur sehr wenig mehr dem Bilde, welches Homer von seinen Helden entwirft. Nur gelegentlich und ausnahmsweise treten z. B. noch in der Bewaffnung Berührungen hervor. Schon dieser Umstand, der hier nur angedeutet werden kann, läßt erkennen, wie verfehlt es ist, die „Mykeneleute" mit dem homerischen Achäernamen zu belehnen. Um für den Charakter und die Schicksale jener Cultur Raum zu schaffen, müssen wir auf ältere Schichten des griechischen Volksthums zurückgehen. Und wir besitzen noch mancherlei, zum Theil schon halbverklungene Traditionen über solche Stämme. Es stimmt sehr gut, daß wir ihnen namentlich an den Frucht- und Küstenebenen Thessaliens, Böotiens, des Peloponnes, d. h. an allen Hauptsitzen der mykenischen Cultur begegnen; so den schätzereichen Minyern, den Danaern, den Pelasgern. Die collective Verwendung des letzteren Namens, welche schon das Alterthum frühzeitig für seine Urgriechen einführte, ist um kein Haar breit unwissenschaftlicher, als die der gleichfalls nur auf einen bestimmten Volkstheil zielenden „Achäer". Doch mag es einwandsfreier erscheinen, wenn wir von Protohellenen reden, als gleichsam constitutiven Stämmen, die in dem Bildungsproceß der hellenischen Nation eine wichtige Vermittlerrolle gespielt haben mußten. Vor Allem dürfen wir in ihnen diejenigen Organe erkennen, welche das vorgriechische Element allmählicher oder rascherа bforbirt haben und somit als die berufenen Erben der von diesem eingeleiteten und vorbereiteten Cultur erscheinen. Gewiß sind sie daher vielfach, in mancherlei Technik, in Sitte und Tracht, zunächst als die Empfangenden zu betrachten.

Täuscht nicht Alles, so fallen die neubelebten culturhistorischen Probleme der griechischen Vorzeit mehr denn je mit der Frage nach der Zusammensetzung, Ablösung und gegenseitigen Durchdringung der mannigfachen Volksbestandtheile auf dem Boden des Mutterlandes zusammen und insofern zum guten Theil nach der besonderen Ausprägung des führenden Hellenenthums selber.

Mit diesem Processe verbindet sich ohne Unterlaß ein hervorstechender Zug, den wir, ganz allgemein ausgedrückt, als die Aufnahme und Ueberwindung des „Orients" bezeichnen dürfen. Solche Empfänglichkeit ist aber schwerlich nur durch den äußerlichen Contact mit stammfremden Nationen bewirkt worden, mochten sich dieselben auch anfangs als überlegen erweisen. Wir glauben vielmehr, daß jener Zug bereits der ältesten, in mancherlei Verbindungen fortgepflanzten Bevölkerungsschicht eingeimpft worden ist durch die Beimischung südländisch-autochthonischen Blutes, und daß dadurch der Contrast zwischen griechischem und nichtgriechischem von vornherein eine gewisse Auflösung erfahren hat. So wäre dem Hellenenthum die Weltaufgabe, den erreichbaren Ausgleich zwischen Orient und Occident herbeizuführen, nicht bloß vermöge seiner örtlichen Stellung zugewachsen.

Die weitere Schichtenfolge aufzuschließen, welche sich in Griechenland über das protohellenische Element abgelagert hat (um von diesem dann wieder vielfach durchdrungen zu werden), bietet sich neben der schwer entwirrbaren Masse pseudohistorischer Ueberlieferung und werthvollen, aber noch allzu summarischen sprachlichen Kriterien als aussichtsreichstes Hülfsmittel immer noch die Analyse der religiösen Culte und Sagen dar. In den Stiermythen und darauf bezüglichen Symbolen Kreta's erkannten wir prähellenisches Gut, dessen Umbildung auch auf dem Boden des Peloponnes und namentlich im Bereiche der Landschaft von Argos, wie in der Josage, noch wahrnehmbar bleibt. Den Protohellenen dürfen wir insbesondere die Erd- und Höhlenculte zuweisen, mit ihrer intensiven Todten- und Ahnenverehrung, die ihren monumentalsten Ausdruck in den Kuppelgräbern gefunden hat. Unter den Sagen, die dieser Epoche entstammen, dominiren wohlthätige oder schreckende, meist als Schlangen vorgestellte Geister der Tiefe. Entschieden der Oberwelt wenden sich wieder diejenigen Stämme zu, welche im Vordergrunde des Heldengesanges stehen; der Luft, dem lichten Himmel und dem Meere gehören ihre Göttergestalten an. Der Gestalt des Rosses und des Vogels entlehnen sie mit Vorliebe ihre Symbolik.

Bei der conservativen Natur des kretischen Inselandes und seiner südlich vorgeschobenen Lage kann es nicht Wunder nehmen, wenn wir auf ihm vorzugsweise die ältesten Stadien jener Culturbewegung wahrnehmen. Noch beschränkt sich das griechische Element auf künstlerische Bethätigung im Rahmen der überkommenen Techniken und Motive; willig fügt es sich dem Zuge der einheimischen Civilisation in Tracht und Sitte. Es spricht nur für die behauptete relative Selbständigkeit der mykenischen Cultur an ihren verschiedenen Erscheinungsorten, nicht gegen die Vertretung eines homogenen Protohellenenthums auf Kreta, wenn wir beobachten, daß sich das festländische Bild von kretischen doch auch wieder durch mancherlei frühe Differenzirungen, ja überlegene Züge unterscheidet. So hatten in der Einrichtung und grandiosen Ausgestaltung der „Kuppelgräber" offenbar der Peloponnes und Böotien die Führung. Auch in der klareren Raumdisposition des Palastes sowie in der Herdanlage des „Megaron" tritt der Geist des festländischen Griechenthums offenkundiger zu Tage. Andere Proben örtlicher Eigenart liefert anscheinend

die Gefäß-, die Terrakottaindustrie und die so glänzend entwickelte Gemmenkunst in harten und edlen Steinen. Ebenso wird der „pelasgische" Mauerbau, der noch keinen der bekannten kretischen Paläste umgibt, in seinen imposantesten Beispielen durch das eigentliche Griechenland repräsentirt. Während auf Kreta, soweit wir jene Epoche verfolgen können, die Sitte des Rasirens herrschend blieb, begegnen wir in Mykene der Barttracht bereits auf Goldmasken der ältesten Gräber sowie auf anderen Kunstwerken. Auch von sonstigen Aeußerlichkeiten der Mode scheint man sich hier durch frühzeitigeren Trachtwechsel emancipirt zu haben.

Solche Beobachtungen eröffnen zugleich die Aussicht, daß es gelingen muß, die verschiedenen Entwicklungsphasen der kretisch-mykenischen Cultur für Landschafts- und Stammesgeschichte immer ausgiebiger zu verwerthen. Schon haben auf engerem Gebiete wahrnehmbare Unterschiede, wie in Argolis die Schacht- und Kuppelgräber mykenischer Fürsten, oder typische Flachthal- und Höhenbesiedlungen zu weiteren Anpassungsversuchen der Tradition geführt: in den Perseiden und Pelopiden, in den Danaern und „Achäern" schien sich dort und hier der adäquate Ausdruck für jene Gegensätze und Wandlungen darzubieten. Mit so viel innerem Leben verträgt sich die Annahme schlecht, daß die „mykenische" Cultur lediglich den erborgten Abglanz einer Centralsonne, wie Kreta, bedeute. Wohl aber hat sich die Insel des Minos als der helle Brennpunkt bewährt, auf dem wir alle Strahlen, die jenes Licht zusammensetzten, am deutlichsten und frühesten convergiren sehen.

Möge es auch Deutschland vergönnt sein, an der Bergung der schnittreifen kretischen Ernte, solange es noch Zeit ist, den entsprechenden Antheil zu nehmen.

Gottfried Keller's religiöse Entwicklung.

Von

Otto Frommel (Karlsruhe).

[Nachdruck untersagt.]

Bei wenigen unserer neueren Dichter sind wir in der Lage, ein so genaues Bild ihres religiösen Werdeganges zu gewinnen wie bei Gottfried Keller. Wir sind bei ihm nicht nur auf sporadische Aeußerungen in Briefen und Gedichten angewiesen. Vielmehr gibt er uns im „Grünen Heinrich" eine zusammenhängende Geschichte seines inneren Werdens, in der gerade dem religiösen Moment besondere Sorgfalt gewidmet ist. Eine vortreffliche Ergänzung dazu bietet Keller's Briefwechsel, in welchem zahlreiche Aeußerungen über religiöse Fragen eingestreut sind. Endlich ist die Novelle „Das verlorene Lachen" für das Urtheil des gereiften Mannes über die religiösen und kirchlichen Fragen eine Quelle von unschätzbarem Werth. Die nachstehenden Ausführungen werden sich bemühen, dies Bild in möglichst getreuen Zügen nachzuzeichnen, wobei dem Dichter selbst, so weit es irgend angeht, das Wort ertheilt sei[1]).

I.

Für die Art, wie religiöses Bewußtsein auf der naivsten Stufe menschlichen Geisteslebens sich bildet, geben uns die Kindheitserinnerungen des „Grünen Heinrich" einige treffliche Belege.

Zunächst sind es Wolken und ferne Alpenketten, welche in dem Kinde die Ahnung einer über dem Bereich der eigenen kleinen Welt liegenden wunderbaren Macht erwecken. Die Worte „Berg", „Wolke" wendet es auch auf andere ihm ehrwürdige Erscheinungen an, sie werden ihm zu Gottesnamen. Aber auch der Wetterhahn über dem Glöckchen, das zum Gebet ruft, verknüpft sich ihm vorübergehend mit der Idee Gottes, ebenso das Bild eines prächtig gefärbten Tigers, bis das überlegte Beten des Vaterunsers ihm zu der Ueber-

[1]) Vergl. dazu die Schrift von C. W. Kambli, Gottfried Keller nach seiner Stellung zu Religion, Christenthum, Kirche, Theologie, Geistlichkeit. St. Gallen 1891, welche das einschlägige Material in reicher Fülle darbietet, aber von Parteilichkeit nicht völlig freizusprechen ist.

zeugung verhilft, Gott müsse ein Wesen sein, „mit welchem sich allenfalls ein vernünftiges Wort sprechen lasse“. Die reale Macht der Schule gibt dem Knaben Anlaß, den Werth seines Glaubens an Gott zu erproben.

Eine ungerechte Züchtigung entlockt ihm den Ausruf: „Sondern erlöse uns von dem Uebel!“, wobei ihm Gott vor Augen steht als der hülfreiche Vater bedrängter Menschen. Als am gleichen Tage seinem Peiniger ein Unfall zustößt, versteht er die Bitte: „Vergieb uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.“ So bringt der erste Schultag die dreifache Lehre, „daß man einen Gott in der Noth anrufen müsse, daß derselbe gerecht sei — uns zu gleicher Zeit lehre, keinen Haß und keine Rache in uns zu tragen“. Ein eigenthümliches, echt kindliches Gebetsverfahren ist die Folge dieses Erlebnisses. „Der Stoff meiner Anrufungen bestand aus der wunderlichsten Mischung; das eine Mal bat ich um die gelungene Probe eines schwierigen Rechenexempels oder daß der Vorgesetzte für einen Tintenklex in meinem Hefte mit Blindheit geschlagen werde; das andere Mal, ein zweiter Josua, um Stillstand der Sonne, wenn ich mich zu verspäten drohte, oder auch um Erlangung eines fremden leckeren Backwerks.“

In dem allen offenbart sich eine kräftige religiöse Anlage. Die Einflüsse jedoch, unter denen sie sich entfalten sollte, waren keine günstigen. Da ist Keller's Mutter, eine Frau von bravem, tüchtigem Charakter, aber großer Nüchternheit, ohne Verständniß für das Phantastische im Wesen ihres Sohnes. Ihre Frömmigkeit ist in erster Linie vernünftiges Gottvertrauen. Gott muß verehrt werden, weil er unser Versorger und Beschützer ist. Mit Vorliebe erzählt sie die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern als ein Exempel für Gottes Wohlthätigkeit, ebenso die Geschichte vom Durchzug der Juden durch die Wüste und vom Oelkrüglein der Wittwe. Dagegen trägt sie die Leidensgeschichte Jesu „in einem pflichtmäßig frommen Ton“ vor, wie ihr überhaupt der Sinn für das Besondere, menschlich Erhabene wie für das Geheimnißvolle und Mystische fehlt. Auch ihre Religiosität ist nur ein Ausfluß ihres höchst achtbaren Strebens, sich und ihre zwei Kinder anständig durchs Leben zu bringen. Sie begreift es nicht, wie ihr kleiner Sohn, als sie das Tischgebet einführen will, sich weigert, ein solches zu sprechen. Sie hält den Widerspruch dagegen für Eigensinn und Trotz. Dem Knaben aber kam der gedeckte Tisch in diesem Augenblick vor wie ein Opfermahl, „das Händefalten nebst dem feierlichen Beten vor den duftenden Schüsseln wurde ihm zu einer Ceremonie, welche ihm alsbald unbesieglich widerstand“. „Es war nicht Scham vor der Welt, wie es der Priester zu nennen pflegt,“ fügt der Dichter hinzu, „denn wie sollte ich mich vor der einzigen Mutter schämen, vor welcher ich bei ihrer Milde nichts zu verbergen gewöhnt war. Es war Scham vor mir selber; ich konnte mich selbst nicht sprechen hören und habe es auch nie mehr dazu gebracht, in der tiefsten Einsamkeit und Verborgenheit laut zu beten.“

Der Mutter geringes Verständniß für derartige zartere Regungen bewirkte es, daß Gott für das Kind zunächst eine „langweilige und farblose Person“ wurde. Ja, es regte sich in ihm der eigenthümliche Trieb, Gott mit seltsamen Schimpf- und Spottnamen zu bedenken, dem aber die Reue auf dem Fuße

folgte. Der Dichter erklärt sich diese Vorgänge später als ein „unbewußtes Experiment mit der Allgegenwart Gottes", als Reflexe des Gefühls: „Vor Gott könne keine Minute unseres inneren Lebens verborgen und wirklich strafbar sein, sofern er das lebendige Wesen für uns sei, wofür wir ihn halten."

Der mütterliche Einfluß blieb nicht der einzige. Wer erinnerte sich nicht der Frau Margret und ihrer phantastischen Umgebung aus dem „Grünen Heinrich". Das Urbild dieser scharf umrissenen Romanfigur lebte im Hause von Keller's Mutter und war dem jungen Gottfried sehr zugethan. Inmitten ihres reichhaltigen Lagers von buntfarbigem Trödel thronte diese Frau, ein eigenthümliches Gemisch von klugem, praktischem Sinn und grüblerischem Hang zu allem Abergläubischen und Außergewöhnlichen. Sie verstand es, verschiedenartigste Menschen in ihrem Gewölbe um sich zu sammeln und in eine seltsame Verbindung mit einander zu bringen. Hier verweilte Keller Stunden lang und bereicherte seine Kenntniß der Menschen und der Dinge. Zum ersten Mal kam er hier mit Juden in Berührung und beobachtete, wie sie bei Angriffen auf ihre Religion „gar gutmüthig und fein lächelten". Hier lernte er zum ersten Mal ausgesprochene Atheisten kennen, einen Schreiner und einen Schneider, die ihre gemeinsame Confession in seltsam entgegengesetzter Weise vertraten. „Der Eine, ein schlichter, einsilbiger Schreinersmann, welcher schon manches Hundert Särge gefertigt und zugenagelt hatte, war ein braver Mann und versicherte dann und wann einmal mit dürren Worten, er glaube ebenso wenig an ein ewiges Leben, als man von Gott etwas wissen könne. Im Uebrigen hörte man nie eine freche Rede oder ein Spottwort von ihm; er rauchte gemüthlich sein Pfeifchen und ließ es über sich ergehen, wenn die Weiber mit fließenden Bekehrungsreden über ihn her fuhren." Sein Gesinnungsgenosse dagegen, ein Schelm, hinter dem wenig steckte, machte sich einen Spaß daraus, Gläubige zu verspotten. Als es freilich zum Sterben kam, that der Schneider dies „so verzagt und zerknirscht, heulend und zähneklappernd, nach Gebet verlangend, daß die guten Leute einen glänzenden Triumph feierten, indessen der Schreiner ebenso ruhig und unangefochten seinen letzten Sarg hobelte, welchen er sich selbst bestimmte, wie einst seinen ersten."

Auch pietistische Frömmigkeit war in Keller's mütterlichem Haus vertreten in zwei Personen: Mutter und Tochter, welche in der Novelle „Das verlorene Lachen" unter den Gestalten der Ursula und des Agathchens erscheinen. In Wirklichkeit hießen sie Marti, gehörten zu den Wiedertäufern und lebten unter mannigfachen Bedrängnissen still und ergeben dahin. „Jede Kränkung verziehen sie im Augenblick der That und erwiderten nie ein rauhes Wort im gleichen Ton, da sie aus ihrer Religion eine Selbstbeherrschung schöpften, welche sonst nur durch Geburt und Erziehung erworben wird. Im gleichen Sinne unterdrückten sie ohne Anstrengung unbescheidene Neugierde und Tadelsucht und wie alle die kleinen Gesellschaftslaster heißen, und gegen die Ungläubigen und Weltkinder waren sie um so wohlwollender und duldsamer, je sicherer sie zu wissen glaubten, daß dieselben tief unglücklich, wohl gar verloren seien."

Neue Eindrücke vom Wesen der christlichen Religion empfing der Knabe in der Schule. Dort wurde sie ihm vollends verleidet. Ein wahrhaft zorniger Abschnitt des „Grünen Heinrich“ ist dem Katechismus gewidmet. „Ein kleines Buch voll hölzerner, blutloser Fragen und Antworten, losgerissen aus dem Leben der biblischen Schriften, nur geeignet, den dürren Verstand bejahrter und verstockter Menschen zu beschäftigen, mußte während der so unendlich scheinenden Jugendjahre in ewigem Wiederkäuen auswendig gelernt und in verständnißlosem Dialoge hergesagt werden.“

Auch der Katechismus, mag man die ihm zu Grunde liegende principielle Anschauung vom Unterricht im Christenthum für eine ganz verkehrte halten, kann sich in der Hand eines kundigen und begabten Katecheten als ein geordnetes, organisch verbundenes Ganze religiös-sittlicher Wahrheiten erweisen, dem sich Geschmack und Interesse auch kindlicher Leser abgewinnen läßt — Keller hatte nicht das Glück, einen solchen Lehrer zu finden. Vielmehr lief der ganze Unterricht offenbar auf ein geistloses Eintrichtern unverstandener Bibelverse und Gesangbuchlieder hinaus, wobei Gemüth und Phantasie, die empfänglichen Keimzellen jugendlichen Seelenlebens, leer ausgehen mußten. Das Peinlichste dabei waren die katechetischen Examina, welche von den Knaben im Angesicht der Gemeinde an bestimmten Sonntagen des Jahres abgelegt werden mußten. Daß Scheinheiligkeit und Heuchelei dabei häufig mit unterlief, blieb dem scharf beobachtenden Gottfried Keller nicht verborgen. Bald flößten ihm alle diese Dinge einen solchen Widerwillen gegen alles kirchliche Christenthum ein, daß er in unverhältnißmäßig frühen Jahren einen Bruch mit der kirchlichen Religion vollzog, der nie wieder ausgeglichen werden sollte.

Eine tiefe Erschütterung seines religiösen Innenlebens war begreiflicher Weise die unmittelbare Folge dieser Erlebnisse. Zwar hält der Knabe an seinem Gottesglauben fest, fährt auch fort, am Abend und Morgen sein Vaterunser zu beten. Trotzdem schwindet Gott mehr und mehr aus dem Centrum seiner Seele. Der Gedanke an ihn wird ihm zu einer prosaischen Vorstellung „in dem Sinne, wie die schlechten Poeten das wirkliche Leben für prosaisch halten im Gegensatz zu dem erfundenen und fabelhaften“. Gott wird ihm, wie es in prachtvoll bezeichnendem Ausdruck heißt, zu einer „nothwendigen, aber nüchternen und schulmeisterlichen Wirklichkeit“, zu welcher er nur zurückkehrt wie ein müde getummelter, hungriger Knabe zur alltäglichen Hausſuppe, und mit der er so schnell fertig zu werden suchte als nur möglich.

Wie eine kalte, öde Strecke liegen daher nach seinem eigenen Urtheil jene weichsten und bildsamsten Jahre hinter ihm. Er schiebt die Schuld dafür einzig auf den Katechismus und seine Handhaber. Von Liebe war bei seinen Lehrern offenbar keine Rede, daher auch von keinem Verständniß für des Knaben Eigenart. Ihr Urtheil, das eine Anklage gegen sie selbst und ihre pädagogische Weisheit ist, lautete: „Dieses ist ein seltsames Gewächs, man weiß nicht viel damit anzufangen.“ Aeußerlich fand diese disharmonische Erziehung ihren Abschluß in der gewaltsamen Schulentlassung Gottfried's. Ein Schülerunfug, bei dem Keller nicht einmal in erster Linie betheiligt war,

gab den Anlaß dazu. Er hat dieses Ereigniß Zeitlebens sehr ernst und schmerzlich beurtheilt. Er fühlte sich „ausgeschlossen aus den reichen Gärten der reiferen Schulbildung".

Ein Glück, daß ihm in der elterlichen Heimath, dem Dörflein Glattfelden am Rhein, eine neue, lieblichere Welt sich aufthat. Auch für seine innere Entwicklung trug dieser Landaufenthalt schöne Früchte. Wieder war es die Außenwelt, deren farbige Spiegelung auf dem Grunde der jugendlichen Seele schimmerte und von deren lebendigen Kräften sein munterer, beweglicher Geist ergriffen wurde. Es konnte nicht ausbleiben, daß die noch immer nicht abgerissenen Saiten religiösen Empfindens zu lauten und vollen Accorden gestimmt wurden, als sie sich mit einem Male von den Händen milder und klärender Naturgewalten ergriffen und angeschlagen fühlten. Dazu kommt, daß auch die Menschen der neuen Umgebung anders waren als die bisherigen Erzieher und Lehrmeister, freier von Pedanterie und kleinlicher Bevormundungssucht. Er fühlte sich wie neu geboren, und in der erhellten Brust wurde ihm, wie er selbst bekennt, „auch unser guter Freund, der liebe Gott, sichtbar, der um diese Zeit mit erhöhter Klarheit begann, seine ewigen Rechte auch an mir geltend zu machen". In diesem Zusammenhange wird zum ersten Male Jean Paul genannt. Er hat offenbar auf die Naturbetrachtung und damit indirect auf die religiöse Empfindungsweise Keller's in dieser Zeit stark eingewirkt. Nicht mehr aus der nüchternen Vernunft und anerzogenem Nützlichkeitssinn schöpft er jetzt seinen Gottesglauben, seine heilige Urkunde ist vielmehr die Natur selbst.

In ihren Schauspielen glaubt er Gott zu sehen, „groß, aber voll Liebe; heilig, aber als einen Gott des Lächelns und des Scherzes; furchtbar von Gewalt, doch sich schmiegend und bergend in einer Kinderbrust, hervor guckend aus einem Kinderauge wie das Osterhäschen aus Blumen. Das war ein anderer Herr und Gönner als der silbenstecherische Patron im Katechismus". In dieser unbestimmten, die Brust mit tausend seligen Ahnungen füllenden Idealwelt fühlt sich auch der junge Schwärmer unendlich wohl und zufrieden. Angriffe darauf werden kräftig zurückgewiesen, mögen sie von rechts oder von links kommen. Jenes philosophirende, nach der Natur gezeichnete Schulmeisterlein aus dem „Philosophen- und Mädchenkrieg", das an Gott und Unsterblichkeit zweifelte, erhielt zur Antwort, daß jede philosophische Grundformel, und wäre sie noch so logisch, ebenso Mystik ist wie die Lehre von der Dreieinigkeit. Ausschlaggebend in diesen Fragen ist schließlich einzig die unmittelbare Erfahrung. Die Zweckmäßigkeit und Schönheit der geschaffenen Dinge erzeugt in uns die Annahme des Schöpfers. „Sehen Sie diese Blumen, sagte ich zum Philosophen, es ist gar nicht möglich, daß diese Symmetrie mit diesen abgezählten Punkten und Zacken, diese weißen und rothen Streifchen, dies goldene Krönchen in der Mitte nicht vorher gedacht seien. Und wie schön und lieblich ist sie, ein Gedicht, ein Kunstwerk, ein Witz, ein bunter und duftender Scherz! So was macht sich nicht selbst!" Daß eine bereits so selbständige Individualität sich der Schablone der herkömmlichen Confirmationspraxis nicht leicht fügen mochte, ist verständlich. Kirche und Religionsunterricht

war Keller bereits seit längerer Zeit fern geblieben. Die Geistlichkeit bekümmerte sich nicht viel um ihn. Nur daß er, wie es scheint, auch noch jetzt jenem öffentlichen Katechismusexamen nicht entging. Durch die Confirmation in der Predigerkirche zu Zürich 1835 wurde er auch von diesem Zwang befreit.

Voll Bitterkeit redet Keller vom Confirmandenunterricht, bei dem die Schüler streng abgetheilt nach Ständen saßen, obenan die Herrensöhnchen, „die von Hause aus zum äußeren Frieden mit der Kirche streng erzogen wurden", in der Mitte die harmlosen Bürgerssöhne, unten, ganz in der Dunkelheit, arme Schuhmacherslehrlinge, Dienstboten und Fabrikarbeiter. Es empörte Keller, der bereits jeder Schulordnung fremd geworden war, zu bestimmter Stunde in kalter Winterfrühe am Platz erscheinen zu müssen, gezwungen zu sein, „in der düsteren Stube zwischen langen Reihen einer Schar anderer schlaftrunkener Jünglinge das allerfabelhafteste Traumleben führen zu sollen unter dem eintönigen Befehl eines geistlichen Ministers, mit dem ich sonst auf der Welt nichts zu schaffen hatte". Mag die Formulirung der Einwände, welche der „Grüne Heinrich" gegen die christliche Lehre in diesem Zusammenhange erhebt, einer späteren Zeit angehören, ihr Inhalt wird doch wohl aus jenen Jahren stammen, da Keller zum letzten Male in unmittelbare Berührung mit der Kirche trat. Zwei Vorwürfe stehen voran: Es werde in der christlichen Unterweisung die Mythologie einer vergangenen Zeit und eines weit abgelegenen Landes als geschichtliche Wahrheit ausgegeben und das religiöse Leben der Gegenwart sklavisch darnach geregelt. Was aber noch schlimmer, von der Annahme der kirchlichen Lehre hänge die Möglichkeit einer bürgerlichen Existenz ab. „Wenn wir uns dieser fremden, wunderbaren Disciplin nicht mit oder ohne Ueberzeugung unterwarfen, so waren wir ungültig im Staate, und es durfte keiner nur eine Frau nehmen." Damit werden die theokratischen Zustände des alten conservativen Zürich berührt. Was uns zunächst mehr beschäftigt, ist die Kritik, welche Keller an der kirchlichen Lehre selbst übt. Vor allem an der Lehre von der Sünde. Er gesteht zwar, im Andenken an manche Knabenthorheit, Reuegefühlen wohl zugänglich zu sein. Aber das Wort Sünde, überhaupt die kirchliche Terminologie, mißfällt ihm. „Es hatte einen zu handwerksmäßigen Anstrich, einen widerlich technischen Geruch, wie von einer Leimsiederei oder von dem säuerlich verdorbenen Schlichtebrei eines Leinewebers." Volle Mißbilligung dagegen findet die Lehre vom Glauben. „Glaube! O wie unsäglich blöde klingt mich dies Wort an! Es ist die allerverzwickteste Erfindung, welche der Menschengeist machen konnte in einer zugespitzten Lammeslaune! Wenn ich des Daseins Gottes und seiner Vorsehung bedürftig und gewiß bin, wie entfernt ist dies Geschäft von dem, was man Glauben nennt! Wie sicher weiß ich, daß die Vorsehung über mir steht gleich einem Sterne am Himmel, der seinen Gang thut, ob ich nach ihm sehe oder nicht nach ihm sehe." Keller bekämpft in diesen Sätzen offenbar einen Begriff des Glaubens, welcher in diesem bloß eine nüchterne Verstandesfunction sehen will, jenen supranaturalistischen Glaubensbegriff, der das Opfer des natürlichen Intellects zu Gunsten einer

höheren Vernunft forderte. Er selbst stellt die Sache richtig, wenn er sagt, es liege etwas Tiefes und Wahres in dem Satz, daß der Glaube selig macht, sofern man unter Glauben ein optimistisches Zutrauen zu allem Guten und Schönen und Merkwürdigen verstehe, das den Menschen mit tieferer Befriedigung erfülle als die Kritiksucht und der Skepticismus solcher, die aus Dünkel, Verbissenheit oder aus Selbstsucht Alles in Frage stellen.

Dem dritten Hauptstück der christlichen Lehre, der Forderung der Liebe, also der christlichen Sittlichkeit, wirft Keller ungenügende und schlechte Motivirung vor. Die Idee Gottes als Motiv der Liebe erscheint ihm als ein die Bethätigung rein menschlicher Barmherzigkeit und Hingebung beeinträchtigendes Hemmniß: „Die unmittelbare Rücksicht auf den lieben Gott ist mir gewissermaßen hinderlich und unbequem, wenn sich die natürliche Liebe in mir geltend machen will. — Daher freue ich mich immer, wenn es mir geschieht, daß ich unbedacht meine Pflicht erfüllt habe, und es mir erst nachträglich einfällt, daß das etwas Verdienstliches sein dürfte; ich pflege dann höchst vergnügt ein Schnippchen gegen den Himmel zu schlagen und zu rufen: Siehst Du, alter Papa, nun bin ich Dir doch durchgewischt."

Keller muß in seinem Confirmandenunterricht ein sehr äußerliches Christenthum kennen gelernt haben. Denn nur gegen ein solches können seine Angriffe gerichtet sein. Daß er selbst ein Gefühl davon hatte, geht aus folgenden Worten hervor: „Alles in Allem genommen, glaube ich doch, daß ich unter Menschen, welche in einem geistigen Christenthum leben, zu bestehen vermöchte."

Das Kirchenchristenthum allerdings that er mit seiner Confirmation für immer ab. Eine vertrauliche Ansprache des Geistlichen, bei welcher er als Mensch zu Menschen sprach, ließ sich der grüne Heinrich noch gefallen, dagegen verschloß er sein Ohr der Fluth frommer Beredtsamkeit, welche beim eigentlichen Confirmationsact sich von der Kanzel ergoß, und nur mit äußerstem Widerstreben sprach er auf die Frage des Pfarrers das Ja, welches in seinem Munde ein Nein bedeutete. Nicht ohne Schauer fühlte er sich als Apostat einer uralten, durch Tradition geweihten Lehre und Gemeinde. Immerhin mag selten ein Confirmand die Vorgänge bei der ersten Abendmahlsfeier mit so kühler Objectivität beobachtet haben, wie er. Einzig die Erinnerungen an den frommen Vater, denen er im elterlichen Kirchenstuhl eine Weile nachhing, bewirkten etwas wie eine religiöse Erhebung. Der Biograph erzählt uns, Keller habe erst nach mehr als vierzig Jahren die Kirche wieder betreten. „Beim Anblick der unveränderten Holzbänke, auf denen er die Kinderlehre und vom Sigrist manche Ohrfeige erhalten, namentlich aber, wie er den Platz schaute, wo sein Mütterlein zu sitzen pflegte, hätte er laut heulen mögen, äußerte er nachher"[1]).

Bedeutet die Confirmation eigentlich nur eine Episode in Keller's Entwicklungsgang, die keine tieferen Spuren in ihm hinterließ, so tritt mit der Lectüre der Werke Goethe's ein neues befruchtendes Element in sein geistiges

[1]) Jakob Baechtold, Leben Gottfried Keller's. Bd. I, S. 51.

Leben. Eine Schar „glänzender, singender Geister“ hält bei ihm Einzug. Auch auf die Bildung seiner Weltanschauung gewann Goethe bleibenden Einfluß. Sind es nicht Anklänge an Goethe'sche Aeußerungen, wenn der grüne Heinrich um diese Zeit folgende Reflexion anstellt: „Nur die Ruhe in der Bewegung hält die Welt und macht den Mann; die Welt ist innerlich ruhig und still, und so muß es auch der Mann sein, der sie verstehen und als ein wirkender Theil von ihr sie widerspiegeln will. Ruhe zieht das Leben an, Unruhe verscheucht es; Gott hält sich mäuschenstill, darum bewegt sich die Welt um ihn.“? Aus einem Lebensgrund wächst alles Lebendige hervor; auf ihn die bunte Fülle der Erscheinungen durch Vereinfachung und Vereinigung des scheinbar Getrennten zurückzuführen, und dabei das Einfache und Nothwendige mit Kraft, Fülle und in seinem ganzen Wesen darzustellen, dies ist Kunst. Ein Brief aus dem Jahre 1837 möge hier als interessante Parallele erwähnt sein[1]). Er ist an einen Freund gerichtet. Vor Allem fordert Keller vom Mann jene hohe, große, majestätische Einfalt, mit der er den Schöpfer und seine Schöpfung, sich selbst, erforscht, anbetet und liebt.“ Aus den großen Erscheinungen der Natur soll der Mensch das Gefühl der Unendlichkeit und Größe schöpfen. „Er sei edel und einfach, aber einfach mit Geschmack, aus Achtung seiner selbst, und nicht, um andern zu gefallen“. „Der Mensch soll nicht tugendhaft, sondern nur natürlich sein. Ueberhaupt ist das Wort „tugendhaft“, ein kleinliches, ärmliches, frömmelndes Ding und soll vom Mann gar nie ausgesprochen werden, weil der, welcher die Natur in ihrem heiligen Walten verehrt und die Menschen gerade um ihrer Sünden willen bemitleidet, die Tugend sich nicht erst anzugewöhnen braucht, sondern sie ist sein Element.“ Neben solchen Ansätzen zu einer reiferen, künstlerischen Anschauung vom Wesen der Dinge lebt der alte, mütterliche Vorsehungsglaube in der Seele des Jünglings zu Zeiten wieder neu auf. Als dem angehenden Maler die Arbeit sauer wird und sich kein Strich mit Sicherheit ausführen lassen will, kommen ihm unverhofft dieselben Gebetsworte über die Lippen, welche er als zehnjähriger Knabe einst zu sprechen pflegte. Da erscheint wie durch ein Wunder die Erlösung in der Gestalt des Malers Römer, der dem dilettantisch tastenden Anfänger die erste künstlerische Anleitung ertheilt. Dies Erlebniß wird zum Ausgangspunkt einer Gedankenkette, deren letztes Glied eine Art von Erklärung des Vorfalls bildete. Der grüne Heinrich gewöhnt sich von da ab, „dergleichen Glücksfälle, so wie ihr Gegentheil — als vollendete Thatsachen einzutragen und Gott dafür dankbar zu sein, ohne sich des genaueren einzubilden, es sei unmittelbar und insbesondere für ihn geschehen“.

Eins allein stand dem innerlich noch so Unfertigen völlig fest, die Abneigung gegen den kirchlichen Conservatismus. Als daher in Zürich die Bewegung gegen D. Fr. Strauß eingeleitet wurde, betheiligte sich auch Keller an ihrer Bekämpfung. Freilich ohne Erfolg. Strauß mußte Zürich verlassen, da die liberale Regierung sich nicht halten konnte.

---

[1]) Baechtold a. a. O., S. 62 f.

Als Keller einige Zeit darauf nach München ging, gab ihm die Mutter die Mahnung auf den Weg, Gott nie zu vergessen. Er kann ihr in einem Brief vom 19. September 1841 die Versicherung geben, immerwährend das Bedürfniß zu empfinden, mit Gott in vertrauensvoller Verbindung zu bleiben. „Aber dessen ungeachtet," fährt er fort, „ist es mir unmöglich, die nüchternen und kalten Predigten unserer reformirten Pfaffen zu hören und ihre alten, tausend Mal aufgewärmten Gemeinsprüche, die doch so selten in unsere gegenwärtige Lage passen, wiederzukäuen." Auch wegen seiner selbst bittet er die Mutter, auf Gott zu vertrauen, so wie er auf ihn vertraue und auf seinen eigenen besseren Geist.

Hier in München hat Keller jenes Erlebniß gehabt, welches er im „Grünen Heinrich" das Flötenwunder betitelt, und das ihm aufs Neue Veranlassung gab, seine religiösen Ansichten zu revidiren. In einem Fall peinlichster Geldverlegenheit, als der Hunger bereits zu nagen begann, gedenkt Heinrich Lee plötzlich der Mutter und ihres „höchsten Schutzpatrons und Oberproviantmeisters, des lieben Gottes, der ihm zwar immer gegenwärtig geblieben war, jedoch nicht als Kleinverwalter". Es beginnt nun in seinem Innern ein merkwürdiges, gleichsam unwillkürliches Spiel, das er selbst mit großer Objectivität beobachtet und nachmals beschreibt: „In diesem Augenblick der Noth sammelten sich meine paar Lebensgeister und hielten Rathsversammlung gleich den Bürgern einer belagerten Stadt, deren Anführer darnieder liegt. Sie beschlossen, zu einer außerordentlichen verjährten Maßregel zurückzukehren — sich unmittelbar an die göttliche Vorsehung zu wenden. Ich hörte aufmerksam zu und störte sie nicht, und so sah ich denn auf dem dämmernden Grund meiner Seele etwas wie ein Gebet sich entwickeln, wovon ich nicht erkennen konnte, ob es ein Krebslein oder ein Fröschlein werden wollte. Mögen sie's in Gottes Namen probiren, dachte ich, es wird jedenfalls nicht schaden, etwas Böses ist es nie gewesen. Also ließ ich das zu Stande gekommene Seufzerwesen unbehindert zum Himmel fahren, ohne daß ich mich seiner Gestalt genauer zu erinnern vermöchte." Ein paar Augenblicke vergehen; da trifft ein goldener Glanz wie von einem Fingerring das Auge des Beters. Er geht der Lichtspur nach und entdeckt die metallene Klappe seiner Flöte, die vergessen in einem Winkel steht. Es blitzt in ihm der Gedanke auf, das Instrument zu verkaufen, um wieder einmal tüchtig essen zu können. Der folgende Verlauf ist dem Leser des „Grünen Heinrich" bekannt. Wie war jenes Erlebniß zu erklären? Interessanter als die complicirte Erklärung, welche Heinrich Lee findet, ist die kurze Bemerkung am Schluß des Capitels: „Noch heute lache ich weder über die Geringfügigkeit jener Noth noch über den vorübergehenden Wunderglauben, noch über die pedantische Abrechnung, die demselben folgte. Ich würde die Erfahrung, einmal in meinem Leben den starken Hunger gespürt zu haben, das Wunder des lieblichen Sonnenblicks nach dem Gebete und die kritische Auflösung desselben nach erfolgter Leibesstärkung nicht hergeben. Denn Leiden, Irrthum und Widerstandskraft erhalten das Leben lebendig, wie mich dünkt!"

In die Heimath zurückgekehrt, nahm Keller an den religiös-politischen Kämpfen daselbst lebhaften Antheil. Eine Reihe bedeutender Männer aus Deutschland waren mit Beginn der vierziger Jahre unter dem Drucke der Reaction in die kleine Schweizerrepublik geflüchtet, darunter August Adolf Ludwig Follen, dessen gastliches Haus Jahre hindurch den Mittelpunkt des geistigen Lebens in Zürich bildete. Er und Ferdinand Freiligrath vertraten bei allem politischen Liberalismus in religiöser Hinsicht gemäßigte Anschauungen. Als Männer wie A. Ruge und K. Heinzen ihnen vom Standpunkt des schroffsten Atheismus entgegentraten und sie als Reactionäre und „Gotteswütheriche" verschrieen, nahm Gottfried Keller für die Angegriffenen Partei und richtete gegen die „Ichel", die Egoisten und Fanatiker für das Nichts, einige polemische Gedichte. Gleichzeitig trat er jedoch activ für die religiöse Freiheit ein, indem er sich an einem Zug liberaler Freischaren betheiligte, welche ihren von Jesuiten und Ultramontanen bedrängten Gesinnungsgenossen zu Hülfe eilen wollten. (März 1845). Die Sache hatte indessen keinen Erfolg. Fragmente eines Tagebuches aus jener Zeit geben uns werthvolle Aufschlüsse über die Gedankenwelt des Dichters. In der Einleitung zu diesen Blättern verleiht er noch einem sehr entschiedenen Unsterblichkeitsglauben Ausdruck. Der „grüne Faden", welchen er durch das Buch zu ziehen gedenkt, ist die Hoffnung; daran soll ein Siegel befestigt werden, der Tod mit dem Bild der Ewigkeit; das Papier und das Irdische, Schwere des Buches wird mit seinem Leibe verwesen, „das Bessere aber mit dem Geiste hinaufschweben, wo das neue, hellere Leben beginnt."

Auf den folgenden Blättern erklärt er: „ein positives, religiöses, aber für den Menschen unerklärliches Element" festhalten zu wollen, dagegen werde er sich gegen jeden Zwang, gegen jede Verdächtigung strenger oder freier Religiosität mit Energie anstemmen: „Jeder Mensch soll sich seine religiösen Bedürfnisse selbst anordnen und befriedigen, und dazu sollen Aufklärung und Bildung ihn verhelfen." „Eine so schöne und zarte Sache wie das Christenthum" wünscht er mit Liebe behandelt zu sehen, namentlich um des Volkes willen, dessen einziger und bester Reichthum der christliche Glaube ist. Für den Dichter ist Religiosität unentbehrlich, doch „sollen seine religiösen Bedürfnisse frei von aller Form und allem Zwang sein". Damit auch das Volk zu reinerer Frömmigkeit komme, muß die Wissenschaft ihre Resultate popularisiren.

Bis zu diesem Zeitpunkt ist die religiöse Entwicklung Kellers eine ziemlich einheitliche. Eine entschiedene religiöse Anlage strebt nach ungehemmter, freier Entfaltung. Die Fesseln kirchlicher Tradition und Autorität werden bald und gründlich abgelegt. Religiöse Subjectivität tritt an die Stelle des Kirchenglaubens, wobei zwei Strömungen mit einander kämpfen, ein von der Mutter gepflegter, kühler, nüchterner Vorsehungsglaube, gepaart mit einer kleinbürgerlichen Moral, und eine mehr ästhetisch gefärbte, von Jean Paul und Goethe beeinflußte, dem Pantheismus verwandte Stimmung, wie sie vor Allem in dem Gedicht „Gott" ihren Ausdruck gefunden hat:

Gott ist ein großes, stilles Haus,
Das offen steht zu jeder Stunde:
Kein Ton geht weder ein noch aus,
Und dunkel scheint's in seinem Grunde.
Und willst Du einen Namen rufen
In seine ungemess'nen Hallen,
Dann wanken unter Dir die Stufen,
Und seine Thore nieder fallen.

II.

In eine neue Phase inneren Werdens trat Gottfried Keller in Heidelberg (October 1848 bis April 1850). In den wundervollen, einleitenden Capiteln des vierten Bandes vom „Grünen Heinrich" entwirft der Dichter ein Bild seiner dortigen Studien und der durch sie angeregten Gedankenarbeit.

Der Anatom, welcher durch die Bestreitung der Willensfreiheit in Keller eine geistige Revolution entfesselte, war der Heidelberger Professor Jakob Henle. Die ruhige, fast schmerzlich resignirte Art, mit welcher Henle seine These vortrug und begründete, veranlaßte Keller, jene Gedankenreihe aufzustellen, durch welche er mit Hülfe von Analogieschlüssen die Argumente des Anatomen zu widerlegen hoffte. Denn noch hält er mit Leidenschaft fest an diesem Hauptstück seines Bekenntnisses. Da griff Ludwig Feuerbach in sein Leben ein und bewirkte einen völligen Umschwung seiner bisherigen Richtung[1]). Feuerbach, der in Erlangen wegen seiner Ansichten auf den Lehrstuhl hatte verzichten müssen, war von einer Anzahl Heidelberger Studenten aufgefordert worden, in Heidelberg, unabhängig von der Universität, wo für ihn keine Professur zu gewinnen war, einen Cyklus religionsphilosophischer Vorlesungen zu halten. An drei Wochenabenden fanden diese in der Zeit vom December 1848 bis März 1849 im Rathhaussaal vor einem aus Arbeitern, Bürgern und Studenten gemischten Hörerkreis statt. Gottfried Keller befand sich auch darunter und knüpfte bald persönliche Verbindungen mit dem ihn mächtig fesselnden Gelehrten an.

Im Gegensatz zu Hegel's idealistischer Philosophie und ihrem hochgespannten Spiritualismus versuchte Feuerbach die Religion vom Standpunkte des Empiristen zu erklären. Indem er angeblich jede metaphysische Speculation über den Gegenstand ablehnte, kam er zu einer rein illusionistischen Deutung des Phänomens. In der Religion sucht der Mensch lediglich sich selbst. Sie ist ihm „die feierliche Enthüllung seiner verborgenen Schätze, das Eingeständniß seiner innersten Gedanken, das öffentliche Bekenntniß seiner Liebesgeheimnisse". Sein eigenes Spiegelbild ins Unermeßliche gesteigert, nennt er Gott. Es ist ein ästhetischer Trieb, der zur Ergänzung dieses Phatasiebildes führt. Eine transcendente Wirklichkeit liegt ihm nicht zu Grunde. Der einzige wirkliche Urgrund ist die Natur, auf welche sich alles, auch der Mensch und sein Dasein, aufbaut. In seinem Buch „Vom Wesen des Christenthums" hat Feuerbach diese Principien an der christlichen Lehre

[1]) Vergl. Baechtold a. a. O., Bd. I, S. 327.

durchgeführt, wobei er freilich eine Auffassung vom Christenthum zu Grunde legt, die er im Wesentlichen dem kirchlichen Dogma entnahm und nicht dem geschichtlichen Christenthum der apostolischen Zeit. In der kirchlichen Lehre sieht er eine pathologisch zu nehmende Objectivirung des menschlichen Gemüths und untersucht jede einzelne Lehre unter diesem Gesichtspunkt. Ist das Christenthum Wahn, so muß es als eine dem menschlichen Wahrheitssinn gefährliche Sache bekämpft werden.

Noch in Zürich hatte sich G. Keller in sehr herber Weise über Feuerbach geäußert. In den von ihm verfaßten „Literarischen Briefen aus der Schweiz" wird die neue Lehre „ein Evangelium des Blödsinns" genannt und von ihm gesagt, daß sie „durch ihre Flachheiten schon genug bekannt sei". Keller spricht sich in einem Brief vom 8. Februar 1849 über sein früheres Urtheil recht bitter aus: „Daß ich kurz vor meiner Abreise in die Schweiz noch über Feuerbach den Stab gebrochen hatte als ein oberflächlicher und unwissender Leser und Lümmel, so bin ich recht aus einem Saulus ein Paulus geworden. Indessen kann ich doch für die Zukunft nichts verschwören, es bleibt mir noch zu vieles durchzuarbeiten übrig; aber ich bin froh, endlich eine bestimmte und energische philosophische Anschauung zu haben." In einem weiteren Brief vom 25. Januar 1849 spricht er sich noch eingehender aus über die Veränderung, die mit ihm vorgegangen. Darnach ist er keineswegs mit fliegenden Fahnen in das Lager Feuerbach's übergegangen. Vielmehr ließ er sich „Schritt für Schritt das Terrain abgewinnen". Anfangs versuchte er, den Gedanken des Philosophen eigene Argumente entgegenzustellen. Aber nach der fünften oder sechsten Stunde sieht er sich gleichsam genöthigt, für ihn zu arbeiten. Und doch will er auch jetzt noch sein individuelles Recht gewahrt wissen. Er schreibt: „Mein Gott war längst nur eine Art von Präsident oder erstem Consul, welcher nicht viel Ansehen genoß; ich mußte ihn absetzen. Allein ich kann nicht schwören, daß meine Welt sich nicht wieder an einem schönen Morgen ein Reichsoberhaupt wähle. Die Unsterblichkeit geht in den Kauf. So schön und empfindungsreich der Gedanke ist, kehre die Hand auf die rechte Weise um, und das Gegentheil ist ebenso ergreifend und tief. Wenigstens für mich waren es sehr feierliche und nachdenkliche Stunden, als ich anfing, mich an den Gedanken des wahrhaften Todes zu gewöhnen. Ich kann Dich versichern, daß man sich zusammen nimmt und nicht eben ein schlechter Mensch wird." Der Künstler und Dichter spricht aus diesen Worten, nicht der abstracte Denker, der mit Gelassenheit sein „pereat mundus" ruft und sich der Geschlossenheit seines Systems getröstet. Darum faßt Keller die Hauptsache dahin zusammen: „Wird die Welt, wird das Leben prosaischer und gemeiner nach Feuerbach?" Für jetzt lautet die Antwort: „Nein, im Gegentheil, es wird Alles klarer, strenger, aber auch glühender, sinnlicher." Keller's Realismus schien diese scheinbar so festgefügte Wirklichkeitsphilosophie, welche jede Illusion aufdeckte und unbarmherzig zerstörte, eine außerordentlich geeignete Basis für sein künstlerisches Schaffen abzugeben. Dabei wahrt er sich entschlossen das Recht der Fortentwicklung seines Standpunktes. „Das Weitere muß ich der Zukunft überlassen, denn ich werde nie ein Fanatiker

sein und die geheimnißvolle schöne Welt zu allem Möglichen fähig halten, wenn es mir irgend plausibel wird."

Im Ganzen betrachtet Keller den Heidelberger Aufenthalt als eine für ihn entscheidende Zeit. Seine „sonderbare Jugend" ist jetzt abgeschlossen. Seinen Charakter rühmt er, aus „kleinlichen Passionen und Dingen von eitlem Geschmack heraus gerettet zu haben". Den Ertrag dieser Jugend, dargestellt von seinem damaligen philosophischen Standpunkte aus, begann er hier in dem Roman „Der grüne Heinrich" zu buchen. Die Maxime, welche unter Feuerbach's Einfluß für sein Schaffen maßgebend ward, „die Natur ohne alle Neben- und Hintergedanken zu erfassen", verbunden mit der Ueberzeugung, daß kein Künstler mehr eine Zukunft hat, der nicht ganz und ausschließlich sterblicher Mensch ist, hat ihn bei der Abfassung dieses Bekenntnißromanes geleitet. „Ich habe noch nie etwas producirt," schreibt er in dem Exposé des Romans an seinen Verleger Vieweg[1]), „was nicht den Anstoß aus meinem äußeren oder inneren Leben dazu empfangen hat, und werde es auch ferner so machen." Dennoch ist der Roman keineswegs photographische Reproduction, es liegt ihm ein wohl durchdachter Plan zu Grunde. „Die Moral meines Buches ist, daß Derjenige, dem es nicht gelingt, die Verhältnisse seiner Person und seiner Familie in sicherer Ordnung zu halten, auch unbefähigt ist, im bürgerlichen Leben seine wirksame Stellung einzunehmen." Als einen Nebenzug im Charakter des „Grünen Heinrich" bezeichnet der Dichter „eine gewisse aufgeklärte Religiosität, welche darauf hinaus läuft, daß in einem unberechtigten Vertrauen auf einen Gott, an den man nur halb glaubt, von demselben genialer Weise die Lösung aller Wirren und ein vom Himmel fallendes Glück erwartet wird. Nach dieser Seite hin ist die Moral des Buches das Sprichwort: Hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott!" Was Keller hier einen Nebenzug nennt, die Schilderung jener aufgeklärten rationellen Religiosität, jener „nebulosen Schwärmerei" dürfen wir füglich als den Schlüssel zum Wesen des „Grünen Heinrich" ansehen.

Nur so ist es zu erklären, wenn die Episode im Freiherrnschloß in so ausführlicher Weise behandelt ist. Dort wird Heinrich Lee von dem Schwankenden, Unruhigen in seinem Charakter einigermaßen befreit, er gewinnt jenen festen Boden unter die Füße, von dem aus er seine frühere Jugend so scharf und klar übersieht und beurtheilt.

In künstlerischer Hinsicht gehört dieser Theil des Buches wohl zum wenigst gelungenen. Wir haben es eben hier mehr mit Personificationen gewisser Ideen zu thun als mit lebendigen Menschen. Im Schloßherrn, der nicht müde wird, Heinrich Lee zu tüchtiger Bethätigung anzuspornen, wird der Typus des zu ruhiger Ueberlegenheit und freiester Weltbetrachtung gereiften Mannes geschildert, des wahren Adligen, der, auf seine Standesprivilegien verzichtend, jenen Menschenadel besitzt, der frei ist vom Vorurtheile. In Dortchen Schönfund, seinem Adoptivkind, das aus den Tiefen des Volkes stammt, aber von der Natur mit allen Vorzügen des Geistes und der Schönheit ausgestattet, ist der Glaube an die Sterblichkeit der Menschenseele ver-

[1]) Baechtold, Bd. II, S. 99.

körpert. Ihre Eigenthümlichkeit war es seit Kindheitsjahren, einen naiven Protest gegen die Lehre von der Unsterblichkeit zu erheben und dabei doch gerne an Gräbern zu weilen und sich mit Kirchhofblumen zu schmücken. An ihrer Art soll gezeigt werden, daß der Sterblichkeitsglaube die Menschen keineswegs ärmer und unedler werden läßt, daß im Gegentheil gerade in den melancholischen Gluthen dieses Glaubens die echte Blüthe zarter Menschlichkeit das Auge öffnet[1]). Dortchen Schönfund kommt auf dem Wege natürlicher menschlicher Entwicklung schon früh zu dem Ergebniß, welches ihr Pflegevater mühsam durch wissenschaftliche Arbeit erwirbt.

Feuerbach ist der Philosoph dieses Kreises. Auch Heinrich Lee, der ihn bis dahin nicht kannte, vertieft sich in das Studium seiner Werke und bewundert die „classisch monotone, aber leidenschaftliche Sprache", in welcher gleich einem Zaubervogel der Philosoph „den Gott aus der Brust von Tausenden hinweg sang".

Auch die beiden Extreme der mit einander ringenden Weltanschauungen, der christlichen und der Feuerbach'schen, werden in zwei ziemlich karrikirten Figuren, dem Pfarrer und dem Wanderphilosophen Gilgus einander gegenüber gestellt. Der Pfarrer, ein großer Esser und Trinker, großer religiöser Idealist und noch größerer, leider unfreiwilliger Humorist, ist erfüllt von hoher Begeisterung für alles Ungesehene, Unbegriffene, Namenlose und Unaussprechliche. Er wird von den Bewohnern des Schlosses nicht ernst genommen, sondern mit feiner Ironie behandelt. Aber auch der Feuerbachianer Gilgus ist eine lustige Figur. Seine Begeisterung für den Atheismus geht Hand in Hand mit schmarotzerischer Gesinnung, die sich darin äußert, daß er die Gastfreundschaft seiner vornehmen Gesinnungsgenossen nach Möglichkeit ausnutzt.

Nicht übergehen möchten wir hier eine feinsinnige Parallele, welche Keller zwischen den Confessionen Augustin's und dem cherubinischen Wandersmann des Angelus Silesius zieht. Sein Urtheil lautet zu Gunsten des Ersteren. Bei Augustin ist strenge, schlichte Wahrhaftigkeit, bei Silesius sinnliche, geistreiche Bilderpracht. Dort wird ein Selbstgespräch geführt unter Gottes Augen, hier haben wir witzelnde und cokette Selbstbespiegelung. Mit Augustin fühlt sich Heinrich Lee einen Augenblick verwandt, trotz des verschiedenen Standpunktes, während ihm seine frühere Religiosität eher der des Angelus Silesius und seiner ironisirenden Frivolität nahe zu kommen scheint. Diese Erwähnung Augustin's findet eine Belegstelle in den Briefen[2]), wo Keller einem Freunde mittheilt, daß er die Confessionen lese und seinen „Grünen Heinrich" in eine Linie stellt mit der Schrift des Kirchenvaters. In der That ist

---

[1]) Vergl. dazu die zahlreichen Aeußerungen in den Gedichten, in denen Keller seine, in schweren inneren Kämpfen errungene, radikal ablehnende Stellung zum Unsterblichkeitsglauben in ganz ähnlicher Weise motivirt, vor allem das bekannte:

„Ich hab in kalten Wintertagen,
In dunkler, hoffnungsarmer Zeit
Ganz aus dem Sinne dich geschlagen,
O Trugbild der Unsterblichkeit." (Band I, S. 183.)

[2]) Baechtold, Bd. II, S. 257.

Keller's Roman von einem Geist sittlichen Ernstes getragen, ähnlich dem, der uns in Augustin's Bekenntnissen entgegentritt.

Die Lebensschicksale Keller's in den Jahren seines Berliner Aufenthaltes waren nicht dazu angethan, seinen religiösen Radikalismus zu mildern. Der Biograph berichtet, daß in dieser Zeit seine warme Natürlichkeit mehr und mehr erstarrt sei, und daß seinem Wesen sich damals jener Zug des Ingrimms beigemischt habe, der ihm geblieben ist[1]).

III.

Sind uns die Quellen für unsere bisherige Schilderung reichlich geflossen, so versiegen sie für die religiöse Entwicklung Keller's in den späteren Jahren fast völlig. Wohl zeigen uns die Bettagsmandate, welche er als Züricher Staatsschreiber zu verfassen hatte, den Mann in seiner sittlichen Gediegenheit, und es ist richtig, was Adolf Frey in seinen „Erinnerungen an Gottfried Keller"[2]) sagt: „Wären seine dichterischen Werke vergangen und versunken und bestünden nur diese Bettagsmandate noch, sie würden ganz allein ein helles Licht auf den Hort bürgerlicher und sittlicher Tüchtigkeit werfen, den der seltene Mann im Busen trug."

Allein die allgemein gefaßten, weil für Viele bestimmten Wendungen, in denen die Mandate gehalten sind, geben kein klares Bild für die spätere Stellung Gottfried Keller's zur Religion. Dafür sind wir einzig auf die Novelle „Das verlorene Lachen" in den „Leuten von Seldwyla" angewiesen. Dies Werk erhielt erst in einer Bearbeitung vom Jahre 1874 das religiös kirchliche Motiv. Die alten Anstöße und Gegensätze auf religiösem Gebiet sind geschwunden. Jene theokratische Orthodoxie ist todt. Nach der Entfernung von David Friedrich Strauß aus Zürich hat die Reaction nur einen kurzen Triumph gefeiert. Bald eroberte der kirchliche Radicalismus die leitenden Stellungen und wußte sich darin zu behaupten. Der reformerische Liberalismus zog im Lande ein. Der Württemberger Heinrich Lang, Friedrich Langhans, Albert Bitzius und andere schufen in der Zeitschrift „Zeitstimmen für die ref. Schweiz" einen Sammelpunkt für die Anhänger der liberalen Theologie. Die kirchlichen Einrichtungen erfuhren an vielen Orten eine radicale Umgestaltung. Trennung von Kirche und Schule, Einführung der Civilehe, Pfarrwahl in Perioden von sechs Jahren, Befreiung der Geistlichen vom Bekenntnißzwang, Beseitigung der symbolischen Schriften, Revidirung der alten, kirchlichen Bücher waren die hauptsächlichsten Programmpunkte der neuen Richtung. An allen diesen Bestrebungen hatte Gottfried Keller zunächst nichts auszusetzen. Wohl aber kritisirte er scharf die positiven Leistungen der reformerischen Pfarrherren. Seine Novelle „Das verlorene Lachen" war eine bittere Absage an die Lang und Genossen und wurde auch so von ihnen verstanden. Hören wir ihn selbst[3]): „Im Uebrigen glaubte ich mich zum Schluß in einem

---

[1]) Baechtold, Bd. II, S. 7.

[2]) S. 103.

[3]) Baechtold a. a. O., Bd. III, S. 202.

modernen Culturbild versuchen zu sollen, und es schien mir der Mühe werth, nachzuzeichnen, wie auch in den verfeinerten Verhältnissen der sogenannten freisinnigen Religiosität Unheil und Familienstreit entstehen kann. Uebrigens ist nach meiner tiefen Ueberzeugung die social conventionelle, freie Theologie und Kirchlichkeit nicht haltbar und der reguläre Glaube, „etwas müsse sein wegen des Plebs" wird, wie jede Selbstanlügerei, unter Umständen ein schlimmes Ende nehmen. Die bewußte Verlogenheit aber macht sich bereits im Charakter der Neupriester geltend, und zu den alten Lastern kommt noch die Eitelkeit und rhetorische Prunksucht, das Histrionenthum". In der erwähnten Novelle hat es Keller versucht, einen dieser „Neupriester" zu zeichnen. Nachdem ganz kurz ausgeführt wurde, wie sich die freie kirchliche Richtung allmählich in den Besitz der Herrschaft gesetzt und die kirchlich Gläubigen in die Defensive gedrängt hat, anfangs mit Schonung der alten Formen und Sitten, neuerdings mit radikalen Gelüsten gegen alles Ererbte, wird die Anschauung des reformerischen Pfarrers von Schwanau entwickelt. Ein persönlicher Gott und der Glaube an die individuelle Unsterblichkeit ist zu opfern. Dafür aber ahnen wir das Unerklärte, Unbestimmte und leben schon jetzt ein unsterbliches Leben, wie denn unsere Thaten und unser Wesen in unseren Kindern, ja sogar in den unvergänglichen Atomen unseres Leibes weiter leben. Durch eine solche verdünnte Frömmigkeit wird nun das Wirken der Pfarrer und Theologen keineswegs überflüssig, im Gegentheil: „Keiner darf hinter dem Tabernakel herum gehen, sondern Jeder muß sich vertrauensvoll an dessen Verwalter wenden; dafür dürfen die Priester nichts Menschlichem mehr fern bleiben, das sie immer noch am Besten verstehen, und sie sind erbötig, überall nach wie vor zu helfen und beizustehen, daß die Wurst am rechten Zipfel angeschnitten wird. Nur verlangen sie dafür Heilighaltung des Tabernakels und des Unbekannten und allgemeine Aufmerksamkeit bei Verkündigung und Beschreibung desselben."

Dem Cult dieser trostlosen Religion wird nun besondere Sorgfalt zugewandt. Die alte, reformirte Kirche in Schwanau wird mit allerhand gothischer Malerei, mit Altar und Crucifix, mit kostbaren Abendmahlsgefäßen ausgestattet, ein Chor gegründet, eine neue Liturgie eingeführt, „ein wackeres kleines Dramolet, aus welchem sich mit der Zeit wieder die pomphafte Darstellung eines Weltmysteriums gestalten konnte". Eine Predigt des Pfarrers zu Schwanau wird mitgetheilt, ein bombastisches Prunkstück, voll klingender Phrasen, reich ausstaffirt mit Citaten aus den classischen Dichtern und eigenen Machereien, ohne einen einzigen erhebenden, tröstlichen Gedanken. Dennoch verfehlt die blumige Rhetorik nicht des Eindruckes auf die Zuhörer, selbst auf die Männer unter ihnen, die es rühmen, „daß man jetzt auch wieder einmal kirchlich und christlich sein könne, ohne sich dem Verdachte der Beschränktheit oder des Zurückbleibens auszusetzen". Dabei wird dieser aufgeklärte Pfarrer geschildert als ein intoleranter Zelot, der eine rücksichtslose Kirchenzucht gegen anders Denkende handhaben möchte. Allein die innere Hohlheit seines Systemes führt zu dessen Zusammenbruch. Der Pfarrer muß schließlich selbst bekennen, daß er weder christlich noch religiös lebt und kein Priester mehr ist.

Am Sterbebette einer alten Frau leidet seine veräußerlichte Theologie völlig Schiffbruch. Auf die dringlichen Fragen der Sterbenden nach dem ewigen Leben gibt er nur ausweichende, allgemein gehaltene Antworten. Die Scene ist so peinlich, daß schließlich die Umstehenden, vom Arzt unterstützt, den unglücklichen Seelsorger zur Seite führen und leise ersuchen, seine Bemühungen einzustellen.

Diese Figur, deren tendenziöse Zeichnung sofort auffällt, hat dem Dichter viel Feindseligkeiten eingebracht. In mehreren Briefen spricht er davon. Auch ein Th. Vischer hat Anstoß daran genommen. Anknüpfend an dessen Aeußerungen über das Werk schreibt Keller an H. Hettner[1]): „Hier in Zürich, wo die Schule der Imanenztheologie in Blüthe steht und großen Zulauf hat, ist allerdings das vierte Bändchen (Die Leute von Seldwyla) mit rohstofflichem Interesse verschlungen worden und macht viel Redens. Man gab mir sogar zu verstehen, ich treibe mit dergleichen nur das Volk den Orthodoxen in die Hände u. s. f.". In einem Brief an Vischer heißt es[2]): „Die Wirkung dieser Novelle in Zürich war einigermaßen drastisch und lehrreich. Während ein A. Schweizer und Biedermann sich nichts anmerken lassen und sich nach wie vor mit mir benehmen, ist ein Lang wie des Teufels."

Zwei Gestalten der Novelle, ihre Helden, dürfen hier nicht übergangen werden. In Justine zeichnet der Dichter die anfangs begeisterte Anhängerin der neuen Bildungs- und Kunstreligion. Eine solide, materielle Lebensgrundlage, geistige und körperliche Frische und Gesundheit geben ihr jenes behagliche Selbstgefühl, das sich so leicht gegen eine scharf ausgeprägte Religiosität auflehnt. Ihre Verehrung für Christus ist eine fast schwesterliche: „Ihm hätte sie können das schönste Sophakissen und die herrlichsten Pantoffeln sticken, seinem Haupt und seinen Füßen zur würdigen Ruhe. Mit tiefer Rührung erfüllte sie der Anblick einer Correggio'schen Malerei, das Schweißtuch der Veronika darstellend." Solche humanen Gefühle hält sie für Frömmigkeit. Erst im tiefen Unglück, nachdem sie sich von Jucundus, ihrem Manne, getrennt hat und den Zusammenbruch ihres bisher hoch verehrten Seelsorgers und seiner Religion erleben mußte, fühlt sie entsetzt den Mangel, die Lücke, welche das Fehlen eines kräftigen religiösen Glaubens für sie bedeutet. Bei zwei einfältig frommen Christinnen, der armen Ursula und ihrer Tochter Agathe, glaubt sie zu finden, was ihr fehlt. Allein, als sie hinter das Geheimniß der sittlichen Vortrefflichkeit dieser Menschen gekommen zu sein glaubt, und ihr die beiden ihre religiösen Ansichten mittheilen, ist sie abermals enttäuscht. „Es war nichts Neues und Unerhörtes, was sie vorbrachten, sondern die alte, harte, dürre Geschichte vom Sündenfall, von der Versöhnung Gottes durch das Blut seines Sohnes, der demnächst kommen werde, zu richten die Lebendigen und die Todten, von der Auferstehung des Fleisches und der Gebeine, von der Hölle und der ewigen Verdammniß und von dem unbedingten Glauben an alle diese Dinge." Dazu tragen die beiden ihre Ueberzeugungen nicht etwa im

[1]) A. a. O. Bd. III, S. 176.
[2]) Bd. III, S. 202.

Tone innerer Ergriffenheit vor, ihre Worte machen lediglich den Eindruck pedantischer Rechthaberei. Endlich in der Wiedervereinigung mit Jucundus findet Justine die Lösung der Räthsel.

Gehen wir fehl, wenn wir annehmen, in Jucundus habe Keller den Träger seiner eigenen religiösen Ansichten dargestellt? Jucundus allein bleibt sich in der ganzen Geschichte treu, ein heiterer und tüchtiger, dem Lebensgenuß ergebener, aber nichtsdestoweniger nachdenklicher, tiefgrabender Mensch. Oben auf dem Berg, im Hause von Justines Großeltern, hat er ein Glaubensexamen zu bestehen. „Ich glaube," antwortet er auf die Fragen der alten Großmutter: „Der Sache nach habe ich wohl etwas wie Gottesfurcht, indem ich Schicksal und Leben gegenüber keine Frechheit zu äußern fähig bin. Ich glaube nicht, daß es überall und selbstverständlich gut gehe, sondern fürchte, daß es hier und da schlimm ablaufen könne, und hoffe, daß es sich dann doch zum Bessern wenden werde. Zudem ist mir bei Allem, was ich auch ungesehen und von Anderen unbewußt thue und denke, das Ganze der Welt gegenwärtig, das Gefühl, als ob zuletzt Alle um Alles wüßten und kein Mensch über eine wirkliche Verborgenheit seiner Handlungen verfügen oder seine Thorheiten und Fehler nach Belieben todtschweigen könne. — Wie nun dieses Wissen Aller um Alles möglich und beschaffen ist, weiß ich nicht; aber ich glaube, es handelt sich um eine ungeheure Republik des Universums, welche nach einem einzigen und ewigen Gesetz lebt, und in welcher schließlich Alles gemeinsam gewußt wird. Unsere heutigen kurzen Einblicke lassen eine solche Möglichkeit mehr ahnen als je; denn noch nie ist die innere Wahrheit des Wortes so fühlbar gewesen, daß in diesem Buche hier steht: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen."

In diesen Worten scheinen mir die Grundlinien von Gottfried Keller's späteren religiösen und philosophischen Anschauungen gezeichnet zu sein. Danach ist es ein einziges, ewiges Gesetz, nach welchem sich alles Weltgeschehen vollzieht. Sinn und Ordnung regiert die Welt. Aber das Universum ist nicht Monarchie. Jenes eine Staatsoberhaupt, von dem Keller früher oft sprach, ist für immer abgesetzt. Das Universum ist Republik, in welcher volle Gleichheit Aller vor dem Gesetz gilt. Jeder erfreut sich der Freiheit, aber diese Freiheit ist nicht Schrankenlosigkeit. Ihre Grenze findet sie in der Verantwortlichkeit Aller Allen gegenüber. Die Summe aller Einzelnen bildet schließlich eine Art von Souverain, vor dessen Forum ein Jeder Rechenschaft abzulegen hat. Höchst eigenthümlich, diese Grundlinien einer individuellen Philosophie! Herüber genommen aus der alten dualistischen Gedankenwelt ist die Idee eines ewigen, einzigen Gesetzes, aus der nur das persönliche Moment entfernt ist, um sie mit dem Namen Gott zu bezeichnen. Damit steht im Zusammenhang ein gewisser Optimismus, die Hoffnung, daß es schließlich doch sich zum Besseren wenden werde. Ein weiterer Zug in diesem Bilde ist das tiefe, sittliche Verantwortungsgefühl, das Bewußtsein um die Verpflichtung des Einzelnen gegenüber der Gesammtheit. Hier wirken die politischen Ideale des Schweizers nach, seine leidenschaftliche Begeisterung für das Volk, dem er eine Art mystischer Verehrung zollt. Von da aus nur lassen sich die eigenthümlichen Sätze von dem

Bewußtsein Aller um Alles verstehen. Aus der Idee des Volkes bildet sich der Dichter schließlich eine Art absoluter Größe, an die er glaubt mit der Innigkeit eines religiösen Glaubens. Charakteristisch ist, wie den Ausgangspunkt für eine derartig metaphysische Träumerei ein so innerweltlicher Begriff abgibt, wie der des Volkes!

Von der Frage nach der persönlichen Unsterblichkeit hören wir in jenem Bekenntniß nichts mehr. Der Dichter hat sie ruhig bei Seite geschoben. Er weiß, daß es des Unerforschlichen viel gibt, und daß das Ewige sich verbirgt und nicht leicht von Sterblichen zu enträthseln ist.

So sehen wir ihn am Ende seiner Laufbahn auf einem Standpunkt angelangt, wo er, mit Goethe zu reden, „das Unerforschliche still verehrt". Die Kirche und das kirchliche Christenthum aber, ja das Christenthum überhaupt, sofern es eine geschichtliche Erscheinung ist, hat für ihn nur noch die Bedeutung eines zerfallenden Tempels.

So mögen am Schluß dieser Ausführungen die, wenn auch einseitigen, so doch großartigen und gedankenreichen Sätze stehen, mit denen Jucundus Justine's Frage nach ihrem künftigen Verhältniß zu Religion und Kirche beantwortet: „Wenn sich das Ewige und Unendliche immer so still hält und verbirgt, warum sollten wir uns nicht auch einmal eine Zeit ganz vergnügt und friedlich still halten können? Ich bin des aufdringlichen Wesens und der Plattheiten aller dieser Unberufenen müde, die auch nichts wissen und mich doch immer behüten wollen. Wenn die persönlichen Gestalten aus einer Religion hinweg gezogen sind, so verfallen ihre Tempel und der Rest ist Schweigen. Aber die gewonnene Stille und Ruhe ist nicht der Tod, sondern das Leben das fortblüht und leuchtet wie dieser Sonntagsmorgen, und guten Gewissens wandeln wir hindurch, der Dinge gewärtig, die kommen oder nicht kommen werden. Guten Gewissens schreiten wir fort; nicht Kopf und Herz oder Wissen und Gemüth lassen wir uns durch den bekannten elenden Gemeinplatz aus einander reißen; denn wir müssen als ganze, untheilbare Leute in das Gericht, das Jeden ereilt."

Johann Gustav Droysen und Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Von

Professor G. Droysen.

[Nachdruck untersagt.]

(Schluß.)

III.

Ostern 1840 verließ Droysen mit den Seinen Berlin, um in der kleinen, damals etwa 13000 Einwohner zählenden Universitätsstadt an der äußersten Grenze des Vaterlandes ein neues Leben zu beginnen.

Er sah sich von den dortigen Collegen aufs Herzlichste aufgenommen. Seine Lehrthätigkeit war von den glänzendsten Erfolgen begleitet. Man kann sagen, ganz Kiel sammelte sich unter seinem Katheder. Mit der Unermüdlichkeit, die ihm Bedürfniß war, fuhr er in seiner schriftstellerischen Arbeit fort. Schon 1842 erschien die völlig umgestaltete, zweite Auflage seines „Aischylos"; 1843 der zweite Band des „Hellenismus". Für das gesellschaftliche Leben Kiels war er ein Gewinn, den man nach Gebühr schätzte. Es genügt hier, hervorzuheben, daß er sich um die dortigen musikalischen Verhältnisse nicht geringes Verdienst erwarb. Ohnehin nahmen sie damals, wo der alte Apel sich zur Ruhe gesetzt hatte und der junge Graedener an seiner Statt mit der Leitung der Singakademie und des „Instrumentalvereins" betraut wurde, einen erfreulichen Aufschwung. Die „Liedertafel", die im Herbst 1841 gegründet wurde und deren Mitglieder zum guten Theil aus Studenten bestanden, wählte Droysen im Jahre 1844 zu ihrem „wortführenden Director". Wie er es sich angelegen sein ließ, namentlich für die Compositionen seines Freundes Propaganda zu machen, wird ihre Correspondenz zeigen.

Zu alle dem aber kam bald die politische Rolle, die er, als sich der Gegensatz der deutschen Herzogthümer und des dänischen Königreiches immer schärfer zuspitzte, übernahm. Was er für die bedrohte Nordmark, für ihr Deutschthum und für ihre Selbständigkeit gethan, wie er sich tapfer für sein neues Heimathland in die Schanze geschlagen hat, gehört zu den glänzendsten Thaten seines

thatenreichen Lebens. Wie rüttelte seine Verdunrede 1843 die schwerfälligen Gemüther seiner nordalbingischen Landsleute auf; wie riß sie seine Adresse an die holsteinischen Stände, mit der er 1844 den auf Vernichtung der schleswig-holsteinischen Selbständigkeit gerichteten Antrag beantwortete, den Algreen Ussing auf der dänischen Ständeversammlung zu Roeskilde gestellt hatte, zu jubelnder Begeisterung und Betheiligung hin; wie tapfer trat er 1846 mit den acht Kieler Collegen gegen das „Commissionsbedenken" auf, das die Politik des berüchtigten „offenen Briefes" rechtfertigen und weiterführen sollte.

Man darf sagen, erst von da ab, wo ihn die Größe der Gefahr, in der sein neues Heimathland schwebte, mit der Kleinlichkeit der dortigen Verhältnisse versöhnte, fühlte er sich wirklich in ihm wohl und heimisch. Denn der Reiz, den die Neuheit der Verhältnisse mit sich brachte, war ihm rasch verflogen, und seit er nach einjährigem Aufenthalt Ostern 1841 zum ersten Male wieder in Berlin gewesen war, empfand er schmerzlich, was doch Alles er aufgegeben hatte: die ganze Fülle vielseitigster Anregung, die Reichhaltigkeit der wissenschaftlichen Hülfsmittel, den Ansporn eines stark pulsirenden öffentlichen Lebens.

Hing er doch ohnehin an seinem Preußen weit fester, als er es geahnt hatte, da er es verließ. Hier, auf der fremden Scholle vollends ging ihm die Erkenntniß auf, daß das Heil und die Zukunft Deutschlands in Preußen liege. Und daher erkannte er als Preußens Aufgabe auch den Schutz des Deutschthums in den nordalbingischen Landen gegen fremde Vergewaltigung. Auf Preußen rechnete er, glaubte er vollends jetzt rechnen zu dürfen, wo bald nach seinem Fortgang der neue König Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen hatte. Wie rasch sollten ihm die Schuppen von den Augen fallen! Mit wachsendem Schmerz sah er, wie Preußen seinen Beruf von Jahr zu Jahr zu versäumen fortfuhr, und statt stolz sich zu erheben, thatenlos am Boden liegen blieb. Da schwoll ihm wohl die Zornesader, und in seinen Briefen an die Freunde machte sich die Erbitterung kräftig Luft.

Kaum war Droysen aus Berlin gegangen, als Mendelssohn dorthin kam. Er folgte im Sommer 1841 einem Ruf des neuen Königs, der bekanntlich seine Regierung auch dadurch glänzend zu inauguriren dachte, daß er künstlerische Celebritäten in seine Nähe zog und sie mit großen Aufgaben betraute, die seiner Sinnesweise entsprachen und entsprangen.

Mendelssohn folgte dem Rufe nur mit innerem Widerwillen, denn ganz im Gegensatz zu Droysen widerstrebte ihm, dem geborenen Berliner, das Berlinerthum durchaus. Es sei „einer der sauersten Aepfel, in die man beißen kann, und doch muß es gebissen sein". Trotz der Freude, wieder mit der Mutter und den Geschwistern zusammen zu sein, trotz aller Vorzüge und frohen Erinnerungen konnte er sich „kaum an irgend einem Ort Deutschlands weniger zu Haus fühlen als hier". Was ihn abstieß, war das „Berlinische Zwitterwesen, waren die großen Pläne, die winzige Ausführung; die großen Anforderungen, die winzigen Leistungen; die vollkommene Kritik, die mittelmäßigen Musikanten"; oder wie er ein ander Mal sagt: „die Zersplitterung aller Kräfte und aller Leute, das unpoetische Streben nach äußeren Resultaten,

der Mangel an Production und der Mangel an Natur, daß ungroßmüthige Zurückbleiben in Fortschritt und Entwicklung". Er bezweifelte, „daß länger als ein Jahr hier seines Bleibens sein werde".

Deshalb löste er auch, da er jetzt die Leitung der Berliner Symphonie-soiréen übernahm, seine Beziehungen zu dem ihm so lieb gewordenen Leipzig nicht auf.

Was er, zunächst in dieser bescheidenen Stellung, nunmehr auch für das Berliner Musikleben wurde, ist bekannt. Man spürte sofort, daß es mit dem Schlendrian der Zelter'schen Musikepoche vorbei, daß nun endlich auch in die Berliner Musik ein neuer Geist eingezogen sei. Ein Dirigent, der in verschwenderischer Fülle immer neue eigene Schöpfungen bot, der die Werke der großen Meister in ungeahnter Vollendung vorführte und aus den musikalischen Schätzen der Vergangenheit immer neue Perlen zu Tage förderte, war in der Metropole der Intelligenz eine neue Erscheinung, der es denn auch an freudiger Anerkennung nicht fehlte. Doch fehlte es ihm auch von Anfang an nicht an Schwierigkeiten, Aerger und Kämpfen. Die taumelhafte Begeisterung für Franz Liszt, der im December 1841 zum ersten Mal nach Berlin kam, der überschwängliche Beifall, mit dem (im Mai 1842) Meyerbeer's „Hugenotten" aufgenommen wurden, offenbarten ihm die Sensationslust und die Kritiklosigkeit des Berliner Publicums in erschreckender Nacktheit. Dazu kam, daß es ihm nicht an Neidern fehlte, die, je fester und erfolgreicher er seines Weges ging, um so mehr ihre Intriguen gegen ihn spielen ließen. Nur allzu treffend hatte er das Berliner Wesen charakterisirt; nur allzu bald bekam er den sauren Apfel zu schmecken.

Trotz aller Gegenbemühungen ernannte der König ihn, um ihn in seiner Nähe zu halten, nach etwa einjähriger Wirksamkeit zum Generalmusikdirector und übertrug ihm namentlich auch die Oberaufsicht und Leitung der kirchlichen und geistlichen Musik, wozu auch die des in den ersten Jahren seiner Regierung gegründeten Domchors gehörte. Doch gab es dann hinterdrein die unliebsamsten Verhandlungen über den Umfang und die Competenzen seiner Stellung; Verhandlungen, die sich durch Jahre hinzogen, ihm immer widerwärtiger wurden und endlich dahin führten, daß er im Herbst 1845 seine Berliner Stellung einfach quittirte und nach Leipzig zurückging.

Die Beförderung der geistlichen Musik gehörte zu den Lieblingsneigungen des Monarchen, der — was eng zusammen hing — ebenso streng kirchlich als begeistert romantisch gesinnt war. Und von seinem Generalmusikdirector erwartete er eine reiche Collection kirchlicher wie romantischer Werke. Mendelssohn erfüllte diese Erwartungen in reichstem Maße. In seiner Berliner Zeit entstand, zunächst für den Domchor, zu seinen früheren Psalmen eine stattliche Reihe weiterer (der 2., 22., 43. und 100. Psalm), die denn freilich den Frommen strictester Observanz nicht eben zusagten. Daß er es wagte, in seinen geistlichen Musiken gar die profane Harfe — und sie war doch das Instrument des Königs David gewesen! — anzuwenden, erschien der hohen Geistlichkeit wie eine Versündigung am heiligen Geist. Andere Aufgaben wurden ihm von dem Könige gestellt, der, ganz der Tendenz der romantischen Schule entsprechend,

von dem Wunsch erfüllt war, den deutschen Geist mit den Erzeugnissen aller fremden Literaturen zu bereichern. Mendelssohn's Musik zu den Sophokleischen Tragödien „Antigone" und „Oedipus auf Kolonos", zum Shakespeare'schen „Sommernachtstraum", zu Racine's „Athalia" verdanken ihr Entstehen der unmittelbaren Anregung des königlichen Aesthetikers, der dann auch die Chöre in den „Eumeniden" des Aeschylos von ihm componirt wünschte.

Schon bald nach Mendelssohn's Uebersiedelung wurde — am 28. October 1841 — die „Antigone" mit seiner Musik im Neuen Palais zu Potsdam aufgeführt und am 6. November wiederholt. Und erst nach diesem Kunstgenuß, den der König sich, seinem Hof und einer erlesenen Schar von Gästen privatim machte, gelangte das Werk am 13. April 1842 unter Mendelssohn's Direction im Berliner Königlichen Theater zum ersten Mal zur öffentlichen Aufführung. Ebenso geschah es ein paar Jahre später (1843) mit dem „Sommernachtstraum" und (1845) mit dem „Oedipus".

Das Aeschylosproject aber, das, so scheint es, seine Gegner benutzen wollten, um ihn beim Könige in Ungnade zu bringen, blieb unausgeführt. Gerade diesem gewaltigsten der griechischen Tragiker, mit dem er in seinen Jugendtagen durch dessen ihm so nahe befreundeten Uebersetzer vertraut geworden war, stand er mit einer Art ehrfurchtsvoller Scheu gegenüber. Es reizte ihn wohl, sich, wie er Droysen schon in der ersten Zeit seiner Berliner Wirksamkeit schrieb, für sich „allerlei Musik" zu der Orestestrilogie zu denken; aber als er dem gewaltigen Stoff näher trat, erkannte er, daß die Composition der Chöre „eine sehr schwere, vielleicht unausführbare Aufgabe" sei. Gleichwohl erklärte er dem Könige, daß er die Lösung derselben versuchen wolle. Wie mußte es ihn überraschen, als er im Laufe des April 1844 von dem Wirklichen Geheimrath Ritter von Bunsen die briefliche Mittheilung erhielt, daß „seine Weigerung den König sehr betrübt habe", daß sie in Berlin „vielfach besprochen und ausgebeutet würde", und daß man dem Könige vorgeschlagen, „die Arbeit einem anderen Künstler zu übertragen", der sich auch schon zu ihr bereit erklärt haben solle. Mit männlicher Festigkeit und dem Stolz des wahren Künstlers antwortete Mendelssohn: er habe dem Könige nie mehr versprochen, als sich an der Lösung dieser Aufgabe zu versuchen; da aber in seinen Augen die Schwierigkeiten überaus groß wären, könne es ihm nur lieb sein, wenn ein Anderer dazu gewählt würde; mit einer Musik vorzutreten, an deren Gelingen er nicht glaube, widerspreche seinem künstlerischen Gewissen. Verbiete es ihm, den Befehlen des von ihm sehr geliebten Königs in diesem Falle Folge zu leisten, so werde er aufrichtig seine Bedenken oder seine Unfähigkeit darzulegen suchen. „Und dringe ich damit nicht durch, so muß ich gehen."

Die Sache ruhte eine Weile. Aber dann neue und größere Ueberraschung, als er nach Jahresfrist von dem Geheimen Cabinetsrath Müller ein kurzes Schreiben empfing, das an ihn gar die Zumuthung stellte, „die Chöre der Trilogie des Agamemnon, der Choephoren und der Eumeniden, welche verkürzt zu einer Darstellung zusammengezogen worden sind, zu componiren". Seine Majestät erinnerten sich bestimmt, daß Mendelssohn sich mündlich bereits erklärt habe,

die Composition zu übernehmen, könne der Mittheilung, daß er die Composition auch in dieser Gestalt ablehne, keinen Glauben beimessen, und lasse ihn daher hiermit fragen, ob er bei seinem Versprechen, Aufträge Seiner Majestät willig übernehmen zu wollen, bleibe oder nicht. Worauf denn Mendelssohn, über die Zumuthung der Verballhornung eines von ihm heilig gehaltenen Kunstwerks gewiß nicht weniger entrüstet als über die willkürliche Entstellung der Thatsachen, dem Herrn Cabinetsrath erklärte, daß der König ihm niemals von der Composition der Chöre in der zusammengezogenen und verkürzten Trilogie gesprochen, sondern nur die Aufgabe gestellt hätte, die Chöre der Eumeniden in Musik zu setzen; daß er niemals diese Composition zu liefern, sondern nur einen Versuch derselben zu machen versprochen und nie verhehlt habe, daß er der unübersteiglichen Schwierigkeiten wegen an dem Gelingen solches Versuchs zweifle; und daß es ihm trotz aller ernstesten Bemühungen bisher nicht gelungen sei, auch nur bei einem dieser Chöre „die Aufgabe so zu lösen, wie es die Hoheit des Gegenstandes und der feine Kunstsinn Seiner Majestät verlangen".

Der König lenkte zwar ein und ließ Mendelssohn den Wunsch aussprechen, die Bekanntschaft mit dessen neuen, auf seine Veranlassung geschaffenen Werken „nur unter seiner Direction" zu machen. Aber als am 1. November 1845 der „Oedipus" in Potsdam zur Aufführung gelangte, hatte Mendelssohn den Berliner Staub bereits von den Füßen geschüttelt und war wieder in seinem Leipzig.

Diese Mittheilungen aus dem Leben der beiden Freunde erschienen für das bessere Verständniß der nachfolgenden Briefe nothwendig.

In den Tagen von Mendelssohn's Uebersiedelung nach Berlin schrieb — am 14. August 1841 — Droysen an Albert Heydemann, der längst dorthin zurückgekehrt war und als Lehrer an einem Gymnasium wirkte:

Jedenfalls muß es jetzt mit Felix zusammen zu sein sehr schön sein, denn er ist ein einziger Mensch, ein tief gegründet Herz; ich habe mich die zwei letzten Tage in Berlin recht an ihm erlabt. Er ist einer von den Menschen, denen ich immer etwas zu Liebe thun möchte, nicht um ihnen zu gefallen, sondern um mir zu genügen. Was waren das für schöne, kühle Sommernächte, wenn wir schwärmend und schwelgend heim gingen; wie groß und edel und feierlich lag dann das Leben vor uns, wie ungemessen und unerschöpflich fühlten wir unsere Kraft, unsere Gedanken! Man schrumpft allmählich zu irgend einem schlottrigen Amt oder Titel zusammen, und die Seele sitzt fest gekniffen in den ledernen Gewohnheitsfalten. Oder sag mir einmal selbst: wann thut oder empfindet oder jauchzt man einmal recht von Herzen? Oder warum sind wir so grimmige Politiker und ärgern uns an dem und jenem? Es ist eine ganz schlechte und verdorbene Geschichte.

Die gleiche trübe Stimmung, die aus der beklommenen Enge der neuen Verhältnisse hervorging, zog sich auch durch seinen Brief an Mendelssohn. Der entfaltete, obschon er nicht weniger durch das Blendwerk der Großstadt bedrückt wurde, in seiner Antwort seine ganze Liebenswürdigkeit, ihm guten Muth zu machen.

Berlin, 2. December 1841.

Liebster Droysen!

Deinen Brief brachte mir Herr von Lilieneron und traf mich nicht zu Hause; dann wollte ich Dir einiges über ihn schreiben, und traf ihn wieder nicht, endlich dachte ich, er sollte einen Abend bei uns zubringen, und mußte an dem Tage dieses Abends unerwarteter Weise nach Leipzig fahren, wo ich die vergangenen Wochen zugebracht, von wo ich seit vorgestern erst wieder hierher zurückgekehrt bin. Nun habe ich Deinen Empfohlenen zwar erst einmal und flüchtig gesehen, doch schiebe ich's jetzt nicht länger auf, Dir zu danken, denn wenn diese ersten Tage der Ruhe und Ordnung wieder vorbei sind, wer weiß, wann ich dann wieder einen stillen Morgen für mich behalte, wie diesen? Auch weißt Du, wie ich mich freuen werde, Herrn von Lilieneron so oft als möglich bei mir zu sehen, ihm Musik zu hören zu geben, so gut la fortune du p—iano sie zuläßt, und da gerade jetzt mehrere musikalische Wandervögel hier durchziehn (Ernst, Liszt ꝛc.), so habe ich auch wohl Gelegenheit, es für ihn selbst interessant zu machen. Er hat mir übrigens bei dem einmaligen flüchtigen Sehen sehr wohl gefallen, und Du hab Dank, daß Du meiner gedacht und mir ihn zugeführt hast, Du weißt, daß mein Herz an Allem und Jedem hängt, das von Dir kommt. So hab' auch für Deinen lieben guten Brief tausend Dank; wär' er nur in weniger trüber Stimmung geschrieben oder vielmehr gerade dafür Dank, daß er darin geschrieben ist, aber wär die Stimmung selbst nur nicht in Dir. Denn gewiß nur in Dir, nicht außer Dir kann sie liegen; was Du von der Winkeluniversität, von den Chausseestückchen schreibst, kann ich eben nur verstehen, wenn ich jene innerliche Stimmung voraussetze. Was kommt bei dem Wege, den Du gehst, wo Dir von allen Seiten die Wandersleute sich anschließen und Dir nachfolgen, und wo alle Augenblicke irgend ein deutlicher Wegweiser Dir sagt, es sei die rechte Straße, wenn Du je einmal daran zweifeln solltest, oder wenn er Dir zu hoch oder zu ungebahnt schiene, und wo Dich überall mit offenen Armen die Leute erwarten und aufnehmen, bei denen Dich die Reise vorüber führt, was kommt Dir dabei auf ein Nachtquartier (oder Tagquartier oder Jahrquartier) in einer größeren oder kleineren Stadt, in einem besseren oder schlechteren Gasthof an, so lange Du Deinen Weg vor Dir hast und die Gewißheit und die Kräfte und die Lust, ihn zurück zu legen. Lach mich aus mit meinem Gleichniß, aber anders ist es doch nicht. Und sonderbar spielt da das Schicksal mit den Neigungen, die es gerade nicht befriedigen will. Denn während Du die kleinen Verhältnisse verwünschest und die kleine Stadt, den kleinen Gasthof, da regrettire ich täglich alle diese Dinge und glaube, ich würde Dir über Jahr und Tag einen ganz ähnlichen Brief über die umgekehrten großen Verhältnisse ꝛc. schreiben, wenn ich nicht wieder daraus fort könnte. Mir wird gerade bei all dem sogenannten Großen einer Stadt öde zu Muthe, ich finde darin meist nur Wiederholungen, nicht Vergrößerungen oder Erweiterungen aller der Zustände, die in kleineren Städten ebenso vorhanden sind, mit einem Wort: ich lebe sehr gern in Leipzig. Indeß wie gesagt, der liebe Gott mit seinen Wegweisern wird es schon am besten wissen, und so frage ich nicht, wo ich übers Jahr um diese Zeit sitzen und componiren werde, und das weißt Du auch von Dir nicht, nur das, daß es vorwärts geht, und daß uns immer so viel zu wünschen und zu sehnen bleibt, ausgenommen, wenn wir geistig oder körperlich todt sind. So sollte ich mich am Ende gar Deiner trüben Worte freuen, aber das thue ich doch nicht und möchte, sie wären nur momentan, und Du schriebest mir bald mit froheren Gedanken. Von der Antigone soll ich Dir erzählen[1]; ja, wärst Du nur dabei gewesen! Die Sache war eigentlich ein Privatspaß, den ich mir machte und der so herrlich aus-

[1] Vergl. zu dem Folgenden Mendelssohn's Brief an Ferdinand David, d. d. Berlin, 21. October 1841. Briefe, S. 308.

fiel, daß ich fürs Erste zu keinem ähnlichen Lust habe (Du kennst wohl noch in solchen Dingen meinen esprit de contradiction). An Euripides ist gar nicht zu denken, obwohl Herr von Raumer das alles schon in seiner Phantasie (lucus a non lucendo) fertig sieht. Diesen Herrn von Raumer hast Du also eben so gut gekannt als genannt, den Generaladjutanten. Auch Tieck hatte eigentlich im Seelengrunde keine rechte Lust zu der Sache, und nun gar Graf Redern[1]) und die Schauspieler! Dabei sprechen sie alle so viel davon, weil's der König „gewünscht" habe, und sie wünschten nun wieder ihrerseits nur, daß ich die Musik für ein Ding der Unmöglichkeit erklären möchte, wie sie. Da las ich aber eines schönen Morgens die wundervollen drei Stücke und dachte den Henker an all das dumme Zeug und war außer mir über den Gedanken, es (gut oder schlecht) vor den Augen zu sehen, und war vor Allem entzückt über die Lebendigkeit, die noch heut drin wohnt, und daß die Chöre wirklich, was wir heut musikalisch nennen, noch heut sind, und da wurden sie alle zusammen geladen, und ich machte mich anheischig, es zu componiren, wenn sie sich anheischig machten, es aufzuführen. Und da glaubten sie es noch nicht, und als ich nach 14 Tagen zum Grafen Redern schickte, um mir einen Notenschreiber kommen zu lassen, da war auf einmal der Teufel los, da wurden die Rollen vertheilt, die Proben angesetzt, nun konnte keiner mehr zurück, und nun machte das wundervolle, natürliche, ursprüngliche Gedicht einen tieferen, gewaltigeren Eindruck, als sich je einer hätte träumen lassen. Ich hatte eine unbändige Freude daran, die ich nie vergessen werde. Mit den ziemlich holprigen Worten hat man freilich seine Noth; aber die Stimmung und die Versrythmen sind überall so ächt musikalisch, daß man an die einzelnen Worte nicht zu denken und nur jene Stimmungen und Rythmen zu componiren braucht, dann ist der Chor fertig. Man kann sich ja noch heut keine reichere Aufgabe wünschen, wie die der mannigfaltigen Chorstimmungen: Sieg und Tagesanbruch, ruhige Betrachtung, Melancholie, Liebe, Todtenklage, Bacchuslied, und ernsthafte Warnung zum Schluß — was will unsereins da mehr! Zu den beiden Oedipus hatte ich auch die größte Lust, und dieser Tage will ich mich einmal an Deine Aeschyleische Trilogie machen und mir allerlei Musik dazu denken; aber wie gesagt, an die Ausführung einer ähnlichen Arbeit denke ich so bald nicht zu gehen, wegen des oberwähnten esprit de contradiction. Nun aber für Dein liebes schönes Lied hab tausend, tausend Dank; die ersten Verse habe ich so gut als fertig componirt, aber in der letzten Strophe hindern mich die beiden letzten Verse und ich kann nicht darüber fort. (Hol ihn der Teufel, denkt Droysen, da ist er wieder nach wie vor mit seiner Häkelei und seinen Querelen.) Die Stimmung des Ganzen gefällt mir so viel besser als die der letzten beiden Verse; sie sind mehr verdrießlich als ernsthaft; ich glaube, da könnte sich das ganze Gedicht viel mehr drin zusammen fassen, wär's auch noch so tief melancholisch; aber mürrisch abbrechen dürfte es nicht. Nun, was sagst Du? schimpfst Du? Oder verzeihst Du? Oder schickst Du mir gar 2 andere Verse? Dann schicke ich umgehend die Musik dazu wieder. Ja, aber dazu müßtest Du mir vor Allem schreiben. Und das mußt Du auch, und Deine Frau vielmal grüßen von mir und der meinigen und mich auch der musikalischen Professorin[2]) empfehlen, die mich in Schwerin von Dir grüßte, deren Namen ich aber nicht weiß, nur daß sie so gut Alt sang, und die Kinder küssen von dem alten Universitätsfreunde, der ich bin, und vor Allem meiner gedenken und mir gut bleiben, wie ich Dir mein Leben lang!

Dein Felix.

---

[1]) Generalintendant der Königl. Schauspiele zu Berlin seit 1842, seitdem Chef der Hofmusik (bis zu seinem Tode, 1883).

[2]) Frau Prof. Julie Michaelis.

Kiel, 7. März 1842.

Lieber Felix!

Warum denn dies Zettelchen? Ich will Dir meinen Gruß sagen und Dir etwas erzählen. Du bist jetzt das Kieler Stadtgespräch. Wir sind mit Deinem Oratorium[1]) in vollem Gange. Wir haben den ersten Theil vor 14 Tagen am Clavier aufgeführt, heut kommt der zweite Theil daran, in 8 oder 10 Tagen wird das Ganze mit vollem Orchester in der Kirche gesungen. Wir treiben die Sache mit allem Fleiß. Unser Chor ist freilich nur gegen 50 Stimmen stark; aber Dein herrliches Jerusalem singt die Tochter des alten Niebuhr so brav, daß ich nicht weiß, ob ich es schon besser gehört habe. Auch sonst haben wir ein glückliches Zusammentreffen von Solostimmen, und an Sorgfalt beim Einüben hat es nicht gefehlt. Den Choral „Wir glauben all an Einen Gott" lassen wir durch ein Dutzend Jungen singen, was sich bei dem generischen Unterschied der Stimmen in der That sehr gut macht. Wie ernst wir die Sache nehmen, kannst Du daraus sehen, daß O. Jahn, dessen Du Dich vielleicht noch erinnerst, eine kleine Broschüre geschrieben hat, um das Publikum möglichst au fait zu setzen und von der Umgegend, wissen wir, kommen die Leute zur Aufführung in die Stadt. Es ist ganz einzig, wie Deine Musik gerade hier bei dem sehr protestantisch ernsten Publikum rechten Eingang findet. O die Glücklichen!

Dies habe ich Dir in der Freude meines Herzens schreiben wollen. Und das ist eine große Errungenschaft für Dich, daß Du einer bestimmten Bewegung in der Zeit auf so unzweideutige Weise entsprichst und an ihre Spitze trittst. Es ist etwas damit, daß die protestantische Musik, die seit J. S. Bach still gelegen, denn Händel gehört nicht zu ihr, endlich wieder lebendig wird. Und davon will ich nichts weiter sagen, sonst lachst Du mich aus, denn in dem aufgeklärten Berlin mögen Dir die langen Straßen und abgewaschenen Häuser oft genug vorkommen, als sähen sie Dich mit großen gläsernen Augen an. Ich denke, gegen den zwanzigsten dieses Monats hinzukommen und zu sehen, wie es Dir geht. Am 15. März denke an uns, da singen wir Deinen Paulus. Mit herzlichstem Gruß

Dein Droysen.

Berlin, 11. März 1842.

Mein lieber Freund!

Wenn ich auf zwei solche Brieflein (wie ich eben von Heydemann den zweiten bekommen habe) nicht gleich antworten und danken sollte, da müßte ich ja nicht werth sein, daß mich die Märzsonne bescheint! Und wenn ich auch der schlechteste Briefschreiber bin, und wenn ich auch hoffen kann, Dich in wenigen Tagen hier zu sehen, so wär' mir das doch zu toll, wenn ich Dir nicht gleich noch gedankt hätte für all das Liebe und Gute, das Du mir erweisest mit solchen Worten! Du weißt garnicht, wie schrecklich ich an der ganzen Jugendzeit hänge und zehre, und wie caput ich bin, wenn ich auf allen Seiten so matte, zerbrochene Gesellen damaliger Jahre sehen muß; und wie glorios, wenn unter allen denen einer mir Freund bleibt wie zuvor und die Welt lebendig und frisch wie zuvor, und aufrichtig leidet und genießt und arbeitet wie zuvor, und mit einem Wort ganz und gar derselbe geblieben ist, wie zuvor, wozu ja aber ein immerwährendes Verändern nothwendig ist, nur kein Stillstand. So laß ich mir, wenn ich z. B. in Leipzig bin, wie eben die vergangenen 14 Tage, von den Leuten erzählen, was der Professor Droysen in Kiel macht, und wie er immer was Neues, Edleres bringt, und wie ihn die Menschen dort so lieb haben, und wie er eben auf einem Punkte stehe, wo es weiter nichts bedarf als Gesundheit und Fortarbeiten, weil die sachlichen

[1]) Das Oratorium „Paulus", das soeben, am 17. Februar 1842, in Berlin von der Singakademie aufgeführt worden war.

und menschlichen Hindernisse ein für allemal bezwungen sind, und dann denke ich, das ist auch einer aus den Jahren, und dann freue ich mich, daß Du nebenbei für meine Musik noch Theilnahme hast und sie auch wohl ein ganzes Stück zu hoch anschlägst — eben das freut mich aber auch. Was fehlt, übersieht doch Keiner, dem es ernst drum zu thun ist, und wenn's solch ein Freund übersehen will, so freut's Einen eben, daß ers thut, obschon man recht gut weiß, wie es damit ist. — Richte es aber doch um Gottes Willen so ein, daß wir einander tagtäglich, wenn auch nur ein Bischen, sehen können, so lange Du hier bist. Wollen wir Morgens spazieren gehen, so will ich früh aufstehen dazu, am Ende bleibt Dir keine andere Zeit; aber daß eine dazu bleibe, das nimm Dir, bitte, vor, ehe Du noch hier bist; nachher ists zu spät. Ich meine, wir haben einander eben so viel oder noch mehr zu sagen, wie damals bei Ritter, also laß es nicht an der Zeit fehlen, Du lieber Freund. — Wie schön, daß wir uns diesmal nicht wieder aus dem Wege reisen müssen! Vor 3 Tagen bin ich erst wieder von Leipzig zurück, und Ende April denke ich nach dem Rheine. Bis dahin aber ein ächter Berliner. In jedem Falle werden wir Dir auch die Antigone hier vorspielen; wahrscheinlich im weißen Saale auf dem Schloß des Königs, vielleicht gar im Opernhause. Komm uns nur nicht allzusehr auf den Pelz! Auch eine Menge neuer Musik möchte ich Dir vorspielen, unter Andern eine neue Symphonie, die wir eben in Leipzig zum ersten Male geben, und an der mir das Herz gewaltig hängt[1]), — und so Mancherlei. Die 4 Stücke der Symphonie gehen ohne Absatz fort, und das ist jetzt ein Steckenpferd, auf dem ich viel herumreite, daß die kurzen Pausen zwischen den Musikstücken (nicht die langen) abgeschafft werden müssen. Laß doch ja in meinem Paulus auch eine Nummer unmittelbar auf die andere folgen — gar kein Räuspern und kein Schnäuzen dazwischen — zwischen dem ersten und zweiten Theil mag man dann so lange pausiren, wie man will, nur aber die Theile selbst fortwährend nach einander, wie eine Musikmasse. Auch 4stimmige Liedertafellieder wollte ich Dir schicken; nun geb ich sie Dir aber mündlich — oder händlich — wie sagt man? Sei nur erst da. Du weißt garnicht, wie schrecklich ich mich darauf freue, mal wieder viel und ordentlich mit Dir zusammen zu sein. Meine Frau muß Dir kochen lassen, was Du gern ißt, und komm ich einmal nach Kiel, so gibt es bei Dir Reisbrei. Aber jetzt vor allen Dingen auf Wiedersehen in Berlin, und auf baldiges, frohes!
Immer und ewig Dein Felix.

Wie schon im vergangenen Jahre ging Droysen auch in den Osterferien 1842 mit den Seinen zu längerem Besuche „der geliebtesten Großeltern" nach Berlin. Hier wurde ihm der hohe Genuß, der ersten öffentlichen, von seinem Freunde geleiteten Aufführung der „Antigone" beizuwohnen.

Das von dem König veranlaßte Experiment, die alte griechische Tragödie mit Musik zu erneuern, hatte bereits in der Hofvorstellung in Potsdam seine Probe bestanden. Es war über alles Erwarten geglückt, doch hatte es auch von Haus nicht an Solchen gefehlt, die sich gegen die Composition der antiken Chöre ebenso entschieden aussprachen, wie gegen die ungefähre Herrichtung der antiken Bühne mit Altar und Orchestra. Wenn nicht Alles vollkommen „echt" sei, solle man seine Hände lieber ganz davon lassen. Was die Composition betreffe, so hätte auf die griechische Musik zurückgegangen werden müssen. Moderne Musik zu classischer Poesie sei eine Barbarei. Aber selbst, wenn man von jener mehr gewußt hätte, als es der Fall war — man wußte

[1]) Die A-moll-Sinfonie (op. 56), die sogenannte „schottische", die er 1842 vollendete.

in der That so gut wie nichts von ihr —, der streng archäologische Aufputz hätte nicht sowohl dazu beigetragen, das alte Kunstwerk der Gegenwart nahe zu bringen, als vielmehr es ihr völlig fremd und unverständlich zu machen. Nur philologische Pedanterie konnte eine so thörichte und in diesem Fall einfach unerfüllbare Forderung stellen. Was vernünftiger Weise allein die Aufgabe des Componisten sein konnte, hat Mendelssohn in seinem Brief an Droysen vom 2. December 1841 auf das Klarste und Ueberzeugendste entwickelt: das ewig Gültige in dieser Poesie heraus zu finden und musikalisch zu gestalten. „Die Stimmungen (!) aller dieser Chöre sind noch heute echt musikalisch", schrieb er etwa zu derselben Zeit an Ferdinand David.

Boeckh hatte gleich nach der Potsdamer Aufführung eine anerkennende Besprechung in der „Allgemeinen Preußischen Staatsbürger-Zeitung" (1841, Nr. 47) erscheinen lassen. Auch der Musik hatte er in ihr die Anerkennung ausgesprochen, daß sie im Allgemeinen mit seiner Anschauung vom griechischen Wesen und Leben und von der Muse des Sophokles ganz übereinstimme. Doch selbst er hatte dann an ihr allerhand Aussetzungen gemacht, die auf den Tadel hinaus liefen, daß der künstlerische Genius die gelehrten Resultate der metrischen Forschungen nicht gründlich gekannt und genügend berücksichtigt hätte, daß er die anapästischen Systeme des Parodos meist als Recitative des vollen Chors behandelt, daß er zwar auf die Versmaße, nicht aber auf die Versgefüge genügende Rücksicht genommen, in der Darstellung der Metra nicht genug Mannigfaltigkeit entwickelt hätte u. s. w.

Wie mußte es Droysen fesseln, ein Stück der hellenischen Vergangenheit, die ihm so altvertraut war, so lebendig vor der Seele stand, leibhaftig vor sich zu sehen! Wie doppelt fesselnd mußte es für ihn sein, daß nun die Musik des Freundes ihm die Schönheit des hellenischen Geistes enthüllte, die er diesem in so manchem früheren Gespräch und durch seine Uebersetzungskunst näher gebracht hatte.

Gerade jetzt war es, daß er nicht dem Alterthum, für das er sein Leben lang eine nie erkaltende Liebe bewahrte, wohl aber der Philologie Valet sagte, und sich in scharfen Ausdrücken über sie erging. Er stand ganz auf der Seite des Freundes, dem Alles darauf angekommen war, in den Geist des alten Dichtwerkes einzudringen und diesen durch seine Kunst zu fassen und zu formen. Wenn einer unter den Hörern, so war es Droysen, der zu empfinden vermochte, wo diese Musik den Geist der alten Dichtung traf, wo sie ihn verletzte. „Ungestört und mit voller Hingebung habe ich der Darstellung beigewohnt; aber dann, ruhiger das Ganze durchdenkend, glaubte ich dies und jenes zu finden, was vielleicht den Eindruck noch stärker, dauernder, förderlicher macht."

Er veröffentlichte in der „Spener'schen Zeitung" (vom 25. April 1842) einen sehr geistvollen Aufsatz[1]), seiner Art nach weniger eine kritische Besprechung als eine anregende und belehrende Betrachtung, durch die er, dem Freunde an die Seite tretend, die mäkelnde Superklugheit und Besserwisserei gründlich abführte.

---

[1]) Aufgenommen in seine „Kleinen Schriften zur Alten Geschichte", Bd. II, S. 146—152.

Freudig preist er „den königlichen Gedanken, das Herrlichste, was die griechische Poesie geschaffen, unserer Zeit wieder zu beleben", und lobt es, daß „die Antigone dem öffentlichen Theater, dem großen Publikum übergeben" worden, also nicht bloß „ein großartig glänzendes Hoffest, ein Kunstgenuß für den kleinen, auserlesenen Kreis Hochgebildeter" geblieben sei. Denn „das Beispiel einer antiken Tragödie gebe uns und unserem überwürzten Kunstsinn wieder einmal einfache Kost, zeige uns wieder einmal die einfachsten und wahrhaften Elemente künstlerischer Wirkung". Er wirft die Doppelfrage auf: Was war die Aufgabe, und wie wurde sie gelöst? Wie also hat man dichterische Schöpfungen längst vergangener Zeiten neu zu beleben und dem heutigen Publikum so vorzuführen, daß es sie mit Genuß verstehe, mit Verständniß genieße? Wie weit darf und muß man dazu die modernen Kunstmittel heran ziehen? Man habe nicht das alte Kunstwerk archäistisch zu reproduciren, sondern es durch die Musik der neuen Kunst neu zu beleben, also nur das Ewige, Unvergängliche der künstlerischen Schöpfung festzuhalten. Und da weist er zunächst die absurde Forderung zurück, daß das Drama ganz so auf die Bühne hätte kommen müssen, wie einst in Athen. Dann hätte man auch die Antigone von einem Mann spielen, die Schauspieler mit Masken auftreten lassen müssen u. s. f. Aber was wäre mit einer derartigen archäistischen Treue erreicht worden? „Wie die Alten getanzt, gesprochen, gesungen, das wissen auch die Gelehrtesten nicht." Also: „So weit das Alte nur jener Zeit angehört, kann man es gar nicht wieder erstehen lassen. Aber es hat etwas zu allen Zeiten Großes und Wichtiges, etwas Unvergängliches an sich, und das soll frisch und lebendig in unsere Gegenwart treten". In diesem Sinne sei der Componist an die Lösung der Aufgabe herangegangen. Er habe nicht den thörichten Versuch gemacht, griechische Musik zu componiren, von der man nichts mehr wisse. Seine Musik sei vielmehr hervorgegangen aus dem „lebendigen Verstehen des Sophokleischen Drama"; sie sei — Droysen bedient sich der Worte, in die er einst den Grundsatz seiner eigenen Uebersetzungsthätigkeit gekleidet hatte[1]) — „ein Uebertragen in unsere Empfindungsweise; aus dem Schönen in das Schöne." Sie spreche „mit fremdartigen und doch verständlichen Klängen zu uns; sie sei nicht antike Musik, gebe aber „den Eindruck antiker Musik, wie sie sich ihm erschlossen". Ja, sie erst bringe uns das fern liegende classische Spiel näher: „Wie der Uebersetzer das Stück unserm Verständniß, so hat die Musik es unserm Empfinden zugänglich gemacht."

Den kurzen Tagen des Beisammenseins der beiden Freunde folgte wieder eine lange Trennungszeit. In sie hinein fiel (12. December 1842) der Tod von Mendelssohn's Mutter. Mit der Erinnerung an sie begann Droysen seinen nächsten Brief:

Kiel, 8. Januar 1844.

Lieber Felix!

Wieder einmal guckt Dir eins von den alten bekannten Gesichtern in die Thür. Ich wollte es, da Euer Haus in tiefster Trauer war; ich ließ es, um nicht die

[1]) Vorrede zur ersten Ausgabe seiner Aeschylos-Uebersetzung von 1832, S. IX.

Menge der Störenden zu mehren; aber mit treuestem Herzen gedachte ich Eurer und Eures Verlustes; Deine Mutter hatte mir wohl gethan. Welch ein Segen der Eltern ruht auf Euch Geschwistern!

Ein Gruß, den mir Gottlieb Friedlaender[1]) von Dir schrieb, erinnert mich, daß Du meiner freundlichst gedenkst. Und ich will nicht meinen nächsten Besuch in Berlin abwarten, ihn Dir in herzlichster alter Treue zu erwidern. Mit stillem Entzücken sah ich aus der Ferne Deinem Schaffen und Wirken zu oder nach.

Von dem, was ich thue, ist wenig zu sagen: ein engster Raum, ein kleinster Bereich, zu oft noch das Verlangen und Wollen ein Protest gegen das Erreichbare und in mannigfach reichem Lebensglück weniger Behagen an dem, was mir gewährt ist, als Unmuth über das, was ich mir versagt zu wissen lernen sollte. Im besten Fall ist das Resultat, daß man lernt mit festerem Willen die unnützen Gedanken bei Seite zwingen und frei Feld schaffen für das Wenige, was man zu leisten vermag. — Die öffentlichen Angelegenheiten zunächst unserer Provinz nehmen mich mehr und mehr in Anspruch; ein Augiasstall, drin ohne Herkuleskräfte zu arbeiten kein Vergnügen ist. Will es Gott, so reicht allmählich mein Thun über den nächsten Bereich hinaus. Nur daß man da sofort auf das unselige Preußen stößt, das uns aller Orten hemmt, statt zu fördern. Ich mag Dir von dem edlen Zeug nicht vorsprechen; und doch hängt mein ganzes Herz an diesem Preußen; eine unglückliche Liebe!

Ich bin beauftragt, Dich über etwas zu fragen. Man wünscht hier die Antigone nicht aufzuführen, aber doch Deine Musik zu executiren und dazu das Weitere lesen zu lassen. Geübt sind die Chöre schon recht ordentlich, aber ohne Instrumentalbegleitung will man es nicht versuchen, und wir kennen und haben hier nur den Klavierauszug. Ist die Partitur edirt oder kannst Du uns die ausgeschriebenen Stimmen u. s. w. zukommen lassen? Aber böse mußt Du mir nicht werden.

Eine große Freude hat es mir gewährt, zu erfahren, daß Du mit der Musik beim Gottesdienst unmittelbar Dir zu thun machst. Wenn irgend etwas, so ist das unserer Cultur wünschenswerth. Nicht als könnten ästhetische Mittel da helfen, wo alle Hilfe sonst verloren ist, aber so arg steht es unmöglich, und eine Pforte mehr zu erschließen ist da um so mehr Noth, wo man deren so viele verbaut, verklext oder vernagelt hat. Ich bin hoch gespannt, zu hören.

Mit herzlichem Gruß Dein Joh. Gust. Droysen.

Mendelssohn antwortete umgehend:

Berlin, 19. Januar 1844.

Mein lieber Freund!

Hab tausend Dank für Dein liebes Briefchen. Wenig Tage, ehe ich es erhielt, ging ich durch die Mittelstraße, blieb vor dem Hause mit der wohlbekannten Nr. 60 stehn, guckte in den Hof und dachte, ich wollte Dir doch gleich schreiben, wenn ich nach Hause käme. Und dennoch bist Du mir zuvor gekommen!

Ich glaube, Du weißt gar nicht, welch große Freude ich Dir in der Welt verdanke, und welch große Dankbarkeit ich Dir schuldig bin! Nicht allein, daß mit jedem Worte, das ich von Dir lese, und mit jedem Male, das ich Dir wieder begegne, es mir klarer wird, daß auch Du denkst wie ich, daß Entfernung und die verschiedenartigste Umgebung, und was weiß ich, was alles noch, die ganze Welt zwei Menschen nicht gegen einander verändern können und dürfen, die sich ein Mal kennen und Freund einander geworden sind: sondern außer dem und allem Egoismus ist noch ein ganz besonderer Trost dabei. Ich möchte oft an mir selbst verzweifeln, wenn von den alten Jugendgenossen einer rechts ablenkt, einer links, und ich mich doch nicht ändern und mitgehen kann; da denke ich oft, ich bin an Allen dem Schuld, und bin unleidlich und unverträglich und unherzlich, und was alles

[1]) Der Bibliothekar und spätere Geh. Archivrath, Droysen's Schwager.

noch sonst: die schlimmsten Gedanken, die einer über sich haben kann. Und sehe ich Deine Schriftzüge dann bloß auf der Adresse, so sind sie verbannt, und ich habe wieder Zutrauen zur Jugendzeit und Freude an ihr und mir selbst. Habe Dank dafür, daß Du mir die gibst, schon so oft gegeben hast. Man muß von alledem so selten sprechen als möglich, es ist zu gut für die Worte; aber ein Mal erwähnen darf man's doch. Habe Dank dafür.

Es ist nicht bloß, daß Du Deinen Weg zur Freude und zur Erquickung aller Deiner Angehörigen gehst, Dich dahin stellst, wo Du stehen mußt und dahin gehst, wo es hingehen muß; es ist nicht bloß, daß Du mir dabei doch noch gut und freundlich geblieben bist, sondern es ist, daß ich aus jedem Deiner Worte heraus höre und heraus lese, daß Du Dich überhaupt gar nicht verändern kannst und willst. Das ist's.

Daß Du mich nach der Musik zur Antigone fragen mußtest, hat mir große Freude gemacht. Die Partitur ist nicht edirt und wird es auch so bald noch nicht; da habe ich mir ausgedacht, daß Du mir den Spaß erlauben mußt, Dir eine Abschrift davon zu schicken, die Du in Deine Bibliothek stellen mußt, und die Du ihnen dort zur Aufführung und zum Ausschreiben der Orchesterstimmen geben kannst, so oft Du willst. Der Copist schreibt schon daran, und in wenig Wochen soll die Partitur in Deinen Händen sein. Will der dortige Musikverein aber vorzugsweise gern die Stimmen (um vielleicht das kostspielige Ausschreiben zu sparen), so werde ich gern versuchen, dieselben vom hiesigen Theater zu erhalten, aber ich weiß, daß sie damit sehr zähe sind, und kann nicht dafür stehen, ob und wann ich sie bekommen werde. Sage mir darüber recht aufrichtig Bescheid, an meiner Bemühung soll es dann nicht fehlen, obwohl ich, wie gesagt, am Erfolg zweifeln muß.

Aber vor Allem sag mir, wann Dein nächster Besuch in Berlin sein wird, von dem Du ein Wort fallen lässest. Bald? Gegen Mitte des April denke ich spätestens fortzureisen, und ich sähe Dich so gern bald wieder.

Meine Meinung über das hiesige Treiben hat sich nicht allein nicht verändert, sondern ich bin darin mehr bestärkt worden als je. Daß meines Bleibens hier lange sein werde, halte ich für unmöglich. Mit dem besten Willen bin ich gekommen und habe ich zu arbeiten gesucht, wo es ging; aber auf jedem Schritt, in jedem Fach stößt man auf dasselbe Hinderniß, auf denselben Mangel: persönlicher Befehl und augenblickliche Laune im Grunde von Allem, was geschieht, und keine Spur von Freiheit in den Gemüthern derer, die es schaffen sollen. Für die nun, die da glauben, daß nichts Bleibendes auf persönlichen Befehl und ohne gemüthliche Freiheit entstehen kann, und jemals entstanden ist, für die ist schwerlich ein Boden hier. Und zu denen gehöre ich. Und ich glaube, Du auch. Und ich glaube, es ist Dein Glück, daß die Liebe unglücklich ist — ich meine die preußische[1]).

Wie möcht' ich das alles mündlich mit Dir durchsprechen, z. B. auf dem Potsdamer Platz, bis Deine Frau mit ihrer Schwester vorüber käme und uns nicht grüßte, damit wir sie nicht sähen. Sage mir, ob Du bald herkommst! Bleib gut

Deinem Felix.

Berlin, 2. März 1844.

Lieber Droysen!

Beifolgend erhältst Du die Partitur meiner Musik zur Antigone, die Du unter Deine Bücher stellen und manchmal dabei meiner gedenken mußt. Leider kommt

[1]) Droysen an Arendt, Kiel, 1. März 1844: „Ich ärgere mich im Voraus an Berlin. Was irgend von dort her Nachrichten kommen, sie zeigen, wie gänzlich desolat die öffentlichen Verhältnisse sind. Mit steigenden Klagen sind Mendelssohn's Briefe erfüllt, mit bitteren die von den Heydemann's, von Anderen Aehnliches: es ist Keinem in seiner Haut wohl, aber zu einem festen Aneinanderschließen kommt man nicht: man sieht, was es heißt, die Bevölkerung ist pulverisirt."

sie später zu Dir, als ich wollte, weil ich einige Zeit in Leipzig war und gerade den Tag meiner Abreise die Abschrift hergeschickt wurde; indeß höre ich von Deinem Schwiegervater, daß Du das Packet doch noch dort erhalten wirst. Ich bitte Dich, dafür zu sorgen, daß man die Partitur einem sichern Abschreiber in die Hände gibt, der nicht seinerseits Copie davon nimmt und weiter verbreitet; ich sollte das gegen Dich garnicht erwähnen, aber der Fehler ist so allgemein bei den deutschen Notenschreibern, und ich möchte eine Verbreitung der Art so gern verhüten, daß Du mir die Aeußerung gewiß nicht übel nimmst. Aber nun die Hauptbitte: komm recht bald her! Länger als 5—6 Wochen bleibe ich wohl nicht in Berlin; gleich nach Ostern, vielleicht schon den zweiten Feiertag gedenke ich zu reisen, und gar zu gern möchte ich vorher noch einige Zeit mit Dir zusammen gewesen sein. Dein Schwiegervater meinte, Du würdest wohl Mitte März herkommen. Ist dem so? Bitte, sag' es mir mit ein paar Worten, damit ich mich daran freuen kann. Nicht der Erinnerung, sondern der Gegenwart wegen. Und so viel Du die Reise beschleunigen kannst, so viel beschleunige sie, wenn Du mir einen rechten, großen, wesentlichen Gefallen thun willst — und kannst. Ganze Bücher wollen wir über Berlin von 1844 sprechen; aber die Bücher thun es nicht, und das Sprechen auch nicht, nur das Thun thut's und das scheinen wir für Berlin nicht erleben zu sollen. Sie wissen Alle gar zu gut, wie es in allen Fächern recht wäre — aber wie gesagt, das leidige Thun. Gesagt und wiedergesagt ist alles; auch Dein „Hol euch die Pest" ist schon ausgesprochen worden und wird es nächstens wieder (ich verrathe Dir aber erst mündlich, von wem). Dabei bleibt aber alles beim Alten, und darum ist es eben trostlos und unverbesserlich, und darum ist die ganze Stadt nichts als ein Auswuchs und ein Hemmschuh für alles übrige Deutsche. Es wird wohl schon so sein müssen, denn anders wird es doch nicht, wie gesagt. Mündlich, mündlich, mündlich mehr. Und auf Clavier und Orgel und wie ich sonst kann, will ich Dir mehr Musik vormachen, als Du selbst anhören magst. Komm nur erst. Und auch einen Napfkuchen sollst Du wieder zum Kaffee haben, denn wenn hier alles beim Alten bleibt, so bleibt das Gute auch, — und das sind hier die Kuchenbäcker. Pack zusammen, sobald Du kannst und komm her und wär's auch bloß, um eine herzliche übergroße Freude zu machen Deinem Felix.

Kiel, 10. März 1844.

Lieber Felix!

Herzlichen Dank für Deine schöne Sendung. Es versteht sich, daß ich in jeder Weise so wie Du nur irgend wünschest, dem weiteren unbefugten Gebrauch vorbeuge. Es wird die Antigone zunächst, weil es nicht über die nächste Woche hinaus verschoben werden kann, zum Clavier gelesen und gesungen, mit dem Anfang des nächsten Semesters aber mit vollem Orchester gemacht werden. Die Theilnahme dafür ist so groß, wie man nur irgend erwarten kann.

Es ist ein Jammer, daß ich nicht so schnell, als ich möchte, nach Berlin kommen kann. Ich muß abwarten, daß die Fahrt auf der Elbe frei wird, und es ist keine Aussicht vorhanden, daß die Dampfschiffe vor dem 24. März ihre Fahrten wieder beginnen. Du kannst Dir denken, daß ich nicht säumen werde, sobald ich irgend mich auf den Weg machen kann. Währt das Eis zu lange, so muß ich am Ende irgendwie sonst Rath zu schaffen suchen.

Durch einen Gruß von Dir habe ich eine sehr liebenswürdige Sängerin, Clara Schloß, kennen gelernt; sie hat mir viel und allerliebst von Dir erzählt, schwärmt für Dich und klagt, wie schrecklich streng Du wärst. Eine prächtige, lustige Rheinländerin, übermüthig und voller Empfindung, leider für diesmal mit den Langweiligsten aller Sterblichen, dem Ehepaar Pott, combinirt, wenn anders Du diesen fein streichenden, etwas passirten Violinisten kennst. Ich habe mich mit Deinem Liede in ihrem Album gefreut.

Daß Berlin unverbesserlich, scheint man in den letzten Tagen mit doppelter Deutlichkeit beweisen zu wollen; welch ein holder Wetteifer von politischen Dummheiten! Zum größten Jammer bestätigt sich, daß ein Miasma in der dortigen Luft ist, welches auch edelstes Metall anzugreifen scheint und rostig macht. Es gehört ein harter Entschluß dazu, nicht an sich selber confus zu werden. Wüßte man nur, welches Wuchercapital von Erbitterung man gegen Preußen schafft! Leider, es liegt am Ende nicht an Diesem und Jenem, sondern an der Gesammtheit und an den Einrichtungen — Gott mach's besser, wenn es möglich ist.

Ich will um jeden Preis sehen, daß ich zur Osterwoche in Berlin bin; und wenn es nur auf ein paar Tage wäre; ich habe recht herzlich Sehnsucht, Dich zu sehen und zu sprechen und bei Dir mir ein wenig sonnenhellen Blick wieder zu holen, der bei uns gar sehr außer Brauch gekommen ist. So schön und gut es hier ist, ich habe doch die Empfindung, als drücke ein Nebel mir auf den Scheitel; und ich halte es auf die Dauer nicht aus. Gott befohlen!

Dein immer treuer Joh. Gust. Droysen.

Berlin, 15. März 1844.

Lieber Droysen!

Gestern kam Dein Schwiegervater und machte mir Hoffnung, Dich nächste Woche schon hier zu sehen, etwa Sonnabend über 8 Tage, sagte er. Heut kam Dein Brief und schob alles wieder ins Ungewisse, bis zur Eröffnung der Elbschifffahrt ꝛc. ꝛc. Das ist nun schlimm, und ich schreibe diese Zeilen nur, um meinestheils, so viel ich kann, zu Deinem Baldkommen beizutragen, d. h. um Dich zu einem paar guten Musikstunden einzuladen. Ich denke, wenn der Entschluß noch nicht fest gefaßt ist, und hinüber und herüber schwankt, so gibt eine gute Musik vielleicht den Ausschlag und macht es günstig. Also Mittwoch den 27., Abends 7 Uhr, führe ich die große (9.) Beethoven'sche Symphonie mit Chören hier auf im Saal der Sing-Akademie, und Palmsonntag den 31., Abends ½ 7 Uhr, Händels größtes Werk „Israel in Aegypten" in der Garnisonkirche. Zu Letzterem wird eigens ein Orchester an der Orgel gebaut, damit die endlich einmal mitspielen kann, worauf alle Händel'schen Stücke berechnet sind, und worauf noch Niemand in dieser Musikkennerstadt verfallen ist, obwohl es anderwärts die Kinder wissen. Der Israel, glaube ich, wird Dir Freude machen; die 9. Symphonie auch wohl. Dazu habe ich Dich nun hiermit eingeladen. Die Aufführungen werden sehr, sehr mangelhaft sein, wie alles Musikalische, was man hier hört, und ich lüde Dich mit besserem Gewissen zu einer Leipziger Aufführung ein, bei der es nicht am Einen und Besten fehlt. Indeß gibt's ein Schelm besser, als er kann und hat, also bitte ich Dich im Frühjahr 1844: komm nach Berlin! Dein Felix.

Erst Ostern 1844, wo Droysen abermals in Berlin war, sahen die Freunde sich wieder. Damals spielte sich gerade der erste Act von Mendelssohn's Aeschylosangelegenheit ab. Wie vollkommen mag Droysen es begriffen haben, daß dem Freunde die ganze Berliner Wirthschaft vollständig verleidet sei: daß er keinen andern Gedanken hegte, als sich aus ihr hinweg zu retten. Mußte doch auch er diesmal hier trübere Erfahrungen machen, als je zuvor, denn diesmal kam er nicht lediglich, um Verwandte und Freunde zu begrüßen, sondern zugleich, um im Interesse seiner schleswig-holsteinischen Heimath zu wirken. Die Anmaßungen und Uebergriffe der Dänen waren nunmehr so unerträglich geworden, daß die Explosion bevor zu stehen schien. Die Incorporation

des Herzogthums Schleswig in das Königreich und also dessen Losreißung von Holstein, das war das Ziel, auf das die Dänen mit herausfordernder Oeffentlichkeit losgingen. Und nur ein paar kurze Monate, und Algreen Ussing stellte jenen Antrag, durch den es erreicht werden sollte. Da galt es freilich wohl, sich nach rechtzeitiger Hülfe umzusehen. Und Droysen sah sie allein bei Preußen. Für diese galt es ihm jetzt, in Berlin zu wirken. Wie war er voll Eifers, die maßgebenden Persönlichkeiten aufzusuchen, zu bearbeiten, zu gewinnen. Namentlich an Justus v. Gruner, einen Verwandten, der im auswärtigen Amt die Sundzollfrage, und was mit ihr zusammen hing, bearbeitete, wandte er sich. All' seine Mühe war vergeblich, und Alles, was er sonst sah und hörte, steigerte seine Erbitterung über dieses Berlin. So sah es, so sah sein Preußen also unter dieser Regierung in der Nähe aus!

Während dieses Berliner Aufenthalts schrieb Droysen an seinen Kieler Collegen und Freund Olshausen:

Die öffentlichen Stimmungen sind scheußlich, die alte Rasse von Preußen quand même ist unglaublich zusammen geschmolzen, und die bona fide-Preußen, Huber an ihrer Spitze, können nicht Raum gewinnen. Nicht als ob es über den Haufen stürzen zu wollen schiene; es sind Stimmungen wie in einer Ehe, wo statt Herzlichkeit, Zartheit, gemeinsamer Richtung — Gleichgültigkeit, loses Wort, unerquickliche Gewohnheit herrscht; es ist, wenn man so sagen könnte, eine politische Demoralisation, die krebsartig um sich greift; die älteren Leute erinnern sich der ähnlichen Zeiten im Anfang dieses Jahrhunderts.

Auch er war diesmal froh, Berlin den Rücken zu kehren. Aber den Eindruck seiner Berliner Erfahrungen und Erlebnisse wurde er sobald nicht los. Und da gedachte er denn auch der Art, wie man seinen Freund dort behandelte, und des Zornes, in dem er ihn gesehen und verlassen. „Hast Du," fragte er im Herbst Heydemann in einem Brief (Kiel, 4. October 1844), „Kunde über F. Mendelssohn? Wird er wirklich den Winter in Frankfurt bleiben? Ich wollte ihn darum preisen. Solche Leute müssen den Berlinereien einen Fußtritt geben; das kann ein wenig helfen, aber freilich, zu wenig!"

Dann lange Pause in dem Briefwechsel. Und dann ein und noch ein Brief von Droysen. Beide von besonderer Wärme, aber zugleich von trüber Stimmung durchzogen. Wohl war er fleißig an der Arbeit — er beendete seine zwei Bände „Freiheitskriege" —, aber sie gab ihm nicht, wie sonst, die rechte Befriedigung. Er empfand, daß sein Schleswig-Holstein jetzt nicht Männer des Wortes, sondern der That bedürfe. Dazu drückte ihn häuslicher Kummer schwer darnieder. Seine heiß geliebte Frau war unheilbar erkrankt.

Kiel, 5. Januar 1846.

Lieber Felix!

Warum soll unter den vielen Briefen, die Dir kommen, nicht auch einmal einer sein von einem Freunde alter Zeiten? Ist es auch nur für eine kleine Weile, so denke doch seiner und ihrer wieder einmal, und laß dann beide mit dem anderen Haufen wieder vorüber gleiten. Denn nach der Natur der Sache geht es Dir anders denn uns; um Dich her drängt sich ein immer dichterer Kreis Dankbarer,

Bewundernder, Befreundeter — wir schließen das Unsrige dicht und dichter, und auch aus dem engeren Verbande schwindet der Eine und Andere. Auch das füge ich bei: Jahr aus Jahr ein kann ich von Dir und Deinem besten Leben horchend erlauschen — was weißt Du und hörst Du von uns vergrabenen Goldgräbern? Immer wieder ist es mir rechte Lust, mit Deinen Arbeiten wenigstens leidlich current zu bleiben, und nirgends können sie mehr Freude bereiten und willigere, dankbarere Hörer finden als in unserer guten Stadt. Dein „Sommernachtstraum" wird wenigstens lesender Weise mit Deiner einzigen Musik eben jetzt wiederholentlich aufgeführt und den lustigen „Walpurgis" haben wir wahrlich so flink und übermüthig executirt, daß Du selber hättest lächeln müssen, den Eifer zu sehen, mit dem wir ihn trieben. Nun, was kann es Dich erfreuen, das zu hören; ich weiß, wie Du schon anderswo weit hinweg bist — und ich seufze, daß ich fernab wohne, wohin am Ende doch nur ein ferner Nachklang dessen dringt, was ich einst so nahe, so lebendig, so freudig und hoffnungsreich mitlebend glücklichst genoß. Ich denke mit einem stillen Seufzer der Zeit, die da war, und über mir der Himmel ist grau.

Nicht als ginge es mir besonders gut, besonders übel; das lebt so hin, drinnen noch immer tausend Blumen, Pläne, Hoffnungen, Gedanken — aber sie verdorren, ehe sie hinauf blühen; und ihrer ein kleinster Theil wird zu lebendiger Zier des Lebens oder gar zur That. Nicht einmal darum zu klagen hat man Recht, wenn man sich nicht auch den Trost noch nehmen will, daß es eben so Schickung oder Beruf oder unverschuldet ist. Fürwahr, ich bin auch nicht der Meinung, daß der Mensch gilt, was er leistet, sondern was er ist.

Vielleicht ist das der Unsegen unseres nur theoretischen Lebens, daß es, Alles in die Gedankenwelt versetzend, die frohe Lust der Gestaltungen einbüßt, die doch erst den besten Theil unserer Selbst hinaussprechen. Wenn Du so Deine Elfenkönigin nicken läßt im Vorüberreiten [1]), da sieht das Jeder, wie Du es gesehen, und empfindet das stille Schauern wie Du. Da können wir nichts zum Entgelt bieten, unser Bestes ist doch nur eine schemenhafte Doppelgängerei des lebendigen Lebens, und wir sind um so übler daran, je weiter uns Neigung oder Beruf oder Ungunst mißtrauischer Zeiten von denjenigen Wirkungen fern hält, wo auch unsere Einsichten und der edle Zorn unserer besseren Erkenntniß todte Massen beleben, Mißgestalten und Ungethüme niederwerfen, theseisch oder herakleisch die Wege säubern und bessere Ordnung schaffen würde.

Wohl hätte man auch hier in diesem frischen und reich strebenden Stückchen Vaterland ein reiches Feld zu schaffen und zu wirken, aber das Beste wird nicht gewollt, und man zerbröckelt sich mit den kleinen Vergeblichkeiten, die nur den Durst steigern und die Pein verlängern; item man muß es eben leiden, man flucht darauf, aber verstohlen.

Ich hoffe in den Ostern, wenn ich, wie ich hoffe, Berlin besuche, Dich dort zu finden oder in Leipzig aufzusuchen und mir wieder einmal ein gutes Wort und einen froh aufrichtenden Blick von Dir mit heim zu nehmen.

So verworren läuft die Zeit; wo sind und bleiben die schönen Hoffnungen, die vor zwei Jahren auch Du noch hattest! Wird der Unsinn nicht täglich dicker und die babylonische Sprachverwirrung nicht täglich betäubender? Ich war vorigen Herbst [2]) in Hannover, in Frankfurt, in Heidelberg, den Rhein herab; schöne Gotteswelt, und die Menschen drin voller Geschrei und Freudlosigkeit und in ihrem Aerger kleinlich, in ihrem Streben tückisch — nirgend rechter Schwung, rechte Wahrhaftigkeit, Firlefanz mit Ronge wie mit Arnoldi, mit dem Protestantismus

[1]) Anspielung auf op. 19, Nr. 4, „Neue Liebe" von Heine:

In dem Mondenschein im Walde
Sah ich jüngst die Elfen reiten ꝛc.

[2]) Gelegentlich seines Besuches der Philologenversammlung in Darmstadt.

wie mit der Politik . . . Es wird wohl immer so gewesen sein, man hat es in jüngeren Jahren nur sich und Anderen nicht glauben wollen. Aber des Trostes und der Freude ist nicht viel dabei, und am Ende bedarf's auch nur eines starken Wollens, die Spinnweben abzuthun, und eines Entschlusses, das Merlinsnetz zu zerreißen, in denen man sich selbst mit verfangen fühlt. Du dichtest Dir dann mit irgend einem Stück das Herz frei, und die entzückten Herzen fühlen sich leicht und frei und reden Dich hörend. Was soll unsereins thun? Sich mit freuen, freilich, aber so neulich noch empfand ich's, es weckt die eigene Lust und die verstaubte Kraft — aber sie führt doch nichts hinaus.

Schiltst Du nun? Thu's, ich will es gern hören. Nur wenn Du meiner gedenkst, so denk' immer hinzu: das ist Einer, der Dir treu ist und bleibt.

Droysen.

Kiel, 23. Februar 1846.

Lieber Felix!

Ich möchte nicht ganz von Dir vergessen werden, und mir ist es eben wieder einmal so zu Sinn, daß ich Dir meinen herzlichsten Gruß senden möchte. Denn wie man auch her und hin geworfen wird oder an der Scholle klebt, wenn ein vertraulicher Klang alter Zeiten an das Ohr klingt, so wird es einem doch wohl und weh. Ja freilich: und weh — es ist doch nicht mehr wie es war, immerhin besser und mannigfaltiger. Aber doch nicht mehr wie es war. Ich will Dir nicht klagen, und am Ende hat am mindesten der Mißmuth ein Recht, das wenig Kraft und Leistung, das unsereinem beschieden ist, zu zerbröckeln; aber es ist bitter schwer, sich bescheiden müssen.

Ich glaube, dieser Tage in Deinem Sinn gehandelt zu haben. Vielleicht ist Dir ein Musiker Graedener[1]) nicht einmal mit Namen bekannt; er ist hier Musiklehrer, quält sich mit Stundengeben entsetzlich und ist dabei froh und frisch und geistvoll, daß es eine Lust ist. Er dirigirt den hiesigen Gesang-, den hiesigen Instrumentalverein, er hat jüngst Deine „Walpurgisnacht" aufgeführt, und in Wahrheit besser trotz unserer schwachen Mittel als ich sie in Darmstadt im vorigen Herbst mit Hofcapelle u. s. w. gehört hatte. Dieser prächtige Gesell hat ein Oratorium „Johannes der Täufer" gemacht und gestern aufgeführt — und ich war erstaunt über das treffliche und lebensvolle Werk. Darf ich es erst einmal charakterisiren? Ich denke mir, es gibt eine Art von Musik, wo man mit geistigem Auge zu schauen glaubt, was man hört, wie Du ja oft diese Art anschauliche Composition hast. Dann gibt es eine andere, ich möchte sagen unsinnlichere; ich denke, die älteren Deutschen bis Händel, sie haben diese fast ausschließlich. Jener „Johannes" hat etwas von dieser Art und wenig oder nichts von jener, er ist ungemein streng und scharf, muskulös möchte ich sagen, unendlich und viel kleines Leben in den Stimmen, breite Massen, ruhige Führung. Arbeit, keinerlei Weichlichkeit, keinerlei Effecthascherei. Ich sage nicht, daß es ein vollendetes Werk ist, aber sage, es verdiente vielleicht Deine Aufmerksamkeit.

Was ich nun, wie ich hoffe, in Deinem Sinn gethan habe, ist, daß ich den Componisten aufgefordert habe, Dir seine Partitur zuzuschicken; ich erbot mich, Dir voraus davon zu schreiben. Du kannst Dir denken, daß Dein Beifall ihn mehr als alles Andere erfreuen würde. Und ich müßte doch an mir selber irre werden, wenn ich nicht mit Recht da ein tüchtiges Talent heraus gehört hätte. Warum ich Dir, dem Vielbeschäftigten, noch eine Arbeit mehr zusende? Weil es aller Zeiten wenige Kräftige, Gesunde und Berufene gibt und Niemand mehr als Du jedem Emporstrebenden freundlich bist. Und somit laß Dir die Arbeit empfohlen sein.

[1]) Karl Graedener, geb. 1812 zu Rostock, in den vierziger Jahren Universitäts-Musikdirector in Kiel, dann an den Conservatorien in Hamburg und Wien, starb 1883 in Hamburg. Er erwarb sich als Componist und Musikschriftsteller einen geachteten Namen.

Wenn Du sie würdig hältst, sie einmal aufzuführen, so will ich lachen, daß ich richtige Ohren habe.

Es ist beklagenswerth, wie ich mit Deiner Musik im Rückstande bin; neulich, zum ersten Mal, habe ich gehört „wie die Elfen reiten", mit der reitenden Königin in dem langen, weißen Nebelkleide von Musik. Auch den „Sommernachtstraum" habe ich noch zu erleben. Ich komme zu Ostern nach Berlin, wenn Du auch da bist, desto köstlicher, sonst suche ich Dich in Leipzig auf, und Du läßt mich wissen, wenn Du da ein gut Stück Musik zum Gewandhaus trägst. Ich will Dir hiermit genug von Musik geredet haben. Wie es mir ergangen? Seit sieben Monaten, ja länger kränkelt meine arme Frau, kaum ein paarmal hat sie an die Luft können. Was das mürbe macht. Ich selbst habe es nicht viel besser gemacht, mich dann mit einer Rheinreise kurirt, tausend Menschen gesehen, tausend Dinge erfahren, wenige erfreulicher Art, denn die Politik ist mir allmählich über den Kopf gewachsen, und ich kann diese böse Luft nicht mehr meiden; um so weniger, da unsere hiesigen Landesangelegenheiten ernst und schwierig genug sind, um vollauf zu beschäftigen. Freilich, wo wäre es derzeit anders? Und leider sieht man wohl, wie zu helfen wäre, aber auch die Unmöglichkeit, zu helfen.

Wohl Dir, daß Du Dich aus der Berliner Stickluft entfernt hast; es scheint mir dort mit jedem Monat unerträglicher und nicht einmal ernster zu werden, und wir in Klein-Deutschland umher, was hilft unser Reden und Schweigen! Am vornehmen grünen Tische hört man nur sich. Geht das so fort, so endet es mit Jammer.

Und doch freue ich mich, wieder einmal nach Berlin zu kommen; tausend stille Klänge ziehen da in den Straßen umher, nur je mehr das Ding anschwillt und sich breiter macht, desto mehr verklingen sie.

Was doch solch ein Schreiben kalt und grau ist. Ginge es nach meinem Sinn, so sollten die Worte jubiliren und in tausend Farben blühen, wie immer noch mein besseres Theil, wenn ich Deiner gedenke. Jüngst noch kam mir so ein Bestellzettel von Dir in die Hand, wo Du Lieder bestelltest — es war die schöne Zeit, da man Verse machte, unendlich große Dinge für die Zukunft plante und Kraft und Lust zu allem Herrlichsten zu haben wähnte. Nun bin ich ein kleines, schleichendes Moos geblieben; wär's das! Eine verkrüppelte Tanne oder sonst ein verwittertes Holz, zu nichts nütze als in den Ofen zu thun. Wenn ich es so denke, so wallt mir das heiße Zornblut in der Brust; ich weiß nicht, wie dem zu Muthe ist, der sich selbst genug gethan, oder ist es Tugend, sich zu täuschen? Schilt mich, aber behalte mich ein wenig lieb.

Ewig Dein treuester
Joh. Gust. Droysen.

In seiner ganzen Herzlichkeit antwortete ihm Mendelssohn alsbald:

Leipzig, den 18. März 1845.

Mein lieber Freund!

Als ich vorigen Winter in Frankfurt krank lag, gab man mir zur Zerstreuung die „Allgemeine Zeitung" der vorigen Monate, und als ich darin eine Adresse aus Holstein las, worin im ersten Satze ein wohlbekanntes „etwa" oder dergleichen vorkam, da sagte ich, die hat ein Freund von mir gemacht. In den folgenden Nummern stand auch, sie rühre dem Vernehmen nach von dem p. p. Droysen her, und da dachte ich, sobald ich wieder aufstände, müßte ich Dir schreiben und Dir dafür danken. Für die Adresse, für Alles, was Du treibst und thust, und wie Du bist. Aber es ist viel Zeit vergangen, und ich habe es noch nicht gethan; das Kind, das wir damals zu verlieren fürchteten und um das wir in stündlicher Angst lebten, hat Gott uns wieder geschenkt; aus dem sehr lustigen Rheinland sind wir wieder in den sehr unruhig erregten Norden zurück gegangen, mancherlei liegt dazwischen, Gutes und Verdrießliches — aber wir sind Alle gesund — somit des Guten himmelweit mehr als des Verdrießlichen — und nun kommst Du mir mit dem Schreiben zuvor!

Darüber hätte ich Dir viel zu sagen, aber heute nur eins eigentlich. Nämlich da Du zu Ostern nach Berlin kommst und einen Abstecher nach Leipzig wenigstens in Aussicht stellst, so müssen wir uns sehen. Es wird mir unmöglich, zu der Zeit in Berlin zu sein; ich habe mancherlei Arbeit vor, die mich zu Haus hält; aber es liegt mir mehr daran als ich in Worten sagen kann, einen Freund, wie Du bist, wieder zu sehen. Und wär's auch nur wenig Zeit, die Du übrig hättest, doch komm! Was Du von Musik hören willst und mir zu Gebote steht, das Alles sollte nicht fehlen. Und wenn Du mit einer engen Schlafstube verlieb nehmen und unsere Wohnstube zu Deiner machen willst, so bitte ich Dich in meiner Frau und meinem Namen, wohne bei uns! Es ist wegen des Frühstücks und Nachtessens besser, damit man die beiden Zeiten ruhig bei einander ist. Laß es uns den Tag zuvor durch einige Zeilen wissen, daß Du kommst, und dann nimm vorlieb! Und bitte, bitte, bleib nicht aus! Ich habe so viel an Dich auf dem Herzen! Und vor Allem möchte ich Dir sagen und Dich dahin bringen, einzugestehen, daß es doch noch ist wie es war!

Was doch solch ein Schreiben grau ist, sage ich mit Dir. Aber eben darum! Ich muß wissen, ob ein Brief wie der Deinige aus einer vorübergehenden Stimmung, aus der allgemeinen Farbe des Briefschreibens oder (was Gott verhüte) aus tieferer Quelle entspringt, und das kannst selbst Du „Sprachgewaltiger" mir mit keinem geschriebenen Buchstaben deutlich machen, nur mit ein paar lebendigen Worten — fast mit dem ersten Blick! Und wie viel mehr bedarf ich dessen, um Dir auch etwas darauf zu sagen, da ich so viel zu sagen habe und nicht schreiben kann. Denn das weißt Du ja so gut als ich, „daß es Tugend ist, sich zu täuschen"; „daß Du kein schleichendes Moos, keine Tanne, kein Holz, weder ein nützes noch ein unnützes bist", sondern recht ein Mensch und ein Mann, an dem sich Alle, die ihn lieben, und alle Freunde ihr Leben lang unabänderlich erfreuen und erquicken, und auf den sie stolz sind, der aber darum doch sich selbst nicht erfreut und erquickt und nicht auf sich stolz sein kann, sondern eben weiter muß, „bis er freilich weit genug ist", wie mir auch ein rechter Mensch mal von einem rechten Menschen sagte! — Komm zu uns und laß uns wieder ein paar Tage zusammen leben; das ist mein Thema heute, davon kann ich nicht los.

Gieb die Einlage an Graedener, der ein tüchtiger Musiker sein muß. Ich behalte die Partitur hier in der Hoffnung, daß Du sie selbst abholst. Oder hat er sie vielleicht dort nöthig, so schicke ich sie gleich. Hätte ich nur Gelegenheit, dergleichen Musik hier zu geben, am guten Willen sollte es nicht fehlen, und Du solltest lachen, denn Deine Ohren sind wahrhaftig nicht weniger gut geworden. Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen! Dein Felix.

Droysen ist der Einladung des Freundes nicht gefolgt. Die öffentlichen Verhältnisse in den Herzogthümern und das zunehmende Leiden seiner Frau hielten ihn in Kiel fest. Am 7. März 1847 wurde sie ihm entrissen. Mit welchem Heroismus er den Verlust ertrug, ist hier nicht zu berichten. Unter Denen, die ihm theilnehmend nahten, befand sich auch sein Felix.

Leipzig, den 5. April 1847.

Mein lieber Freund!

Wenn Du in einer Zeit wie die, welche Gott Dir jetzt auferlegt hat, an andere Gedanken, wie z. B. an Jugend, bessere Tage u. dgl. ungern denken magst, wenn Dich das in Deinem Schmerze stört und Du Deinem Schmerze lieber ungestört jetzt leben und nachhängen willst — und ich glaube das fast — so leg den Brief weg und lies ihn nicht weiter. Denn Neues, Gutes zu sagen habe ich Dir jetzt nicht, hat Dir jetzt kein Mensch; was zu sagen ist, ist gesagt, hast Du schon eher gewußt, und kann Dich nur verletzen, wenn Du es immer und immer und von Allen wiederholt hören mußt! Drum wollte ich Dich eigentlich eben nur an mich

und meine Handschrift erinnern und Dich dadurch einen Augenblick zerstreuen, daß ich Dir sagte, ich lebe noch, d. h. ich nehme an Allem Theil, was Du erlebst, an der größten Freude und dem größten Schmerze, den Du jetzt hast erleben müssen. Magst Du nun eben einen Augenblick von dem einen Hauptgedanken zerstreut werden, so lies diese Zeilen und denke dabei an mich, und wisse, wie ich Deiner gedenke! Wäre nur erst die Zeit da, wo Du wieder recht arbeiten könntest, oder hättest Du einen Beruf wie ein Handwerker oder ein Arzt oder ein Prediger; die habe ich immer beneidet, daß sie wirklich menschlich nothwendig sind, daß sie den Anderen helfen müssen, es sehe im Innern aus wie es wolle, während die Handwerker immer arbeiten können — aber in solchen Tagen ein Buch schreiben oder eine Sinfonie, in eine Vorlesung gehen oder in ein Concert, das kommt einem lange, lange gar so nichtig vor! Bis dann doch wohl der rechte göttliche Standpunkt wieder kehrt, auf dem der blinde Spielmann und der Napoleon nicht verschieden sind — ich wollte, Du könntest Dich erst recht wieder in Dein Alterthum vertiefen und uns Andere wieder mit Dir führen, wie Du so oft gethan! Oder Musik gäbe Dir eine Freude, und Du könntest Dir von Deinem dortigen Musiker „Schmücke Dich, liebe Seele" von Sebastian Bach vorspielen lassen!

Hätten wir uns doch damals auf ein paar Tage gesehen, als ich Dir zuletzt schrieb! Es kommt mir nun so sehr lange vor! In Berlin, wo ich vorige Woche auf einen Tag war, sagte man mir, Du würdest im Frühjahr dort erwartet. Aber ich gehe schon in 3 Tagen auf die Reise, erst nach England und dann, so Gott will, mit meiner Familie in die Schweiz, wo ich mich recht ausruhen will, da ich in der letzten Zeit oft sehr leidend war — und so werde ich Dich auch fürs Erste nicht wiedersehen können. Wie ist Alles in dem Berlin außen und innen verändert! Und wie ist fast Alles und Jedes, das in unserer damaligen Zeit frisch und jung schien, verschwunden, verödet, veraltet, verschlechtert! Aber doch nur fast Alles, Gott sei Dank, nicht Alles, und es findet sich doch, Gott sei Dank, daß gerade das Beste nicht verschwindet, sondern sich ewig erneut, selbst im Tode. Dann ists freilich eben wieder das traurige Mißverständniß, daß man in den lustigen Jugendjahren alle Frühling etwas Bestes zu haben glaubt, und daß dann immer eins nach dem Andern entblättert — aber eben das Beste blättert nicht ab, Gott weiß allein, wie das zugeht, aber es blättert nicht ab. Drum ist mir's damals, als wir uns nach langen Jahren einmal wiederfanden, so unglaublich lieb gewesen, daß wir, in Allem verändert, es doch in dem Hauptpunkt garnicht waren, und auch gewiß nie mehr verändert werden können, und darum möchte ich auch jetzt, in diesen letzten Wochen immer nur einmal wieder ein paar Nachmittagsstunden bei Dir sein. Ich habe nichts zu sagen, kaum ein paar Noten auf dem Clavier zu spielen, ich könnte Dir auch zu nichts nützen, aber mir wär's besser als an Dich in Gedanken oder in diesen Zeilen Worte zu stammeln, in denen doch mein rechter Sinn nicht steht.

Verzeih alles dies! Ich dachte, ich säße neben Dir auf dem Sopha und drückte Dir die Hand. Und ich bleibe Dein Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Auch über ihn brach das Schicksal herein. Am 14. Mai, dem Geburtstage der hingeschiedenen Frau des Freundes, starb ihm seine heiß geliebte Schwester Fanny. „Daran gewöhnen werde ich mich wohl nun und nimmermehr." Und er hatte schon beschlossen gehabt, seine Leipziger Stellung aufzugeben und nach Berlin zurück zu kehren, zu Denen, „mit denen ich Kindheit und Jugend genossen habe, und deren Erinnerungen und Freundschaften und Erlebnisse die meinigen sind".

Ein kurzes, thatenreiches Leben hindurch ewig umhergeworfen, sehnte er sich nach Ruhe. Sie sollte ihm werden. Am 4. November 1847 folgte er der Schwester nach kurzer Krankheit.

„Was hast Du," schrieb Eduard Bendemann, der Freund der beiden Freunde, dem überlebenden aus Dresden, 11. November 1847, „was hast Du zu dem plötzlichen Tode unseres Felix gesagt? Dir, der Du eben nicht weniger Trauriges erlebt hast, mag er weniger jäh und schneidend gekommen sein. Wir, Hübner, Devrient, Rietschel und ich, waren auf Aufforderung hinüber gefahren und konnten so an der schönen Feierlichkeit Theil nehmen, die man in Leipzig veranstaltet hatte. Cécile M. hatte gewünscht, daß ich ihn im Tode noch zeichnen möchte und daß Rietschel ihn sähe, um eine Büste zu machen. Der Ausdruck des Gesichtes war von einer unbeschreiblichen Freundlichkeit und Ruhe, so daß man beim Hineintreten mehr einen Schlafenden als einen Todten zu sehen geglaubt hätte, wenn nicht die Farbe den Schrecken des Todes gezeigt hätte. Ebenso herrlich und feierlich war die Beisetzung in der Kirche, die Du in der Zeitung wirst gelesen haben. Den Eindruck, den sein Chor „Siehe wir preisen selig" u. s. w. gemacht hat, kann man nicht beschreiben. Eben so wenig den, der durch die Theilnahme der ganzen Stadt erregt wurde. — Was Du aus den Zeitungen nicht ersehen kannst, ist die schöne, rührende Haltung der Frau, die kaum eine Aeußerung der Klage vernehmen läßt und mit größter Umsicht Alles, auch Kleinigkeiten, besorgt. Hensel, der auch in Leipzig war, tobt und schreit über den Verlust seiner Frau; er hat seine Stütze und seinen Grund verloren und sucht nun nach einem Gleichgewicht, was ihm in seiner Frau gegeben war. Paul ist ruhig in seiner Weise; aber er ist zermalmt.

Unter den nachgelassenen Papieren fand sich der erste Act zur Loreley fertig. Der Text zu den zwei ersten Theilen eines neuen Oratoriums, welches er, wie er mir gesagt hatte, Christus nennen wollte. Auch einzelne Musikstücke sind bereits fertig: Ein Quartett und Quintett ganz fertig. 6 neue Lieder mit Worten waren schon unter der Presse.

Wir haben viel verloren, wir Maler, meine ich, besonders, von den Andern schweig' ich. Denn Du glaubst nicht, wie er auf unsere Ideen einzugehen verstand; wie gern ich mit ihm etwas besprach — wir hatten auch so viel gemeinschaftliche Lieblingsgegenstände, in den Propheten besonders. Damit ist's nun aus und mit der Musik vielleicht auch; wer kann nun nach ihm Clavier spielen!

Nun genug davon . . .

Droysen antwortete:

Kiel, 15. November 1847.

Wie tief mich Felix' Tod erschüttert hat, kann ich nicht sagen; ich habe ihn auf das Herzlichste lieb gehabt; so fern unsere Berufe und Ziele von einander lagen, um so mehr war es die stille Freude einfach menschlicher Beziehungen, die uns verbunden erhielt. Unvergeßlich sind mir die wenigen Stunden, die ich, von dem Besuch bei Euch kommend, ihn in Leipzig wiedersah; ein Zufall ließ mich ihn, da er eben von der Eisenbahn kam, auf der Straße treffen, nachdem in seinem Hause meine vergebliche Nachfrage mich schon hatte verzichten lassen. Wie fand ich ihn da — vor Allem über Fanny's Tod in ernst-klarer Fassung, dann glücklich mit seinen Kindern und der prächtigen Frau, voller neuer Pläne, voll erhebender Kraft des Arbeitens und Strebens, womöglich nur noch herzlicher und traulicher als sonst. Ist nun alles zu Schanden, bleibt nach ihm auch ein großes Gedächtniß und die Fülle schönster Schöpfungen, der treue, wahrhaftige, geliebte Mensch ist todt, von dem uns nichts bleibt als die dauernde Leere, die er uns läßt. So schwindet von dem, was Einem für das Leben Freude und Labung bereitet, mehr und mehr, und am Ende muß man sich genügen lassen, daß Einem so und so viel Arbeitskraft übrig bleibt, zufrieden sein, wenn nicht auch diese anbrüchig wird. Ich empfinde doppelt, daß ich einsam bin.

Tausend Dank für die kleinen Angaben über das Trauerfest. Ich hätte hier — denn er ist Allen gestorben — eine Feier gemacht zu seinem Gedächtniß, eine

Rede, sie ist schon niedergeschrieben; ich lasse es, da ich sie nicht frei von dem Nachempfinden der persönlichen Beziehungen zu halten vermocht habe, die mir sich ungewollt eindrängten.

Droysen richtete an Rebecka ein Beileidsschreiben, auf das sie (17. November 1847) antwortete:

Danken will ich Ihnen für Ihren guten, lieben Brief, mein lieber Freund, sonst kann ich Ihnen nichts sagen, von mir ist nichts zu sagen. Ich lebe eben von einem Tage zum andern und bin nicht krank, beschäftige mich, bringe die Zeit hin, und kann noch zu keinem andern Gedanken kommen, als den, daß Fanny und Felix nicht mehr leben, und daß ich garnicht fassen kann, wie es nun weiter gehen soll. Sie haben Recht in Allem, was Sie sagen, so fühl' ich es mit. Früher haben wir das Leben genossen, jetzt müssen wir es würdig zu ertragen suchen, ohne die, die es uns schön machten, denen wir alles Höhere, Geistige verdankten. Ob ich mich je wieder so weit erholen werde, mich an ihren ewigen Vermächtnissen zu erfreuen, das weiß ich nicht, weiß auch nicht, wie ich es ohnedem aushalten kann. Kurz, ich weiß noch nichts, als daß die edelsten, vortrefflichsten, beglückendsten Menschen nicht mehr sind, denen wir nahe standen, und daß mir noch viele geblieben sind, die eben auch sterblich sind, für die ich mich also zusammen nehmen muß. Daß Sie mir helfen wollen, das Leben ertragen, und uns Freund bleiben, dafür bin ich Ihnen von Herzen dankbar, ich bedarf es wahrlich, daß die Freunde meiner Dahingeschiedenen mir treu bleiben. Als Sie Abschied von uns nahmen, wollte ich Sie bitten, mir doch einmal zu schreiben, da ich doch oft lange nichts von Ihnen hörte, unterließ es dann, weil ich fürchtete, Ihnen, dem so viel Beschäftigten, beschwerlich zu sein. Daß Sie mir so schreiben würden, wer hätte das gedacht!

Cécile ist leidlich wohl und wunderbar gefaßt. Ihre Mutter und ihr Bruder sind bei ihr; Paul ist auch heut auf einen Tag hingereist.

Ich werde fortwährend gestört, kann auch nichts mehr hinzusetzen, es wären nur Redensarten. — Ich empfinde nur die bittere Nothwendigkeit, daß es noch viel Unglücklichere gibt, leider gehören Sie selbst ja zu denen — das kann mich doch nicht trösten. Suchen wir uns für die Kinder aufrecht zu erhalten, die sind ja auch hart getroffen, fast zu hart für ihre Jugend. Sie thun es redlich, wie ich es noch von keinem Mann gesehen habe, ich will mir auch Mühe geben, mein Haus so heiter zu erhalten, daß die Kinder gern bei mir sind. Aber gerade das ist gar zu schwer, da alles Schöne, Heitere immer von den Beiden herkam.

Der Wittwe des theuren Freundes blieb Droysen in herzlichster Weise dauernd verbunden. In einem, ihre ganze Seelenanmuth athmenden Briefe an ihn richtete sie, auf wiederholte Anregung des Dr. Härtel, wie sie gleichsam zur Entschuldigung solcher Kühnheit hinzufügt, die Anfrage und Bitte, er möge die Biographie ihres Felix schreiben. Ich versage es mir, den Brief dieser so zart empfindenden Frau mitzutheilen. Nur folgende Stelle aus ihm sei, da sie das Verhältniß der beiden Freunde in ihrer Eigenart zeichnet, zum Schluß angeführt:

Sie haben Felix genau gekannt. Sie haben in ihm den Menschen mehr noch als den Künstler geliebt, das scheint mir der richtige Standpunkt. Denn seine musikalische Entwicklung wird Ihnen leicht einer seiner musikalischen Freunde darlegen können.

Gustav Adolf und die deutschen Reichsstädte.

Von

G. Egelhaaf.

(Schluß.)

V. Uebertritt von Frankfurt und Heilbronn. (1631—1632.)

Inzwischen war Gustav Adolf, wie angedeutet, am 19. November 1631 von Würzburg, wo die Bürgerschaft ihm und seinen Nachfolgern als ihren Erbherren hatte huldigen müssen, aufgebrochen und auf Frankfurt am Main gezogen. Dieses war schon Mitte October durch Tilly und Pappenheim, als sie auf Aschaffenburg rückten, zur Lieferung von Lebensmitteln gezwungen und hart bedroht worden, falls es sich nicht treu erzeige; schon damals bot der König der Stadt seine Hülfe an, die aber nur „eventualiter“ angenommen ward. Jetzt ließ Gustav Adolf durch den Obersten Hauboldt[1]), als dieser Hanau eingenommen hatte, und hernach noch ein zweites Mal durch den Grafen Philipp Reinhard von Solms die Stadt auffordern, sich an ihn anzuschließen und eine Besatzung einzunehmen. Frankfurt erbot sich zunächst — weil Hauboldt erklärte, der König müsse sich unbedingt des Mainstroms versichern —, daß es seine Besatzung auf mehr als 1000 Mann stärken und im Nothfalle schwedische Hülfstruppen einnehmen wolle, dann sei von den Kaiserlichen nichts für Stadt und Strom zu fürchten; aber beide Abgesandte erklärten dieses Angebot für nicht genügend. Nun wollte sich der Rath dazu verstehen, einen schwedischen Oberstleutnant als Commandanten einzunehmen, der sich aber dem Magistrat eidlich zum Gehorsam verpflichten müsse. Inzwischen näherte sich der König aber selbst der Stadt; eine Frankfurter Abordnung wartete ihm — am 26. November — in Steinheim auf. Gustav Adolf erklärte, er müsse Frankfurts durchaus sicher sein; sonst könne er nicht an den Rheinstrom ziehen. Er brauche deshalb einen durch etliche Truppen gesicherten Paß durch die Stadt; bekomme er diesen nicht, so gehe er zurück; er sei nunmehr achtzehn Monate nicht bei

[1]) So die Ulmer Acten. Droysen, Bd. II, S. 451, hat die Form Hubald.

seiner Frau gewesen und könne sich des Werks wohl entschlagen; ihm wäre es überhaupt lieber gewesen, wenn Kursachsen die Direction hätte übernehmen wollen; da dies es nicht gethan habe, so habe er sich der Sache angenommen. Man möge sich um Gottes Blutes (d. h. um Christi Blut) willen besser accommodiren; Mißtrauen solle man doch nicht gegen ihn hegen: dazu sei er zu weit entsessen: ja, wenn er Frankfurt so nahe wäre als Lübeck, setzte er sehr offen hinzu, hätte man vielleicht besser Occasion dazu. Frankfurt möge doch die Gefahr, welche von den Jesuiten drohe, nicht vergessen — die Ulmer sagen einmal im Einklang mit dem König, der Pater Lämmermann (Lamormain) führe in Wien gleichsam das oberste Directorium. Schließlich wollte der Rath sich darauf stützen, daß Frankfurt als eine Handelsstadt und als Wahlstadt der römischen Könige eine Besatzung nicht ertragen könne; der König ging darauf nicht ein; „thut Ihr's nicht in Güte," rief er endlich aus, „so habe ich die Canons;" er hat von da an eine gewisse Abneigung gegen die Frankfurter behalten, welchen ihr Handel nach Oesterreich und Spanien vor Allem gehe. Als der Rath endlich anbot, der König selbst möge mit der cavalleria durch die Stadt reiten; für das Fußvolk wolle man eine Brücke außerhalb der Stadt bauen: da ist der König am 27. November ohne Weiteres mit dem ganzen Heer — 74 Fähnlein zu Fuß und 45 Cornet Reiter — hindurch marschirt, unter großem Zulauf und freundlich, mit entblößtem Haupt, die Leute grüßend, ohne alle „Insolenz" seitens der Soldaten. Auf der Bockenheimer Seite zog das Heer wieder hinaus und auf Höchst zu; aber in Sachsenhausen ließ Gustav Adolf 600 Mann zur Bewachung der Brücke zurück. Die Verhandlungen mit dem Rath ergaben, daß der König einigen Senatoren und namentlich dem Schultheißen „etliche Diffidenz zeigte", weil dieser — es ist das einer sehr bekannten späteren Analogie wegen von Interesse — den Titel eines kaiserlichen Raths besaß; man suchte den Schultheißen aber so viel möglich zu excusiren. Schließlich setzte der König selbst eine Capitulation auf, kraft deren Frankfurt sich — wie Erfurt — verpflichtete, dem König, seinen Nachfolgern und der Krone Schweden getreu und hold zu sein. Der Rath nahm das nicht leicht; aber er „wagte es gar nicht, seiner Pflicht gegen den Kaiser zu gedenken"; sonst würde der König nur noch mißtrauischer geworden sein und noch mehr auf eine Realversicherung — durch eine starke Besatzung — gedrungen haben.

Die Hereinnahme der Krone Schweden in die Capitulation begründete Gustav Adolf damit, daß er sagte: er sei ein vergänglicher Mensch und könne plötzlich Todes verfallen; aber die regna et respublicae blieben immerzu; wenn er sterbe, so dürfe das Werk nicht aus der Hand gelassen, sondern müsse von der Krone Schweden persequiret werden. Die Capitulation mußte vom ganzen Rath feierlich übergeben werden; neben dem König standen der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, der Landgraf Wilhelm von Hessen, der soeben mit einer „Armada" von gegen 10000 Mann zum König gestoßen war, und der Rheingraf Otto Ludwig. Alle Rathsherren, die Advocaten des Rathes, die Stadt- und Rathsschreiber wurden „ziemlich und stark beehrt (d. h. beschenkt), und obwohl sie sich solcher dona wegen Verhütung etwaigen Miß-

trauens der Bürgerschaft entschuldigt, ist es doch dabei verblieben". Darauf mußte die Bürgerschaft wegen der neuen Verhältnisse dem Rath einen neuen Eid des Gehorsams schwören, ebenso die Soldateska: der Oberst v. Vitzthum, den der König in der Stadt ließ, mußte geloben, daß er dem Rath allen Respect erzeigen werde[1]). Hierauf reiste der König ab, um auf Mainz weiter zu ziehen; sofort erhoben sich allerlei Widerwärtigkeiten. Gustav Adolf befahl dem Grafen Philipp Reinhard von Solms, die in Frankfurt lagernden Güter seiner Feinde mit Beschlag zu belegen und zu verkaufen; er hoffte, seiner Kriegskasse, an die große Anforderungen gestellt wurden, dadurch 800 000 Gulden zuzuführen. Der Rath erschrak über diesen Plan des Königs: er fürchtete, daß die Kaiserlichen Vergeltung üben würden — in Mainz wurden ohnehin, sobald des Königs Einmarsch in Frankfurt bekannt war, alle Frankfurter Güter „arrestirt" —, und daß durch eine solche Maßregel der Credit der Stadt geschwächt und der Handel lahm gelegt werde. So schrieb er dem König, die Waaren seien nur 50 000 Gulden werth, die Gefahr für die Stadt aber sehr groß; die Maßregel möge doch unterbleiben. Gustav Adolf antwortete gereizt, Frankfurt wolle die ihm Widerwärtigen (= seine Feinde) noch favorisiren; er verlangte mindestens 100 000 Gulden für die Güter und ein Anlehen von der Stadt im Betrage von 200 000 Reichsthalern auf zwei Jahre. Der Rath entschuldigte sich mit Geldmangel, brachte aber am Ende 100 000 Gulden bei seinen Bürgern auf, womit der König sich vorerst zufrieden gab. An den Kaiser ließ der Rath am 9. December ein Schreiben ergehen, worin er bat, Kaiserl. Majestät möge den ganzen schwedischen Verlauf nicht zu Ungnaden vermerken; man erbiete sich, im Uebrigen in Kais. Majestät Diensten zu verbleiben. „Im Uebrigen", — was der Rath sich dabei gedacht haben mag, wäre wohl schwer zu sagen: am 11. December[2]) unterschrieb er den Vertrag, wonach er den ganzen Krieg über dem König freien Durchzug gewährte und sich „bis auf den letzten Blutstropfen" gegen dessen Feinde zu wehren versprach. Gustav Adolf sicherte dagegen der Stadt seinen Schutz, Aufrechthaltung ihrer Privilegien in ihrem valor und Aufnahme in den endlichen Frieden zu. Der Rath war schwedisch mit Haut und Haar, ob es ihm nun lieb oder leid war: aber freilich — wie hätte er sich dessen erwehren sollen?

Während Gustav Adolf von Frankfurt, wohin er am 9. December wegen Tilly's Marsch gegen Nürnberg zurückgekehrt war, nun ernstlich auf Mainz zog, das die Spanier am 23. Dezember räumten, unterwarf sein Feldmarschall Horn Mergentheim, das die Residenz des Hochmeisters des Deutschordens war, und besetzte am 1. Januar die Reichsstadt Heilbronn am Neckar. Der General hebt in seinem Bericht hervor, daß die Bevölkerung dieser Stadt der königlichen Partei sehr wohl zugethan sei, daß Heilbronn an Situation und Fortification so wohl gelegen sei, daß ihr wenige Städte in Deutschland zu vergleichen seien, und dem Allmächtigen sei es zu danken, daß man mit schlichten Mitteln eines solchen Platzes mächtig geworden sei. Mit Heilbronn

[1]) Nach den Acten des Heilbronner Convents vom Februar 1632 in Ulm.

[2]) So G. Droysen, Bd. II, S. 457. Text im Theatrum Europaeum, Bd. II, S. 492.

hatte Schweden im schwäbischen Kreis festen Fuß gefaßt: der Herzog von Württemberg hatte sich am 25. October erboten, er wolle dem König in jeder Hinsicht beistehen, wenn er ihm nur etwas näher käme; das war nunmehr geschehen: auch Württemberg neigte zum Uebertritt auf schwedische Seite.

VI. Der Heilbronner Convent vom 16. bis 25. Februar 1632[1]).

Gustav Adolf hat einmal, unbestimmt wann, gegen die Nürnberger geäußert, er habe ein großes Auge auf die vier „ausschreibenden" Städte Straßburg, Frankfurt, Nürnberg und Ulm; er vermeine, wenn er diese hätte, so könnte er mit ihnen mehr ausrichten als mit den höheren Reichsständen; auf diese könne er sich auch nicht genugsam verlassen; habe ihm doch Kursachsen in langer Zeit nur zweimal geschrieben, das eine Mal einen Glückwunsch (wohl zum Geburtstag, 9. December), das andere Mal zu Neujahr. Mit dieser Aeußerung[2]) stimmt eine andere[3]), welche er am 19. Juni 1632 ebenfalls gegen die Nürnberger gethan hat: Mit der Hülfe Gottes und der Städte, sonderlich aber dieser sechs, als Straßburg, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Frankfurt und Erfurt, getraue er sich nöthigenfalls den Krieg glücklich fortzusetzen. Unablässig lag er deshalb, nachdem Frankfurt sich ihm völlig ergeben und Nürnberg die entsprechenden Zusagen gemacht hatte, den beiden noch „hinterstelligen" Städten Straßburg und Ulm an, sie sollten auch mit ihm „accordiren". Welch ein Zeugniß für die trotz aller Drangsale und Heimsuchungen immer noch nicht gebrochene Kraft dieser alten, blühenden Gemeinwesen! Jede von ihnen war nach des Königs Ansicht, da sie mehr Geld hätten als die Fürsten, im Stande, 5—6000 Mann zu Fuß und 1000 zu Roß anzuwerben; für deren Unterhalt wolle dann er sorgen. Während der König in Mainz und Frankfurt überwinterte und nach allen Seiten hin diplomatische Fäden, vor Allem mit Frankreich und der Liga, spann, entschloß sich Ulm, die Rehlinger gegenüber versprochene Gesandtschaft an den König abgehen zu lassen; gleichzeitig verabredeten aber die vier Städte, einen Convent in dem von den Schweden besetzten Heilbronn um die Mitte des Februar abzuhalten und über die weiterhin zu beobachtende Haltung zu berathen. Die in Ulm vorhandenen Protokolle dieses Convents sind eine ganz hervorragende Quelle zur Erkenntniß der damaligen äußeren Lage der Städte wie der in ihnen vorwaltenden Stimmungen. Im Auftrage des Königs erschien in Heilbronn der Secretär Dr. Nicodemi von Ahausen mit dem Verlangen, daß eine unanimis et communis coniunctio aller vier Städte zunächst unter einander und dann ihrer „als eines einzigen corpus" mit königlicher Regierung

[1]) Was v. Soden, Bd. I, S. 181—185, über diesen Convent mittheilt, ist ohne Belang und ganz fragmentarisch.

[2]) Ulmer Archiv, Fach 39: Allgemeine und Particular-Abschiede 1627—1632; insbesondere Heilbronner Convent 1632.

[3]) Breyer a. a. O., S. 220 und 222 (= v. Soden, Bd. I, S. 293 und S. 301). Breyer scheint den Text sorgfältiger zu bieten: die Worte „und der Städte" hat v. Soden z. B. ausgelassen, obwohl sie wesentlich sind.

erfolge; er war so höflich, daß er die Bevollmächtigten der vier Räthe, als sie ihm am 17. Februar ihren Besuch abstatteten, „bis in die Haustenne herab begleitete, unangesehen stark dafür gebeten (d. h. er höflich davon abgemahnt) wurde". Bei den Berathungen, die vom 16. bis 25. Februar dauerten, entwickelten die Botschafter der Städte — für Ulm waren das Rathsmitglied Marx Christoph Welser und der Advocat Dr. Matthias Stürzel zugegen — alle Beschwerden, über die ihre Gemeinwesen zu klagen hatten, in langer Reihe und schlossen daran die Gesichtspunkte an, welche für oder wider ein Zusammengehen mit Schweden sprachen. Man verhehlte sich freilich nicht, daß die vier Städte dem König gegenüber rechtlich wie thatsächlich in sehr verschiedener Lage waren. Frankfurt war ganz auf seine Seite gedrängt worden; Nürnberg stand mindestens halb in seinem Lager; Ulm war auf dem Sprung, dies zu thun; noch am wenigsten weit war verhältnißmäßig Straßburg gegangen. Aber gerade diese Stadt war in der schwierigsten Lage: auf sie hatte seit Langem ein noch Mächtigerer als der König von Schweden sein Augenmerk gerichtet. Schon im Jahre 1624 erschienen in Straßburg französische Gesandte, zuerst Marescot, dann, im Juli, de la Haye; dieser bot im Namen Ludwig's XIII. ein Hülfsheer von 15 000 Mann gegen jeden Feind an; auch Geldzahlungen wurden zur Herstellung der durch schlechte Verwaltung und Kriegslasten zerrütteten Finanzen der Stadt geleistet, um diese so in Abhängigkeit von Frankreich zu bringen. Später lesen wir von einem französischen Geschäftsträger in der Stadt, Namens Zingelsheim; selbst der vertraute Berather Richelieu's, der Pater Joseph, hat die Stadt auf dem Rückwege vom Regensburger Fürstentag im December 1630 besucht und für den Gedanken gewirkt, daß gegenüber der Tyrannei des Hauses Habsburg das beste Schutzmittel in dem Anschluß an Frankreich liege, dessen König die Stadt bei allen ihren Rechten und Freiheiten erhalten werde; bereits gab es eine ausgesprochen französische Partei in der Stadt[1]). Im März 1631 und wieder im Mai 1631 kam der Gesandte de l'Isle auf der Reise zum Leipziger Convent und auf der Rückreise von da nach Straßburg und verhandelte wegen eines neuen Anlehens, das die Stadt bei Frankreich aufzunehmen begehrte; der König versprach 100 000 Gulden, zahlte aber nur ein Drittel davon. Andererseits warb, wie wir sahen, Schweden durch Rehlinger um die Stadt, und sie ließ sich auf Gustav Adolf's Wunsch dazu herbei, am 26. (= 16.) Januar 1632 ein Schreiben an Lübeck (s. Abschnitt I) zu richten, worin sie diese Stadt unter Hinweis auf die Gefahr, in welcher sowohl die Libertät der Conscientien als die politische Freiheit durch die Gegenpartei versetzt seien, zum Anschluß an Gustav Adolf, als den Director und Protector des evangelischen Wesens, aufforderte. In Heilbronn haben die Straßburger Gesandten angezeigt: sie müßten auch die Krone Frankreich, als welche bei ihnen die Conföderation so stark suche, in Consideration nehmen, damit zwischen diesen beiden Königen keine Aemulation entstehe. Vor vielen Jahren schon habe Frankreich eine bessere Conjunction

[1]) Lorenz-Scherer, Geschichte des Elsasses. Zweite Auflage. Berlin 1872. S. 329. Die Zeit des Besuches des Pater Joseph entnehme ich dem weiter unten anzuführenden Werke von Fagniez, Bd. I, S. 556.

mit ihnen gesucht, ja ihnen Protection ohne reciprocum (Gegenseitigkeit) angeboten, sintemal der Krone Frankreich an Straßburg so viel gelegen als an ihrer eigenen Städte einer. „Die Krone Frankreich," sagen die Gesandten einmal, „können wir nicht deseriren noch offendiren." Kürzlich, während der Rittmeister Rehlinger noch bei ihnen gewesen sei, habe sich abermals ein französischer Gesandter[1]) bei ihnen eingefunden, in pleno senatu seines Königs gute Affection gegen ihre Stadt betheuert und verlangt, daß man mit seinem König ein Bündniß schließe und ihm Paß und Repaß (Durchzugsrecht) durch die Stadt und über die [Rhein-]Brücke mit dem ganzen Heere, auch Lieferung von Lebensmitteln und Schießbedarf gegen Bezahlung zusichere. Der Rath habe aber geantwortet: er wisse sich des guten nachbarlichen Verständnisses, das jeder Zeit zwischen der Krone Frankreich und der Stadt bestanden habe, wohl zu erinnern; in diesen terminis begehre er aber zu verharren (also nicht weiter zu gehen). Ein Haufen früherer lothringischer Soldaten, der damals das Gebiet von Straßburg verheerte, sei durch drei städtische Compagnien verjagt worden; der österreichische Landvogt in Hagenau (der dem Gesindel offenbar nicht traute) habe Straßburg selbst zur „Opposition" aufgefordert. Dem den König von Schweden vertretenden Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld habe man am Ende — aber nur mündlich, nicht schriftlich „durch Revers" — zugesagt, daß man ihm Paß und Repaß, doch nur auf vorherige Anmeldung hin, gewähren und dem Feind keine Lebensmittel liefern wolle; auch hat man ihm schließlich (im Januar) erlaubt, im Gebiete der Stadt zwei Regimenter für den König zu werben; mehr könne man nicht thun, da die Stadt dem Leipzigischen Schluß beigetreten und durch Gottes Gnade bisher dabei — d. h. bei der bewaffneten Neutralität — verharrt sei. Das habe der König auch vorerst sich gnädigst belieben lassen.

Bei der Entscheidung der Frage, ob man sich mit Schweden verbinden solle, spielte die Erwägung eine große Rolle, daß, wie die Nürnberger ausdrücklich erklärten, der gemeine Mann schwer von einem Aufruhr zurückzuhalten sein werde[2]), wenn man die Conjunction ablehne; die schwedischen

[1]) Der Name ist im Protokoll nicht deutlich geschrieben — Mapin oder Mazin? Jacob a. a. O., S. 133, gibt auf Grund der Straßburger Staatsprotokolle Maguin an. Aber von allen diesen Formen scheint keine richtig; wenigstens hat mir Herr Gabriel Hanotaux (der Biograph Richelieu's und durch mehrere Jahre, bis 1898, auswärtiger Minister der dritten Republik) mit großer Liebenswürdigkeit auf eine Anfrage unter dem 16. December 1898 geschrieben, daß ein solcher Name damals in den ihm bekannten Acten sich nicht finde. Ein Courier Richelieu's, Namens Nazin, kommt dagegen vor, der aber eine zu untergeordnete Person war, um selbst Verhandlungen zu führen. Vielleicht überbrachte er dem Herrn de l'Isle, der, wohl seit 1631, ständiger französischer Agent in Deutschland war, Depeschen und war, für den Fall de l'Isle etwa abwesend sein sollte, in dringlichen Fällen zum Vortrag ermächtigt; oder haben wir Marsin zu lesen, das nach Herrn Hanotaux le nom patronymique des Herrn de l'Isle war (dessen voller Name wird Marsin oder Pragin de l'Isle geschrieben).

[2]) Onno Klopp hat also nicht unbedingt Recht, wenn er wiederholt (Bd. IV, S. 342) als Hauptbestimmungsgrund für den Anschluß der Städte an Schweden den „Hinweis auf die gähnenden Mündungen der schwedischen Kanonen" bezeichnet. Die Magistrate beherrschte das Gefühl der Verantwortlichkeit und politische Erwägung; die Massen folgten ihren Sympathien, und diese waren für den König.

Minister hätten denn auch in diesem Zusammenhang geäußert, sie hätten schon Mittel, die Städte zum Anschluß zu bringen, wenn die Räthe sich dessen weigern sollten; sie drohten offenbar: flectere si nequeo superos, Acheronta movebo. Auch der Charakter des Königs fiel schwer in die Wagschale; man hatte die Empfindung, daß dieser gewaltige Mann Alles durchsetzen werde, was er sich vornehme. „Er ist gütig," sagen die Frankfurter, „aber ernsthaftig; er hat einmal obiter (= beiläufig) vermeldet, er sei nie länger mit Gewalt vor einem Ort gelegen als acht Tage. Hätte sich Frankfurt nicht accommodirt, so hätte er lassen einen Sturm anlaufen; und wo der erste nicht gerathen, so wäre der zweite und dritte darauf erfolgt, und erst wenn auch der dritte wäre abgeschlagen worden, so würde er sich bedacht haben, was er Ferneres thun wolle." „Der König," sagen dieselben ein andermal, „ist bellicosus, und seine größte Freude, arma zu tractiren. Wie er sich denn hat verlauten lassen, er wolle noch mit 60000 Mann den Türken schlagen, es wolle denn Gott sonderlich von ihm abweichen." „Die Conjunction," äußern deshalb die Ulmer, „wird doch sein müssen; ist also besser mit Lieb als mit Unlieb." Sehr entschieden ist man sich bewußt, daß ein Bündniß mit auswärtigen Potentaten wider die Reichsverfassung und insbesondere wider die Lehnspflichten gegen den Kaiser verstößt; ja, selbst der Kaiser darf ohne die Zustimmung der Kurfürsten kein solches Bündniß eingehen. Gustav Adolf nun gar wird vom Kaiser für einen Reichsfeind — pro hoste imperii — erklärt. Der Kaiser hat freilich seine Wahlcapitulation nicht gehalten und, was seines Amtes ist, nicht gethan; aber er ist doch noch nicht abgesetzt, also immer noch Kaiser; mit des Reiches Feind sich verbinden ist also ein crimen laesae maiestatis. Aber diese formalistische Erwägung wird auch wieder angefochten; der Kaiser hat sich ja selbst eigenmächtig mit Spanien in ein Bündniß eingelassen; er hat also das Beispiel zum unerlaubten Zusammengehen mit dem Auslande gegeben. Er leugnet das zwar und behauptet, er habe sich bloß mit dem König von Spanien als dem Herrn des burgundischen Kreises eingelassen, also mit ihm als einem Reichsglied: man kann aber beweisen, daß die Hülfe dem Kaiser nicht etwa aus Burgund, sondern ex visceribus regni Hispaniarum gekommen ist. Freilich ist die Gefahr groß, wenn man besiegt wird; aber auf der anderen Seite macht Nürnberg mit Recht geltend, daß, wenn catholici mit Assistenz der Städte über die Schweden und ihren Anhang obsiegen, den Städten das Augsburgische Bekenntniß nicht gelassen werden wird, das ihnen so sehr ans Herz gewachsen ist: religio ist caput (= Hauptsache). Auch werden dann die Evangelischen niemals auf Erledigung ihrer Beschwerden hoffen dürfen. Den Vorwurf dürfe man nicht auf sich kommen lassen, daß zwar die höheren evangelischen Stände sich auf die Seite des Königs geschlagen, die Städte aber sich abgesondert hätten; erst jüngst haben sich auch die wetterauischen Grafen für den Anschluß an Schweden entschieden. Mehr und mehr schienen sich die Ansichten dahin neigen zu wollen, daß man sich mit Schweden verbinden und der Sache den Lauf lassen solle; da der König in pleno velo victoriae ist, so wäre ein Abbrechen des Krieges — wie das damals der Cardinal Richelieu auf die Bitten Bayerns und der Liga dem

König vorschlug — nicht klug; eine solche Occasion werde sich nicht wieder präsentiren; jetzt heiße es: aut nunc aut numquam! Aber es wird dann doch auch daran erinnert, daß das Kriegsglück umschlagen kann, der König — wie er das selbst geäußert hat — sterblich ist, die schwedische Manneszucht jetzt schon hinkt und nach des Königs Tode in diesem Stück wie in anderen Alles schlechter sich gestalten wird. So ist am Ende doch beschlossen worden, daß man einerseits eine Vertheidigungsschrift an den Kaiser richten, andererseits dem König zum Frieden rathen wolle, weil der Friede immer besser ist als der Krieg mit seinen zahllosen inconvenientia. Straßburg hat den Auftrag erhalten, beide Schriftstücke im Namen der vier Städte zu verfassen, und dem Dr. Schmidt, dem dieser labor zufiel, ist eine Belohnung von 100 Reichsthalern seitens der drei Städte dafür zugesichert worden. Aber der Friede soll doch nur unter gewissen Bedingungen gut geheißen werden. Vor Allem soll eine neue sanctio religiosa verlangt werden, ein neues Grundgesetz des Reiches über die Religion, weil der Religionsfriede von Augsburg in vielen Punkten erläuterungsbedürftig ist und die facies imperii sich geändert hat; 1555 haben die pontificii, die Päpstlichen, bei Entwurf des Religionsfriedens die Feder geführt, haben also Alles in ihren favor gerichtet; jetzt ist Hoffnung, daß auch die Evangelischen werden beigezogen werden. Bei dieser Umarbeitung des Religionsfriedens ist besonders darauf zu sehen, daß die politische Obrigkeit in Religionssachen frei verfügen dürfe, daß also auch den Städten, denen überhaupt das ius territoriale und die iura principum nicht streitig gemacht werden dürften, das ius reformandi zugestanden werde, das die Fürsten besäßen. Sehr klug ist, daß auch für die Reichsritter dieses Recht gefordert wird; man entging dadurch eher dem Vorwurf, daß die Städte für sich allein eine Erweiterung ihrer Befugnisse anstrebten. Der in der That höchst verwirrende Satz des Augsburger Religionsfriedens, daß den Evangelischen alle geistlichen Güter zugewiesen seien, welche sie bis zum Passauer Vertrage — also bis 1552 — „oder seithero", d. h. also doch bis zum Augsburger Frieden — d. h. bis 1555 — in Besitz genommen hätten, solle klar gefaßt und damit eine Quelle des Streites verstopft werden; natürlich werden die Städte gewünscht haben, daß das Jahr 1555 allein genannt und damit die evangelischen Besitzergreifungen zwischen 1552 und 1555 anerkannt würden. Der geistliche Vorbehalt und das Interim, „dieses expresse", sollen fallen, ebenso die geistliche Gerichtsbarkeit, indem den Ständen die Episkopalrechte verliehen werden — welch eine Verweltlichung des Reiches fassen die städtischen Politiker — mit feiner Witterung einer freilich fernen Zukunft — da ins Auge! Auch die Ehegerichte nahmen sie, unter Ausstoßung des kirchlichen Factors, für ihre Magistrate in Anspruch. Aalen, Donauwörth, Weilderstadt, Bopfingen, Kaufbeuren soll das exercitium des Augsburgischen Bekenntnisses wieder ertheilt, der — politisch ja gänzlich entmündigten — evangelischen Bürgerschaft zu Augsburg soll geholfen werden. Die parteiische Rechtsprechung des kaiserlichen Reichs-Hofraths (der Aula Caesarea), der sich seit 1580 in alle Processe gegen die Evangelischen ein-

gemischt hat, muß künftig abgeschnitten und für einen unparteiischen Richter gesorgt werden; zu diesem Zwecke sollen im Reichs-Kammergericht ebenso viel Evangelische als Katholiken sitzen; der Reichs-Hofrath soll auch evangelische Mitglieder erhalten und in religiösen Dingen nicht mehr zuständig sein; zuvörderst sollen auch alle seit zehn bis zwanzig Jahren schwebenden Processe niedergeschlagen werden. Ferner sind die Jesuiten aus dem Reiche zu treiben, und gegen ihre Wiederkehr ist Vorkehr zu treffen. Endlich ist Sicherheit zu schaffen, daß die Städte in der Bestellung ihres Regiments (= ihrer Regierung) nicht beschränkt, also die Wahlordnung Karl's V., die Carolina (s. oben Abschnitt I), aufgehoben werde. Gut wäre auch, wenn die Kreisobersten und ihre Adjuncten evangelisch sein müßten.

Im Verlaufe der Verhandlungen lief eine seltsam anmuthende Aeußerung des schwedischen Reichskanzlers Axel Oxenstjerna um: in den Religionsstreitigkeiten habe man von katholischer wie evangelischer Seite gefehlt, und die Besitznahme geistlicher Güter nach dem Passauer Vertrage durch die Evangelischen sei nicht zu verantworten. Sollte der Kanzler sich wirklich so ausgesprochen haben, so wollten die Städte mindestens auf eine Erläuterung des Religionsfriedens dringen, wenn man eine völlige Abänderung durch eine neue sanctio religiosa nicht erreichen könne.

In politischer Hinsicht ward für alle Stände das Waffenrecht (ius armorum) verlangt, in dessen Quasipossession sie schon seien — das aber der Kaiser wenigstens den Evangelischen anläßlich des Leipziger Schlusses bestritten hatte —: ferner eine Amnestie für die, welche sich am Leipzigischen Schluß und am schwedischen Bündniß betheiligt hätten; dann die Sicherung der ständischen Libertät gegen alle kaiserlichen Eingriffe; weiterhin — wie schon erwähnt — die ausdrückliche Zusicherung des Territorialrechts an die Städte. Der Kriegsschaden sollte im Hinblick auf ein Zugeständniß, das der Papst Karl V. einmal gemacht habe, den weltlichen Ständen aus den Gefällen der geistlichen ersetzt, der König von Schweden für seine Mühe und Arbeit „recompensirt" und vielleicht mit ihm zu künftiger Sicherheit ein ewiger Bund aufgerichtet und ihm zu solchem Ende ein freier Paß ins Reich gewährt werden. Es ist sogar davon die Rede, daß die schwedischen Minister verlangt haben, ihr König solle namentlich ins Kirchengebet aufgenommen werden, was nach der Angabe der Straßburger selbst beim Kaiser nicht geschah oder doch nur am Bußtage. „Auch ist zu erwägen, ob rex Galliae ein Conservator (= Bürge) des Friedens sein soll."

Ein besonders wichtiger Punkt war die Frage, was mit den Gütern geistlicher katholischer Reichsstände in den Reichsstädten werden sollte. Ihre Inhaber hatten vorlängst noch ihre Hände begehrlich nach allem einst kirchlichen Besitz ausgestreckt; jetzt erfuhren sie den Wechsel des Glücks und den Rückschlag. Gustav Adolf erklärte sich kraft Kriegsrechts, da die geistlichen Fürsten so ziemlich alle zur Liga gehörten, als nunmehrigen Eigenthümer dieser Güter; er legte durch Commissare überall auf sie Beschlag und ließ sie zum Kauf ausbieten. Das war den Reichsstädten deshalb sehr verdrießlich, weil sie nun befürchten mußten, daß die zunächst sitzenden evangelischen Fürsten

die Güter ankaufen und diese so, wie es einmal heißt, an novi et durioris condicionis possessores kommen würden, an neue und für die Städte weniger angenehme Besitzer. So erwuchs der sehr natürliche Gedanke, es wäre am einfachsten, wenn die Güter von den Reichsstädten selbst eingenommen würden. Der beste Weg, heißt es einmal in den Protokollen, würde sein, die Gegenpartei dahin zu bringen, daß sie nicht schaden könne, auch wenn sie wolle. Das geschehe, wenn man catholicorum bona occupire, nicht aus Begierde, sie zu haben, sondern aus Nothwendigkeit sie [der Möglichkeit zu schaden] zu berauben. Der König hat sich bereit finden lassen, diesen Wunsch zu erfüllen, wie er das schon Erfurt und Schweinfurt gegenüber gethan hatte; er verlangte dagegen nur für seine Kriegskasse eine baare Abfindung.

Die Füllung dieser Kasse lag dem König überhaupt sehr am Herzen, und wie hätte es anders sein können? Frankfurt klagte, daß es monatlich für den Krieg 10000 Gulden brauche; Nürnberg, daß es mit 5000 Gulden täglich, also 150000 Gulden monatlich, kaum reiche; Ulm gab sein Erforderniß auf monatlich 14000 Reichsthaler an. So schlug der Secretär Nicodemi im Namen des Königs vor, man solle in den Städten eine Accise oder Verbrauchssteuer und besonders eine Abgabe auf den ausgeführten Wein einrichten und von allen auf den Hauptstraßen gehenden Waaren eine Abgabe erheben; dafür wollte dann der König die Straßen bewachen lassen und den Verkehr sicher stellen. Im „Theatrum Europaeum“ (Bd. II, S. 494) steht in der That ein königliches Mandat vom 29. December 1631 (= 8. Januar 1632), wonach Jeder bei Leibesstrafe, sowohl für Thäter als für Hehler und Verschweiger, ermahnt wurde, alle Kaufleute „ohne einige Beschwerung und exactiones“ nach Frankfurt reisen zu lassen; andere Mandate sind aus Kitzingen vom 16. 26. März datirt. Sie bestimmen[1]), daß die Kaufleute den Soldaten zu Fuß für die Meile 6, den Reitern 10 Kreuzer Schutzgeld entrichten sollen (ebenda Bd. II, S. 554 ff.). Noch ein anderes Mittel zur Beschaffung von Geld hat Gustav bei Nürnberg in Vorschlag gebracht. Schweden hatte reiche Kupferbergwerke, die eines sehr gesteigerten Absatzes fähig waren; die Production von Falun hat Gustav Adolf vervierfacht, indem er sie von 3000 Schiffspfund auf 12000 brachte; der Rath möge also 2000 Schiffspfund Kupfer ankaufen, das Pfund zu 50 Reichsthaler, und daraus je 70 Reichsthaler ausmünzen lassen; so habe er selbst es in Livland, Preußen und Pommern gemacht; er wolle dafür sorgen, daß die benachbarten Fürsten dieses Geld auch in ihren Landen cursiren ließen. Es war ja freilich die goldene Zeit der Münzverfälscher, der „Kipper und Wipper“; aber die Städte, denen Nicodemi den Plan in Heilbronn neuerdings vortrug, fanden doch allerlei scrupuli darin, obwohl der Gesandte versicherte, es sei gar kein unpraktikirlich Werk. Man sann auf allerlei Mittel, den erschöpften aeraria der Städte aufzuhelfen, konnte aber keines finden; die commercia, heißt es im Protokoll, stecken sich, die Renten gehen nicht ein, und neue Auflagen möchten bei den Bürgerschaften Unwillen hervorrufen. Die geistlichen Güter wären sehr wohl zu brauchen, wenn man

[1]) v. Soden, Bd. I, S. 183.

sie bekommen könnte; aber auch sie seien sehr verderbt (= zu Grunde gerichtet). Nürnberg denkt an die Erhebung von einem Procent bei allen Feilschaften (d. h. allen feilgebotenen Waaren); aber es steht zu befürchten, daß commercia dadurch noch mehr möchten gesteckt werden. Wenn es gelänge, durch gute Convoy die Straßen in bessere Sicherheit zu stellen, würden die Leute allmählich wieder eher zu Geld kommen.

Nicodemi reiste aus Heilbronn am 24. Februar nach Franken ab; am 25. traf Dr. Martin Chemnitz in der Stadt ein und äußerte, daß der König zwar am liebsten mit allen vier Städten zugleich — als einem corpus — abschließen würde, aber sie doch auch einzeln anzunehmen bereit sei; es ist auch einmal, noch von Nicodemi, der Gedanke angeregt worden, ob es nicht am besten wäre, den ganzen Convent nach Frankfurt zum König zu verlegen. Die Gesandten von Nürnberg, Straßburg und Ulm erklärten aber, daß ihre Herren von dem Erscheinen schwedischer Gesandten in Heilbronn nichts gewußt, sie also auch dafür nicht mit Weisung versehen hätten; sie „seien für diese ambassada nicht gefaßt". Auch machten die Straßburger geltend, daß nach ihrer Stadtverfassung der Rath — im Unterschied zu dem von Nürnberg, der freie Hand habe, sich in Bündnisse einzulassen — dem großen Schöffenrath der Dreihundert vorher Mittheilung machen müsse, ehe er sich in etwas so weit Aussehendes begebe. So entzog man sich der sofortigen gemeinsamen Entscheidung, wie jeder Entscheidung, noch einmal; am Mittwoch, den 25. Februar, wurde der Convent geschlossen. Aber die Tage der Halbheit und Unentschiedenheit waren gezählt, und die Gesandten fühlten das auch; sie wollten nur ihren Herren das letzte Wort überlassen.

VII. Der völlige Uebertritt der Städte zu Schweden (1632).

Während noch in Heilbronn berathen wurde, hatte eine der ausschreibenden Städte (Ulm) bereits ihre Entscheidung getroffen. Die Gesandtschaft, die an Gustav Adolf nach Frankfurt abgeschickt war, und an deren Spitze Einer von dem maßgebenden Ausschuß der fünf „Geheimen", Hans Schad von Mittelbiberach, stand, unterzeichnete am 23. (= 13. a. St.) Februar, also zwei Tage vor dem Schluß des Heilbronner Convents, einen Vertrag[1]) mit dem König, dessen Hauptinhalt sich in folgenden Sätzen zusammenfaßt. Der König nimmt Ulm in seinen Schutz; er hält dessen Feinde für seine eigenen Feinde; er wird keinen Frieden ohne Ulm abschließen und in jedem Frieden die Reichsunmittelbarkeit der Stadt und alle ihre Rechte und Freiheiten sicher stellen. Die Güter des deutschen Ordens in Ulm, sowie alle anderen geistlichen Güter wird er in keine fremden Hände geben, sondern sie der Stadt zur Verwaltung zum Besten des evangelischen Wesens überantworten. Die Stadt erhält das Recht, die in ihrer hohen Obrigkeit gelegenen geistlichen

[1]) S. meine „Politische Geschichte der Reichsstadt Ulm", S. 6 und 122—124. Der Text des Vertrages, den Haßler 1860 drucken ließ — wie er meinte, erstmals — steht schon im „Theatrum Europaeum", Bd. II, S. 506—508.

Stände zu Kriegszwecken zu brandschatzen; vor Anlage eines Muster- oder Werbeplatzes in ihren Mauern wird sie gesichert; der in vorigen Jahren aufgelaufene Schaden von etlichen Millionen Gulden soll ihr nach bester Möglichkeit ersetzt werden. Die beiden „Aelteren" — die das Stadtsiegel führten und die Schlüssel der Stadtkasse verwalteten — der Bürgermeister und Rath von Ulm gelobten dagegen ihrerseits an Eides Statt: „Königl. Majestät und die Krone Schweden" für ihren Schutzherrn zu erkennen; ihm sowohl in „diesem jetzigen, ganz christlichen, billigen und justificirten Krieg als in allen künftig hierauf stehenden" (d. h. ebenfalls christlichen, billigen und justificirten) Kriegen Beistand zu leisten; ohne des Königs Willen mit seinen Gegnern sich nicht zu vertragen; dem König das unbeschränkte Directorium des Krieges zuzugestehen; die Besatzung der Stadt auf 1200 Mann zu erhöhen; sie dem König schwören zu lassen und sie einem vom König zu ernennenden Befehlshaber zu unterstellen, der seine Gewalt — gleich dem Commandanten von Frankfurt — vom König und vom Rath haben soll; dem König den Durchzug durch Ulm zu gestatten; ihm Werbungen — zwar nicht in Ulm selbst, aber im Stadtgebiete — zu erlauben; ihm im Nothfall von der Besatzung 700 Mann zu Hülfe ins Feld zu schicken und dafür sofort 700 andere als Ersatz zu werben; ihm Schiffbrücken über die Donau zu schlagen und Waffen zu liefern. „In Summa werden die Ulmer Alles thun, was treuen evangelischen Patrioten und Schutzverwandten wohl ansteht, und was das für gemeine Wohlfahrt geführte Kriegswesen erheischt."

Man hat wohl über die Pläne, die Gustav Adolf verfolgte, gestritten und früher gemeint, er habe sich an Stelle der Habsburger des Kaiserthums bemächtigen wollen. Nun ist so viel richtig, daß des Königs Secretär Sattler im Juni 1632 den Nürnbergern gesagt hat: wenn man seinen König auch mit der Zeit zum römischen König oder Kaiser machen wollte, so werde er doch dann niemals eine der herkömmlichen Wahlcapitulationen — welche den Kaiser vielfach banden — annehmen noch beschwören. Allein sonst begegnet diese Perspective nicht, und der Ulmer Vertrag — dessen wesentliche Punkte in den meisten Verträgen des Königs wiederkehren — allein genügt, um des Königs Gedanken in voller Deutlichkeit erkennen zu lassen. Nicht nur mit ihm persönlich sollen sich die Evangelischen verbinden, sondern mit der Krone Schweden, also ein für allemal. Nicht bloß diesen „christlichen" Krieg sollen sie mit ihm führen, sondern alle derartigen Kriege: sonst würde, wie er im Juni 1632 den Nürnbergern sagte [1]), immer die Gefahr bestehen, daß die jetzt glücklich abgewehrte Tyrannei wiederkehre: der von den Gegnern jetzt gebotene Friede würde sonst so wenig gehalten als ein bloßes Papier wider eine halbe Karthaune (leichtes Feldgeschütz) helfe. Ein ganzes System von Bündnissen Schwedens mit den evangelischen Ständen soll aufgerichtet werden, so daß Pommern, Mecklenburg, Ober- und Niedersachsen, Pfalz, Franken, Schwaben, das Rheinland bis zur Weser hin, darunter die vornehmsten Reichs- und Hansestädte, zusammen-

[1]) Breyer a. a. O., S. 216.

halten — was könnte dieser Ländertractus mit Gottes Hülfe ausrichten! Ein evangelisches corpus müsse in corpore imperii errichtet werden, mit einem besonderen Gerichtshof (parlamentum) und einem Haupt als Vorsitzenden, damit die Gerechtigkeit gegen Alle gleich verwaltet werde. Er hat wohl gesagt, dieses „Haupt" könne auch Kursachsen sein; Ernst ist es ihm damit gewiß nicht gewesen; es liegt zu Tage, daß nur Gustav Adolf diesen evangelischen Bund im Reiche zusammenhalten und zielbewußt und machtvoll leiten konnte. Der Gedanke lag nahe, daß er, um auf festem Boden zu stehen, auch Landbesitz im Reiche bedurfte; nun, hat er geäußert, Hugo Grotius lehre, daß er nach Kriegsrecht Orte wie Würzburg und Mainz, die er mit dem Schwert erobert habe, behalten und über die seinen evangelischen Freunden durch ihn zurückgewonnenen Länder, wie z. B. Mecklenburg und Pommern — auch Magdeburg hat er einmal [1]) genannt — Oberhoheitsrechte ausüben könne, so gut, wie früher sein Feind, der Kaiser, dies gethan habe. Der Herzog von Mecklenburg wolle freilich nicht davon lassen, daß der Kaiser sein Oberlehnsherr sei und bleibe — obwohl dieser ihn verjagt habe —: sonst könne er ja nicht mehr Reichsstand sein; er, der König, habe ihm aber den Herzog von Savoyen vorgehalten, der auch Niemandem unterthan — und doch ein Glied des Reiches sei. Man brauche deshalb das Reich nicht ganz aufzulösen; die Polizeiverfassung, Civil- und Criminalproceß möge man behalten; aber — darauf sind Chemnitz und Sattler den Nürnbergern gegenüber immer zurückgekommen: wir brauchen nicht bloß ein corpus formatum bellicum, einen fest gefügten Bundeskörper für den jetzigen Krieg, sondern ein corpus formatum politicum, einen politischen Bundeskörper für ewige Zeit; sonst gleiche man unverbundenen Reisern, die man jeder Zeit wieder trennen könne. Den Reichsstädten aber dachte der König dabei die Rolle des Krystallisationskerns zu; sie sollten unter dem Vorsitz Axel Oxenstjerna's in Frankfurt zum Abschluß des Bundes zusammen treten; seien erst Straßburg, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Frankfurt und Erfurt vorangegangen, so werden die Fürsten sich von solchem corpus evangelicum nicht absondern.

Dem König würde, wenn diese Entwürfe Gestalt gewonnen hätten, mutatis mutandis in Deutschland etwa eine Stellung zugefallen sein, wie sie heute die Hohenzollern haben; Oesterreich wäre in der Hauptsache aus Deutschland hinaus gedrängt worden, und mit ihm Bayern; auf diese 1632 schon fast geschlossenen katholischen Gebiete erstreckten sich Gustav Adolf's Absichten nicht. Und Manches geschah, was seinen hoch fliegenden Gedanken, die doch Niemand für unpolitisch und undurchführbar halten wird, Erfüllung zu verheißen schien. Schon im November 1631 hatte ein niedersächsischer Kreistag zu Hamburg beschlossen, gegen die Bedrohung seitens der kaiserlichen und ligistischen Kriegsvölker unter Pappenheim, der sich von Tilly getrennt hatte, 6000 Mann zu Fuß und 500 Reiter aufzustellen; an diesem Tage nahmen Lübeck, Hildesheim und Braunschweig Theil; sie haben auch ein-

[1]) Breyer a. a. O., S. 218: Doch deutete er an, daß er dieses Stift wohl Kursachsen zu überlassen sich verstehen werde; nicht so stehe es um Pommern.

gewilligt, daß die Kreistruppen „mit den Schweden conjungirt wurden". Die drei Städte verpflichteten sich, 1000, 250 und 400 Mann zu stellen. In Frankfurt hat der König dann den Bund mit Braunschweig unterzeichnet, den sein Gesandter, Dr. Johann Salvius, inzwischen zu Stande gebracht hatte; auch Lüneburg schloß sich ihm an — beide dem strengen Recht nach Fürstenstädte, aber von fast reichsstädtischer Unabhängigkeit. Die einzige Stadt im Nordwesten, welche sich in des Königs „evangelisches Deutschland" wie ein Keil hinein schob, Köln, erhielt aus Frankfurt, als es seines Rheinhandels wegen den König um Neutralität bat, die Antwort, es müsse, um des Königs Gnade zu gewinnen, die völlig unterdrückten Evangelischen, die ihre Ehen von katholischen Geistlichen einsegnen lassen und ihre Kinder in katholische Schulen schicken mußten, freie Religionsübung und volle bürgerliche Gleichberechtigung mit den Katholiken gewähren und die Wechsel pro Spanien einstellen, d. h. den Handel mit Spanien abbrechen[1]). Das Erstere vor Allem „hörte der gemeine Mann in Köln nicht gern". Der Rath bat denn auch den König, er möge mit Rücksicht auf die seit Langem in Köln bestehenden Verhältnisse die Stadt bei ihrem Herkommen gegenüber den Protestanten lassen und ihr doch gnädig sein; für alle Fälle warb er Mannschaft und verstärkte die Festungswerke; er mußte von Gustav Adolf halb und halb als gegnerisch angesehen werden.

Mit den Hansestädten dagegen kam der König damals in der Hauptsache zum Ziel. Diese waren freilich ihm gegenüber nicht ohne Mißtrauen, da Gustav Adolf die Herrschaft über die Ostsee als ein selbstverständliches Recht der Schweden „seit der Heidenzeit" ansah und seine Besatzung in Stralsund nicht bloß die Freiheit der Stadt gegen kaiserliche Einquartierung zu schirmen hatte. Aber härter noch saß namentlich den Hamburgern der Dänenkönig Christian IV. auf dem Nacken; er hatte in Glückstadt einen Elbzoll eingerichtet und suchte dadurch Hamburg sich zinspflichtig zu machen; vom 14. bis 17. September 1630 wechselte die Kriegsflotte der Stadt mit den fünfzig Schiffen des Königs Kugeln auf der Elbe. Die Stadt war deshalb vor Allem auf die Gunst des Kaisers angewiesen, und darum hatte sie — im Unterschied von Lübeck — weder am Leipziger Convent noch an jenem (in ihren Mauern abgehaltenen) niedersächsischen Reichstag vom November 1631 Theil genommen. Gustav Adolf bot ihr schon 1628 seine Hülfe gegen Dänemark an; aber die Stadt hielt, ohne Zweifel aus Rücksicht auf den Kaiser, und um nicht in Abhängigkeit von Schweden zu kommen, zurück; jedoch, daß große Werbungen für Schweden auf ihrem Boden geschahen, konnte oder wollte sie nicht verhindern. Gustav Adolf war aber auch hier populär; das zeigt eine Erzählung der Chroniken, nach der Ende Mai 1631 einige Hamburger Kaufleute mit ihren schweren Wagen von Magdeburg nach Spandau fuhren, ausdrücklich, „um den hochberühmten Norderhelden in hoher Person zu sehen". Der König empfing sie sehr freundlich, nahm ihnen aber „zur Rettung der evangelischen

[1]) Dieser Punkt fehlt in den Actenstücken, die das „Theatrum Europaeum", Bd. II, S. 534 bis 536, mittheilt; ich entnehme ihn den Ulmer Acten.

Religion" ein Anlehen von 80000 Thalern ab. Sie wurden darüber zu Hause sehr ausgelacht, erhielten aber 1648 das Geld richtig zurück erstattet. Der mit ihnen gekommene Hauptpastor Müller durfte vor dem König und seinen Officieren predigen und wäre vom König in Dienst genommen worden, wenn er gewollt hätte. Der Rath hat schon Ende 1630 den Schweden 1000 Last Getreide geliefert; am 26. November = 6. December 1631[1]) hat er mit Salvius einen Vertrag geschlossen, nach dem der König der Stadt ihre Unabhängigkeit, Freiheit des Handels, Sicherung vor Contribution, Einquartierung und Durchzügen, auch vor den vom niedersächsischen Kreis beschlossenen „Anschlägen" und Aufnahme in den künftigen Frieden verbürgte; Hamburg erlegte dafür in drei Fristen, Mitte Januar, April und Juli 1632, die Summe von 150000 Reichsthalern. Die Bestätigung des Vertrages durch den König erfolgte im Februar 1632. Die Bedeutung des Abkommens liegt darin, daß Hamburg durch Schweden nach allen Seiten gedeckt war (namentlich auch gegen den dänischen Elbzoll, der mit seiner Handelsfreiheit unvereinbar war), ohne daß es doch zu mehr als Geldhülfe an Schweden sich verpflichtete; vom „evangelischen Wesen" ist hier keine Rede; aber in eine gewisse Clientel des Königs ist Hamburg doch eingetreten. Erheblich weiter ging Lübeck. Es hatte bei Gustav Adolf's Erscheinen in Deutschland durch ein Verbot von Werbungen auf seinem Gebiete den König geärgert; aber die in Heilbronn versammelten Städte schrieben ihm nach Straßburgs Vorgang (s. Abschnitt VI), daß es dem „evangelischen Wesen" beitreten solle; die Lübecker hatten auch am Leipziger Convent, obschon mit vota particularia, Theil genommen; „trotz mancher respectus (= Rücksichten), die sie zu nehmen hatten", schlossen sie am 19. = 29. Januar 1632 einen Vertrag mit dem König, der sie vor Contributionen, Einquartierung und Gewaltthätigkeiten jeder Art und vor Hemmungen der Commercien sichern sollte; dafür versprachen sie, die auf dem Kreistage zugesagten 1000 Musketiere alsbald, ohne weitere Kreisbeschlüsse abzuwarten, dem König — vorerst auf sechs Monate — zur Verfügung zu stellen und sie mit 36000 Thalern auf diese Zeit zu besolden; und spätestens im Sommer 1632 stand diese Schar bei dem schwedischen Heere[2]). Von Bremen verlangte des Königs Bevollmächtigter, Salvius, keine Mannschaften, aber Vertheidigung gegen alle Gegner des evangelischen Wesens im Reiche, das Recht des Durchzuges, der Truppenwerbung und auf sechs Monate entweder monatlich 300000 Pfund Brot oder dafür je 4000 Speciesthaler; der König verbürgte der Stadt Schutz ihres Handels, Aufrechterhaltung ihres hergebrachten status in Religions- und Profansachen und Aufnahme in den Frieden. So hatte der König alle drei Hansestädte auf seiner Seite; freilich äußerte er über Lübeck: „Was es mit der einen Hand gibt, will es mit der anderen wieder nehmen; es will mich nicht zu groß werden lassen." Eine

[1]) Nicht 1632, wie Gallois, Geschichte der Stadt Hamburg, Bd. II, S. 376, angibt. S. Wohlwill, Mittheilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte, Bd. VI (1894).

[2]) S. die Aeußerung der Abgesandten Gustav Adolf's an Nürnberg aus dieser Zeit bei Breyer a. a. O., S. 234 (= v. Soden, Bd. I, S. 296): „Die Hansestädte hätten sich nun alle mit dem König verbunden, und von der Stadt Lübeck seien 1000 Musketiere bei der Armee".

ähnliche Aeußerung ist oben in Abschnitt V erwähnt worden; bei Bündnissen verzichtet eben Niemand auf die eigenen Interessen.

Auf die Nachricht, daß Tilly zu Anfang März den General Horn wieder aus dem (zu Anfang des Februar von den Schweden besetzten) Bamberg vertrieben habe, brach Gustav Adolf den Feldzug am Rhein ab, wo er die Spanier bis hinter Kreuznach und Bacharach zurückgeworfen hatte, und kehrte nach Franken zurück. Alsbald trat Tilly den Rückzug vom Main an die Donau an; es schien, als habe er seit dem Unglückstage von Breitenfeld den Muth nicht mehr, dem König in offener Schlacht sich zu stellen; auch war sein Heer, das viele ungeübte Leute, „bayerischen Ausschuß", enthielt und am Nothwendigsten Mangel litt, nichts weniger als zuverlässig. Gustav Adolf, der 40000 Mann unter seinem Befehl hatte, hielt am 31. März seinen Einzug in Nürnberg, unter großem Zulauf des Volkes, eingeholt von Nürnbergischen Reitern und einer Abordnung des Raths, der dem König Wein, Fische und Haber, dazu einen schönen Rothschimmel, vier „halbe" Karthaunen (= leichte Feldgeschütze) mit dem erforderlichen Schießbedarf, und zwei silberne, innen vergoldete Pocale — die Himmels- und die Erdkugel darstellend — zum Geschenk machte. Der Kaiser hatte am 8. März noch einmal Nürnberg — sammt Württemberg und Baden-Durlach — zur Treue ermahnt, und der Rath hatte am 20. März nochmals dem Kaiser geschrieben, daß er sich nicht auf mehr mit den Schweden eingelassen habe, als zur Abwendung des äußersten Unglücks nothwendig gewesen, daß er namentlich keine Eidespflicht eingegangen sei. Der König hat deshalb in einer Ansprache an die Rathsabordnung, die Herren Christoph Führer und Christoph Volckamer, nachdrücklich darauf hingewiesen, daß das Haus Oesterreich sich mit Spanien und dem Papste zur Vernichtung aller Evangelischen verbunden habe, und die Stadt zur Beständigkeit ermahnt; er wisse, daß sie es daran nicht fehlen lasse; er wolle nur Denen, die ohnehin schon laufen, noch die Sporen geben — currentibus calcaria addere. Auf die Bevölkerung der Stadt traf dieses Lob zu; sie war von der Freundlichkeit des Königs und seiner ritterlichen Gestalt entzückt; die Dichter besangen ihn als neuen Josua, Gideon und Judas Maccabäus; und als drei Monate später der Rath 24 Bürgercompagnien bildete, da konnte man auf ihren Fahnen lesen:

Für Gott und Gustav fechten wir:
Für Gottes Sach' fliegt[1]) mein Panier:
Gustavus Adolphus rex Suetiae.

Aber auch der Rath enttäuschte die Erwartungen Gustav Adolf's nicht; er hat sich jetzt durch einen — freilich verloren gegangenen[2]) — schriftlichen Revers verpflichtet, getreu zum König zu stehen, ihn mit 1500—2000 Mann zu unterstützen — was am 2. November 1631 noch nicht zugesagt war — ihm jeder Zeit Paß und Repaß zu gewähren und die Bürgerschaft sowie die Soldateska darauf hin in Eidespflicht zu nehmen — was früher auch noch

[1]) So möchte ich lesen statt „ficht" wie v. Soden, Bd. I, S. 326, hat (er las wohl „ficht" statt „fliecht").

[2]) S. Reicke, S. 973.

vermieden worden war; auch ist vom 1. April an im Kirchengebet des Königs und seiner vorhabenden Kriegsexpedition gedacht worden — neben dem, daß auch für den Kaiser und die Stände des Reiches gebetet wurde. Für diesen völligen Uebertritt auf die schwedische Seite ward Nürnberg denn auch reich belohnt; der König schenkte der Stadt am 9. April (30. März a. St.) „zum Ersatz des unzählig vielen von dem kaiserlichen und ligistischen Volk erlittenen Schadens" das in der Stadt belegene Haus des Deutschordens sammt dessen Zubehörden, ferner alle anderen in der Stadt gelegenen geistlichen Höfe und Häuser, sodann alle zwischen den drei Wassern der Rednitz, Schwarzach und Schwabach[1]) wohnhaften bambergischen und dompröpstisch-fürthischen Unterthanen. Der Deutschordens-Comthur hatte schon am 3. April durch Chemnitz die Weisung erhalten, „bei scheinender Sonne" — d. h. vor Einbruch der Nacht — das Haus zu räumen; das im Haus vorhandene Geld und was Geldeswerth hatte, im Ganzen 10000 Gulden, nahm Chemnitz für den König in Beschlag. Für die Schenkung des Hauses verlangte der König eine Summe von 100000 Reichsthalern; die gleiche Summe hat ihm Frankfurt für die Ueberweisung der geistlichen Höfe in seinen Mauern entrichtet; Nürnberg glaubte dabei immer noch ein sehr gutes Geschäft zu machen. Die Frage der Verwendung dieser geistlichen Güter hat auch Weiterungen mit Ulm veranlaßt. Der kgl. Befehlshaber in Ulm, Ruthwen, hatte den dortigen Hof des Klosters Kaisersheim (das, s. Abschnitt I, bei Donauwörth lag) öffentlich ausbieten lassen; das erschien dem Rath als eine Verletzung des Vertrages vom 23. Februar; er schickte, als Gustav Adolf von Nürnberg her sich der Donau näherte, sein Mitglied Hans Schad von Mittelbiberach ihm entgegen, der dem König in dem Fugger'schen Dorfe Nordheim aufwartete und ihn als „einen Mann von langer, gerader Statur, schönem gefärbtem (= nicht blassem) Angesicht, gelbem, gespitztem Bart, mit kurzen Haaren, gekleidet in ein glattes, schwarzes Sammetkleid", schildert. Der König war wie immer sehr gnädig, wies den Gesandten aber an Sattler, und dieser erklärte trocken: ob die Reichsstädte — wie Schad geltend machte — bis jetzt das Recht der Confiscation nicht einmal dem Kaiser eingeräumt hätten, komme nicht mehr in Betracht; das Kriegsrecht bringe Anderes mit sich, als wovon die Juristen beim Kammergericht in Speier reden; Ulm habe im Vertrage bloß das Recht der Verwaltung der Güter auf so lange erhalten, als der König die Güter nicht feilbiete. Uebrigens werde dieser sich durch einen ähnlichen „Recompens", wie ihn Frankfurt und Nürnberg gezahlt hätten, leicht bewegen lassen, auf sein durch den Krieg erworbenes Confiscationsrecht zu Gunsten der Stadt zu verzichten. Was Ulm darauf that, weiß ich nicht zu sagen; wir hören aber, daß es in der Person des Johann Denkinger einen städtischen Verwalter über das Haus des Deutschordens setzte und auch sonst gegen die katholischen Corporationen in seinen Mauern strenger vorging, ohne aber geradehin, wie Sattler rieth, „die

[1]) Die Rednitz nimmt von links her bei Schwabach die Schwabach, von rechts her — etwas weiter oben — die Schwarzach auf. So Reicke; v. Soden, Bd. I, S. 233, sagt: zwischen den drei Wassern Regnitz, Pegnitz und Schwabach, was ein anderes Kartenbild ergibt.

Pfaffen aus der Stadt wegzuschaffen". Es scheint, daß die Furcht vor der katholischen Nachbarschaft in Oberschwaben (das Ruthwen übrigens von Ulm aus mit Raub und Plünderung überzog) und in Bayern die Stadt abhielt, zum Aeußersten zu schreiten; sie scheint sich — durch eine Geldzahlung an den König ohne Zweifel — nur dagegen gesichert zu haben, daß die geistlichen Güter an „durioris condicionis possessores" verkauft wurden.

Für den Krieg wurden die Reichsstädte sehr ernstlich herangezogen; Nürnberg sollte in der Hauptsache das Geschütz zur Beschießung der starken bambergischen Festung Forchheim liefern, der fränkische Kreis neue Römermonate bewilligen, woran der Stadt Nürnberg natürlich ein wesentlicher Antheil zufiel. Aber ohne Opfer läßt sich nichts in der Welt erreichen, und hier wurden sie wenigstens durch große Erfolge aufgewogen. Am 7. April rückten die Schweden in Donauwörth ein und befreiten diese seit dem December 1607 von Bayern in Unterwürfigkeit erhaltene evangelische Reichsstadt von ihren Drängern; unter welchen heißen Freudenthränen haben die Bürger am Ostertag nach einem Vierteljahrhundert wieder eine evangelische Predigt gehört! Am 15. April ward Tilly bei Rain am Lech, indem er den Flußübergang vertheidigte, tödtlich verwundet; am 19. erschien der König in Lechhausen, vor den Thoren von Augsburg, das seit Mitte März 1632 von achtzehn bayerischen Fähnlein zu Fuß und zwei Compagnien Reiter besetzt war. In der Stadt gehörte zwar die Masse der Bürgerschaft nach wie vor der evangelischen Richtung an; aber alle Behörden — Rath, Bürgermeister und Pfleger — wurden, wie wir in Abschnitt II sahen, seit August 1631 der katholischen Minderheit entnommen. Indem die bayerische Besatzung am 20. April ohne Schwertstreich auf Grund eines „Accords" die Stadt räumte und die Schweden sofort einrückten, brach dieses der Stadt vor acht Monaten gewaltsam aufgezwungene Regiment zusammen; der König entbot den Rath und den Ausschuß der evangelischen Bürgerschaft zu sich nach Lechhausen und befahl, daß alle obrigkeitlichen Stellen mit Evangelischen besetzt würden; er hat, damit dies möglich werde, neunzehn evangelische Familien auf Vorschlag der Bürgerschaft ins Patriciat erhoben. Am 24. April hielt er seinen Einzug in die Stadt und ließ durch seinen Hofprediger Fabricius in der Kirche zu St. Anna eine scharfe Predigt „wider die jesuitischen Mordhummeln und Blutegel" halten. Viele vom Volk vergossen auch hier bei dieser Predigt Freudenthränen; die Zeit war ja nunmehr um, wo der Bischof das ius reformandi hatte schrankenlos gebrauchen dürfen. Hierauf ward der neue Rath sammt der Bürgerschaft auf den Weinmarkt entboten; der König erschien in einem offenen Fenster des Hauses von Markwart Fugger, that mit entblößtem Haupt eine Oration und ließ durch Philipp Sattler Allen einen Eid abnehmen, daß sie ihm und der Krone Schweden als ihrem natürlichen Herrn getreu bleiben und alles Schuldige leisten wollten. Der Eid wurde von Allen unweigerlich geleistet, von Evangelischen wie von Katholischen, und das um so mehr, als der König ja denselben Eid von fast allen Städten, die sich ihm öffneten, „seiner eigenen Sicherheit wegen" gefordert hatte, also Augsburg nichts Besonderes zugemuthet wurde; auch erklärte er ausdrücklich:

er wolle damit Augsburg nicht etwa seiner bisherigen Freiheiten berauben und es aus einer Reichsstadt zu einer schwedischen Landstadt machen. Nach längeren Verhandlungen verpflichtete sich der Rath, seine Bürgerschaft in Fähnlein abzutheilen und sie unter den schwedischen Statthalter im ganzen schwäbischen Kreis, den Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe, zu stellen; die Festungswerke nach des Königs Anordnungen zu verstärken; die Güter aller „feindlich Gesinnten" dem Statthalter anzuzeigen und einstweilen zu verwahren; eine Besatzung von vier bis fünf Regimentern für die Zeit der Gefahr einzunehmen und zu ihrem Unterhalt monatlich 20000 Reichsthaler zu zahlen. Dem König verehrte der Rath ein Fuder Wein, zwei Wagen Hafer, sechs Zuber Fische und einen kostbaren, mit Edelsteinen verzierten Schreibtisch im Werthe von 6000 Reichsthalern. Im ganzen evangelischen Deutschland war die Freude groß, daß der „geduldige Hiob Augsburg" von seinen Drangsalen erlöst und der religiösen wie politischen Freiheit wieder theilhaftig geworden sei.

Während nun Gustav Adolf in Bayern eindrang und am 17. Mai München besetzte, das ihm 300000 Reichsthaler entrichten mußte (das Königreich Schweden zahlte ihm jährlich 800000 Thaler), ging sein Secretär Nicodemi von Ahausen Mitte Mai nach Straßburg, das immer noch bis zu einem gewissen Grade „hinterstellig" war. Seit dem Tage von Breitenfeld, und vollends seit Gustav Adolf auf das linke Rheinufer übergriff, blickte Frankreich mit Eifersucht auf seinen Verbündeten; Ludwig XIII. und Richelieu begaben sich mit Heeresmacht nach Metz und erwogen, ob man nicht ins Elsaß einrücken und die Hand auf dieses Land legen solle, damit es nicht den Schweden anheim falle. Wie leicht konnten da die Heere der Verbündeten an einander gerathen; aus dieser Besorgniß wird es sich vornehmlich erklären, daß der Einmarsch schließlich unterblieb; aber jener Gesandte, der Mazin oder Maguin geschrieben wird, wer er auch sei, erschien im März nochmals in Straßburg, tadelte den Rath, daß er Ludwig XIII. nicht in Metz durch eine Gesandtschaft habe begrüßen lassen, und verlangte erneut das Versprechen, daß sein König mit 7—8000 Mann über die Rheinbrücke ziehen dürfe, und daß die Stadt ihm Lebensmittel und Schießbedarf liefere. Nicht lange nach ihm kam der Herr La Grange aux Ormes und führte eine ähnliche Sprache. Immer ging Richelieu's Wunsch dahin, die Evangelischen im Reiche gegen den Kaiser, die Katholischen gegen Schweden zu beschützen und so der Krone Frankreich die beherrschende Stellung zu verschaffen; Gustav Adolf sollte nur der Söldner Frankreichs sein. Ganz anders waren die Absichten des Königs: als die Franzosen, welche der Stadt Straßburg zur Zeit mächtig zu werden nicht hoffen durften, das Bisthum Straßburg beanspruchten, das als Gründung des Königs Dagobert von Rechts wegen ihrem König unterstehe, da hat der König (nach dem „Theatrum Europaeum", Bd. II, S. 528) geantwortet: er sei als protector, nicht als proditor Germaniae ins Reich gekommen; er werde das Bisthum dem Reiche nicht entfremden lassen. Die Franzosen fanden es sehr unbillig, daß der König Denen, die ihm so beigestanden hätten, nicht erlauben wolle, dem römischen Adler einige Federn auszurupfen; aber

sie mußten sich darein finden, daß ihre Stunde noch nicht gekommen war. Nach schwierigen Verhandlungen, die mehrere Wochen dauerten, kam endlich im Rath am 5., vor den Schöffen am 7. Juni 1632 durch einmüthigen Beschluß der Vertrag zu Stande, der auch Straßburgs Uebertritt zu dem „evangelischen Wesen" besiegelte[1]). Nicht in allen Punkten ist dieses Bündniß den anderen gleich; seine Dauer wird ausdrücklich auf den gegenwärtigen Krieg beschränkt; ein schwedischer Commandant wird in Straßburg nicht eingesetzt; das Confiscationsrecht der Stadt wird anerkannt; ihre guten Beziehungen zu Frankreich sollen nicht gestört werden. Aber die Stadt erkennt den König als ihren Schirmherrn an, erhöht ihre Besatzung und stellt so viel als davon entbehrlich ist — zwei Reitercompagnien sofort — dem König zur Verfügung; sie gibt ihm Paß und Repaß und Werbungsrecht in ihrem Gebiete und verspricht, im Nothfall eine schwedische Besatzung einzunehmen; 1000 Musketen und 50000 Gulden (statt geforderter 100000) liefert sie sofort oder bis Martini 1632. Als Gegenleistung verheißt der König, daß er die Stadt bei allen ihren Besitzthümern und Gerechtigkeiten schirmen, sie nach aller Möglichkeit vertheidigen, mit Musterplätzen und Einquartierung thunlichst verschonen, bei etwaigen Friedensverträgen ihre Reichsunmittelbarkeit aufrecht erhalten, für den Ersatz des erlittenen Schadens sorgen und bei der Verfügung über Feindesgüter, die auf städtischem Gebiete liegen, sie vornehmlich bedenken wird.

In dem Ringen Schwedens und Frankreichs um Straßburg ist das erstere Sieger geblieben, wie das den thatsächlichen Verhältnissen und der Stimmung der Bürgerschaft entsprach, die natürlich Frankreich mit Mißtrauen betrachtete, den König Gustav Adolf aber als den gottgesandten Retter der Evangelischen ansah. Es war ohne Erfolg, daß im Juli 1632 wieder de l'Isle in Straßburg erschien und den baldigen Anmarsch eines französischen Heeres ankündigte — das aber ausblieb. Die Schweden haben schließlich unter der Anführung des Feldmarschalls Horn am Oberrhein völlig das Heft in die Hand bekommen; zwei Tage nach Gustav Adolf's Tode bei Lützen (am 18. November) eroberten sie das durch Zorn von Bulach zäh vertheidigte Benfeld, weiterhin bis zum Ende des Jahres Schlettstadt, Colmar, Ensisheim, Hagenau; „sie triumphirten im ganzen Elsaß". In Colmar, dessen evangelische Bevölkerung die Uebergabe der Stadt erzwungen hatte, haben sie den evangelischen Rath und den evangelischen Gottesdienst ebenso hergestellt wie in Augsburg; die Stadt Straßburg erhielt durch Horn am 15./25. December 1632 „für ihre der Krone Schweden geleisteten Dienste" alle Besitzungen und Einkünfte des Straßburger Bisthums und Domcapitels, die innerhalb ihres Weichbildes lagen[2]).

VIII. Schlußwort.

Mit diesen Dingen sind wir bis zu dem Punkte gelangt, wo der fast vollständige Anschluß der Reichsstädte an den schwedischen König erfolgt ist;

[1]) Amtliches Datum nach dem alten Stile ist der 28. Mai. Den Inhalt theilt erstmals Jacob mit a. a. O. S. 145—146.

[2]) Nach gütiger Mittheilung des Herrn Stadtarchivars Dr. Winkelmann.

die weiteren Ereignisse, der Marsch Wallenstein's gegen Nürnberg, sein Zusammenstoß mit Gustav Adolf vor dieser Stadt, gehören mehr in die allgemeine Geschichte des dreißigjährigen Krieges als zu unserem Thema; dafür ist nur der Umstand von Belang, daß Nürnberg, als der König sich endlich zum Abmarsch am 18. September entschloß, um der eigenen Sicherheit der Stadt willen eine Besatzung von 4500 Schweden unter Axel Oxenstjerna und dem Generalwachtmeister Kniephausen erhielt; der Rath ward angehalten, für diese Truppen täglich 6000 Pfund Brot zu liefern und alle zehn Tage 5600 Reichsthaler zu entrichten. Von Nürnberg zog der König nach Windsheim, wo eine tatarische Gesandtschaft ihn traf, die ihm versicherte, daß seine glorwürdigen Thaten selbst in ihren Ländern erschollen seien. Zwei Monate nachher ist er auf dem Schlachtfelde bei Lützen den Heldentod gestorben. Wenn die deutschen Ultramontanen ihn mit einem Hasse schmähen und verfolgen, wie sie ihn sonst nur noch Luther widmen, so nennt ihn ein französischer Ultramontaner[1]) „la noble victime de Lutzen". So war erwiesen, was er selbst den Städten öfters gesagt hatte, daß er „plötzlich Todes verfallen könne, da er ein vergänglicher Mensch sei"; aber das Bündniß der Städte, das ja nicht bloß mit ihm, das mit der Krone Schweden geschlossen war, überdauerte seinen Tod und löste sich erst im Sommer 1635 auf, als der Kaiser das Restitutionsedict thatsächlich — im Prager Frieden — zurücknahm, und nun dem kursächsischen Beispiel auch Nürnberg am 4. Juli und Ulm am 5. Juli folgten, ihr Kriegsvolk entließen und „die Fahnen von den Stangen nahmen". Wie die Großen, so verfuhren dann die Kleinen; der Prager Friede ward wie fast von allen evangelischen Fürsten so auch von fast allen Reichsstädten angenommen; nur Straßburg ist aus Gründen, die sich dem Kenner von selbst ergeben, unter dem immer stärker werdenden Druck Frankreichs auf dem Oberrhein im Kriegsstand verblieben.

Man wird am Schlusse die Frage aufwerfen, ob denn die Reichsstädte klug daran gethan haben, sich nach langem Für und Wider auf die Seite Gustav Adolf's zu schlagen. Gewiß handelten sie so ziemlich alle, wie sie dem Kaiser oft und viel versichert haben, größten Theils unter dem Druck der Noth, im Gefühl, daß der Schwede nun einmal der Stärkere sei, und gewiß haben sie durch das Bündniß neue, schwere Opfer an Gut und Blut auf sich genommen. Erwägt man aber andererseits die harte Drangsal, in welche sie durch den Kaiser und die katholische Partei seit Jahren versetzt waren, und die äußerste Gefahr des Verlusts der „politischen Freiheit und der Libertät der Conscientien", in der sie schwebten, so versteht man, daß sie sich weit mehr zu Gustav Adolf als zur Gegenpartei hingezogen fühlten, und es ist nicht zu bestreiten, daß sie durch ihren Entschluß diesen Gefahren doch glücklich entgangen sind; am Ende des Krieges erscheint ihre Freiheit, selbst die von Donauwörth, gerettet. Wenn man ihnen und allen Evangelischen vorgeworfen

[1]) Fagniez, Le père Joseph et Richelieu. Paris 1894. Bd. II, S. 105. Er rühmt an ihm une âme élevée et cependant positive, un grand cœur et le sens des réalités. Fagniez' eigener kirchlicher Standpunkt erhellt z. B. daraus, daß er Heinrich's IV. Bekehrung zum Katholicismus (Bd. I, S. 4) à la fois opportune et digne nennt.

hat, daß sie in schnöder Mißachtung alles vaterländischen Gefühls sich an den Ausländer angeschlossen hätten, so ist von unserem heutigen Standpunkte aus freilich ohne Zweifel es als ein schweres Unglück anzusehen, daß überhaupt ein ausländischer Fürst, und sei es selbst Gustav Adolf, Anlaß erhalten hat, sich in unsere Kämpfe zu mischen. Vom Standpunkte des 17. Jahrhunderts aber haben die Städte die völlig zutreffende Antwort gegeben, daß der Kaiser selbst mit bösem Beispiel vorangegangen sei, indem er 1619 mit Spanien sich verbündete, das für die Deutschen noch viel mehr Ausland war als Schweden und überdies von Karl V. her als der allgehaßte Todfeind der Evangelischen galt. Ja, man darf sagen, daß nicht bloß die Evangelischen, sondern auch die Katholischen durch die herrschsüchtigen Bestrebungen des Hauses Habsburg sich in ihrer Freiheit schwer bedroht fühlten; hat doch selbst Papst Urban VIII. im antihabsburgischen Feldlager gestanden. So sind die schwedischen Sympathien der Städte durch tiefe und nachhaltige politische Ziele unserer Volksseele hervorgerufen, und wenn ihre Losung war: „Lieber schwedisch als kaiserlich!“ so ist das nur zu begreiflich und nur zu sehr entschuldigt. Daß aber ihr Uebertritt zu Gustav Adolf dazu beigetragen hat, das Werk der Gegenreformation zum Scheitern zu bringen, und daß daran die Zukunft unserer Nation und der Sieg des modernen Geistes hing, das braucht nicht erst weitläufig auseinandergesetzt zu werden.

Ungelesene Bücher als Zeichen der Zeit.

Von

Ferdinand Laban.

[Nachdruck untersagt.]

Nichts scheint mir bezeichnender für die Psyche eines Culturvolkes, wenigstens für deren Gestaltung innerhalb einer gewissen Entwickelungszeit, als der Umstand, welche Bücher es beharrlich *nicht* lesen will. Natürlich denke ich dabei nur an Bücher von höchstem Range, an Bücher von allgemein menschlichem Gehalt, mit dem Horizont umfassender Weltanschauung, in denen ein geniales Individuum die Höhen und Tiefen seines Erkennens und Empfindens durchmißt. Der directe Beweis aus der Statistik der meist gelesenen Bücher — selbst der unbestritten werthvollen unter diesen — hat keineswegs diese zwingende Kraft. Denn dabei läuft zu viel Schein, zu viel äußere Mache, Mode und Gedankenlosigkeit mit unter. Bücher, die eine Generation durchaus nicht lesen mag, berechtigen allerdings zu wichtigen Schlußfolgerungen. Nun muß ja zugegeben werden, daß es nicht eben leicht sei, solche nicht gelesene Bücher zu ermitteln. Es müssen dies Bücher sein, deren innerer Werth gar keiner Anzweifelung mehr unterliegt, die Eingang gefunden haben in die unzerstörbare geistige Schatzkammer der Menschheit, und doch müssen dies hinwiederum Bücher sein, die, mit nur wenigen Ausnahmen, trotzdem Niemand liest.

Ich glaube, auf zwei solcher Bücher mit Sicherheit hinweisen zu können.

Erstens! Ein berühmtes deutsches Buch! — Im Jahre 1878, also vor einem Vierteljahrhundert, erschien in einem vornehmen Verlage Berlins das Werk: „Giacomo Leopardi. Deutsch von Paul Heyse." Diese Verdeutschung des größten italienischen Dichters, den die Welt seit Dante's Tagen gesehen hat, wurde damals von allen Berufenen sofort ihrem wahren Werthe nach gewürdigt. Es hieß, in ihr läge eine sprachkünstlerische That von höchster Bedeutsamkeit vor, die nur mit Vossens Homer-Uebersetzung und mit Schlegel's Shakespeare-Verdeutschung verglichen werden könne. Und ich glaube, dem Dichter Heyse kein Unrecht zuzufügen, wenn ich diese Arbeit, mit der er, auf der Höhe seines reichen Lebens stehend, viele Jahre hindurch gerungen, als

den Gipfel seines Schaffens preise. Frühere Uebersetzungen (von Kannegießer 1837, von Hamerling 1866 und von Brandes 1869) verhalten sich zu der Heyse'schen wie mehr oder minder verunglückte Modelle zum vollendeten Kunstguß. Keine dieser früheren Uebersetzungen hat übrigens eine zweite Auflage erlebt[1]). Und die Heyse'sche? — Dies verhältnißmäßig kleine und trotz der besonderen Schönheit der Ausstattung billige Werkchen, das einen der mächtigsten Genien der Weltliteratur dem deutschen Volke zugeführt hatte, blieb unverkauft — also: in breiteren Schichten ungelesen! Als Heyse später eine Sammlung seiner italienischen Uebersetzungen veranstaltete, nahm er auch seinen Leopardi in diese mit auf. Der Rest der ersten Auflage wurde bei dieser Gelegenheit cassirt. Es darf demnach bei diesem Neudruck in gewissem Sinne von einer zweiten Auflage gesprochen werden[2]). An der Thatsache, daß die Theilnahme der deutschen Leserwelt in umgekehrtem Verhältnisse zum Werthe der Heyse'schen Leistung steht, wird durch diesen zweiten Abdruck schwerlich viel geändert. Wenn man — was gewiß nicht zu niedrig gegriffen ist — eine jede dieser beiden nicht ausverkauften Auflagen nach buchhändlerischer Praxis zu je 1000 Exemplaren ansetzt, so ergibt sich, daß, verglichen etwa mit Zola-, Tolstoi- und Ibsen-Uebersetzungen, die Verbreitung des Heyse'schen „Leopardi" eine minimale genannt werden muß. Unterdessen blüht in Italien eine Leopardi-Philologie, die, was Breite, Eifer und Leidenschaftlichkeit des Betriebes anbetrifft, nur mit der deutschen Goethe-Wissenschaft verglichen werden kann. Deutschland nimmt, so viel ich gewahr werde, keinerlei Notiz hiervon. Die Romanisten vom Fach nehme ich dabei selbstverständlich aus. Doch kann ich nicht finden, daß auch nur einer von ihnen intensiveres Studium gerade Leopardi zuwendet. Die bis zum Jahre 1882 reichende Leopardi-Bibliographie Cappelletti's bekräftigt meine Ansicht, und doch war dies der Zeitraum, wo man in Deutschland ein stärkeres Interesse für den National-Heros Italiens an den Tag legte. Seither ist es, auch auf wissenschaftlichem Gebiete, recht still geworden. Es ist nicht ein einziges deutsches Buch erschienen, das über Leopardi handelt. Eine kleine Berliner Seminararbeit von E. Siebert über Leopardi's „Pensieri" aus dem Jahre 1896 bestätigt als Ausnahme lediglich die Regel. Ich habe diese Dinge scharf verfolgt und unabläßig im Auge behalten. Was, zumeist an Heyse's Uebersetzung sich anschließend, gelegentlich in deutschen Zeitschriften über Leopardi erschien, und nun gar die anläßlich der Hundertjahrfeier von Leopardi's Geburtstag in hergebrachter Weise geschriebenen Aufsätze sind durchschnittlich kaum der Rede werth. Die Zahl der Deutschen, die den Dichter, Philosophen und Philologen Leopardi im Original zu genießen

[1]) Von Hamerling's Büchelchen tauchte später eine Ausgabe mit verändertem Titel und ohne Jahreszahl auf. Dies ist aber durchaus kein neuer Druck, nennt sich auch selbst nicht zweite Auflage, sondern ist lediglich ein geschickt maskirter anastatischer Abklatsch, vom Verleger wohl versuchsweise auf den Markt geworfen, um das durch Heyse in dieser Sache neu entfachte Interesse für die Hamerling'sche Arbeit auszunutzen.

[2]) Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Uebersetzungen und Studien von Paul Heyse. Zweiter Band: Giacomo Leopardi, Gedichte und Prosaschriften. Berlin 1889.

im Stande sind, kann ich unmöglich so hoch schätzen, daß ich mir daraus die Nichtverbreitung der Heyse'schen Uebersetzung zu erklären vermöchte. Auch hat mich eine durch tiefes Interesse an der Sache allezeit wach gehaltene Neubegier bei vielen gebildeten Landsleuten, zu denen ich in Beziehung trat, umherforschen lassen, ob ihnen Leopardi's Schriften wirklich bekannt geworden seien: aber, bei der jüngeren Generation wenigstens, selbst derjenigen, die in Italien war, fast ausnahmslos mit negativem Ergebniß.

Mit einem Wort also: wir wollen keinen Leopardi! —

Zweitens! Ein deutsches Buch, dem freilich der laute Ruf mangelt. — Ebenfalls im Jahre 1878, vor einem Vierteljahrhundert demnach, erschien in einem ersten Stuttgarter Verlagshause das Büchelchen: „Strophen des Omar Chijam. Deutsch von Adolf Friedrich Grafen von Schack." Diese erstmalige Verdeutschung des zauberhaftesten Dichters des Orients — Omar lebte in der zweiten Hälfte des elften und zu Anfang des zwölften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung — scheint ja auf die Freunde des Autors, denen er sein Opusculum verehrte, damals nicht ohne Eindruck geblieben zu sein[1]). Der äußere Erfolg mangelte gänzlich. Vierundzwanzig Jahre sind seither in's Land gegangen: die Arbeit hat keine zweite Auflage erlebt! Sie wurde, wie auch andere Uebersetzungen, nicht in die bereits in zweiter Auflage erschienene Gesammtausgabe der Werke des Grafen v. Schack aufgenommen. Trotzdem ist Schack's „Omar" neben seiner Gemäldegalerie, die ja in Deutschland gleichfalls keine zweite Auflage erlebt hat, die reizvollste Schöpfung seines Lebens. Obschon dieser erste Druck noch nicht verkauft ist und wohl niemals ausverkauft sein wird, habe ich mir erlaubt, an jene Verlagshandlung die Bitte zu richten, sie möge eine neue und, wie sie es bei anderen Schriften Schack's thut, den modernen Neigungen entsprechend geschmackvoller ausgestattete Ausgabe des „Omar" veranstalten. Scheinbar ging man auf mein Verlangen bereitwillig ein; diese zweite Auflage ist aber doch niemals erschienen. Nur drei Menschen traf ich — ich, was freilich nicht viel besagen will! — in meinem Leben an, die diesen Schack'schen „Omar" kannten: einen Mann und zwei Frauen. Die eine dieser Letzteren war Frau Cosima Wagner. Dagegen bestätigte mir eine zartsinnige Nordamerikanerin mit leuchtenden Augen die in Deutschland wie es scheint ganz unbekannte Thatsache, daß Omar Khayyam in ihrer Heimath zu den beliebtesten und gelesensten Dichtern der Weltliteratur zählt — natürlich in den unglaublich zahlreich gedruckten englischen Uebersetzungen, von denen es seit einigen Jahren sogar illustrirte Prunkausgaben gibt[2]). In England und

[1]) Ich erinnere mich übrigens dunkel, daß etwa ein oder zwei Jahre vor dieser ersten Auflage Graf von Schack einen Privatdruck veranstaltete, der noch nicht Alles enthielt, und den er an seine Freunde versandte.

[2]) Hier einige nähere Angaben: Von Edward Fitzgerald's Uebersetzung erschienen Ausgaben in London 1859, 1868, 1872, 1879, 1884, 1886, 1889, 1890, 1896, 1898, 1899 (Zusammenstellung der ersten vier Ausgaben), 1900 (besorgt von H. M. Batson und G. D. Roß), 1900 (besorgt von J. R. Tutin); in Boston 1894, 1898 (Zusammenstellung der ersten fünf Ausgaben), 1898 (lateinische Uebersetzung von H. W. Greene, herausgegeben von R. H. Dole), 1900 (zwei Ausgaben, davon eine die Luxus-Ausgabe von A. Brown in 300 Exemplaren); in New

mehr noch in dem englisch sprechenden Nordamerika wird mit dem Handvoll Vierzeilern des „großen Freidenkers aus Nischapur" ein Cultus getrieben, wie ihn nur je ein Volk mit einer erkorenen Lieblingsblume getrieben hat. Erscheint doch sogar — als naivste Beurkundung dieser sich immer noch steigernden Popularität — alljährlich ein englischer Omar Khayyam-Kalender! Ein deutsches Buch oder Büchelchen, das sich an diese Schack'sche schöne Leistung anschlösse, gibt es — ich füge nach allem Vorausgegangenen hinzu „natürlich"! — nicht. Aber auch nach Aufsätzen über Omar Khayyam habe ich mich in der deutschen Zeitschriften-Literatur, der wissenschaftlichen[1]) sowohl wie der populären[2]), seit jeher vergeblich umgesehen. Ja, selbst die gelegentliche Erwähnung von Omar's Namen oder die Anführung eines seiner Rubajjat — sind sie doch wie geschaffen für das Citat! — ist mir in deutschen literarischen Erzeugnissen noch niemals aufgestoßen, abgesehen von den Literaturgeschichten und den Lexikas, in denen der Name des Dichters rubricirt werden muß. Daß Schack's Uebersetzung in einem Winkel des Verlagsmagazins darum zur Maculatur hinüberschlummert, weil die Deutschen den wundervollen Perser lieber im Urtext lesen, mag ein Spaßvogel behaupten. Englische Uebertragungen des Omar aber setzt kein deutscher Sortimenter ab: das konnte ich, nach wiederholt am richtigen Orte eingezogener Erkundigung, ernsthaft feststellen.

Hier ruft mir nun vielleicht Jemand zu: Halt! Besitzen wir doch eine zweite deutsche Uebersetzung des Omar Khayyam aus der Feder Friedrich Bodenstedt's, von deren Beliebtheit der Umstand zeugen mag, daß von ihr bereits vier Auflagen gefordert worden sind. Dieser Zwischenruf kann mich

York 1896, 1898 (illustrirt), 1899, 1900 (vier Ausgaben, davon eine illustrirt); in San Francisco 1898; in Philadelphia (besorgt von Talcott Williams) 1898, 1899; in Portland 1897; in Kopenhagen 1900 (ins Dänische übersetzt von H. Bagger). — Uebersetzung von Mahmoud Shabistari, London 1887 (Auswahl); von J. Leslie Garner, Milwaukee 1888, 1898; von Justin Huntly Mc Carthy, London 1889, 1896, 1898 (Prosa); von E. H. Whinfield, London 1881, 1893; von R. Le Gallienne, London 1897; von John Payne, London 1898; von Edward Heron-Allen, London 1898, 1899; von F. York Powell, New York 1900. — J. J. Rittenhouse gab, Boston 1900, eine vergleichende Zusammenstellung von Fitzgerald's, Whinfield's und Mc Carthy's Uebersetzungen heraus; Nathan Haskell Dole gab englische, französische und deutsche Uebersetzungen heraus und verglich sie mit der Fitzgerald'schen, in zwei Bänden Boston 1896, in einer zweiten Auflage 1898 fügte er noch eine italienische und eine dänische Uebersetzung hinzu; J. B. Scott gab 1898 in Los Angeles Fitzgerald's und J. B. Nicholas' französische Uebersetzung heraus. — Viele der genannten Ausgaben enthalten biographisches und bibliographisches Material, Commentare und erläuternde Anmerkungen. — Diesen englischen Uebersetzungen schließt sich in England und Amerika eine reiche Broschüren- und Zeitschriften-Literatur an, die zu verzeichnen ich mir versagen muß. — Ueber die italienischen Uebersetzungen (sowie über eine ungarische) orientirt Dole's Buch, wozu man noch einen Aufsatz von J. Pizzi halten mag in: Nuova Antologia, Bd. 94, S. 500. Hinsichtlich der französischen Literatur ist jetzt zu verweisen auf Ch. Grolleau, Les Quatrains d'Omar Khâyyâm. Paris 1902.

[1]) Spurlos verklungene kurze Anzeigen des gleich zu besprechenden längst vergessenen Bodenstedt'schen Büchleins kommen nicht in Betracht (so z. B. von Sachau in der „Deutschen Literatur-Zeitung", 1881).

[2]) Doch macht mich Herr Dr. Nützel, Mitarbeiter an der „Orientalischen Bibliographie", freundlichst aufmerksam auf ein Artikelchen M. Schenck's, das ich weiter unten anzuführen haben werde.

nicht einen Augenblick irre machen. Doch das Uebrige hiervon, wenn der Leser will, lieber in der Anmerkung [1]).

Alle diese sorgfältigen Begründungen berechtigen mich wohl zu der Annahme, daß der Volksinstinct der Deutschen auch in diesem Falle urtheilt: wir wollen keinen Omar Khayyam [2]).

---

[1]) Das durch 145 Auflagen getragene Renommé des liebenswürdigen Mirza-Schaffy war nicht im Stande, wie der Verlag uns glauben machen möchte, seinem „Omar Chajjam" zu vier Auflagen zu verhelfen. Bodenstedt's Uebersetzung ist nur einmal gedruckt worden, im Jahre 1881, und zwar sogleich als zweite Auflage (oder wie es in der Buchhändlersprache heißt: erste und zweite Auflage). Im Jahre 1889 versuchte es der Verlag, da die Sache nicht ging, mit einer sogenannten Titelauflage, die als vierte bezeichnet und zu ermäßigtem Preise ausgeboten wurde. Ueber die dritte Auflage habe ich nichts in Erfahrung bringen können. Wenn sie aber je auf den Markt gekommen ist — es kann ja auch ein Zählungsfehler vorliegen — so konnte sie nur, wie die vierte, eine Titelauflage sein. Uebrigens hat Bodenstedt der sogenannten vierten Auflage ein vom October 1889 datirtes Vorwort beigegeben. Ich selbst kenne dieses nur aus dem angeführten Buche R. H. Dole's (Bd. II, S. 485). Obschon ich in Berlin lebe, ist es mir, trotz aller Bemühungen, nicht gelungen, diese vierte Auflage zu Gesicht zu bekommen. Auch die zweite Auflage des Bodenstedt'schen Omar's mußte ich mir leihweise aus der Breslauer Bibliothek erbitten, da sie in Berlin nirgends aufzutreiben war. Dies mag zugleich als Beleg dienen für die Verbreitung der Bodenstedt'schen Uebersetzung! — Was nun das Werthverhältniß der Schack'schen und Bodenstedt'schen Nachdichtung anbelangt, so muß ich mich, als ein des Persischen Unkundiger, des Urtheils enthalten. Als Laie fällt mir der Witz ein, den man über Uebersetzungen im Allgemeinen gemacht hat, sie seien wie die Frauen: „Sind sie schön, so sind sie nicht treu, und sind sie treu, so sind sie nicht schön." Da möchte ich mir aber doch erlauben, zu erklären, die Schack'sche sei sicherlich schöner. Und da das persische Original gewiß schön sein muß, so halte ich die Schack'sche Uebersetzung, da sie die Schönheit wieder gibt, auch darin für treuer als die Bodenstedt'sche. Bodenstedt erwähnt den edlen Grafen, dem er als Rivale auf dem Fuße nachfolgte, nur obenhin, indem er im Vorwort der Titelauflage sagt: „Ueber den poetischen Werth meiner Verdeutschung des genialsten und witzigsten Spruchdichters, welchen die ganze orientalische Literatur aufzuweisen hat, selbst ein Urtheil zu fällen, würde mir nicht geziemen; ich kann hier nur das Ziel bezeichnen, dem ich nachstrebte: die fremden Dichtungen bei treuer Wiedergabe ihres eigenartigen Inhalts unserer heimischen Sprache so anzueignen, als ob sie darin geboren wären und ihr Schöpfer, auf der Höhe seiner Kunst stehend, heute noch lebte." Das scheint mir eine Charakteristik gerade der Schack'schen Leistung, wie man sie nicht treffender in Worte fassen könnte. „Ich habe" — sagt ferner Bodenstedt — „in Deutschland den ersten Versuch gemacht, den ganzen poetischen Nachlaß Omar Chajjam's, so weit das schwer zu beschaffende Material zugänglich war, nachzubilden." Auch hierin finde ich eine kleine Ueberhebung Schack gegenüber, in dessen Büchlein nicht eben viele der bei Bodenstedt hinzu gekommenen Rubajjat, die zudem oft von zweifelhafter Echtheit sind, fehlen. Doch seien wir menschlich gerecht! Ein Gran verzeihlicher Eitelkeit ist uns Allen eigen. In Dole's Werk finde ich eine Photographie Schack's wiedergegeben, die den alten, augenkranken Herrn darstellt — mit den „Plejaden" auf der ganz überschimmerten Brust!

[2]) Wenn nicht einmal Schack und Bodenstedt mit ihren umfassenden Uebersetzungen die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums zu erregen vermochten, so ist das natürlich anderen Gelehrten und Literaten, die gelegentlich einige Rubajjat probeweise verdeutscht zum Besten gaben, noch weniger gelungen: J. H. Hammer-Purgstall, Geschichte der schönen Redekünste Persiens. 1818. S. 80. — A. E. Wollheim da Fonseca, Die National-Literatur sämmtlicher Völker des gesammten Orients. 1873. S. 206. — H. Ethé, Die mystische, didaktische und lyrische Poesie der Perser. 1888. S. 12. — M. Schenck in Dole's genanntem Werk, II. Bd. S. 574. und in: „Die Zukunft". Band 36, S. 243. — Räthselhaft klingt folgender Buchtitel: K. Ptak, Die Schlacht von Einbeck; Liebestod; Omar Chijam des Jüngeren Divan. Drei Dichtungen. Wien 1892. Die Verlagsfirma existirt nicht mehr, das Büchlein selbst ist verschollen.

Also: beide Male, bei Leopardi wie bei Omar, handelt es sich um Genien der Weltliteratur, deren Größe unbestritten und unbestreitbar ist, beide wurden sie durch berühmte Vermittler bei uns in sprachlich vollendeter Weise eingeführt: aber eine sichtbarliche Wirkung hat das auf die deutsche Geistescultur, die ja sonst fremden Einflüssen so überaus zugänglich ist, nicht ausgeübt. Ich darf wohl sagen, man betrachtet die beiden Dichter-Philosophen wie Curiositäten, die sich dieser oder jener einmal näher ansehen mag, die aber ihrem Wesenskerne nach unserem Blute fremd geblieben sind.

Es gibt nur eine, für Jedermann nahe liegende Erklärung dieses Thatbestandes. Omar wie Leopardi sind Pessimisten. Und zwar sind sie die verkörperten Extreme dieser Denk- und Empfindungsrichtung. Es gibt ja keinen Pessimismus schlechtweg. Allemal zeigt sich diese Lebensbetrachtung nuancirt durch das bestimmte Individuum, das sich zu ihrem Verfechter aufwirft. Es bedeutet aber das Aeußerste, wohin eine Menschenseele, von höchstem Adel des Herzens und siegreichster Gestaltungskraft des Geistes, in dieser Richtung gerathen kann, was wir bei diesem Perser des elften und diesem Italiener des neunzehnten Jahrhunderts erleben.

Wie unversehens in die Schrecken und Erhabenheiten großer Kriege und Geschicke hinein versetzt, hat das deutsche Volk, ewig denkwürdige Thaten vollbringend, seinen lange durch unwürdige Verhältnisse niedergehaltenen Sinn für die That zu seinem eigenen Erstaunen in sich zauberhaft aufleben sehen. Ein Sturm brauste über die Welt, daß die Erde erbebte, und wieder einmal wurde es offenbar, als ob es nie anders hätte heißen können: „Im Anfang war die That!" Dem Thatkräftigen ist der Werth des Lebens in seinem Wollen verbürgt. Und was man auch sagen mag, das Geblüt jener Sieger kreist durch die Adern der lebenden Generation. Einer so gestimmten Epoche ist zwar die tragische Erschütterung nicht fremd, wohl aber die Trostlosigkeit und die Verzweiflung.

Diese Erklärung der Nichtbeachtung Leopardi's und Omar's in Deutschland ist völlig ausreichend, daß jedes weitere Wort überflüssig erscheint. Zeichen der Zeit, vollgültige und mächtige, sind es, daß diese Dichter, wie ich gezeigt habe, bei uns nicht gelesen werden. Und ich vermeine, es wäre Thorheit, unser Geschlecht und uns selbst nicht darob glücklich zu preisen, daß dem so ist — die Sache von dieser Seite aus betrachtet.

Denn die Sache hat freilich auch eine andere Seite. Und wenn ich von dieser anderen Seite aus jene Nichtbeachtung der Heyse'schen und der Schack'schen Arbeit betrachte, dann komme ich nothgedrungen zu Ergebnissen, die mir nicht minder bemerkenswerth erscheinen wollen. Schon zweierlei Dinge müssen uns stutzig machen. Einmal die Leopardi-Begeisterung in Italien und der schwärmerische Omar-Cult in der englisch sprechenden Welt. Das sind doch wahrlich keine gebrochenen, hindämmernden Völker, keine Geschlechter, die ein beschauliches, thatenunlustiges Dasein fristen, die ihr Haupt mit Asche bestreuen und sich ins Grab sehnen. Und dann: weder Schack noch Heyse wollten, als sie ihre Uebersetzungen veröffentlichten, pessimistischen Stimmungen in die Hand arbeiten, ja, Letzterer verwahrte sich sogar ausdrücklich sehr energisch dagegen.

„Daß ich überhaupt" — schrieb er — „einem Dichter, mit dessen tiefsten Ueberzeugungen ich mich in Widerspruch fühle, die Arbeit vieler Jahre habe widmen können, wird Jeder verstehen, der da weiß, wie unabhängig unsere Zuneigung von unseren Maximen, unser ästhetisches Urtheil von unserer philosophischen Erkenntniß ist." An reifere Knaben und unreifere Jünglinge haben die Uebersetzer freilich nicht gedacht: sie wandten sich mit ihren Gaben an die geistige Elite des Volkes.

Behaupte ich zu viel, wenn ich sage, die Willenskräftigung der deutschen Nation, die Neugeburt ihrer Söhne aus Träumern und weltabgeschlossenen Denkern zu frohen und gesunden Thaten-Naturen, die Aufpflanzung größter praktischer Ziele, die allgemeine Hochhaltung und Heiligung der Arbeit um der Arbeit und der Pflicht willen bis zu den niedrigsten Verrichtungen hinab, wie das vielleicht so noch niemals in der Welt war — behaupte ich zu viel, wenn ich sage, die Errungenschaften der Bismarck'schen Aera hätten gleichwohl Einbußen in anderer Hinsicht zur Folge gehabt? Mit solcherlei Fragen habe ich mich schon öfters hervor gewagt. Ich brauche sie nicht mit vagen Allgemeinheiten zu beantworten. Der Fall Leopardi und Omar, auf den ich mich mit Absicht beschränke, beweist mir ganz direct, daß unter uns die Empfänglichkeit für die zartesten geistigen Reize künstlerischer Art eine Abstumpfung erfahren haben muß. Die vita contemplativa — den Ausdruck im edelsten Sinne verstanden — ist durch die Vehemenz der vorbrechenden vita activa geschädigt worden.

Die neuere Aesthetik hat, von dem Gebiete der bildenden Künste ausgehend, immer entschiedener den Lehrsatz verfochten: der Gegenstand ist gleichgültig, die Form ist Alles. Wer an der gegentheiligen Ansicht kleben bleibt, beweist, daß er sich von der Kunst in erster Linie inhaltlich afficiren läßt, also unkünstlerisch empfindet. Kunst ist der Gipfel der Intellectualität.

Ob ein Künstler Optimist ist oder Pessimist oder eine Melange aus beiden, das ist doch schließlich das Gleichgültige bei der Sache. Die einzige Frage ist, was er künstlerisch vermag. Nicht das Inhaltliche einer Lebensanschauung ist es, was uns als künstlerisch genießende Leser an einem großen Dichter zunächst interessirt, sondern wie er dieses Gegenständliche productiv bemeistert und zu unvergänglichen Formen kristallisirt. Ich weiß wohl, daß man diese Sätze, die bei den bildenden Künsten bereits in weite Kreise vorgedrungen sind, gerade bei der Poesie in voller Consequenz anzuerkennen sich sträubt. Holt man doch aus den Dichtern von Jugend auf seine „Weisheit"! Wird doch durch die Dichter der naive wie der „gebildete" Mensch immerfort als moralisches Wesen aufgeregt und durch einander geschüttelt!

Omar und Leopardi sind Lyriker. Sie sind dies ausschließlich. Ueber Lyriker zu urtheilen ist der Deutsche vor allen Anderen competent. Die Deutschen sind, wie Jedermann weiß, das productivste Volk in lyricis. Die Zahl unserer lyrischen Dichter ist Legion. Jeder rechte Deutsche ist, wenigstens in einer Epoche seines Lebens, lyrischer Dichter. Durch alle Entwickelungen, die unsere Literatur durchgemacht hat und durchmacht, tritt dieser Zug in unserer Neigung und Begabung mit Entschiedenheit hervor. Und nicht nur

dürfen wir uns rühmen, die qualitativ größten Lyriker zu besitzen, wir können auch betonen, daß unsere lyrischen Dichter, jeder einzeln für sich genommen, etwas Erkleckliches leisteten hinsichtlich der Quantität des Hervorgebrachten.

Leopardi hat 34 Gedichte hinterlassen, die zum Theil bloß aus einigen Verszeilen bestehen. Omar hat ungefähr 400 Vierzeiler gedichtet. Leopardi wurde 39 Jahre alt, Omar erreichte ein hohes Alter. Nun, weniger, quantitativ weniger, kann man überhaupt nicht dichten. Um mit diesem winzigen Gepäck auf die Nachwelt zu kommen, muß man in Wahrheit schon von Haus aus etwas Grandioses sein. Ich kann nicht finden, daß man das bisher richtig beachtet hat. Besonders unter uns Deutschen kann die Sache leicht märchenhaft erscheinen, wenn sie ruchbar wird. Vierunddreißig lyrische Gedichte, das gibt im Sammelbande eines deutschen Lyrikers kaum ein Capitel. Und bei nur einem Bande bleibt es ja doch nicht! Vierhundert Epigramme oder philosophische Schnaderhüpfel und sonst weiter gar nichts, rein gar nichts, das ist unerhört! Es ist uns fremd, und eben deshalb könnte es uns Vorbild sein. Unsere Verwunderung wird aber zum Staunen, wenn wir bedenken, daß jeder dieser beiden Dichter nicht etwa bloß abgerissene Stimmungsklänge gibt, fragmentarische Ausschnitte aus einem Menschenleben, sondern daß Jeglicher in seine Nußschale eine ausgereifte, allumfassende Weltanschauung, ein durchdachtes philosophisches System hinein packt — die Quintessenz des ganzen Erdendaseins! Und dabei doch nichts weniger als Gedankendichtung, vielmehr lyrische Beseelung im höchsten Grade, jedes Wort ein Pochen des Herzens, jeder Athemzug, wie es dem Lyriker geziemt, Wohl- oder Wehruf.

Ich bewundere darin das Wunder der Form. Form nicht nur in jenem gewöhnlichen äußerlichen Sinne genommen, daß man die Dinge tasten, zählen und messen kann. Ich bewundere vor Allem darin die innere Form, das individuellste Vermögen, mit dem ein Zauberer ungeheure Kräfte und Geschicke in einen winzigen Edelstein zu bannen im Stande ist. Wie viel Papier braucht gewöhnlich der Mensch, will er sich ordentlich aussprechen! Hier aber ist unendlicher Reichthum des Gedankens und der Empfindung auf den kleinsten Raum zusammengetragen, das Abbild des Lebens, wie es sich in dem Auge eines genialen Individuums spiegelt, der endlose Ocean des Seins in eine Muschel geschöpft. — „Was ist Wahrheit?" Viele werden sagen, daß sie weder das, was Omar, noch das, was Leopardi als „Wahrheit" verkünden, so nennen mögen, ihre Lebens- und Weltanschauung zeige ein anderes Gesicht. Davon ist hier nicht die Rede. Die unvergängliche Größe, das Gewaltige und Erhabene liegt hier in der ewigen Form, in die ein Menschenherz das niedergelegt hat, was es im heißen Streben nach Erkenntniß gefunden zu haben wähnt, — und „wähnen" wir im Grunde nicht Alle?

Ein Buch, und wäre es selbst gegen das Leben gerichtet, steigert, wenn gut und außerordentlich geschrieben, die Freude am Leben. Das ist die Eigenschaft aller guten Dinge. Man muß nur den offenen Sinn und die Empfänglichkeit für die guten Dinge haben. Man muß die Feinfühligkeit besitzen für den Reiz, der in solchen künstlerischen Schöpfungen höchster Art inbegriffen ist. Das Buch Hiob, das ich mit Leopardi zusammenstellen möchte, ist nicht

eben das geringste unter den vielen Büchern, die sich in der Bibel zusammengefunden haben, und die Schriften Salomo's — die ich mit Omar in Parallele setze — sind es auch nicht. Wer aber vermöchte es über sich, Brockes' „Irdisches Vergnügen in Gott" zu lesen? „Lebensfeindlich", im wahrsten Sinne des Wortes, sind die schalen Poeten, deren Bände wie jährlich einherziehende Kranichschwärme die Sonne verfinstern, und mögen sie von lebensfreundlichster Tendenz triefen. Sie sind es, die Unmuth erwecken und Unlust, und die einem das Leben und die Freude an ihm vergällen können. Der schönste hochmoderne Einband und der zierlichste Buchschmuck helfen darüber nicht hinweg. Den einzigen Schmuck, auf den es bei einem Büchelchen ankommt, gerade den vermag ihm das Kunstgewerbe nimmermehr zu verleihen: das ist und bleibt einzig die Sache des Autors. Wenn ich sehe, daß Leopardi und Omar bei uns keine Beachtung finden — und ich denke dabei keineswegs an die Masse der Leserwelt, sondern an die doch wirklich nicht zu gering anzusetzende Anzahl der oberen Schicht —, wenn ich ferner bemerke, daß ein so durch und durch formloses Product wie Nietzsche's „Zarathustra" hauptsächlich seiner angeblichen lebensbejahenden Tendenz wegen gleich einem dritten Testament verehrt wird, so sage ich mir, daß hier die Empfindung dafür fehlt, zu unterscheiden, was künstlerisch ewig und was ephemer werthlos sei. Um dieses Urtheil komme ich nicht herum.

Ich setze mich der Gefahr aus, man werde es von mir anmaßend finden, daß ich es wage, in einer Zeit, wo jeder dritte Deutsche schreibt und dichtet, von einer Abstumpfung des feineren künstlerischen Empfindens, wenigstens auf dem Gebiete der Literatur, zu reden. Nun, ich habe das auch nur gesagt im Hinblick auf die nicht wegzuleugnende Nichtbeachtung, der unter uns Veröffentlichungen wie Schack's „Omar" und Heyse's „Leopardi" begegnen. Vielleicht, daß jene Nichtbeachtung andere Ursachen hat. Dann habe ich zum Mindesten auf eine bemerkenswerthe Thatsache aufmerksam gemacht. Vorläufig indessen, das heißt: so lange als ich nicht eines Besseren belehrt werde, beharre ich auf meiner Meinung.

Um aber nicht mit einer solchen Schroffheit zu schließen, sei es mir erlaubt, ein beliebiges Rubaj des alten Omar Khayyam heraus zu heben und als Probe dem geneigten Leser am Ende meines Aufsatzes vorzuführen. Wie ich eben gewahr werde, ist es eines von denen, die einen Gedanken enthalten, wie er zarter niemals gedacht worden ist:

Oft vor Dir und mir hienieden ward es Tag und wieder Nacht,
Keine Dauer gönnt die Erde ihren Töchtern, ihren Söhnen;
Drum, wenn Deines Fußes Sohle diesen Staub berührt, hab' Acht!
Sicher war er einst das Auge einer jugendlichen Schönen.

Schattenseite.

Ein Harzmärchen

von

Hans Hoffmann.

[Nachdruck untersagt.]

Ein Bürger der Stadt Altenau im Harz, mit Namen Peter, ein noch jüngerer Mann, doch schon seit Jahren verheirathet, hatte sich wieder einmal mit seiner Frau gezankt oder, genauer gesprochen, war von ihr ausgezankt worden; und das zog er sich diesmal mit so viel Grimm und Gram zu Herzen, daß er aus dem Hause und der Stadt entwich, sich in den Wald warf und, dem Laufe der Oker aufwärts folgend, immer weiter in die Wildniß und immer höher auf den Berg kam. In seine schmerzhaften Gedanken vertieft, merkte er lange Zeit nicht, wie der Wald allmählich lichter wurde, dafür aber die einzelnen Tannen immer seltsamere Gestalten zeigten, knorrig, zerzaust, verbogen, die wunderlich verworrenen Zweige mit dichtem, grauem Moose bewachsen. Aber plötzlich blickte er auf, durch irgend etwas erschreckt, er wußte selbst nicht, durch was, einen Ton oder einen Hauch, und er fand sich auf einer ziemlich ebenen Blöße, die sich seinem kundigen Blicke als ein langgestrecktes Moor darstellte. Da wußte er, daß er auf dem Rücken des hohen Bruchberges stand, der dem Brocken gerade gegenüber liegt, und erschrak nun tiefer; denn hier oben war weder er selbst noch irgend Jemand sonst aus Altenau oder den anderen Ortschaften und Siedelungen dieses Gebirgstheils jemals gewesen. Das machte, dieser Berg war verrufen, weil er wie kein anderer ganz und gar mit Moor und Bruchland bedeckt und außerdem, wie man weiß, für den wilden Jäger und ähnliche unholde Geschöpfe ein beliebtes Unfugsgebiet ist.

Zugleich mit dem Schrecken aber erwachte auch eine Neugier in ihm und etlicher Stolz, daß er so etwas gewagt hatte, wenn auch ohne wissenden Willen, und er fing an, sich schüchtern ein wenig umzusehen, ja, bald auch vorsichtig einige Schritte vorwärts in das Moor hinein zu gehen.

„Es ist meiner Frau ganz recht," dachte er trotzig, „wenn ich hier in einen Sumpf gerathe und elend ersaufe, ohne daß sie jemals erfährt, was aus mir geworden ist. Das hat sie von ihrem Zanken. Ich armer Mensch!"

Das Moor war aber zumeist trocken, und wo sich sumpfige Stellen fanden,

erkannte er sie leicht an den andersartigen Pflanzen und hütete sich wohl, da hinein zu tappen, sondern umging sie mit Sorgfalt, so gern er seiner Frau auch den Tort angethan hätte.

Allein obgleich er sich je länger je mehr in ganz guter Sicherheit fühlte, überkam ihn doch allmählich mit aller Gewalt ein wunderliches Bangen, dafür er sich keine Erklärung wußte; das war, wie manche Leute auf einem Kirchhofe um Mitternacht von einem quälenden Grauen erfaßt werden. Und doch war's die volle Mittagsstunde, und im heißen Sonnenglanze schimmerten die hohen Kuppen drüben, der Brocken mit dem Königsberg, der Wurmberg und der steile Achtermann mit seiner spitzigen Felskappe über die weite Thalsenkung herüber. Still war es freilich wie in einsamer Mitternacht. Nicht einmal ein Lufthauch machte sich vernehmbar. Und über dem schweigenden Moor wie über den anderen Höhen lag ein feiner, seltsamer Dunst, ein stilles Wallen und Flimmern, daß Alles sonderbar aussah und anders, als er sonst es erblickt hatte. Das war, als ob diese Welt umher in einem tiefen Traume läge oder als ob er selbst träumte. Bald kamen die einzelnen Tannen am Rande der Moorfläche ihm vor wie menschliche Gestalten, jedoch fratzenhaft verzerrte, unheimliche Gesellen.

Und plötzlich sah er ganz deutlich, wie zwischen diesen wunderlichen Bäumen etwas bewegt hinhuschte, wie ein lichter Schatten oder eine Nebelsäule, nicht ein Thier des Waldes, sondern aufrecht wie ein Mensch, nur von riesiger Größe. Ein Laut aber war nicht zu hören, weder Tritte noch ein Rauschen der Büsche.

Und wie er still schaudernd und festgebannt starrte, sah er das räthselhafte Ding an einer hohen Tanne still stehen und erkannte ein großes Menschenantlitz, das mit weiten Augen zu ihm herüber schaute; aber diese Augen sahen ganz weiß und verblichen aus.

Das dauerte eine ziemliche Weile, und er vermochte vor Angst keinen Fuß zu bewegen. Aber nun glitt die Erscheinung vorwärts und kam auf das offene Moor heraus und gerade auf ihn zu. Und je näher sie kam, desto klarer formte sich seinen Augen ein riesiges Menschenbild, das feste, weite Schritte machte und in der ausgreifenden Hand eine mäßige Fichte mit Knorren und Zacken als Knüttel oder Keule trug. Und er sah, daß es ein Weib war; ein mächtiger Haarwald quoll von ihrem Scheitel und umhüllte den ganzen Leib bis hinab zu den Füßen; sonst war sie nur mit einem breiten Schurz von Eichenblättern bekleidet. Aus voller Nähe betrachtet, hatte sie auch ganz vernünftige menschliche Augen, nur daß sie ungewöhnlich funkelten und rollten. Aber riesengroß war sie und von gewaltigen Gliedern, daß der stattliche Mann sich wie ein Kind daneben vorkam.

„Ich bin das wilde Weib," sprach sie, als sie heran gekommen war, mit einer rauhen und fast drohenden Stimme, „und wer bist Du und was willst Du auf meiner stillen Höhe?"

Peter meinte, er würde vor Schreck keinen Ton aus der Kehle bringen, aber doch kam's ihm heraus, als ob ein Fremder aus ihm spräche: „Ich habe mich mit meinem Weibe gezankt und suchte die Einsamkeit."

Auf dieses Bekenntniß begann das wilde Weib auf einmal freundlicher zu blicken und fragte mit ganz gelindem Ton ihrer starken Stimme:

„Also Dein Weib ist stärker als Du? Hat sie Dich sehr geprügelt?"

„Nicht doch," antwortete er schnell, „wir prügeln uns niemals; das gilt bei uns nicht als gute Sitte. Uebrigens bin ich um Vieles stärker als sie!"

„Wie kann man sich zanken, ohne sich zu prügeln?" rief die Riesin erstaunt.

„Wir zanken uns mit Worten," beschied er sie, „und darin allerdings ist meine Frau um Vieles stärker. Darum bin ich vor ihr entwichen."

„Das ist ein armseliges Zanken," sprach sie verächtlich, „was kann dabei heraus kommen? Das ist bei uns ganz anders. Bei mir nämlich und meinem Verlobten. Wenn wir uns zanken, prügeln wir uns, daß die Knochen krachen und die Funken stieben. Da weiß man doch, was man hat. Und wir zanken uns fast immer, wenn wir bei einander sind; das ist eben das Unglück."

„Wer ist denn Dein Verlobter?" fragte Peter zaghaft.

„Der wilde Mann natürlich," erwiderte sie, „und er heißt so mit Recht, denn er ist ganz fürchterlich wild. Er behauptet freilich, ich sei noch wilder als er, aber das ist eine Verleumdung. So viel aber ist richtig, zu zähmen bin ich auch nicht. Und gerade weil er mich immer zahm haben will, so kommen wir ins Zanken, und das wird gewöhnlich so schlimm, daß die Berge und Thäler weithin widerhallen und die Leute in der Ebene wohl denken, hier oben sei ein Unwetter. Auch setzt es dann geknickte und ausgerissene Bäume, denn man will doch etwas in der Hand haben zu seiner Vertheidigung. Und das sage ich bloß: unterkriegen lasse ich mich nicht. Und zähmen erst recht nicht. Ich bin stark genug, mich gewaltig zu wehren. Wünschest Du es vielleicht zu erproben?"

Peter wünschte das gar nicht, aber sie nahm ihn gelassen mit einer Hand beim Kragen und warf ihn im Bogen so hoch durch die Lüfte, daß er beim Niederfallen sicherlich Arme und Beine zerbrochen hätte, wäre er nicht zum guten Glück mit den Füßen voran in eine Sumpfstelle gerathen, in die er bis zum Halse hinein sank. Aber das wilde Weib war schon da und zog ihn lachend beim Kopfe heraus. „Siehst Du wohl, wie ich wild bin?" sagte sie heiter.

So kam er mit dem Schrecken davon; allerdings sah auch seine Kleidung nicht mehr so sehr sauber aus. Sie aber streichelte ihn freundlich über Kopf und Rücken, und daraus ersah er, daß sie es nur als ein fröhliches Scherzspiel gemeint hatte. Er bat jedoch wehmüthig, dergleichen nicht wieder zu beginnen. „Denn wir Menschen," sagte er, „sind so sehr zerbrechlich."

Sie versprach ihm das auch, und er erholte sich allmählich von der ausgestandenen Angst. Sie fragte nun weiter:

„Warum aber zankst Du Dich mit Deiner Frau? Ist sie auch wild, und Du willst sie zähmen?"

„Ach nein," seufzte Peter, „solchen Versuch werde ich niemals machen, denn ich weiß schon lange, daß ein Weib zu zähmen ein unmögliches Ding ist. Es ist aber auch nicht nöthig, denn sie ist gar nicht wild, sondern sanft und gemächlich, überhaupt mit allen Tugenden der Frauen geziert, sie ist häuslich und fleißig, gescheidt und sparsam, tüchtig und züchtig und noch vieles Andere. Sie hat nur den einen einzigen Fehler, daß sie ein bißchen unduldsam ist und so leicht anfängt zu zanken."

„Ja, warum thut sie das denn?“ fragte das wilde Weib, „das kann doch kein Vergnügen sein, sich so bloß mit Worten zu zanken.“

„Nein, zu ihrem Vergnügen thut sie's auch nicht,“ antwortete Peter, „und zu meinem erst recht nicht. Es ist nur, daß sie mich zu bessern beflissen ist. Ich habe nämlich, glaub' ich, einige kleine Naturfehler, die sie mir austreiben möchte.“

„Und welches sind diese Fehler?“ fragte sie neugierig. „Wild scheinst Du mir nicht zu sein.“

„Das glaube ich auch nicht,“ bestätigte Peter, „es ist etwas Anderes. Ich trinke nämlich für mein Leben gern Wein, vornehmlich guten, auch echtes Bier verschmähe ich nicht, und ebenso wenig bin ich altem Wernigeröder oder Nordhäuser abhold. Und von allen diesen Sachen trinke ich am liebsten recht viel. Da kommt es denn manchmal, daß ich des Guten allzu viel thue und nachher nicht mehr so ganz sicher auf den Beinen bin und im Kopfe allerlei Flausen habe. Und das vermerkt sie dann übel und zankt mich aus, daß es ein Elend zu hören ist. Aber sie sollte doch einsehen, daß so etwas vorkommt und daß es nicht an mir liegt, sondern an dem Wein, und daß es nicht aus Absicht und Bosheit geschehen ist.“

„Das verstehe ich nicht recht,“ sprach das wilde Weib, „mein Bräutigam kann zechen so viel er will, er wird niemals betrunken.“

„Er wird eben eine bessere Natur haben als ich,“ sagte Peter gedankenvoll, „aber das ist doch nicht meine Schuld, daß ich so empfindlich geschaffen bin.“

„Und ist das Dein einziger Fehler?“ forschte sie weiter.

„Das doch wohl nicht,“ sprach er etwas bedrückt. „Dann ist noch dies, daß die Weiber mich meist so gern haben und freundlich nach mir blicken, und das kann ich nicht vertragen: ich kann es nicht lassen, dann wieder freundlich zu blicken und ein bißchen zu scharwenzeln. Meine Frau habe ich deshalb doch sehr lieb, und sie ist mir die Allerbeste. Aber sie ist so unduldsam und quält mich entsetzlich mit Zetern und Zanken.“

„Das muß unangenehm sein,“ bemerkte das wilde Weib, „aber wenn mein Verlobter das thäte und nach fremden Weibern sähe, ich schlüge ihm alle Knochen im Leibe entzwei. Zum Glück bin ich das einzige Weib seiner Gattung; mit menschlichen Dingerchen kann er sich doch nicht einlassen, und mit Zwerginnen erst recht nicht. So bin ich seiner sicher. Aber hast Du sonst noch Naturfehler?“

„Das mag wohl sein,“ gab Peter zu, „vielleicht allerlei, was so drum und dran hängt. Ein bißchen gefräßig zum Beispiel kann man mich wohl nennen.“

„Pah, wenn's weiter nichts ist,“ fiel sie ihm ins Wort, „da solltest Du meinen wilden Mann einmal fressen sehen. Ein Eber ist ein schlechtes Wildpret, pflegt er zu sagen, und er prahlt durchaus nicht, einer zum Frühstück ist zu wenig, und zwei sind zu viel. Es ist eine Pracht, ihn schlingen zu sehen. Darum habe ich ihn nur noch lieber. Ueberhaupt, das ist eben das Unglück, daß wir einander so fürchterlich lieb haben und uns doch immer zanken müssen. Es ist rein zum Verrücktwerden.“

„Wohnt Ihr eigentlich zusammen?“ fragte Peter bescheiden.

„Bis jetzt noch nicht,“ versetzte sie traurig, „aber wir waren gewillt, uns

wirklich zu heirathen, getrauten uns nur noch nicht recht, denn wenn ein Brautpaar sich schon so viel prügelt, was soll unter Eheleuten werden? Wir wollten deshalb lieber erst versuchen, uns vor der Hochzeit ein bißchen zu bessern. Aber nun ist uns überhaupt ja der Fluch dazwischen gekommen."

„Was für ein Fluch?" fragte er verwundert.

„Unser gemeinsamer Ahnherr hat uns verwunschen," erklärte die Riesin, „der alte Hackelberg nämlich, der drüben im Brocken wohnt und mächtiger ist als wir durch seine dienenden Geister und auch noch ein bißchen wilder, der hat uns von einander verbannt, weil der Lärm von unserm Prügeln ihn störte. Nun hause ich hier einsam auf dem öden Bruchberg und mein Liebster auf dem Königsberg zwischen den Mooren und Klippen. So können wir uns wohl von ferne sehen und einander zurufen und winken, aber zu einander dürfen wir nicht; wer die Senkung überschreitet, die das Brockenfeld heißt, würde augenblicklich des Todes sein. Aber möchtest Du ihn nicht einmal sehen?"

„Eigentlich wohl lieber nicht," bekannte er ängstlich, „an einer Nummer von Eurer Sorte habe ich grade genug."

„Ach, sei nicht so ein Hasenfuß!" rief sie voll Unmuth, „was kann er Dir denn thun auf diese Entfernung? Er sieht Dich ja überhaupt nicht, Du bist viel zu klein. Und es macht einem doch Freude, seinen Bräutigam zu zeigen und bewundern zu lassen. Also schau einmal scharf hinüber zu den Klippen dort, die man die Hirschhörner nennt; da wird er gleich auftauchen."

Und ehe sich's Peter versah, legte sie die Hände an den Mund und stieß einen Schrei aus, der so fürchterlich gellte, daß er von dem Luftdruck zu Boden stürzte. Doch sobald er sich aufgerappelt hatte, spähte er aufmerksam nach der Klippe hinüber. Und nach kurzer Zeit sah er eine Gestalt auf dem Steine hervor treten, die riesenhaft sein mußte, um auf solche Entfernung noch deutlich gesehen zu werden. Auch war zu erkennen, daß der wilde Mann erst wüthend die Faust ballte und mit der anderen die Riesenkeule drohend durch die Luft schwang, dann aber, sie hinwerfend, plötzlich beide Arme sehnsüchtig ausbreitete und vorstreckte. Zugleich sah Peter mit einem Seitenblicke, daß die Riesin neben ihm genau die gleichen Bewegungen machte. Zuletzt rannen ihr die Thränen stromweis über die Wangen, und diese Thränen waren so groß wie Weinbeeren oder kleine Kirschen.

„Es ist zu trostlos," jammerte sie, „daß wir so von einander getrennt sind und haben uns doch so lieb. Eine Möglichkeit gibt's freilich, uns von dem Fluche zu erlösen: wenn sich nämlich ein menschliches Ehepaar findet, das sich ein Jahr lang niemals gezankt hat, dann ist der Bann gebrochen, und wir können wieder zu einander kommen. Heirathen allerdings dürfen wir auch dann noch nicht, dazu muß noch eine andere, fast noch schwerere Bedingung erfüllt werden. Doch das sind spätere Sorgen. Furchtbar schwer ist auch die erste; wir suchen und suchen seit unzählbaren Jahren und haben in der Welt noch nirgends solch Wunderpaar gefunden. Aber sag' mal, Peterchen, glaubst Du, daß Deine kleine Frau aufhören würde zu zanken, wenn Du Deine bösen Laster ablegtest, und daß Ihr dann ein Jahr lang Frieden halten könntet?"

„Dessen bin ich ganz sicher," sprach er mit Zuversicht. „Aber ob ich die kleinen Fehlerchen ablegen kann, das ist eine ganz andere Frage. Wenn ich es könnte, hätte ich es gewiß doch schon lange gethan, denn diese ewige Zänkerei ist eine schwarze Schattenseite des ehelichen Glückes."

Das wilde Weib nickte kummervoll und dachte ein wenig nach. Endlich sprach sie mit einem froheren Blicke:

„Da ließe sich am Ende nachhelfen, wenn Du wirklich den ehrlichen Willen hast, uns zu erlösen."

„Den habe ich," versicherte er kurz.

„Auch würde es Dein Schade nicht sein," bemerkte sie mit Nachdruck. „Wenn Du mit mir in mein Schloß kommen willst, kann ich Dir Reichthümer zeigen, daß Dir die Augen übergehen werden: und davon magst Du mitnehmen, was Du tragen kannst, sobald Du uns geholfen hast. Und da will ich Dir auch ein Mittelchen einflößen, das Dich von Deinen Lastern ganz von selber befreien wird. Eine ganz einfache Sache. Ueberlege Dir den Fall."

Er machte große Augen vor Staunen und Begierde und erklärte sich unverzüglich bereit, mit ihr zu gehen und alles zu thun, was sie von ihm verlange.

Da nahm sie ihn fest bei der Hand und zog ihn mit sich fort; sie ging aber so rasch mit ihren mächtigen Schritten, daß er, um mit zu kommen, so große Sprünge machen mußte, als ob er flöge. So eilten sie den breiten Kamm des Bruchberges entlang, bis sie die Felsmasse erreichten, die den Namen der Wolfswarte führt. Hier packte sie einen gewaltigen Stein mit beiden Händen und schob ihn bei Seite. Und nun sah er an der Stelle ein weites Loch und blickte hinab in eine schwarze Tiefe.

„Dies ist der Schacht, der zu meinem Schlosse führt," erklärte das wilde Weib.

„Ja, aber wie soll ich da hinunter kommen?" fragte er sorgenvoll; „ich möchte nicht zum zweiten Male Arme und Beine und wahrscheinlich auch das Genick daran wagen."

„Schade, daß Du Deines Zeichens kein Schornsteinfeger bist," sagte sie lächelnd, „dann würdest Du es können. Aber es soll auch so gehen, laß mich nur machen."

Und ehe er Weiteres einwenden konnte, hob sie ihn in die Luft wie eine leichte Puppe, setzte ihn rittlings über ihren Kopf hinweg auf ihre breiten Schultern und stieg mit ihm in den Schacht. Hier stemmte sie Arme und Beine gegen die Seitenwände und rutschte mit furchtbarer Geschwindigkeit in eine endlose Tiefe.

Der arme Peter verlor fast die Besinnung bei dieser schauerlichen Fahrt, aber endlich sah er tief unten ein starkes Licht schimmern, und gleich darauf stand die Riesin auch schon auf festem Boden und hob ihn hinunter.

Da sah er mit Staunen eine glänzend erleuchtete Halle, obgleich von oben her nicht die leiseste Spur von Tageslicht hereindrang und in dem Raume selbst nur ein winziges Grubenlicht brannte. Doch merkte er bald, daß sowohl die Wände als die gewölbte Decke mit lauter funkelnden Diamanten übersät waren, von denen das gewaltige Leuchten herkam.

Das wilde Weib löste einen dieser kostbaren Steine und schenkte ihn Petern.

„Dies vorläufig als Handgeld", sagte sie freundlich. „Wenn das Werk gethan ist, darfst Du übers Jahr Dir alle Taschen vollstopfen und auch meinetwegen noch einen Sack oder eine Kiepe mitbringen!"

Da freute er sich über die Maßen und beschloß, alle Kraft an die Durchführung des Werkes zu setzen.

Sie durchschnitten nun mehrere ähnliche Hallen, die sämmtlich von derselben blendenden Pracht waren; nur fiel es Petern sonderbar auf, daß nirgends von etwelchen Geräthschaften, Tischen, Stühlen, Schränken und dergleichen etwas zu sehen war. Sie bemerkte seine Verwunderung an seinen forschenden Blicken und erklärte:

„Ja, Möbel kann ich nicht brauchen; ich hab' es oft genug probirt, aber sie halten sich nicht bei mir. Wenn ich meinen Verlobten geärgert habe und in kräftiger Stimmung bin, schlage ich Alles kurz und klein und habe dann bloß die Mühe, die Splitter bei Seite zu schleppen. Darum behelfe ich mich lieber so, die Sache wird sonst auf die Dauer zu kostspielig."

„Aber ein Bett müßtest Du doch haben?" fragte Peter kopfschüttelnd.

„Hab' ich", erwiderte sie, „wenn Du das so nennen willst. Ich liege auf dem Fußboden, der, wie Du siehst, von Alabaster ist, einer weichen Steinart, und ich decke mich mit Goldklumpen zu. Matratzen und Federbetten verweichlichen ja bloß und sind gar nicht mal gesund. So, und jetzt kommen wir in meine altdeutsche Trinkstube; da sollst Du den Saft kriegen, der Deine zukünftige Tugend aufsteifen soll. Bitte, hier hinein!"

Sie traten in einen Saal, der nichts als eine Reihe großer Fässer enthielt und einige kleinere, die als Sitze dienten.

„Die Fässer zerschlage ich nicht, selbst im höchsten Zorn, vor denen habe ich Ehrfurcht, auch ist der Inhalt mir zu kostbar. Zudem komme ich allemal gleich in eine sänftliche Stimmung, sobald ich hier hereintrete. Jetzt will ich mir erst eine kleine Stärkung anthun, und dann kommst Du an die Reihe."

Sie füllte aus einem der Fässer ein köstliches Kelchglas, das aus einem einzigen Goldtopas geschnitten war und etwa zwanzig Liter fassen mochte, und leerte es auf einen Zug. Ein wunderbarer Duft wie von tausend Rosen erfüllte den Raum, nur noch viel feiner und süßer. Petern trat vor Sehnsucht das Wasser in die Augen.

„Nein," sagte die Riesin, die das bemerkte, „von diesem Tranke bekommst Du vorläufig nichts, der ist der Tugend nicht günstig. Es ist ein unterirdischer Wein, von den Zwergen viel tiefer im Erdinnern erpflegt, da wo die Temperatur schon ein bißchen mollig wird, so gegen hundert Grad Celsius. Ich habe jedoch auch oberirdischen zur Verfügung, und davon eben sollst Du ein Gläschen haben; eigenes Gewächs und zwar aus hiesiger Gegend — von Sanct Andreasberg, das Dir ja doch bekannt ist."

„Um des Himmels willen," schrie Peter erbleichend, „bei Andreasberg gedeihen ja kaum noch in warmen Jahren ein paar kümmerliche Kartoffeln, und auch die nur auf den steilen Hängen, die genau nach Süden abfallen, aber kein Korn und kein Obst mehr, und da soll Wein gebaut werden? Ein schauderhafter Gedanke."

„Sei nicht naseweis!“ sprach das wilde Weib, „sondern komm und koste.“

Und sie führte ihn zu einem Fasse, auf dem in dicken, echt goldenen Buchstaben geschrieben stand: „Sanct Andreasberger Sonnenseite. Crescenz Wildes Weib.“

Ein Trinkgefäß aus Smaragd von der Größe eines gewöhnlichen Weinglases stand darauf; das langte sie herunter, füllte es aus dem Fasse und reichte es ihrem Gaste.

„Ich möchte Dir rathen,“ sagte sie leichthin, „das Schlückchen in einem Zuge hinunter zu gießen, es rutscht so noch am leichtesten. Denn so viel Gutes man diesem Wein auch nach anderen Richtungen nachsagen kann: geradezu süffig möchte ich ihn nicht nennen.“

Nach einem bänglichen Zaudern folgte er ihrer Weisung und stürzte den Trank mit einem gewaltsamen Schlucke durch die Kehle. Allsogleich aber that er einen heftigen Aufschrei und drehte sich wie ein Wirbel mit fürchterlicher Geschwindigkeit wild um seine Achse, indem er dazu wüthend mit den Armen schlenkerte und mit dem ganzen Leibe sich schüttelte und zuckte.

„Nun ja,“ sprach mit leisem Mitleid das wilde Weib, „er schmeckt ein bißchen nach dem Essig hinüber, das ist nicht zu leugnen; aber die Wirkung ist gut, und sauer macht lustig.“

„Mein Gott, mein Gott,“ stöhnte der arme Peter, „aber Essig ist ja dagegen der reinste Syrup.“

„Dummer Kerl, was willst Du?“ rief sie ganz ärgerlich, „dieser Tropfen ist ja doch von der Sonnenseite und nur eine Vorprobe zum Drangewöhnen. Das Eigentliche kommt erst.“

Und sie faßte ihn am Kragen und stellte ihn vor ein anderes Faß, auf dem mit diamantenen Buchstaben geschrieben stand: „Sanct Andreasberger Schattenseite. Crescenz Wilder Mann.“

Da fiel er auf die Kniee, jammerte und krümmte sich und flehte um Gnade.

„Stoß Dir nur keine Verzierungen ab,“ sagte sie böse, „ein bißchen durchlöchern wird dieser Wein Dich ja wohl, doch überstehen wirst Du's, dafür verbürge ich mich. Aber ich sehe, ich muß Dir ein bißchen Muth machen: sieh mal, hier liegt noch eine Traube vom vorigen Herbst, das war ein besonders gutes Jahr; die sind dauerhafter als Winteräpfel, fühle nur, wie schön fest ihre Beeren sind.“

Und sie langte die Traube von dem Fasse herunter und dazu einen starken silbernen Nußknacker, der daneben lag. Sie gab ihm beides und sagte mit einigem Stolz:

„Nun versuche einmal, ob Du solche Beeren aufzuknacken im Stande bist.“

Er bemühte sich hastig, doch ohne jeden Erfolg.

„Ach, Du armer Schwachmaticus“, rief sie befriedigt, „gib mir nur her, ich will Dir zeigen, was man leisten kann, wenn man das wilde Weib ist.“

Sie nahm Beere und Knacker und drückte mit aller Kraft. Dann zeigte sie ihm die Beere und sprach:

„Siehst Du, jetzt ist sie abgeplattet an den Polen wie die Erdkugel, und wenn ich sie ein Stündchen so weiter bearbeite, wird sie ganz flach wie eine Linse und gibt richtig Saft von sich. Du kannst Dir nun denken, das Keltern

macht einige Mühe, aber dann wird's auch was Rechtes. Der Wein hat Rasse, wenn man auch von eigentlicher Blume nicht gerade reden kann. Aber nun frisch an die Arbeit!"

Sie goß wieder ein und hielt ihm den Becher hin. Doch er fiel abermals auf die Kniee und winselte um Schonung.

Da wendete sie sich schweigend von ihm ab, that einige Schritte und holte einen Trichter, der aus einem leuchtenden Rubin geschliffen war. Dann preßte sie mit der Linken Peters Kopf nach hinten, zwang den Trichter in seinen Mund und goß das Getränk mit einem Schwunge hinein. Er sprudelte und zischte und spritzte einen Theil der Flüssigkeit wieder hinaus, aber die Hälfte mußte er doch schlucken, und das wilde Weib meinte lächelnd, das genüge vollkommen.

Er fiel nun aber der Länge nach zur Erde und wälzte sich wimmernd mit schrecklichen Zuckungen und Sprüngen wie ein Hecht auf dem Sande. Die Riesin sah ihm geduldig zu und sagte beruhigend: „Es wird sich schon geben."

Und es gab sich auch wirklich. Nach einer kleinen halben Stunde wurde er ruhig und gebärdete sich menschenhaft, nur prustete er noch etwas.

Da streichelte sie ihn liebreich und sprach:

„So, nun will ich Dich nach oben tragen, und Du gehst nach Hause. Die Wirkung des Trunkes wirst Du schon merken — ich meine, die moralische; die leibliche ist schon überstanden. Zum Andenken darfst Du Dir den Trichter mitnehmen. Und wenn Du Deine Sache so machst, wie ich hoffe, und uns von dem Fluche erlösest, bekommst Du übers Jahr die verheißenen Schätze".

Sie nahm ihn wiederum auf die Schultern und kletterte mit ihm den Schacht in die Höhe, viel langsamer als hinabwärts, doch immer noch so schnell wohl wie eine flüchtende Katze. Oben nahm er hastigen Abschied und lief im Trabe nach Altenau hinunter und kam zu seinem Weibe.

Es geschah nun aber in den folgenden Tagen und Monden, daß er in der That, wie das wilde Weib es vorausgesagt hatte, die Wirkung des gethanen schmerzhaften Trunkes auf eine seltsame Weise zu verspüren bekam. Gleich zu Hause, als seine Frau ihm, wie er das gewöhnt war, zum Abendessen ein Glas Wein vorsetzte, ward er von einem tiefen Schauder ergriffen, prustete und schnob und schüttelte sich vor Ekel, ergriff auch das Glas und goß den Trank mit einer Gebärde des Abscheus zum Fenster hinaus.

Und genau so erging es ihm, als er danach zum Schlummerschoppen das gewohnte Wirthshaus aufsuchte. Nicht bloß der Wein erregte ihm Schaudern und bittere Uebelkeit, sondern leider auch das Bier und der Schnaps und alle anderen starken Getränke. Ja, er konnte diese selbst in den Gläsern der anderen Gäste nicht stehen sehen, ohne sich vor heißem Widerwillen zu krümmen. Da ließ er sich schnell ein Glas Milch kommen und machte sich aus dem Staube.

So mußte er merken, daß alle diese ihm einst so lieben Säfte durch den einen Becher Andreasberger Schattenseite ihm gründlich verekelt waren, und zwar blieb dies auf die Dauer. Wiewohl er noch manche verzweifelte Trinkproben machte, über Milch oder Sauerbrunnen kam er nicht hinaus. So gewöhnte er sich nothgedrungen aus dem Wirthshause fort und blieb nüchtern bei seinem Weibe.

Und auch für die fremden Weiber war er ein Anderer geworden, als er zuvor gewesen: er hatte fortan keine Lust mehr an ihnen. Das kam daher, daß zum Ersten der Wein ihn nicht mehr lustig machte und zu Liebesgedanken erregte, wie denn geschrieben steht:

Und der Satan kommt verschmitzt,
Wenn man einen Rausch besitzt;

und zum Anderen daher, daß der üble Andreasberger ihn so gänzlich durchsäuert und gleichsam mit Herbheit durchimpft hatte, davon die innere Säuerlichkeit sich auch auf seinem Antlitz ausprägte, weswegen die Weiber nicht mehr heimlich mit ihm liebäugelten und ihn dadurch in Versuchung führten.

So hatte er denn also zu der Tugend der Nüchternheit und Häuslichkeit auch die der ehelichen Treue gewonnen, und da sich andere Tugenden vermöge deren innerer Wahlverwandtschaft jenen anhängten und die Laster vor ihnen davon stoben wie aufgescheuchte Spatzen, so fand seine Frau beim besten Willen keine Ursache mehr zum Schelten und Zanken und mußte sanftmüthig bleiben, sie mochte wollen oder nicht. Er selbst aber hütete sich im Gedanken an die winkenden Schätze wohl, den kleinsten Streit vom Zaune zu brechen oder einer bösen Laune sich hinzugeben; und so lebten sie Monat für Monat in einem so ungeheuren Frieden mit einander, daß Peter mit wonnevollem Hoffen das Ende des Jahres herankommen sah.

Je weiter indessen die Zeit vorrückte, desto größer ward seine Sehnsucht, es möchte zu Ende gehen. Das wirkte nicht bloß jener hoffende Wunsch, sondern es kam noch etwas Anderes und Stärkeres hinzu: er fühlte sich kreuzunglücklich in diesem stillen Glücke des fromm, gleichmüthig hinplätschernden Lebens, das ihm zwar wenig Leid, aber auch gar keine recht herzhaften Freuden mehr brachte, wie er sie früher gewohnt gewesen war. „Ach Gott," pflegte er zu seufzen, „die Tugenden sind ja gewißlich edle, erhabene und göttliche Wesen, aber ein passender Umgang für mich sind sie nicht; es fehlt zwischen uns die rechte Seelenverwandtschaft."

Zudem konnte er bemerken, daß auch seine Frau in der schrankenlosen Friedfertigkeit sich gar nicht so recht heimisch fühlte; er sah sie je länger, je öfter trübselig einherschleichen mit einer Miene, als ob ihr etwas fehlte, das sie heimlich suchte und nicht finden könnte.

„Aha," sprach er zu sich selbst, „das arme Geschöpf hat eine dunkle Sehnsucht, sich einmal wieder starkmüthig über mich auszusprechen. Was sie sucht und vermißt, ohne es selbst recht zu wissen, sind meine Sünden, an denen sie die Kraft und den Reichthum ihrer Zunge bewähren könnte. Auch ist es wissenschaftlich erwiesen, daß ein jedes Glied, das nicht fortdauernd seiner Natur nach gebraucht und geübt wird, bald an Tüchtigkeit einbüßt und langsam verkümmert. Darum ist die Frau von Herzen zu beklagen, wie denn von allen menschlichen Gliedern das feinste und edelste doch wohl die Zunge ist. Gewiß, ich bin es ihr schuldig, wieder einiger Sünden zu pflegen; ach, wenn ich nur könnte! Auch möchte ich ihr wohl solche nöthige Kraftübung gönnen und wollte lieber alles Zanken, Schelten und Keifen still duldend über mich hinbrausen lassen, als daß ich noch länger auf diesem qualvoll verödeten

Tugendpfade schmachtend dahintrotte. Ach, vielleicht kann das gute wilde Weib durch irgend ein Mittel diesen schändlichen Ekel vor Wein und Weibern wieder von mir nehmen; denn was nützt mir aller Reichthum der Welt, wenn ich seiner nicht genießen kann?"

Solche trüben Seufzer gab er immer reichlicher von sich, wenn auch nur vor sich selbst, und die Tage schienen sich ihm immer länger und trauriger zu dehnen. Seine Frau aber gab den selbigen Anschein.

Zuletzt aber kam das träge Jahr doch noch zu seinem Ende. Peter ließ sich ungeheuer weite Taschen in seine Kleidung machen und eine Kiepe flechten, in der er ein Stückfaß hätte tragen können, eilte gleich in der Morgenfrühe des nächsten Tages zur Wolfswarte und rief mit hallender Stimme:

„Wildes Weib! Wildes Weib!"

Es währte nicht gar lange, so wurde der Stein von unten her in die Höhe gehoben und bei Seite getrieben, und der Kopf der Riesin erschien über der Erde.

„Das ist schön, daß Du kommst," rief sie sehr vergnügt, „ich habe schon auf Dich gewartet, und Du sollst gleich Deinen Lohn kriegen, denn Du hast ihn wohl verdient. Der Fluch ist gelöst, ich darf mit meinem Verlobten wieder beisammen sein, so oft es uns beliebt. Und das ist die Hauptsache; diese ewige Sehnsuchtsqual war ja rein nicht mehr auszuhalten. Mit dem Heirathen freilich, das hat noch seinen Haken, welchen, das kann ich Dir jetzt noch nicht sagen, vielleicht später einmal. Aber traurig ist es, daß wir immer noch warten müssen, vielleicht ins Unendliche."

„Das ist im Grunde nicht gar so schlimm," bemerkte Peter tröstend, „denn was nach der Hochzeit kommt, hat sehr seine Schattenseite, so gut wie Sanct Andreasberg. Ich rede aus Erfahrung. Aber was mich betrifft, so habe ich eine sehr große Bitte; wenn Du die mir erfüllen kannst, thust Du mir mehr Gutes an als mit allen Deinen Schätzen."

„Sprich sie immer aus," sprach sie ermunternd.

„Sieh mal," versetzte er eilig, „das Leben, das ich dieses Jahr hindurch geführt habe, ist mir ganz unerträglich; ich flehe Dich an, wenn es irgend in Deiner Macht steht: schaffe, daß ich wieder Durst kriege und Freude an den Weibern und den anderen kleinen Sünden, davon ich Dir gesagt habe. Konntest Du sie mir nehmen, wirst Du sie mir auch wiedergeben können."

„Gewiß ließe sich das machen," bestätigte sie gelassen, „aber ich muß Dich warnen: es ist kaum ein Zweifel, Deine Frau wird dann wieder zanken."

„Das wird sie," entgegnete er ruhig, „aber das soll mich in Zukunft gar nicht mehr anfechten. Recht im Gegentheil: ich finde ihre Sanftmuth so unausstehlich, ich hab' eine wahre Sehnsucht, sie einmal wieder tüchtig zanken zu hören."

Kaum hatte er dies gesprochen, als das wilde Weib einen so übergewaltigen Jubelschrei ausstieß, daß die Felsen erzitterten, und Peter weithin zurückflog.

„Das war ja der Haken!" rief sie mit strahlenden Augen, „der nun entfernt ist: wir durften nicht heirathen, bis sich ein Mensch fände, der sich aus vollem Herzen eine zankende Frau wünscht. Das war doch gewiß eine schwierige Bedingung; ja, es schien fast unmöglich und ist nun dennoch erfüllt. Und jetzt komm, Du guter Kerl, Dein Wunsch soll erhört werden."

Und sie nahm ihn auf die Schultern und fuhr mit ihm hinab.

Dort füllte sie ihm eigenhändig die riesige Kiepe und alle Taschen mit Diamanten und anderen edlen Steinen, denn Gold fand sie zu ruppig; und als nichts mehr hinein ging, gab sie ihm einen Becher von dem unterirdischen Weine, der einen so überherrlichen Duft ausströmte: vor solchem süßen Geruche hielt sein Ekel nicht Stand, er konnte trinken und that's. Und siehe, wie ein holder Feuerstrom floß es ihm durch die Glieder, und eine wonnige Lebenslust schwellte seine Adern.

„So," sagte das wilde Weib, „fortan wirst Du Alles wieder trinken mögen, was sonst Deiner Seele lieb gewesen ist; und die Weiber werden Dir gefallen, vielleicht mehr, als Dir lieb ist; damit dies recht geschehe, mußt Du freilich von mir einen Kuß hinnehmen, der Dich dazu wieder befähigen wird."

Peter erschrak, er wagte jedoch nicht, etwas dawider zu sagen.

„Aber nun komm an die Oberwelt," fuhr sie fort, „denn ich erwarte bald meinen Bräutigam, und der könnte am Ende eifersüchtig werden, so ein hübscher Bursche, wie Du bist, und Dich windelweich prügeln. Und das sollte mir um Dich leid sein, da Du mir so viel Liebes und Gutes gethan hast."

Und sie nahm ihn ohne Weiteres und trug ihn zusammt der schweren Kiepe den Schacht hinauf; oben schnaufte sie aber doch etwas. Als sie wieder vollen Athem hatte, gab sie ihm einen ungeheuren Kuß, wie er so etwas noch nicht erlebt hatte und davon er mehr als einen gar nicht ertragen hätte, und sagte: „Lebewohl! Und grüße Deine Frau!"

Damit verschwand sie in der Tiefe.

Als nun jedoch Peter seine Kiepe aufhucken wollte, erfand sich's, daß sie bei Weitem zu schwer war; er konnte sie nicht einen Finger breit von der Stelle bewegen. Da blieb ihm nichts übrig, als sie einstweilen stehen zu lassen, um später aus ihr seine Taschen zu füllen. Als er aber nachher wieder kam, war sie mit allen Schätzen verschwunden, und aus dem Innern des Berges ertönte ein dröhnendes Lachen wie unterirdischer Donner. Da verging ihm der Muth, sich weiter darum zu bemühen. Auch grämte er sich nicht lange. „Was soll mir der Bettel?" sprach er zu sich. „Ich hab' auch so genug. Auf ein paar lumpige Milliarden kann's gar nicht mehr ankommen. Die Hauptsache bleibt mein lustiges Leben."

Das hatte er fortan wieder und lebte mit seiner Frau in der alten Weise in häufigem Unfrieden. Aber sie versöhnten sich immer wieder; und es gibt Leute, die der Meinung sind, ein Wechsel der Dinge sei dem Glücke des Menschen gemäßer als ein träges Gleichmaß der Ruhe.

Von dem wilden Weibe und dem wilden Manne will man glauben, daß sie sich in der Ehe noch viel heftiger prügeln als vorher im Brautstand: erstens liegt's in der Natur der Sache, und zweitens hört man zu oft ein fürchterliches Toben da oben in den Bergen und findet gefallene Bäume als Zeugen ihrer ehelichen Freuden.

Aus der Musikwelt.

[Nachdruck untersagt.]

1. Hans von Bülow. Briefe und Schriften. V. Briefe von Hans von Bülow. Herausgegeben von Marie von Bülow. Vier Bände. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1900.
2. Zwei Menschenalter. Erinnerungen und Briefe. Herausgegeben von Adelheid von Schorn. Berlin, S. Fischer. 1901.
3. Heinrich Marschner. Von Georg Münzer. Berlin, „Harmonie". 1901.
4. Moderne Musikästhetik in Deutschland. Historisch-kritische Uebersicht von Paul Moos. Leipzig, H. Seemann Nachf. 1902.

Wer nicht gerade den Mimen des Concertsaals Kränze flechten will, der wird eine Rückschau auf die musikalischen Ereignisse des letzten Winters kaum mit vergnügten Sinnen vornehmen. Denn die Ausbeute an neuen, beachtenswerthen Werken ist außerordentlich gering. Die Neuaufführungen der Berliner Königlichen Oper verdienen kein Wort; von Chorwerken wären allein Urspruch's „Frühlingsfeier", die der Philharmonische Chor, und das „Passionsoratorium" von Woyrsch, das der Stern'sche Verein aufführte, zu bemerken. Und wie viel unbekannte Instrumentalcompositionen auch Richard Strauß ans Licht gezogen hat, so wenig künstlerisch Erfreuendes war darunter. Georg Schumann's Orchester-Variationen mochten das Hervorragendste sein.

Je tiefer der Durchschnitt des musikalischen Schaffens ist, um so mehr pflegt die Literatur über die Musik anzuschwellen. In der That kann man sich jetzt kaum des Andranges von Schriften erwehren, die Berufene und noch mehr Unberufene über ästhetische und historische Fragen, über Sachliches und Persönliches unserer Kunst herausgeben. Einiges Wichtige davon will ich näher betrachten, und zwar hauptsächlich documentarische Veröffentlichungen, die durch den Werth des Materials selbst reden, da doch über Streitschriften wiederum zu streiten wenig Zweck hat. Denn: „Bekehren thut man Keinen — Ueberleben heißt die Parole."

Diese Worte stehen in Hans von Bülow's Briefen, im vierten Bande, der den ereignißvollsten Abschnitt seines Lebens umfaßt, einen Abschnitt, reich an künstlerischen Thaten, reicher noch an Kränkungen und Bitternissen aller Art.

Bülow war Ende 1864 als „Vorspieler des Königs" nach München übergesiedelt, übernahm aber bald auch die Einstudirung und Leitung Wagner'scher Opern. Die ersten Briefe handeln von den Unruhen der Umzugszeit, erzählen, wie der junge König Tag und Nacht Staats- und Völkerrecht „büffeln" muß, wie er noch wenig Lust zu haben scheint, allgemein musikalisch zu werden, nur für Wagner's Musik Sinn und Neigung hat, und wie Wagner und Bülow sich bemühen, dieser Exclusivität ein Ende zu machen. Bülow war sich der Schwierigkeiten, die seiner in München warteten, wohl bewußt; „aber," so schrieb er, „Wagner bedarf meiner persönlich und sachlich. Der herrliche, tiefernste und unglaublich entwicklungsfähige junge Monarch, der ihn in der elften Stunde gerettet — und

mit ihm nach meinem Gefühle, ein wesentliches Stück Unsterblichkeit deutschen Geistes — er zog mich mit mächtiger Sympathie in seine Nähe."

Kämpfe und Schwierigkeiten ließen nicht auf sich warten. Die Augsburger „Allgemeine Zeitung", von der Bülow meint, sie hieße besser im Superlativ die „Allergemeinste", der „Bayerische Courier" und andere Blätter, namentlich ultramontaner Richtung, eröffneten ihre Angriffe auf Wagner und seinen Münchener Anhang. Gegenerklärungen Bülow's stopften den Schreiern den Mund, der Sturm ließ nach, und die künstlerische Arbeit nahm ruhigen Fortgang. „Es geht drollig her. Ich dirigire die Wagner'schen Opern, trotzdem der Componist anwesend ist und Franz Lachner Generalmusikdirector, und — kein Mensch wundert sich darüber, weder im Publicum noch im Orchester- und Theaterpersonal." Die Hauptthat des Jahres 1865 war die Aufführung von „Tristan und Isolde" mit dem Ehepaar Schnorr. Bald danach begannen die Wühlereien und Hetzereien aufs Neue, und im December gab der König dem Drängen des „Volkes", wie es hieß, nach, und ließ Wagner von sich ziehen. Cornelius seufzt: „Das war ein Wagner-Jahr! Kampf zu Anfang und Ende — Tristan und Schnorr's Tod in der Mitte! Ich betrachte es als ein Glück für Wagner, da für sein Auskommen wohl gesorgt ist, daß er diesem Boden entrinnen durfte."

Bülow blieb, aber nicht lange mehr. Er war jetzt allein das Object aller Angriffe, und als ihm das Treiben zu toll wurde, da verklagte er einen der Haupträdelsführer wegen Ehrenkränkungen, verließ München und ging vorläufig zu Wagner nach Triebschen (Juni 1867). Der König gab ihm volle Genugthuung in einem Briefe, den Frau von Bülow abdruckt.

Er erklärt hier: „Da Mir Ihr uneigennützigstes, ehrenwerthestes Verhalten, ebenso wie dem musikalischen Publicum Münchens Ihre unvergleichlichen künstlerischen Leistungen bekannt geworden; — da Ich ferner die genaueste Kenntniß des edlen und hochherzigen Charakters Ihrer geehrten Gemahlin . . . Mir verschaffen konnte, so bleibt Mir das Unerklärliche jener verbrecherischen, öffentlichen Verunglimpfungen zu erforschen übrig, um, zur klaren Einsicht des schmachvollen Treibens gelangt, mit schonungslosester Strenge gegen die Uebelthäter Gerechtigkeit üben zu lassen." Die Vertreibung Wagner's und Bülow's bleibt für München ein untilgbarer Schandfleck. Denn es handelte sich hier nicht um abweichende künstlerische Anschauungen, sondern allein um verleumderische Verdächtigungen, um ein systematisches Beschmutzen von Ruf und Namen. Dafür ist das Prinz-Regenten-Theater die gerechteste Strafe!

Bülow war Anfangs unschlüssig, wo er seinen dauernden Wohnsitz aufschlagen sollte. Er plante eine Niederlassung in Mailand oder Florenz, und suchte Alexander Ritter zur Theilnahme zu bewegen, entschied sich aber am Ende für Basel, wo er Claviercurse einrichtete, Concerte gab, und von wo er Abstecher nach Mühlhausen machte, um französische Vorträge am Clavier zu halten. Es ist bekannt, wie Bülow in späteren Jahren zu Brahms stand. Eine Bemerkung aus dieser Zeit über Brahms'sche Musik entbehrt deshalb nicht eines gewissen Reizes. Er schreibt an Raff: „Kiel's Trio ist nicht übel und hat auch ganz gut gefallen. Weiß der Teufel — der Mensch ist mir viel sympathischer wie Brahms, dessen sämmtliche Werke ich einmal eine Woche lang zu Hause gehabt und wirklich ohne Vorurtheil gründlich angesehen habe. Schlußeindruck: ich danke — das ist für mich keine Musik. Es verlangt mich nach Haydn."

Etwa ein halbes Jahr dauerte der Aufenthalt in Basel, dann wurde Bülow mit allen Ehren nach München zurückberufen. Schon im December war er vom König zum Capellmeister in außerordentlichen Diensten („also Capellmeister in partibus infidelium") ernannt, im Mai 1867 trat er seine neue Stellung an, und im October übernahm er die Leitung der neu gegründeten Musikschule. Unter unsäglichen Schwierigkeiten verwaltete er beide Aemter. Auf der einen Seite machte ihm der König das Leben schwer, indem er die Besetzungsverhältnisse und die

Aufführungsfolge der Opern oft nach plötzlichen Wünschen bestimmte und umstimmte; auf der anderen Seite hatte er mit activen und passiven Widerständen in der Capelle zu kämpfen, und statt der geplanten Musteraufführungen kamen oft genug „Musterproben zu Schusteraufführungen" zu Stande. Die da geglaubt hatten, Bülow werde in München eine Art Protectionsanstalt für Parteigänger Wagner's und der Neudeutschen einrichten, sahen sich gründlich getäuscht. An Emil Bock wendet er sich einmal fast unwirsch: „Sprechen Sie mir nicht mehr von Parteisache. Kein Künstler hat zu seinem eigenen Nachtheil so viel Gerechtigkeit praktisch geübt wie ich, und jetzt, da ich zu commandiren habe, bin ich noch weit objectiver als früher, wo ich Opposition zu üben gezwungen war, nicht gegen Tradition, sondern gegen Schlendrian, gegen Intoleranz, ja gegen Coterie. Mein künstlerisches Thätigkeitsprincip ist bonapartistisch: Zerstörung der alten und neuen Parteien. Die Partei, für welche ich Propaganda mache, ist die der Leute, die was können und leisten."

Mit der Aufopferung aller verfügbaren Kraft, ja seiner Gesundheit, mit einer Hingabe an die Sache, wie sie Bülow in allen Lagen bewunderungswürdig erwiesen hat, erfüllte er auch hier seine vielfältigen, aufreibenden Pflichten und gab über die Pflichten hinaus aus seiner reichen Natur noch dona superaddita, indem er Kammermusik spielte, Clavierabende veranstaltete und Orchesterconcerte dirigirte.

Das ging bis in den Sommer 1867. Da war es mit seiner geistigen und körperlichen Kraft zu Ende. Zudem hatte ihn Ueberdruß an der officiellen Münchener Thätigkeit erfaßt. „Meine Position hier beruht auf schiefer Basis — das Datum war eben doch das Mißverständniß, als sei ich ein kleiner Günstling des großen Günstlings. Den unerbittlichen Gesetzen der Thatsachen gemäß mußte dieses Mißverständniß sich in allen Relationen weiter reproduciren." Und dann kam der härteste Schlag: „Meine Frau hat sich von mir getrennt und mit den Kindern dauernd in der Schweiz niedergelassen," meldete er lakonisch Hans von Bronsart. Innerlich zerrieben, legte er seine Aemter nieder und verließ im August München, um in Italien, in Florenz, wo er in Frau Jessie Laussot eine ergebene Freundin hatte, ein neues Leben zu beginnen.

Als Bülow nach Basel siedeln wollte, äußerte er: „Obwohl ich mich niemals verschweizern könnte, finde ich dennoch, daß die Eidgenossenschaft eine ganz schöne geographische Einrichtung ist, gerade für einen Deutschlandmüden Germanen, der eigentlich weder Talent noch Neigung besitzt, sich zu romanisiren." Und doch war er jetzt mit allen Kräften an diesem Romanisirungswerk thätig. Man weiß nicht, soll man mehr staunen über diesen eisernen Willen, der den geschwächten Körper zum Gesundwerden zwingt, oder über die Elasticität dieses Geistes, der, die italienische Sprache sich im Ueberfall erobernd, in fremder Luft rasch wieder aufschnellt und heimisch wird.

Gegen das Vaterland, das ihm so übel mitgespielt, hat er jetzt einen krankhaften Haß, zu Italien eine in demselben Maße gesteigerte Liebe. Zwar sagte er zu Frau Laussot: „Sie haben Unrecht, mich für antideutsch zu halten. Theoretisch bin ich sehr vaterländisch — praktisch möchte ich es zu sein nicht genöthigt werden." Aber doch bricht bei jeder Gelegenheit seine Mißstimmung gegen Deutschland hervor. Er schwärmt auf einmal für Beethoven's Cis-moll-Sonate, weil sie einer Italienerin gewidmet ist und meint: „In Deutschland hätte ich diese Sonate nie spielen gelernt, glauben Sie mir!" Seine Augen werden antigothisch; von einem Marchese urtheilt er, er sei eigentlich ein Leimsieder und verdiente sein Landsmann zu sein; eine Schülerin Buonamici's nennt er eine „anima pur troppo germanica" und dergleichen mehr. Frau von Bülow sucht das fein zu entschuldigen bei Gelegenheit der Agitation gegen Bülow in Mailand: „Wieder einmal mußte der Patriotismus als Deckmantel dienen für geschäftliche Interessen, kleinlichen Neid und Aehnliches mehr. Dieser Fall hat sich in Bülow's Künstlerlaufbahn einige Male und zwar stets unter auffallend gleichen Symptomen wiederholt, so daß theilweise auch darin eine

Erklärung liegt für seine Antipathie gegen das oft so mißbrauchte Wort und schließlich auch gegen den Begriff selbst." Das mag schon gelten. Immerhin thut es einem guten Deutschen weh, zu sehen, wie einer von Deutschlands besten Söhnen sich so verirrt. Lichtblicke sind Bülow's Aeußerungen über Bismarck. Mit schwärmerischer Verehrung, die öfter in helle Flammen aufschlägt, sieht er zu diesem modernen Helden empor. Schon 1866 schreibt er der Mutter: „Laß mir die kleine Genugthuung, daß ich, bevor er Minister war, aus einem wunderbaren Instinct in ihm den guten Engel Preußens und Deutschlands erkannt habe. Mich beruhigt's sehr, ihm so ganz blind vertrauen zu können." Und immer wieder kommt er auf ihn zurück, und hängt ihm auch dann noch an, als er sich gegen Napoleon wendet, den Bülow als Politiker und Menschen hochschätzte.

Sein Herz wacht wieder auf — Donna Elvira, Giulia — seine „Trümmerexistenz" wächst wieder zu einem Ganzen zusammen; er spielt und wird bewundert, er unterrichtet und wird geliebt. Doch es ist ein gezwungener, verzerrter, hysterischer Humor in Allem, was er schreibt.

Vielleicht gibt folgende Bemerkung Bülow's den Schlüssel zu manchen Sonderbarkeiten seines Lebens: „Es ist ein altes Pech von mir, für picanter und ironischer gehalten zu werden als ich es meiner Natur nach bin. Letztere ist eigentlich sentimental. Aus Sentimentalität war ich zur Zeit rother Republikaner, aus Sentimentalität Bonapartist, aus Sentimentalität entsprang meine kleine Neigung zu den bayerischen Ultramontanen u. s. w."

Ein besonderes Capitel der Briefe bilden die kurzen Notizen über die Gräfin Dönhoff, geborene Prinzessin Camporeale, die eine vortreffliche Clavierspielerin war. „Viel Talent," urtheilt Bülow damals, „leider ist die reizende Neapolitanerin schon etwas berolinisirt! und hat musikalische — Vorurtheile von der neuen Heimath, meiner alten, eingesogen." Er trifft die „Vezzosissima rappresentante del suo paese elettivo" wieder in Wien, frühstückt mit ihr, läßt sich im Beisein der „reizenden Minghettina" photographiren. Diese Dame steht jetzt an der Spitze der Berliner Gesellschaft: es ist die Gemahlin unseres Reichskanzlers.

Am Schluß des Bandes steht ein kurzer Briefwechsel zwischen Bülow und Friedrich Nietzsche, mit einer grausamen Kritik Bülow's über ein Clavierstück des Dichter-Philosophen. Fast demüthig antwortet Nietzsche. Es zeugt gewiß für den Freimuth seines Geistes — wenn es dafür der Zeugnisse noch bedürfte — daß er Bülow nach dieser herben Aburtheilung nicht grollte, sondern ihn vielleicht gar noch höher schätzte.

Eine Art Ergänzung dieser Briefsammlung ist das Buch von Adelheid von Schorn. Bieten die Bülow-Briefe werthvolles Material für die Biographie ihres Schreibers, R. Wagner's und für die musikalische Zeitgeschichte überhaupt, so stehen im Mittelpunkt der „Zwei Lebensalter" Liszt und die Fürstin Wittgenstein, Persönlichkeiten also, die mit jenem anderen Kreise eng zusammen hängen. Adelheid von Schorn ist die Tochter des bekannten Kunsthistorikers L. von Schorn. Sie war in Weimar durch ihre Mutter, eine geborene Freiin von Stein, eine Frau von hervorragenden Herzens- und Geistesgaben, mit Liszt und seiner Umgebung eng bekannt geworden, und sie verstand es, nach dem Tode der Mutter die Fäden dieser Beziehungen mit liebevoller Hand weiter zu spinnen.

Briefe Liszt's sind vielfach veröffentlicht worden, auch die an die Fürstin Wittgenstein; Briefe der Fürstin erscheinen hier, so viel mir bekannt ist, zum ersten Mal in größerer Anzahl. Alle sind von Rom aus geschrieben, einige an die Mutter der Herausgeberin, Henriette von Schorn, die meisten an diese selbst, gewöhnlich in einem wunderlichen Gemisch von Französisch und Deutsch.

Es darf daran erinnert werden, daß die Trauung zwischen Liszt und der Fürstin bereits festgesetzt war, daß der Papst seine Einwilligung ertheilt hatte, und daß diese Einwilligung am Tage, da der Act stattfinden sollte, plötzlich zurückgezogen wurde. Als 1864 Fürst Wittgenstein starb, hätte der Vereinigung des

Liebespaares nichts mehr im Wege gestanden, aber nun wurde von keiner Seite ein Schritt gethan, sie herbei zu führen. Die Welt, die Antheil an diesen Ereignissen nahm, ist nicht recht ins Klare gekommen über die Ursachen des Verzichtes. Jetzt scheint aus den Briefen der Fürstin einiges Licht in die Tiefen dieser Angelegenheit zu fallen. Ich citire eine Stelle, und zwar, ohne sie zu übersetzen, um die eigenthümliche Wirkung des Sprachwechsels nicht zu stören: „Des croix — des peines! — qui n'en a? Et vous le dirais-je? Il fut un moment, ou je fus saisie d'une sorte de terreur superstitieuse, lorsqu'il fallut en quelque sorte arracher a la Destinée une dernière Victoire. Je me dis: Alles kann man doch nicht haben! Et il ne suffit pas de jeter comme Polycrate un anneau insignifiant en proie au sort. Le sort le renvoie avec mépris. — Le sort veut son tribut de toute destinée, et quand elle se refuse à le lui payer, elle le lui impose, car elle a toujours la Mort, la Maladie, et tous les maux à ses ordres. Il me semble que ça serait une témérité — Alles zu wollen! — et plutôt que de perdre, j'ai renoncé! — — Mais c'était la douleur qui formait la rançon! — Damit will ich nicht sagen, daß Anderes nicht auch mitgespielt hat. Nach einem so complicirten Drama kann die Lösung nicht einfach sein! Sieg und Schmerz müssen alterniren! — Der liebe Gott aber lindert den Schmerz, wenn man über den Sieg nicht übermüthig wird!" Also war doch im Grunde eine Art abergläubischer Scheu die hauptsächlich hindernde Kraft.

Daß die Fürstin nie ganz überwunden hat, geht aus vielen der Briefe hervor. Im November 1867 schreibt sie z. B.: „Certaines douleurs restent toujours inconsolées — Das Herz blutet für immer — la blessure ne se cicatrise jamais! Mais Dieu donne les forces de vivre!" Und ganz zuletzt noch spricht sie von brennenden, unheilbaren Wunden.

Ihre zärtliche Sorge für Liszt war unerschöpflich. War er in Weimar, so dirigirte sie von Rom aus heimliche Anweisungen für seine Behandlung, so an Henriette von Schorn: „Il aura un nouveau domestique . . . Ils ne sauront pas du tout s'arranger à eux deux, impratique, comme est Liszt, et cela m'inquiète un peu. — Enfin je suis sure que vous serez assez bonne pour vous y intéresser un peu et veiller à ce que sa santé ne souffre pas du froid, après tant d'hivers passés en Italie, et qu'il soit bien nourri." Ganz besonders in der späteren Zeit, in den siebziger und achtziger Jahren, wird sie nicht müde, Adelheid zur Achtsamkeit für Liszt's Wohl sanft zu mahnen." „Erlauben Sie nur nicht, daß er sich von den Menschen zerfleischen läßt. Er soll sich nur ausschlafen — und auch seinen Mittagsschlaf ruhig haben. Sprechen Sie ihm nicht davon, car cela l'agace; mais faites un complot avec son Hongrois, pour qu'il reponde ganz dreist: Herr Doctor schläft! Ce mot qui surprenait tellement le pauvre brave Hoffmann (von Fallersleben). Er konnte nicht begreifen, warum Herr Doctor immer schlief." — „Wird seine Gesundheit nicht darunter leiden?" ist immer die erste Frage, wenn er sich einer neuen Strapaze unterzieht. „Bitte, lassen Sie ihn nur recht ausruhen nach so viel Unruhen!" „Glaubt Liszt's Arzt, daß er dieselbe Krankheit wieder bekommen könnte? Wäre sie gefährlich?" So geht es immerfort.

Ueber Liszt und die Frauen wird von der Fürstin auch Manches gesagt. Das treue Herz hatte für sich selber auf Glück verzichtet, aber mit Schmerz sah sie doch das Treiben gewisser „schöner Sirenen" um ihn an, und fast angstvoll bittet sie Adelheid: „Parlez moi un peu de tout le froufrou que vont faire les belles dames, qui s'abattront comme les Junons et les Muses sur les tranquilles prairies de l'Ilm!" Volle Erkenntniß seines Wesens zeigt folgende Bemerkung: „Seine Seele ist zu zart, um ohne Frauenverkehr zu bleiben — er muß in seiner Gesellschaft Frauen haben — und sogar mehrere, wie er in seinem Orchester viele Instrumente, mehrere reiche Klangfarben braucht. Leider gibt es so wenig Frauen, die das sind, was sie sein sollten — klug und gut —, seinem Geist entsprechend, ohne eine frevlerische Hand auf Saiten zu legen, die, wenn sie ertönen, immer schmerzlich

nachklingen. Es ist mir manchmal so traurig zu Muthe, wenn ich denke, wie sehr verkannt er am Ende bleiben wird. Seine Triumphe erscheinen vielleicht späteren Zeiten als Bachantenzüge, weil sich einige Bachantinnen hineingemischt haben."

Die Herausgeberin selbst spricht über diese Art von Lisztverehrerinnen auf S. 237 ein kräftig Wörtlein, das ihr gedankt sein soll.

Wie sehr die Fürstin Liszt's künstlerische Thätigkeit beeinflußt hat, war schon aus Liszt's Briefen an sie zu erkennen. Hier tritt dies noch mehr zu Tage. Zu Adelheid spricht sie sich einmal ganz unbefangen darüber aus, wie sie Liszt zum Componiren angehalten. Zwölf Jahre lang habe sie mit ihrer Arbeit immer bei ihm im Zimmer gesessen, um ihn anzuregen, sonst habe er nie componirt. Alles, was die Weimarische Periode bezeichnet, sei auf diese Art entstanden. An Genie habe es ihm nicht gefehlt, aber an Sitzfleisch und Fleiß, an Ausdauer. Wenn Niemand ihm dabei hülfe, so könne er nicht schaffen, und wenn er fühle, daß er nicht könne, so griffe er zu aufregenden Mitteln. Die Fürstin war die Triebfeder zu Liszt's Eintritt in den geistlichen Stand, zu seiner Einkleidung als Abbé, denn sie erstrebte für ihn die Stellung eines Dirigenten der päpstlichen Capelle. Der Papst merkte natürlich bald, daß die Tendenzen von Liszt's religiöser Musik mit den Ansprüchen der katholischen Kirche in Zwiespalt lagen, und so wurde diese ganze Angelegenheit in Stillschweigen begraben.

Adelheid von Schorn meint, Liszt habe sich hierbei passiv verhalten, da er selbst am besten wußte, daß er als Abbé Weltmann geblieben war. Das bestätigt Hans von Bülow, der in seinen Briefen einmal hinwirft, sein Schwiegervater sei ihm äußerlich zu viel, innerlich zu wenig Abbé.

Der Fürstin war dies sehr schmerzlich, denn sie suchte Liszt's Kunst ganz für die Kirche zu gewinnen. Auf seine früheren Werke legte sie wenig Werth, sein Ruhm sollte sich an die Kirche knüpfen, und so drängte sie ihn immerfort zum Componiren geistlicher Werke.

Aber Liszt konnte nicht immer schöpferisch thätig sein, und konnte sich auch nicht immer in religiöse Stimmungen einspinnen, dazu hatte er der Welt und die Welt ihm zuviel zu sagen. Und so kam es oft zu Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und der Fürstin, niemals aber zu wirklichem Zwist; dazu hingen die beiden großen Menschen, die bei aller Klugheit große Kinder waren, herzlich und seelisch viel zu fest zusammen.

Graf Geza Zichy hatte Liszt für den Sommer 1882 zu einem Landaufenthalt eingeladen, damit er in aller Stille arbeiten könne. Damals machte Liszt von dem Anerbieten keinen Gebrauch, aber ein andermal war er Gast in dem für ihn bestimmten Häuschen, und Graf Zichy bekannte selbst, daß dies für Liszt nicht das Geeignete war. „Liszt war in seinem Leben so wenig auf dem Land gewesen, er war so gewohnt, immer Menschen um sich zu haben, *er hatte so wenig Sinn für Natur*, daß er sich in seinen alten Tagen nicht mehr daran gewöhnt hätte."

Ich wüßte nicht, was bezeichnender für Liszt wäre, als diese einfache Thatsache. Auf der einen Seite die Unfähigkeit, Natur aus erster Hand zu genießen, sich still in die Sprache des lebendigen Erdreiches zu versenken; auf der anderen Seite die große Bewunderung für die pathetische Phrasenwelt der Kaulbach'schen Wandgemälde. Genau diese Zusammensetzung seines Wesens spiegelt sich mir aus Liszt's Compositionen wider.

Die Briefe der Fürstin müssen im Zusammenhang gelesen werden, dann spürt man erst recht den starken Gefühlsstrom, der sie durchfließt. Ein reiches, überreiches Herz, das sich nicht genug thun kann im Austheilen von Liebe. Die echteste, tiefste und reinste Frömmigkeit tritt aus jedem einzelnen Erguß so strahlend hervor, daß sie, meine ich, selbst auf Ungläubige wirken müßte. Nichts von Duckmäuserei und frömmelnder Selbstbespiegelung, sondern wahrhaftige Religionsempfindung, die nur einen Zweck hat: dem Höchsten in Demuth zu dienen. So ist durch die Veröffentlichung dieser Briefe einem verehrungswerthen Charakter ein würdiges Monument gesetzt worden.

Die Schrift Georg Münzer's bildet einen Band der von Heinrich Reimann herausgegebenen Reihe „Berühmte Musiker". Es wird hier zum ersten Mal eine zuverlässige Biographie Marschner's geboten, die um so willkommener ist, als nach und nach das Bild des Künstlers zu verblassen droht. Wir hängen mit seinem Schaffen lebendig nur noch durch den „Hans Heiling" zusammen, der gewiß noch für einige Jahrzehnte seine Wirkung ausüben wird. Alles Andere kommt nicht mehr in Betracht. Das ist bedauernswerth, aber nicht zu ändern, denn es wird bedingt durch Marschner's Natur. Es fehlte ihm jegliches Urtheil über Werth oder Unwerth eines Opernstoffes, über Werth oder Unwerth seiner scenischen Gestaltung. Blind griff er zu und schuf ein Meisterwerk, wenn er zufällig einen Meistertext erwischte, wie den Heiling; oder Mittelgut und weniger als das, wenn der Text eine Schablone war, wie in den übrigen Werken. Eins und das Andere pflegt überall hervorzuragen, sei es durch den Reiz der reinen melodischen Erfindung oder durch die Kraft des charakteristischen Ausdrucks. Ein Ganzes haben wir nur noch im Heiling.

Münzer schildert Marschner's Jugendgeschichte mit großer Treue und ausführlicher als es sonst geschehen ist. Wir bekommen dadurch namentlich einen Einblick in sein Leben in Preßburg. Gestützt auf die Kenntniß eines sehr großen Materials an Briefen und Documenten zeichnet er dann die Dresdener, Leipziger und Hannover'sche Zeit, setzt Marschner's Verhältniß zu seinen Vorgängern und Nachfolgern mit sicherem Urtheil aus einander, und bespricht seine Werke mit so viel unparteiischer Zurückhaltung, wie das in der Lebensbeschreibung eines Künstlers, die ja immer ein wenig panegyrisch verlaufen wird, nur möglich ist. Betreffs der Werthschätzung des „Bäbu" bin ich allerdings wesentlich anderer Meinung als Münzer. Ich habe mir diese Oper mehrmals durchgelesen, weil auch Philipp Spitta große Stücke auf sie hielt; aber ich kann sie beim besten Willen nicht für ihre Zeit bedeutend oder gar jetzt noch lebensfähig finden. Der Text ist unmöglich durch seine Albernheit, und in der Musik finden sich die „Süßlichkeiten und Oberflächlichkeiten", die auch Münzer zugibt, so vielfach, daß sie bei einer Aufführung sicherlich gefährlich werden dürften. Jene Mängel mit dem Hinweis auf das „leichtere Genre der komischen Oper" zu entschuldigen, geht wohl nicht an; denn in Bezug auf künstlerische Vollendung darf doch eine komische Oper gewiß nicht unter einer ernsten stehen, das hieße, der ganzen Art eine tiefere Stellung anweisen, und die Zeiten, wo man den Kunstwerken nach ihrem Inhalt eine Rangordnung gab, sind ja hoffentlich vorüber.

Wie alle Biographien dieser Sammlung ist auch der „Marschner" reich mit Bildern und Notenbeispielen ausgestattet. Mit Notenbeispielen für meinen Geschmack sogar überflüssig reich.

Ein Musikbeispiel kann unter Umständen aufklärender wirken, als viele Worte, wenn es sich darum handelt, eine frappante Modulation anschaulich zu machen, einen besonderen Effect zu zeigen, wie denn R. Heuberger in seiner recht guten, ebenfalls im Verlag der „Harmonie" erschienenen Schubert-Biographie gewisse Eigenthümlichkeiten von Schuberts Claviersatz sehr bündig auf diese Art erläutert. Das Musikbeispiel kann aber niemals künstlerische Eindrücke übermitteln. Wenn Münzer, „um einen Begriff von Marschner's damaliger Schreibart zu geben," einige Male drei und vier Tacte von Instrumentalstücken oder Liedern abdruckt, so wird dadurch die Methode selbst glänzend ad absurdum geführt. Ueberhaupt treibt man heutzutage mit Musikbeispielen in Vorlesungen und Abhandlungen einen bösen Unfug. Doch das ist ein langes Capitel und zur Erörterung in diesem Zusammenhang nicht geeignet.

Zu einem Punct der Marschnerbiographie kann ich einen kleinen Beitrag liefern. Münzer bemerkt sehr richtig, daß Marschner nach seinem Kopenhagener Besuch keinen festen Antrag von dort bekommen habe, und fügt hinzu, daß erst 1840 ernstere Verhandlungen zwischen ihm und Kopenhagen (behufs Uebernahme

der Hofcapellmeisterstelle) geschwebt hätten. Dieser letzte Satz bedarf einiger Einschränkung. In einem Brief vom 20. November 1841 schreibt Marschner dem ihm befreundeten dänischen Componisten J. P. E. Hartmann: „Ich komme jetzt zur Beantwortung des zweiten Hauptpunktes Ihres Briefes, nämlich wegen der Besetzung der Capellmeisterstelle in Kopenhagen. Was Sie mir darüber schreiben, ist sehr gütig und schmeichelhaft. Ist Ihr kunstsinniger König Willens, die so lange vakant gebliebene Stelle eines Capellmeisters durch eine deutsche Kunstnotabilität zu besetzen, so ist das für deutsche Kunst und ihre Priester eine ebenso ehrende als schmeichelhafte Anerkennung. Daß er aber die Wahl einem Comité von Kennern überläßt, ist eine Unparteilichkeit, die seiner Gerechtigkeit die höchste Ehre bringt. Unter einem solchen König muß man glücklich leben können, und deshalb, fiele die Wahl der Wähler auf mich, würde ich mich keinen Augenblick besinnen, dieselbe anzunehmen, vorausgesetzt, die Bedingungen dabei sowie die ganze Stellung wären der Art, daß sie nicht nur Ersatz, sondern wesentliche Vortheile böten. Wer in seinem Vaterland eine ehrenvolle und ersprießliche Stellung einnimmt, kann nur durch wesentliche Vortheile zu seinem und der Seinen Besten bestimmt werden, dieselbe aufzugeben und eine neue Heimath in einem fremden Lande suchen, wo ihn leicht Neid, Mißfallen oder andere Unannehmlichkeiten erwarten können, die er weder erwartet noch verdient hat . . . . . Wer wird sein Vaterland, seine ehrenvolle und ersprießliche Stellung einer prekären fünfjährigen Probeanstellung aufopfern? Gewiß Niemand, dessen Stellung der meinigen gleicht. Ich würde ja der leichtsinnigste und gewissenloseste aller Familienväter sein, wollte ich eine lebenslängliche Anstellung mit Pension für mich und die Meinigen mit Aussicht und Einfluß auf das spätere Fortkommen meiner Kinder gegen eine ungewisse, nur fünfjährige, und wenn auch noch so lucrative Anstellung vertauschen. Darauf kann ich also natürlicher Weise nicht eingehen. Bin ich aber so glücklich, daß die Wahl auf mich fällt, geht man von der fünfjährigen Probeanstellung ab, und ist der mir zu machende Antrag derart, daß ich mich in Kopenhagen glücklich und behaglich fühlen kann, so werde ich mich dadurch nicht nur sehr geehrt fühlen, sondern auch gern und mit dem besten Willen Alles zu leisten, was ich vermag, zu Ihnen kommen."

Es geht hieraus hervor, daß Hartmann bei Marschner unter der Hand angefragt hatte, ob er unter gewissen Bedingungen diese Stellung auf Probe antreten würde. Auf Marschner's Antwort ist offenbar kein neues Angebot erfolgt, wenigstens nicht in den von ihm gewünschten Formen; denn sonst würde er gewiß nicht gezögert haben, seine keineswegs angenehme Stellung in Hannover aufzugeben und nach Dänemark überzusiedeln. Die Hofcapellmeisterstelle erhielt 1842 Franz Gläser, ein Deutschböhme, dessen Oper „Des Adlers Horst" eine Zeit lang ziemlich viel aufgeführt wurde, und 1861 trat, wie bekannt, Niels Gade an seinen Platz.

Mit wirklicher Freude habe ich das Erscheinen der „Modernen Musikästhetik" von Paul Moos begrüßt, und mit mir gewiß viele Andere. Der Musiker oder Musikfreund, der sich über die Ursachen der Wirkung seiner Kunst unterrichten will, der Musikhistoriker, der die Entwicklung der Musikästhetik überschauen möchte, sie Alle können nicht immer bis zu den Quellen hinab steigen und umständlich nachlesen, was die Philosophen der neueren Zeit über das Wesen der Musik gedacht haben. Abgesehen von der Schwierigkeit, die einzelnen Werke jeder Zeit zu erlangen, abgesehen von dem ungemeinen Aufwand an Zeit, der für das Studium umfänglicher Schriften nöthig wäre, so würde auch die Lectüre der verschiedenen Systeme, die sich oft genug schroff gegensätzlich zu einander verhalten, auf den, der nicht von Berufswegen Philosophie betreibt, eher verwirrend als aufklärend wirken. Es bedarf hier eines kundigen Führers, der von gesichertem Standpunkte aus die Fülle der Meinungen betrachtet, beurtheilt, sondert.

Ein solcher Führer fehlte bis jetzt, denn H. Ehrlich's oberflächliches Buch „Die Musikästhetik von Kant bis auf die Gegenwart" wird man nicht ernst nehmen

wollen; und ein solcher Führer ist Paul Moos nun geworden. Er zergliedert kritisch die Gedankengänge der bedeutendsten Aesthetiker, bei Kant beginnend, bis zu Hausegger, Louis, Helmholtz, Wundt, und gipfelt in Eduard von Hartmann. Hartmann's Anschauungen macht sich Moos im Wesentlichen zu eigen, mit seinem Werkzeug nimmt er die Sectionsarbeit vor. „Wenn in dem vorliegenden Buche etwas Lesenswerthes und Wissenswerthes enthalten ist, so kann das nur ein Abglanz dessen sein, was der Philosoph von Lichterfelde in seinem monumentalen Werke ‚Die Philosophie des Schönen' niedergelegt hat," sagt der Verfasser bescheiden genug, denn er gibt Vieles und Werthvolles.

Die Darstellung ist von außerordentlicher Klarheit. Ich hebe das besonders hervor, weil die meisten philosophischen Werke in einer qualvollen Sprache verfaßt sind. Ja, es gibt Leute, die dies für eine Nothwendigkeit und für ein besonderes Kennzeichen des tiefen Denkens halten. So z. B. ein hochverehrter, jetzt verstorbener College von mir, der ein arger Philosoph war. Als ich einst mit ihm über diesen Gegenstand stritt, ihm Schopenhauer entgegen hielt und fragte, warum denn der ein so gutes Deutsch schriebe, da antwortete er ungewohnt bissig: „Weil er kein Philosoph ist!" Das hat mich damals tief betrübt, denn ich hatte gerade „Die Welt als Wille und Vorstellung" mit erheblichem Enthusiasmus gelesen — und das sollte nun keine Philosophie sein! Inzwischen habe ich mich allerdings an den Gedanken gewöhnt, daß es trotz des guten Stils doch wohl Philosophie sein könnte.

Diese stilistische Durchsichtigkeit nun, die das Resultat einer vollkommenen Bezwingung des Gedankenstoffes ist, findet sich auch in dem Buche von Moos, und dadurch wird die Aufnahme des reichen Inhalts aus einer Arbeit zu einem den Geist erfrischenden und stärkenden Genuß.

Zuerst habe ich das Capitel über Hanslick gelesen, weil mir dessen Schrift „Vom Musikalisch-Schönen" besonders gegenwärtig war. Mit großer Ruhe und Sachlichkeit deckt hier Moos den Grundschaden des Buches auf, das Schwanken zwischen Idealismus und Formalismus, während er dem Geist, dem Glanz und der Trefflichkeit vieler Einzelheiten des einflußreichen Buches volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er weist nach, wie Hanslick durch gründliche Ausmerzung aller realen Gefühlsmomente und durch nähere Begründung der dem musikalischen Gefühlsausdruck gesteckten Grenzen einer richtigen Auffassung und Deutung der Musik wesentliche Dienste geleistet, einer großen Anzahl von Lesern überhaupt erst Einblick in wichtige Probleme ermöglicht hat; wie aber andererseits eine zu starke Betonung des formalistischen Princips Ursache einer großen Begriffsverwirrung geworden ist.

Der Ausdruck „Das Musikalisch-Schöne", mit dem auch Moos immerfort operirt, dürfte übrigens besser durch den des „Musikalisch-Künstlerischen" oder „Musikalisch-Aesthetischen" ersetzt werden, denn das Musikalisch-Häßliche, das ja das Charakteristische bedingt, hat doch dieselbe Berechtigung, dieselbe wichtige Function im Ganzen der Kunst wie das Schöne. Das meint natürlich auch Hanslick und Moos und Alle, die das Wort gebrauchen. Aber gerade weil der Laie mit „schön" einen anderen Begriff verbindet als der Aesthetiker, so kann dies Wort, besonders in einer populären Darstellung, zu Mißdeutungen Anlaß geben.

Einen Mangel des Buches erwähnt der Verfasser selbst in der Vorrede: Richard Wagner's Kunstanschauung ist nicht berücksichtigt worden; das hätte den Umfang des schon starken Bandes außerordentlich vermehrt. So können wir nur wünschen, daß Herr Moos dies wichtigste Capitel moderner Aesthetik bald in einer besonderen Veröffentlichung nachhole. Gerade hier fände seine Gabe, Schwieriges leicht faßlich auszusprechen, ein Feld, das die Mühe des Bebauens durch reiche Frucht lohnen würde.

Carl Krebs.

Klinger's Beethoven.

[Nachdruck untersagt.]

Ein weihevolles Osterfest hat Max Klinger der deutschen Kunst bereitet: sein Beethoven, nach fünfzehnjähriger Arbeit eben vollendet, ward der allgemeinen Besichtigung in des Künstlers Werkstatt zu Leipzig während der Osterfeiertage frei gegeben.

Klinger's Name ist seit Jahren — meines Erachtens freilich spät genug — dem kunstfreundlichen Deutschen vertraut, zum Theil auch werth geworden. Aber immer noch war vor jedem neuen Werke seiner Hand bei den Meisten ein gewisses unfreies Zagen zu bemerken, und die frische, nicht abwartende Begeisterung, die jede neue Gabe des Meisters in willigem, festem Glauben an die Größe des Spendenden aufnahm, lebte doch nur in einem kleinen Kreise. Jetzt aber wartete vor der Werkstatt des Künstlers, die nicht auf einmal die Besucher alle fassen konnte, eine vielhundertköpfige Menge auf Einlaß, und auf den Gesichtern lag der Widerschein starker innerlicher Spannung. Die aber, die Klinger's neueste Schöpfung schon hatten schauen dürfen, verließen still, fast feierlich das Haus. Kein Wort des Zweifels, der Enttäuschung oder gar des Spottes, wie man sie sonst wohl vor seinen Werken hatte hören können, ward laut. Mir fiel ein treffendes Wort Herman Grimm's ein, daß Jeder, der vor der Sixtina gestanden habe, ohne bei ihrer Betrachtung eine starke innerliche Wandlung in sich vorgehen zu fühlen, von der Kunst überhaupt nichts für sich erwarten dürfe: die Menschen, die hier fortgingen, hatten — das konnte man wohl beobachten — trotz der ganz anders gearteten Kunst, die sie sahen, eine solche Wandlung in sich erlebt.

Das Heimathsgefühl der Leipziger, welches ihrem großen Mitbürger gegenüber übrigens verhältnißmäßig spät und erst in den letzten Jahren allgemeiner sich geltend gemacht hat, spricht dabei kaum mit. Der Erfolg begleitete trotz aller sich dort sofort regenden Parteimeinungen das Werk nach Wien, er wird es auch nach Düsseldorf, wo es demnächst ausgestellt werden soll, begleiten, und weiterhin wird jede Stadt sich glücklich preisen, der es vergönnt ist, es aufzunehmen. Die aber, die seines dauernden Besitzes sich schließlich erfreuen wird, wird zu einem Wallfahrtsort der Kunst werden; sie mag sich rüsten, ihm den Tempel zu bauen, dessen es würdig ist. Die Wiener Secession, die dem Beethoven die erste gastliche Stätte bereitete, hat mit Aufbietung ihrer besten Kräfte einen Raum geschaffen, der jene feierliche Stimmung hervorrufen muß, in der allein man dem Bildwerke sich nahen darf. Die bedeutendsten Künstler schmückten ihn mit Wandgemälden, die der Vernichtung anheim fallen werden, wenn er seinen Zweck erfüllt hat. Solche neidlose, im Dienen sich genügende und den Werth des eigenen Schaffens völlig zurückstellende Sinnesart der Künstler wiegt schwerer als jedes andere Lob.

Ein mächtiger, aus dunkel-violettem Pyrenäen-Marmor gehauener Felsblock trägt einen reich verzierten, bronzenen, mit vergoldeten Armlehnen geschmückten

Thronsessel, auf dem Beethoven sitzt, den Oberkörper stark nach vorn geneigt. Die beiden Hände ruhen, jede zur Faust geschlossen, hinter einander auf dem Oberschenkel des rechten Beines, welches über das linke geschlagen ist. Der ganze Körper ist nackt. Nur ein in reichem Faltenwurf angeordneter Mantel, dessen weicher Stoff mit reifster technischer Meisterschaft charakterisirt ist, legt sich so über beide Beine, daß Kniee und Unterschenkel vollkommen von ihm bedeckt sind, die nur mit Sandalen leicht bekleideten Füße aber unverhüllt bleiben. Zum Körper verwandte der Künstler weißen Syra-Marmor, den er wie alle anderen Gesteinsarten an der Stelle ihres Ursprunges sich selbst auswählte, zum Mantel gelblich-braunen Tiroler Onyx. Dem Thronenden gegenüber und zu ihm in äußerster Spannung empor blickend klammert sich an dem Rande des Felsblockes ein aus schwarzem, weiß geadertem Pyrenäen-Marmor gemeißelter Adler mit mächtigen Fängen an, jeden Augenblick bereit, zu kraftvollem Flug in die Lüfte sich aufzuschwingen.

Jedem, der Klinger's Beethoven sieht, muß sich der Vergleich mit dem aufdrängen, was er vom olympischen Zeus gelesen hat. Ich meines Theils bekenne wenigstens, daß erst jetzt die begeisterten Worte der alten Schriftsteller für mich wahres Leben gewonnen haben. Nicht sowohl der Adler als Symbol des erhabensten Gottes, auch nicht der später noch zu betrachtende Schmuck des Thronsessels, der, wie bei dem olympischen Bildwerk, den Hauptgedanken in Einzeldarstellungen weiter fortspinnt, wecken diesen Vergleich, wenngleich auch sie den Eindruck ebenso mitbestimmen helfen wie die in strahlender Pracht leuchtende heroische Nacktheit des Körpers: das mächtige Haupt vielmehr, in dem eine ganze Welt mit ihren Höhen und Tiefen, ihrer Lust und ihrem Schmerz zusammengefaßt erscheint — von olympischer Höhe blickt dieses Haupt auf uns herab. Und so ist mit einem Male unsere Auffassung des großen Meisters gewandelt worden. Gestern noch in Erdennähe, ist er uns heute in die Unendlichkeit entrückt, gestern noch bei aller Ueberlegenheit uns doch in der Mühsal seines Menschenthums verwandt, hat er heute, ein ganz anderes, ein höheres Wesen als wir, alle Niedrigkeit der Erde von sich abgestreift. Damit ist der Entwicklung der historischen Auffassung förmlich Gewalt angethan worden, denn zu Heroen werden uns sonst die bedeutendsten Geister noch nicht in so verhältnißmäßig kurzer Zeit, wie sie seit dem Tode Beethoven's verstrichen ist. Nur die erhabenste Kunst vermag uns von solchen zeitlichen Schranken zu befreien.

Vor dem Klinger'schen Werk sind alle Bildnisse Beethoven's, die ich vordem gekannt hatte, verblaßt, und es ist mir nicht möglich, von dem Banne dieser einen Darstellung mich frei zu machen. Wenn ich mir hingegen Goethe vorstelle, so werden alsbald Reihen von Bildnissen und Denkmälern in meiner Erinnerung lebendig, aber kein einziges hat die Kraft, sich, die anderen überragend, so hervorzuheben, daß es meine Phantasie allein beherrscht. Ob wir von Klinger auch einen Goethe erwarten dürfen, der dann endlich dem so wohl begründeten Beiwort des Olympiers zu fühlbarem Leben verhelfen könnte?

Wer den ersten Entwurf zum Beethoven gesehen hat — die Berliner Secession hat ihn jetzt ausgestellt — der weiß, daß im Großen und Ganzen das Werk in seinem weiteren Verlauf wenig Veränderungen erfuhr. Nur das Haupt, das den Künstler auch im Johannes der Kreuzigung und dem der Dresdner Grablegung beschäftigte, ist in einer den ganzen Eindruck verschiebenden Weise umgewandelt worden. Das Gesicht ist mehr vorgeschoben, der Blick in Folge dessen nicht mehr nach unten gerichtet, sondern gerade aus ins Weite. An Stelle des düsteren Grübelns, das keineswegs in einer That zu enden braucht, hat sich nunmehr über der gedankenschweren Stirn und den zusammengezogenen Brauen ein grollendes Sinnen gelagert, das, zur befreienden That entfesselt, losbrechen muß, herrlich und furchtbar zugleich wie das Sturmwetter des Schicksals. Nun erst versteht man recht die gebändigte Kraft der Hände, die kaum verhaltene Erregung des flugbereiten Adlers.

Klinger hat die in Tönen sich verkündende Phantasie schon früher mit den Mitteln der bildenden Kunst darzustellen gesucht. Mir will es jetzt scheinen, als seien die Radirungen zum „Schicksalslied", die ja in der Zeit entstanden, in der er auch am Beethoven arbeitete, nichts Anderes als eine epische Form desselben Stoffes, der hier im Beethoven als erschütterndes Drama sich äußert. Und auch die Liszt-Büste scheint mir einen inneren Zusammenhang mit dem Beethoven zu haben, denn ich kann es mir wohl als eine Art Auslösung vorstellen, wenn Klinger neben der Vergöttlichung der Phantasie, wie er sie sich im Beethoven dachte, eine Darstellung versuchte, die ihm ihr Schaffen als außerordentliche menschliche Leistung widerspiegelte. So sehr Beethoven ins Heroische gesteigert ist, so sehr ist Liszt Mensch geblieben, wenn auch Mensch in vollkommenster Form. Anbetung fordert der Eine, Bewunderung der Andere.

Wer Beethoven's Kopf aus weiterer Entfernung betrachtet, wie es mir möglich war, als ich nach dem Verlassen der Werkstatt des Künstlers einige Schritte in den Garten hinein ging und auf den Kopf durch das geöffnete Fenster hindurch blickte, der wird über dessen jugendlichen Ausdruck in der Seitenansicht erstaunt sein. Der Göttervater scheint fast zum Götterjüngling zu werden: ein merkwürdiges, vielleicht unbewußtes Verschmelzen der Kunst unserer Zeit mit hellenischen Vorstellungen. Ganz bewußt aber erscheint dieser Zusammenschluß zweier Weltanschauungen in den Darstellungen des Thronsessels.

In weitem Halbrund biegt sich die Rücklehne aus. Innen zieht sich oben unter dem Rande ein Fries hin. Er setzt sich aus bunten, den Ton der Bronze kräftig hebenden edlen Steinen, Glasflüssen und Goldplättchen zusammen, die zu Flügeln für die aus Elfenbein gefertigten, aus dem Fries in kräftigem Relief sich hervorhebenden Engelsköpfchen angeordnet sind. Die ganze heitere Anmuth, deren ein Kinderköpfchen fähig sein kann, ist hier in reizvoller individueller Abwandlung entfaltet und steht in wirksamstem Gegensatz zu dem mächtigen, ernsten Haupte des Thronenden. Außen bedeckt die durch kräftig empor wachsende Palmstämme von den Seiten geschiedene Rückwand eine Darstellung, die ebenso sehr als ausgereifte Composition wie als meisterhafte Behandlung des Reliefs, namentlich aber als Zeugniß der Culturauffassung des Künstlers unser Auge fesselt.

Klinger hat sich schon einmal mit den Bildungselementen, die wir Menschen von heute bei unserer Erziehung in uns verarbeiten müssen, auseinander gesetzt. Der „Christus im Olymp" — auch er entstand, während der Beethoven im Werden begriffen war — stellt das Glaubensbekenntniß eines Mannes dar, der den Zwiespalt zwischen der uns durch Erbe überkommenen ernsten christlichen Ethik und dem uns von der späteren Erziehung gelehrten, fast möchte ich sagen angeschmeichelten, heiteren Schönheitscult der alten Welt kämpfend mit erlitten hat. Der deutschen Art entspricht es, daß dabei das Heitere dem Ernsten weichen muß.

Am oberen Theil der Rücklehne erblicken wir — übrigens ein Meisterstück der Raumanordnung — Christus am Kreuz zwischen den Schächern. Die Mutter Maria steht verhüllten Hauptes, ganz in ihr Leid versunken, neben dem Sohne, Magdalena sitzt etwas tiefer, den Blick in thränenlosem Schmerz seitwärts ins Weite gerichtet. Wieder etwas tiefer ist der Beiden treuer Begleiter Johannes auf die äußerste Kante des Felsens, der die Kreuze trägt, stürmischen Schrittes vorgeeilt, um in wilder Zornesbewegung von der heiligen Stätte das schöne Weib fortzuweisen, welches aus der den Felsen umspülenden Meerfluth empor getaucht ist: die von einer Muschel getragene göttliche Aphrodite. Erschreckt und verwundert über den herben, ihr unverständlichen Sinn des Zornmuthigen, weicht sie mit emporgehobenen abwehrenden Händen vor dem eine Welt zertrümmernden Fluche von dannen, begleitet von einer neben ihr schwimmenden, nicht minder entsetzten Nereide. Im Hintergrunde aber taucht aus dem Meere die Sonne empor, erhaben über alle Leidenschaft, die sie bescheint, und Frieden verbreitend.

„Entsage!“ predigt der Christ. „Genieße!“ ruft lockend der Hellene. Beiden wird damit der Genuß zur Tragik des Daseins, dem Einen, indem er leicht das karge Maß des Erlaubten überschreitet, dem Anderen, indem er, nie gesättigt, von Genuß zu Genuß eilt und bei gesteigerter Gier schließlich nie mehr zum rechten Genießen kommt. So sehen wir auf der rechten Seitenlehne Eva, lockend dem zur Verführung willigen Adam sich zuneigend und den eben gepflückten Apfel darbietend, auf der linken aber Tantalus in verzweifelter Anstrengung, die jeden Nerv des Körpers spannt, nach der allzu hoch hängenden Frucht haschend, während der Gefährtin, die zu seinen Füßen sich bückt — eine feine poetische Weiterbildung der Sage — das Wasser vor der schöpfenden Hand davon eilt. Wird es eine Erlösung aus diesen Wirrnissen des Daseins geben? Die Antwort ertheilt ernst und feierlich das Kreuz auf dem Felsen.

Doch nicht immer taucht die dichtende Phantasie in die Bitternisse des Lebens hinab. Auch das heitere Spiel mit dem kleinen Menschengewürm ist ihr nicht fremd, wie es auf der oberen Kante der Rücklehne, lässig hingestreckt, in sorgloser Vergessenheit seines geplagten Daseins sich lagert. Aber die Grundstimmung bleibt tragisch, und nur verstohlen schieben sich die Töne des Scherzos in das große unendliche Thema von Kampf und Schmerz ein.

Wir sehen, wie ein großer einheitlicher Gedanke in den verschiedensten Abwandlungen im Beethoven zum Ausdruck gebracht worden ist. Wie die Form dieser inneren Einheit entspricht, so auch die Farbe. Man hüte sich nur, nach dem Entwurf zu urtheilen, dessen Material bemalter Gips ist, und ich halte es deshalb für ein zweifelhaftes Wagniß, ihn, wie jetzt in Berlin, auszustellen, wenn nicht daneben der Vergleich mit dem vollendeten Bildwerk möglich ist. Denn was Klinger mit der farbigen Plastik will, hat er doch nur in diesem erreicht, wo die Farbe in den einzelnen Materialien selbst liegt, ein Bemalen der plastischen Masse also unnöthig geworden ist. Klinger, dessen decorativer Begabung man nur selten gerecht zu werden pflegt, hat so scharfe Gegensätze wie das glänzende Gold der Armlehnen des Thrones neben dem blendenden Weiß des Körpers, den vielfarbigen, lebhaften Fries neben der gedämpften Bronze und dem Elfenbein, das tiefe, satte Schwarz des Adlers neben dem kühlen Violett des Felsblocks ruhig wagen können, weil er es verstand, diesen verschiedenen Farbentönen einen unauffälligen Mittelpunkt, der zusammenschließt und ausgleicht, in der warmen, gelblich-braunen Farbe des Mantels zu geben.

Ueberall also tritt uns im Beethoven die höchste künstlerische Weisheit, das reifste Können entgegen. Wird es darüber hinaus noch eine Entwicklung der Klinger'schen Kunst geben? Die Frage ist müßig, denn wer kann sagen, wo die Grenzen eines unter uns noch thätigen Genies liegen? Jetzt stellt der Beethoven jedenfalls den Höhepunkt der Arbeit des Künstlers dar, und für manches seiner Werke, das neben diesem entstand, wird nun erst das rechte Verständniß gewonnen werden können. Wir aber wollen nicht wägen und rathen, ob die Linie noch weiter hinauf steigt oder nicht, einem Klinger gegenüber müssen wir warten, was er uns schenkt. Ist es nicht des Glückes und Segens genug, daß gleich am Anfang des neuen Jahrhunderts der deutschen Kunst ein Werk geschenkt wurde wie der Beethoven?

Karl Koetschau (Dresden).

Wieder aufgefundene Gedichte Friedrich's des Großen.

[Nachdruck untersagt.]

Reinhold Koser, der ausgezeichnete Biograph Friedrich's des Großen, hat in seinem Buche „Friedrich der Große als Kronprinz" und in seinem „Briefwechsel Friedrich's des Großen mit Grumbkow und Maupertuis" bereits mehrere bisher unbekannte Gedichte seines Helden aus der Küstriner Zeit veröffentlicht: Zunächst zwei Liedchen „An Grumbkow" und „Rath für mich", in denen der Kronprinz sich beklagt, daß man ihm sein thörichtes Project als Verbrechen anrechne, und sich zur Geduld, zum Ausharren, zum Verschweigen seiner Gedanken ermahnt. Dann ein Sonett gegen die Geheimräthe Uhl und Reinhardt, die als die Verderber des Handels und, ihrer in französische Verse schlecht passenden Namen wegen, auch als Verderber der Harmonie der Verse verspottet werden. Endlich eine längere Epistel „An den Herrn General von Grumbkow", die ausführliche Schilderung einer Fahrt über Land mit einer Kutsche, die von allerlei Unglücksfällen begleitet ist, wie Radbruch, nächtliches Verirren im Walde, schlechtes Essen in der Schenke, Störung des Schlafs durch Lärm, woran sich die philosophische Betrachtung anschließt: „Auch Du suchst vergeblich Ruhe auf Deinem Landsitz Ruhstädt. Suche sie in Dir selbst, wie ich dies überall thue!"

In Schweden hat ferner auch Arnheim[1]) eine längere Ode des Kronprinzen an Voltaire vom Jahre 1739 entdeckt. Sie tröstet den viel verleumdeten Freund: die Wahrheit würde den Sterblichen die Augen öffnen, und ihm würden dann Altäre errichtet werden. Freilich vermöge die Wahrheit nichts ohne Gerechtigkeit, — eine Mahnung für Voltaire, daß er an den Widerwärtigkeiten, die ihm widerfahren, nicht ohne Schuld sei.

In dem Königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin habe ich nun auch noch eine weitere Reihe von unbekannten Gedichten des großen Königs, meist aus der Rheinsberger Zeit, 1736—1740, aufgefunden, die ich in den folgenden Zeilen kurz skizziren will[2]).

Das bedeutendste dieser Gedichte ist unstreitig die seither nur dem Namen nach bekannte „Epistel über die Humanität" vom 10. October 1738. Der Kronprinz sandte sie bald nach der Vollendung seinem Freunde Voltaire nach Cirey, und dieser sprach umgehend sein Entzücken aus über den Fürsten, der in der Beglückung der Menschen sein eigenes Glück finde. Die großen Gedanken des Gedichts haben ihm bewiesen, daß ein solcher Fürst kein Phantasiegebilde mehr ist, daß er leibhaftig existirt. Friedrich führt dann im Verlauf der Correspondenz sein eigenes Humanitätsideal in schwungvollen Worten weiter aus; und diese Ausführungen begeistern später unseren Herder so mächtig, daß er sie 1793 im siebenten „Brief zur Beförderung der Humanität" ins Deutsche überträgt. „Wenn Friedrich immer so gefühlt und gethan hat," fügt er hinzu, „so wollen wir ihn als einen Heiligen anrufen."

Friedrich's Humanität ist nun freilich zur Genüge bekannt, aber seine erste poetische Aeußerung über die großen Ideale, die ihn beseelten, dürfte auch noch heute weitere Kreise interessiren. Der Gedankengang des Gedichts ist etwa folgender:

---

[1]) Forschungen zur brandenburgisch-preußischen Geschichte. Bd. II.

[2]) Zum Theil herausgegeben in Brandl und Tobler's „Archiv für das Studium der neueren Sprachen". Bd. 105—106. 1901.

„Menschenglück," so beginnt der erhabene Dichter, „beruht auf Tugend. Ehrgeiz, Liebe, Eigennutz, Ruhm gleichen Irrlichtern, Leidenschaften dem Palast Armida's, dessen Zauber schwindet. Die Tugend aber ist göttlicher Art und unsere feste Burg. Das gemeinsame Interesse führt uns ihr zu, die menschliche Gesellschaft ist die Quelle des Glücks. Alles Heil der Welt beruht auf der Humanität, ohne die auch Tugend eitel ist. Ein Staat aber, in dem das Laster herrscht, kann nicht gedeihen; da erheben Willkür, Haß, Rache, Verrath ihr Haupt, Unschuld und Recht werden mit Füßen getreten, Sejan stirbt durch einen noch geschickteren Verräther."

„Die Unmenschlichkeit zeigt sich in den verschiedenartigsten Verbrechen. Was soll man thun, wenn man von seinem eigenen Vater verkannt wird und mit Schimpf und Schande beladen, traurig sein Leben dahinschleppt?"

Unverkennbar spielt der Kronprinz hier auf seinen eigenen Vater an. Wiewohl das allbekannt sehr gespannte Verhältniß sich seit 1736 wesentlich gebessert hatte, so sprechen doch gelegentlich intime Briefe Friedrich's aus den folgenden Jahren noch von der Inhumanität des alten Königs.

„Ihr unwürdigen Menschen mit verhärtetem Herzen," fährt der Dichter fort, „Ihr seid Kinder der Tisiphone oder des Cerberus! Tiger und Panther sind menschlicher als Tiber, Nero, Sulla, Octavian und das entmenschte Triumvirat. Ihr Väter des Volks, Ihr seid des Volks Tyrannen! Ein Dämon feuerte die blutgierige Medici zum Morde der Unschuld an, so daß sie die Stimme der Natur nicht mehr vernahm."

„Wie bewundre ich dagegen die milden, gerechten, gnädigen Könige, die Wohlthäter ihres Volkes: Cäsar, Titus, Heinrich IV. und den hochherzigen Ludwig XII., der als König die ihm als Herzog zugefügten Beleidigungen nicht rächen wollte," — ein Wort, das Friedrich schon 1736 in seiner Correspondenz mit Manteuffel hervorhob, und das, nach Koser, ihm zur Richtschnur seines eigenen Auftretens als König wurde.

„Warum," so fährt der kronprinzliche Sänger fort, „muß man vernünftigen Menschen noch die einzige Tugend predigen, die ihnen Achtung verschafft? An Anderen würden sie ihre eigene Inhumanität verabscheuen, verdammen."

„Arm und Reich, Groß und Klein schwimmt im wogenden Meere des Lebens auf zerbrechlichem Fahrzeug. Beim Schiffbruch segnen wir die rettende Hand. Ein Bruder muß dem anderen helfen. Die Welt ist unser gemeinsames Vaterland. Im Iberer, im Lappen, im Chinesen und im Syrer, im Juden und im Heiden erkenne ich mein Fleisch und Blut."

Beglückt fürwahr ist der humane Mann,
Der stets sich selbst in Andern achten kann[1]).

„Beglückt ist auch, wer mit hülfreicher Hand Unglückliche vom Elend errettet, wer sich des Nächsten annimmt, so wie er wünscht, daß man sich seiner annehme."

„Wie die Sonne alles erwärmt," so schließt das begeisterte Gedicht, „so athmet Alles durch das gütige Walten der Vorsehung."

Diese Epistel ist nicht von Voltaire corrigirt, sonst wäre sie, wie die vom König selbst herausgegebenen Poesien, vollendeter im Satz- und Versbau, im sprachlichen Ausdruck. Warum nicht auch diese Epistel in die „Œuvres du philosophe de Sans-Souci" aufgenommen wurde, ist klar: die den Vater betreffende Stelle verbot es.

Im Gegensatz zu diesem Erguß des Unwillens gegen den Vater stehen vier Gedichte an die Mutter, die Königin Sophie Dorothea, deren Liebe wir die Erhaltung aller Jugendgedichte Friedrich's verdanken; denn sie hat sie abschreiben

[1]) Heureux est le mortel qui, plein d'humanité,
S'est lui-même toujours en d'autres respecté!

lassen in ihre große Sammlung französischer Poesien und Prosastücke. Eines dieser Gedichte, „A la Reine", hat der Kronprinz 1736 auf ihren speciellen Wunsch gedichtet, ein zweites zu Neujahr 1737, die anderen zu ihrem Geburtstag 1737 und 1738. Er feiert darin die Tugenden der trefflichen Fürstin und Mutter und zeigt ihr seine Liebe in immer neuen, zierlichen Ausdrücken. Er hofft sie später besser besingen zu können, wenn seine Verse reifer werden. Handelt es sich um gute Wünsche für sie, so ist ihm jeder Tag ein Neujahrstag. Er möchte gerne für sie sterben, unter der Bedingung, daß die ihm bestimmte Lebenszeit der ihrigen dann zugezählt werden könnte. Und solcherlei Wendungen mehr. Hier stellt er seine eigene Liebe zur Wahrheit und Aufrichtigkeit in Gegensatz zur Falschheit des Hofes, dort schildert er sich selbst, wie er beim Dichten nachdenklich und träumerisch mit funkelnden Augen im Lehnstuhl liegt und den Reim nicht findet, oder wie sein Censor ihm sagt, das Dichten sei für ihn zu schwer, er werde sich dabei, wie Icarus, die Flügel verbrennen und in die Fluthen stürzen. Offenbar sind es die formellen Mängel dieser Jugendgedichte, die eine spätere Revision durch Voltaire nicht der Mühe werth erscheinen ließen. Nur die Hälfte eines dieser Gedichte ist in den „Werken" bereits gedruckt.

Von einem Frühlingsgedicht (1738) sind durch die Correspondenz mit Voltaire drei Zeilen bereits bekannt gewesen. Sie bestätigen uns, daß dies in der Sammlung der Königin Sophie Dorothea anonym gebliebene Frühlingsgedicht wirklich den Kronpinzen zum Verfasser hat. Es steht wohl einzig da in der Frühlingsliteratur. Denn dem erhabenen Dichter und Regimentscommandeur ist die Compagnieschule ein charakteristisches Zeichen des Frühlings, sie wird daher ausführlich geschildert und gibt dem Gedicht die preußische Localfarbe.

„Nordwind, Eis und Schnee," so beginnt der poetische Oberst-Kronprinz, „sind zu den Lappen geflohen. Lichtströme des glänzenden Tagesgestirns lassen die Erde des Phöbus Einfluß verspüren; Alles schmückt sich mit seinen bunten Farben: Wiesen, Wälder, Blumen und schöne Mädchen. Ohne Sonne könnte auch Pesne nicht arbeiten," — der hatte bekanntlich Schloß Rheinsberg gerade ausgemalt. „Wir werden belebt zur Liebe, zur Arbeit, zur Ehre."

„Das Wasser wird wieder flüssig, springt von den Bergen, schlängelt sich durch Thäler und eilt dem Meere zu. Die Schiffahrt beginnt und bringt uns den Tribut der Nachbarvölker für unsere Industrie."

„Während nun der Landmann zum Acker geht, der Schäfer zur Weide, der Gärtner zum Garten, während Knospen treiben, Narcissen und Rosen duften, Alles wieder auflebt bis zum krummen Wurm herab, da fühlt auch der unerschrockene Krieger doppelten Eifer. Auf dem Felde des Mars, die Fluren verdunkelnd, erfreuen sich unsere muthigen, gut geordneten und disciplinirten Soldaten an Heldenspielen, schweigend, ernst, gehorsam. Tausend Hände bewegen sich wie Maschinen auf ein Zeichen. Kunstgeübt regieren sie die Waffen, die den Freunden wohlthätig, den Feinden verderblich sind, stets aber verhängnißvolle Stützen des königlichen Grolles Kaum hat der Zephyr die Salpeterdämpfe zerstreut, so hat der flinke Soldat sein. Flinte schon wieder geladen und abgeschossen. Vor solchem Geräusch flieht die zarte Philomele in die Wälder und verräth dort dem Wanderer ihre geheime Leidenschaft."

„Alles athmet Liebe. Amor, der Weltenkönig, das schwache Kind, besiegt alle Wesen, auch den Menschen, der auf seine Freiheit sonst so stolz ist. Wie unter der Asche verborgene Funken neues Feuer entzünden, so wird der im Herzen glühende Liebesfunke durch die Frühlingskraft neu entflammt."

„O Frühling, erhalte unserem Lande Deine ewige Jugend! Könnten doch auch wir alle Jahre wieder neu aufleben und von Neuem die Flamme der Leidenschaft fühlen, die unser Herz ganz ergreift! Da wir aber zum Sterben bestimmt sind, möge uns wenigstens das Altern erspart bleiben!"

Voltaire nennt diese Frühlingsepistel ein Gemälde à la Claude Lorrain; er vergleicht sie auch mit Thomson's „Jahreszeiten", die nicht lange vorher erschienen waren.

Wie das Frühlingslied, so fordern auch drei andere der aufgefundenen Gedichte in horazischem Geist zum intensiven Lebensgenuß auf. Man spürt so recht, wie glücklich der Kronprinz in seiner ländlichen Freiheit in Rheinsberg lebte. Von seinem Einzug dort datirte er ja sein „Leben". Er fing an, die bösen Küstriner Jahre und die erzwungene Heirath zu vergessen, das wahre Glück zu suchen und zu finden. „Ueber das wahre Glück" lautet daher der Titel einer Epistel aus dem December 1736, deren Gedankengang kurz folgender ist:

„Alles jagt dem Glücke nach. Man sucht es in Amerika, in der Tiefe des Oceans, im Schoße der Erde. Neue Aussicht auf Gewinn lockt den Kaufmann immer wieder aufs Meer. Der Krieger sucht Lorbeeren im Kampf und stirbt nachher vergessen wie Belisar. Oder er bewirbt sich im Alter um Hofgunst und wird dann ein gefesselter Sklave, zittert vor dem Fürsten, richtet sich nach ihm und entgeht doch kaum dem Schiffbruch. Der Fürst selbst" — ohne Zweifel ist Friedrich Wilhelm I. hier geschildert — „sucht in der Zukunft zu lesen, aber seine Pläne werden von Karl und Ludwig durchkreuzt" — eine Anmerkung spricht direct aus, daß der Kaiser und der König von Frankreich gemeint sind —; „er flucht dem Menschengeschlecht und hadert mit dem Schicksal. Alles dies macht nicht glücklich. Ruhm und Ehre sind eitel Namen."

„Wo ist aber nun das wahre Glück zu finden? Varro besitzt es," — das ist ohne Zweifel der Dichter selbst. „Er entsagt dem Ehrgeiz und den Vorurtheilen, liebt Frieden und Ruhe. Er findet sein Glück in sich selbst, genießt jedes Vergnügen mit Maß: Wein, gute Gesellschaft, Liebe, Kunst und Wissenschaft. Das heißt wirklich leben wie ein Weiser."

Wir sehen hier, wie der Philosoph von Sans-Souci vorbereitet wird durch den Philosophen von Rheinsberg, die berühmten Soupers von Potsdam durch die Soupers von Ruppin. Die Freunde und Genossen des Kronprinzen sind bekannt. Der Bayard-Orden ist in jedem Schulbuch erwähnt; aber seine Mitglieder und ihre Ordensnamen kennen wir nur zum Theil. Daher ist es wohl kein Wunder, wenn wir ein Gedicht an einen intimen Freund des Kronprinzen vorfinden, dessen Name „Saintfart" bis jetzt nirgends in der Friedrichliteratur aufgetaucht oder bemerkt worden ist und uns ein Räthsel aufgibt. Das Gedicht selbst, vom 27. Februar 1737, bietet keinen Anhaltspunkt zu seiner Lösung.

Es besingt zunächst den Winter auf dem Lande in kräftigen Zügen. Der Winter erinnert den Dichter an den Winter des Lebens, das Alter, dessen Wirkungen gleichfalls ausführlich geschildert werden. „Deshalb wollen wir, o Saintfart," dies ist die Folgerung des dritten Theiles, „den Frühling unseres Lebens genießen, der uns nur einmal blüht, den Epikur und Chaulieu (der berühmte anakreontische Lieblingsdichter Friedrich's), diese Kinder der Lust, nun nicht mehr genießen können. Wenn ein alberner Günstling im traurigen Pedantenton uns deshalb mit „Verblendung" und „Gift" warnen will, so hören wir nicht auf den griesgrämigen Narren. Einmal müssen wir doch sterben, also danken wir dem Himmel für seine Gaben und genießen die Gegenwart!"

Nicht minder charakteristisch für Friedrich's Denkungsart als diese Epistel ist eine an seinen Lieblingsfreund Dietrich von Keyserlingk, genannt Caesarion, gerichtete, horazisch angehauchte Ode oder Epistel — die Ueberschrift fehlt, — vom 19. Mai 1738 aus Ruppin datirt.

„Komm doch bald!" ruft er ihm zu; „ein einziger Freund genügt mir. Ich sehne mich nach Dir. Laß uns die Freiheit genießen, ohne bacchustoll unser Gehirn mechanisch zu erhitzen. O weise, reine Freundschaft, heilige Du meine Muse! Dir weihe ich mein Dichten; die berückende Liebe zu feiern überlasse ich für immer frivolen Geistern, wie auch Du ihren Reizen entsagst. Wir wollen ruhig die Freuden des Augenblicks genießen. So selten gibt es ja wirkliches Glück; jede Freude wird mit tausend Leiden erkauft, damit wir sie desto besser schätzen lernen. Ich, der ich in der Schule des Leidens groß geworden bin und tausendmal dem

‚großen Götzen der absurden Formalität' geopfert habe, ich erwarte Dich hier zu allen Freuden der Freiheit. Mögen unsere Tage Jahre sein! Dies ist vielleicht unser letzter Frühling: also genießen wir das Leben!

„Du, der Du höchste Vernunft mit feuriger Phantasie vereinst, Du geschmackvoller, geistsprühender Meister der Unterhaltung, möge Dich in unserer Gesellschaft der Gott der Tafelfreuden glücklicher machen als den mächtigsten Fürsten!"

Wenn Freund Caesarion in dieser Ode mit Liebesausdrücken überhäuft wird, so gießt der Kronprinz in einem „Marsyas" betitelten Gedicht den Strom seiner scharfen Satire über einen anderen Freund, den Normannen Chasot aus, der, wie bekannt, gleichfalls dem Rheinsberger Kreise angehörte. Auch in anderen, bereits gedruckten Gedichten beschwert sich Friedrich über dessen fürchterliches Flötenspiel. Hier wird Chasot nun als Sohn des alten Marsyas und der Göttin des Neides dargestellt, mit Straußenhals und Satyrlarve, spitzem Kopf und kurzem Kinn, als Einer, der so unharmonisch musicirt, daß er in die Hölle gebracht werden muß, um dort noch schlimmere als Ixion's und Tantalus' Qualen zu bereiten.

An die merkwürdige, halb satirische, halb ernste „Leichenrede auf den Schuster Reinhart" aus dem Jahre 1760 erinnert die scherzhafte „Leichenrede auf Mimi" aus den Jahren 1738 oder 1739, die offenbar auch von Friedrich verfaßt ist, wenn auch der Name des Autors fehlt. Mimi war die Aeffin, die sich der Kronprinz in Rheinsberg hielt. Sie wird in der Correspondenz mit Suhm erwähnt, wo Friedrich erzählt, wie sie eines schönen Abends ihres Herrn Abwesenheit dazu benutzte, die von Chasot verfertigte Abschrift von Suhm's französischer Uebersetzung der Wolff'schen Metaphysik zu verbrennen. Sie muß bald darauf des Todes verblichen sein, wie ihre „Grabschrift" erkennen läßt. Diese ist halb in Prosa, halb in Versen geschrieben. „Der Tod," so beginnt der Redner, „trifft besonders hervorragende Personen, wie man hier sieht. Atropos hat uns den schlimmsten Streich gespielt: Mimi ist todt. Ich möchte sie Euch zeigen können, wie Antonius den Römern Cäsar zeigte. Sie übertraf alle Geschöpfe an Gaben. Der Eroberer hinterläßt Blutspuren, Mimi war immer lustig. Der Eine zerstört die Menschen, die Andere erhält sie durch die Freude, die sie ihnen macht. Aber mein Schmerz überwältigt mich. Ich will nur noch einige Blumen in Gestalt von Versen auf ihr Grab streuen." — Und nun folgen noch einige Verse, die das herbe Schicksal und die Künste der Verstorbenen schildern.

Auch andere Lieblingsthiere gaben dem königlichen Dichter Stoff zur Poesie. Aus den vierziger Jahren offenbar stammt eine kleine Liebescorrespondenz zweier Hunde, die auch wohl vom König selbst herrührt und in der Sammlung seiner Mutter abgeschrieben ist. An Folichon, den Lieblingshund der Lieblingsschwester, Wilhelmine von Bayreuth, schreibt Finette, eine Hündin der Königin, vermuthlich der Königin-Mutter, wie sehr sie vom Trennungsschmerz geplagt sei; und Folichon versichert, ebenfalls in zwanzig Alexandrinern mit denselben Reimwörtern, seine unwandelbare Treue.

Ich schließe meinen Bericht über die von mir aufgefundenen Gedichte mit dem von Preuß vergeblich gesuchten und von Koser schon veröffentlichten Abschiedsgedicht, das König Friedrich an seine Schwester Ulrike richtete, als sie 1744 Kronprinzessin von Schweden wurde. Es besteht aus neun vierzeiligen Strophen, voll Bewunderung für die Reize, die Tugenden, den Geist der Gefeierten. Sie wird zur Beglückung ihres Volkes aufgefordert. Der König betheuert ihr seine zärtliche Liebe und schließt mit den wunderbar berührenden prophetischen Worten: „Lebe wohl! Wie unsicher ist die Zukunft! Lüften wir den Schleier nicht! Vielleicht entzweit uns unser Unstern jetzt für immer!" Er fügt zwar in Prosa hinzu: „Ich schmeichle mir, daß meine Prophezeiung falsch ist," aber wir wissen nur zu gut, wie richtig sie war, wie er sich später in Prosa und in Versen bitter über ihren Verrath beklagte, als Schweden im Siebenjährigen Kriege dem Bündniß seiner Feinde beitrat.

Wilhelm Mangold.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Mai.

Kaiser Wilhelm hat durch einen an den Statthalter von Elsaß-Lothringen gerichteten Erlaß, der vom 9. Mai aus Hohkönigsburg datirt ist, die Ausarbeitung einer Vorlage behufs Aufhebung des sogenannten „Dictatur-Paragraphen" angeordnet. Der deutsche Kaiser ließ sich bei dieser Anordnung durch den Wunsch leiten, den Bewohnern Elsaß-Lothringens einen besonderen Beweis seines Wohlwollens zu geben, sowie durch das Vertrauen auf die reichstreue und loyale Gesinnung, die sich in der Bevölkerung der Reichslande immer mehr befestigt hat und ihm bei seinen „wiederholten Besuchen dieser dem Vaterlande zurück gewonnenen Länder in unzweideutiger Weise entgegen getreten ist". Der „Dictatur-Paragraph" ertheilte dem Statthalter die Befugniß, bei Gefahr für die öffentliche Sicherheit alle Maßregeln zu treffen, die er zur Abwendung der Gefahr für erforderlich erachtet. Der deutsche Reichstag hat sich bereits in den Jahren 1895, 1896 und zuletzt 1900 für die Aufhebung des „Dictatur-Paragraphen" ausgesprochen, und es darf als gewiß gelten, daß nunmehr auch die maßgebenden Factoren in der Reichsregierung, sowie in den Reichslanden zu der Ueberzeugung gelangt sind, der vom Kaiser in seinem Erlasse einen der Bevölkerung Elsaß-Lothringens sympathischen Ausdruck geliehen ist. Der deutsche Reichskanzler wird nunmehr dem Bundesrathe einen auf die Aufhebung des „Dictatur-Paragraphen" bezüglichen Gesetzentwurf vorlegen, über dessen Annahme in dieser Körperschaft, sowie im Reichstage kein Zweifel obwalten kann. Wiederum hat der Kaiser den richtigen Augenblick für eine Maßnahme gewählt, die nicht bloß in den Reichslanden, sondern auch in den leitenden Kreisen der französischen Republik im beruhigenden Sinne wirken muß.

Der Eröffnung der österreichischen und der ungarischen Delegation in Budapest wurde in diesem Jahre mit um so größerem Interesse entgegen gesehen, als angenommen werden durfte, daß der die auswärtige Politik Oesterreich-Ungarns leitende Staatsmann, Graf Goluchowski, authentische Mittheilungen über den Stand der Dreibundsverhandlungen machen würde. In ausländischen, insbesondere in französischen Organen wurde immer wieder verbreitet, daß die Dreibundverträge insofern eine Abschwächung erfahren würden, als jede Spitze gegen Frankreich entfernt werden sollte, um der neuerdings durch das zwischen Italien und Frankreich abgeschlossene Mittelmeer-Abkommen herbeigeführten Veränderung der Beziehungen zwischen diesen beiden „lateinischen" Nationen Rechnung zu tragen, wobei geflissentlich übersehen wurde, daß der Dreibund einen lediglich defensiven Charakter hat.

Graf Goluchowski betonte vor Allem, daß der Dreibund, dessen Gültigkeitsdauer im Mai 1903 abläuft, nunmehr der Erneuerung entgegen gehe, nachdem die drei betheiligten Cabinette formelle Zusicherungen hinsichtlich ihrer besten Absichten ausgetauscht haben, den zwischen ihnen bestehenden Allianzvertrag in seinem vollen Werth aufrecht zu erhalten und die darauf bezüglichen Urkunden rechtzeitig zu unterzeichnen. Jeder Punkt dieser Erklärung ist bedeutsam. Auch

werden dadurch in vollem Maße die an dieser Stelle früher bereits gemachten Angaben bestätigt, wonach die Dreibundverträge ohne jede Abschwächung rechtzeitig zur Erneuerung gelangen würden. Auch der 6. Mai 1903 ist bereits, im Gegensatze zu anderen Mittheilungen, als Termin für den Ablauf der gegenwärtig geltenden Bündnißverträge bezeichnet worden, weshalb diese vor dem 6. Mai nächsten Jahres erneuert werden müssen, ohne daß jedoch, wie ebenfalls irrthümlich behauptet worden war, eine einjährige Kündigungsfrist festgesetzt ist. Daß bei Gelegenheit der Reise, die der deutsche Reichskanzler während der jüngsten Osterferien nach Venedig und nach Wien unternahm, die principielle Uebereinstimmung der die auswärtige Politik Deutschlands, Italiens und Oesterreich-Ungarns leitenden Staatsmänner hinsichtlich der Erneuerung der Allianz erzielt wurde, ist nunmehr ebenfalls vom Grafen Goluchowski bestätigt worden, der zugleich hervorhob, daß ihr voller Werth aufrecht erhalten werden soll. Unter diesen Umständen kann es nicht darauf ankommen, ob der Zeitpunkt der formellen Unterzeichnung aus äußeren Gründen früher oder später erfolgt, da an der rechtzeitigen Abschließung nach den Erklärungen des österreichisch-ungarischen Ministers des Auswärtigen nicht gezweifelt werden kann. Graf Goluchowski unterließ auch nicht, wiederum auf den friedlichen Charakter des Bundes der europäischen Centralmächte hinzuweisen, indem er an die von berufener Seite wiederholt abgegebenen Erklärungen über die nicht minder friedfertigen Ziele des französisch-russischen Zweibundes erinnerte, so daß in dieser Gruppirung eine werthvolle Ergänzung und Förderung der Aufgaben des Dreibundes erblickt werden darf.

Da hier und da behauptet worden ist, daß die Erneuerung des Dreibundes von der Abschließung neuer Handelsverträge abhängig wäre, so sind die Erklärungen des Grafen Goluchowski auch in dieser Hinsicht charakteristisch. Die leitenden Staatsmänner Oesterreich-Ungarns, Italiens und Deutschlands kennen auch auf diesem Gebiete die wechselseitigen guten Absichten und bezweifeln nicht, daß die wirthschaftlichen Beziehungen der verbündeten Staaten gleichfalls ihre Regelung finden werden. Erwägt man jedoch, daß zwischen den beiden Reichshälften der österreichisch-ungarischen Monarchie selbst die Verhandlungen auf ökonomischem Gebiete noch ihres Abschlusses harren, so leuchtet ohne Weiteres ein, daß die politischen Bündnißverträge, wie sie früher ablaufen als die anderen, auch eine raschere Unterzeichnung für ihre Fortdauer erheischen. Hinsichtlich der Erneuerung der Handelsverträge besteht jedoch nicht minder eine principielle Uebereinstimmung, so daß die „besten Absichten" der betheiligten Cabinette sicherlich auch hier zum Ziele führen werden.

Die jüngsten allgemeinen Wahlen für die französische Deputirtenkammer bilden einen wichtigen Markstein in der inneren Politik Frankreichs. Es fehlte nicht an Stimmen, die ernsthaft versicherten, daß der Ansturm der Nationalisten gegen die bestehenden republikanischen Einrichtungen erfolgreich sein würde. Jules Lemaître, François Coppée, der frühere Kriegsminister Cavaignac und andere Rufer im Streit aus dem nationalistischen Feldlager verwechselten eben den stets zur Fronde neigenden état d'âme der Pariser mit dem Seelenzustande des weit überwiegenden Theils der französischen Bevölkerung, der vor Allem Ruhe wünscht, damit die wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes den von allen besonnenen Elementen ersehnten Aufschwung nehmen können. Daß in Paris den Nationalisten, die in dem durch Richterspruch des Staatsgerichtshofes verbannten früheren Führer der Patriotenliga, Paul Déroulède, noch immer ihr Vorbild erblicken, eine Anzahl Mandate zufiel, kann daher ebenso wenig überraschen wie die Thatsache, daß das Ministerium Waldeck-Rousseau auch in der neuen Deputirtenkammer auf eine Mehrheit zählen darf.

Nur darf nicht außer Betracht bleiben, daß das Cabinet bisher sich auf einen Theil der Socialisten stützte, der selbst in der Regierung durch den Handelsminister Millerand vertreten war. Auch braucht nur an die Geschichte der meisten

früheren republikanischen Ministerien erinnert zu werden, um zu zeigen, daß diese allzu häufig durch eine Art Bündniß der äußersten Linken mit den Oppositionsparteien der Rechten gestürzt wurden. Der Conseilpräsident Waldeck-Rousseau zeigte deshalb in dieser Hinsicht staatsmännischen Blick, als er den früheren socialistischen Führer Millerand als Handelsminister und den ebenfalls socialistischen Anwandlungen zugänglichen Herrn Baudin als Minister der öffentlichen Arbeiten in seine Regierung aufnahm.

Hierin lag der Schlüssel der befestigten Stellung des Ministeriums Waldeck-Rousseau, und die erste und wichtigste Frage, die im Hinblick auf die jüngsten Neuwahlen für die Deputirtenkammer aufgeworfen werden muß, läßt sich dahin formuliren, ob die Regierung nach wie vor sich auch auf den gemäßigteren Theil der Socialisten stützen wird, oder ob von Neuem das Experiment der „Concentrirung" der republikanischen Parteigruppen gemacht werden soll. Bei dieser Zusammenfassung der den gegenwärtigen Einrichtungen anhangenden, die socialistischen Grundsätze jedoch zurückweisenden Elemente wäre eine Schwenkung der Regierung nach der rechten Seite hin geboten. Die sogenannten „progressistes" unter der Führung der früheren Conseilpräsidenten Méline und Ribot müßten sich wieder der ministeriellen Mehrheit anschließen. Ganz abgesehen davon, daß insbesondere Méline selbst die Wiedererlangung der Regierungsgewalt anstreben könnte, ist die gegenwärtige Regierung auch durch schroffe principielle Gegensätze von den „progressistes" getrennt. Sogleich bei einer der bedeutsamsten Fragen, mit denen die neue Deputirtenkammer sich wird beschäftigen müssen, werden diese Gegensätze unzweifelhaft zum charakteristischen Ausdrucke gelangen. Nicht bloß die Socialisten, sondern auch die Radicalen verlangen, daß das von der früheren Deputirtenkammer beschlossene und vom Senate genehmigte Vereinsgesetz seinem Zwecke gemäß durchgeführt werde. Hiernach mußten die vom Staate nicht ermächtigten geistlichen Genossenschaften um die im Vereinsgesetze vorgeschriebene Autorisation nachsuchen, und dem Parlamente wird es nunmehr obliegen, die Entscheidung zu treffen. Da nun Méline und dessen Anhänger das seine Spitze hauptsächlich gegen die Congregationen richtende Gesetz mit aller Entschiedenheit bekämpften, läßt sich schwer absehen, in welcher Weise eine Concentrirung der republikanischen Parteigruppen, einschließlich der „progressistes", im Hinblick auf die unerläßliche Durchführung des Vereinsgesetzes erfolgen soll. Selbst wenn die Regierung bereit wäre, in dieser Hinsicht Zugeständnisse zu machen, wäre sie doch sogleich den Angriffen von Seiten der äußersten Linken, der Socialisten und der Radicalen ausgesetzt, und das alte parlamentarische Intriguenspiel würde wieder beginnen, bei dem die extremen Parteien der Linken und der Rechten eine communio incidens eingingen, um das Ministerium zu stürzen.

Auch in anderen Fragen des „Culturkampfes" hat das Cabinet Waldeck-Rousseau bereits eine allzu ausgesprochene Haltung eingenommen, als daß es im Interesse eines Zusammengehens mit den „Mélinistes" einen völligen politischen Frontwechsel vollziehen könnte. Dies gilt namentlich in Bezug auf die Aufhebung der „Unterrichtsfreiheit" für die Mittelschulen. Da durch diese in der loi Falloix anerkannte „Unterrichtsfreiheit" in Wirklichkeit den clericalen Bestrebungen wesentlicher Vorschub geleistet wird, hat das Ministerium Waldeck-Rousseau im Princip bereits mit der Beseitigung des den Laienunterricht des Staates beeinträchtigenden Gesetzes sich einverstanden erklärt. Méline, Ribot und ihr gesammter Anhang vertreten auch hier die gerade entgegengesetzte Anschauung.

Hieraus erklärt sich zugleich der Eifer, mit dem der Clerus trotz den von der päpstlichen Curie ertheilten Anordnungen und im Widerspruche mit geltenden Gesetzen in den jüngsten Wahlkampf eingriff. Wohl hat der Cardinal-Staatssecretär Rampolla bei verschiedenen Gelegenheiten dem französischen Episcopate empfohlen, beim Clerus dahin zu wirken, daß er seinen Anschluß an die republikanischen Institutionen vollziehe. Sei es nun aber, daß die französische Geistlichkeit selbst allzu sehr im Partei-

getriebe steht, sei es, daß sie die Ermahnungen der römischen Curie nicht ernsthaft nimmt oder sie gar für Spiegelfechterei erachtet, — Thatsache ist, daß der Clerus an der Wahlagitation großen Antheil genommen hat. Der Conseilpräsident Waldeck-Rousseau hat sich deshalb genöthigt gesehen, unmittelbar nach dem ersten Wahlgange ein Rundschreiben an die Präfecten zu erlassen, worin er diese auffordert, alle Mißbräuche der geistlichen Gewalt zu melden, damit wegen ihrer Uebergriffe eingeschritten werden kann. Der Leiter der französischen Regierung betont ausdrücklich, daß aus den ihm übermittelten Nachweisen deutlich die unerlaubte Einmischung des Clerus in die Wahlen erhelle, die sich keineswegs auf die Geltendmachung der allen Bürgern zustehenden politischen Rechte beschränkt habe. Hervorgehoben wird am Schlusse des Rundschreibens, daß die den Präfecten ertheilten Instructionen sich nicht bloß auf die Weltgeistlichen, sondern auch auf die Mitglieder der geistlichen Genossenschaften beziehen, gleichviel, ob diese vom Staate bereits anerkannt sind oder nicht.

Mit der „Concentration" der republikanischen Parteigruppen und der Ausscheidung aller socialistischen Elemente aus der Regierungsmehrheit hat es also noch gute Wege, zumal da sich schwer absehen läßt, welche Vortheile der Republik aus einer anderen Orientirung des Ministeriums erwachsen sollen, und sich die Regierung nicht verhehlen kann, daß sie wie die Finanzreform, so auch eine Reihe socialpolitischer Reformen, z. B. Alters- und Invaliditätsversicherung, durchzuführen gezwungen ist. Eine Verwicklung der inneren Politik Frankreichs stände unter diesen Umständen dann zu befürchten, wenn der Conseilpräsident Waldeck-Rousseau in der That die ihm zugeschriebene Absicht hegen sollte, nachdem die Neuwahlen zu Gunsten des gegenwärtigen Régime ausgefallen sind, sich von der Leitung der Regierung zurückzuziehen, — er, der länger als irgend einer seiner Vorgänger ununterbrochen an der Spitze eines Ministeriums gestanden hat. Er würde sich freilich nicht völlig in das Privatleben zurückziehen, sondern sich im Senate, dessen Mitglied er ist, weiter an der activen Politik betheiligen. Alle Kenner der Verhältnisse stimmen überdies darin überein, daß Waldeck-Rousseau, falls er freiwillig das Conseilpräsidium niederlegen sollte, als der spätere Candidat für die höchste Würde der Republik erscheint, sobald der Präsident Loubet nach dem Ablaufe seines Mandates zurücktreten sollte.

Der Gegenbesuch, den der Präsident der Republik Loubet in Rußland abstattete, wäre in der französischen Presse sicherlich in einer noch glänzenderen Beleuchtung erschienen, wenn nicht die Oppositionsparteien, insbesondere die Nationalisten, seit geraumer Zeit immer wieder dem Ministerium Waldeck-Rousseau den Vorwurf gemacht hätten, daß es das französische Heer und das Officiercorps desorganisirt und dadurch die Beziehungen Rußlands zu Frankreich kühler gestaltet habe. Unter diesem Vorwande wurde insbesondere der Kriegsminister General André scharf angegriffen, dem die Nationalisten und die mit diesen verbündeten Oppositionsparteien nicht verzeihen konnten, daß er nach dem Rücktritt des Generals de Galliffet das Portefeuille des Kriegsministeriums übernommen hatte. Damals wiegte sich die gesammte Opposition in der Hoffnung, kein einziger General würde sich bereit finden lassen, in das Ministerium einzutreten, dem ein ausgesprochener Socialist, der Handelsminister Millerand, angehört. Um so größer war daher die Enttäuschung, als General André nicht bloß das Kriegsministerium übernahm, sondern auch durch eine ganze Reihe durchaus besonnener Maßnahmen bewies, daß er entschlossen wäre, die bestehenden republikanischen Einrichtungen zu vertheidigen. Hatte sich deutlich gezeigt, daß das Officiercorps, das zum nicht geringen Theil in den von Jesuiten geleiteten Lehranstalten für den militärischen Beruf vorbereitet worden war, vielfach clericalen Anschauungen huldigte, so mußte es gleichsam als eine Lebensfrage für die Republik gelten, in dieser Hinsicht Wandel zu schaffen. Man wird daher kaum bei der Annahme fehlgehen, daß das Verhalten der Regierung in der Unterrichtsfrage auch in Zusammenhang mit den Mißständen gebracht werden muß, die hinsichtlich der wissenschaftlichen und allgemeinen Ausbildung des Officiercorps zur Erscheinung gelangt sind. Der Kriegsminister General

André erkannte jedoch zugleich, daß es nothwendig wäre, eine republikanische Mischung des Officiercorps herbeizuführen, und deshalb räumte er den Elementen größere Rechte ein, die nicht aus der Officierschule von Saint-Cyr, sondern aus der Unterofficierschule von Saint-Maixent hervorgegangen sind. Da das Officiercorps durch frühere Unterofficiere in noch höherem Maße als bisher verstärkt werden soll, wird dieses in Zukunft nicht mehr in Vorstellungen befangen sein, die mit den republikanischen Einrichtungen schlecht im Einklange stehen.

In diesen und anderen Maßnahmen des Kriegsministers General André erblickten nun die französischen Oppositionsparteien die angebliche Desorganisirung des französischen Heeres und des Officiercorps und versicherten, daß dadurch das Verhältniß Frankreichs zu dem „verbündeten und befreundeten" Rußland beeinträchtigt werden müßte. Der Zarenbesuch in Frankreich hat jedoch diese Legende wesentlich abgeschwächt, und die jüngste Reise des Präsidenten der Republik nach Rußland muß diesen Eindruck um so mehr verstärken, als durch den Ausfall der jüngsten allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer erhärtet worden ist, daß die französische Regierung an Continuität nichts zu wünschen übrig lassen wird. Hierin darf die hauptsächliche Bedeutung des Gegenbesuches erblickt werden, den Herr Loubet in Rußland abgestattet hat. Der allen Abenteuern widerstrebende Charakter, den das Ministerium Waldeck-Rousseau bisher an den Tag legte, berechtigt auch außerhalb Frankreichs zu der Annahme, daß die Aufrechterhaltung der herzlichen Beziehungen zwischen der französischen Republik und Rußland der Sache des Friedens gute Dienste leisten wird.

Im Hinblick auf die Reise des Herrn Loubet nach Rußland wurde im „Journal des Débats" darauf hingewiesen, daß die Vorgänge in Ostasien, insbesondere die französisch-russische Erklärung, die dem zwischen Großbritannien und Japan abgeschlossenen Abkommen folgte, dem Zusammenwirken der französischen und der russischen Flotte ein besonderes Relief verleihen. Richtig ist unzweifelhaft, daß das französisch-russische Bündniß eine Ausdehnung erhalten hat, die ursprünglich den leitenden französischen Staatsmännern sicherlich fern gelegen hat. Früher wurde in Frankreich eben nur an Verwicklungen in Europa gedacht, und die französisch-russische Erklärung in Bezug auf die Integrität China's richtet in keinem Falle ihre Spitze gegen Deutschland. Aber auch diese Erklärung wird vom „Journal des Débats" nur im friedlichen Sinne gedeutet. „Während Europa beruhigt ist oder es doch zu sein scheint," heißt es in dem Pariser Organe, „glimmt dort an den Grenzen der orientalischen Welt das Feuer, und um dessen Verwüstungen fern zu halten oder auszulöschen, sind unsere und die befreundete Flotte nicht zu viel." Da die maßgebenden Kreise in England und Japan dem von ihnen hinsichtlich China's unterzeichneten Abkommen dieselbe prophylaktische Bedeutung beimessen, darf an der Ueberzeugung festgehalten werden, daß, wie in Europa der Friedensbund der Centralmächte und der Zweibund kriegerische Complicationen verhüten sollen, auch in Ostasien alle Mächte von der Nothwendigkeit überzeugt sind, den status quo in keiner Weise zu gefährden.

Die Katastrophe, die über Martinique, eine der kleinen Antillen, jäh herein gebrochen ist, hat in der gesammten Culturwelt die lebhaftesten Sympathien für die schwer getroffene Bevölkerung hervorgerufen. Nächst Guadeloupe die wichtigste französische Besitzung in Westindien, stellte Martinique einen werthvollen Besitz dar. Sehr bezeichnend ist nun, daß der Kaiser Wilhelm einer der ersten Monarchen war, der in seinem Beileidstelegramm an den Präsidenten der Republik, Loubet, dem Gefühle der Zusammengehörigkeit aller civilisirten Nationen Ausdruck gab und dieses Gefühl durch hilfreiche That bekräftigte. Im Hinblick auf die Schwere des Unglücks muß es dem Mutterlande immerhin zum Troste gereichen, zu sehen, wie allerorten, wo menschliche Herzen schlagen, innigste Theilnahme an dieser Katastrophe an den Tag gelegt wird.

Literarische Rundschau.

Zur neueren französischen Geschichtschreibung.

[Nachdruck untersagt.]

Histoire de France depuis les origines jusqu'à la Revolution publiée par Ernest Lavisse avec la collaboration de M. M. Bayet, Bloch, Carré, Kleinclausz, Langlois, Lemonnier, Luchaire, Maréjol, Petit, Dutaillis, Rebelliau, Sagnac, Vidal de la Blache. Paris, Hachette & Co. 1900.

Zu den bemerkenswertheſten, wenn auch wenigſt bemerkten Veränderungen im franzöſiſchen Geiſtesleben des letzten Vierteljahrhunderts gehört der Umſchwung, der ſich in Methode und Betrieb der Geſchichtſchreibung vollzogen hat. An die Stelle der tendenziös nationalen Behandlung hiſtoriſcher Stoffe, deren bekannteſte Vertreter, Thiers und Michelet, auch in Deutſchland weitgehenden Einfluß geübt hatten, iſt ſeit den letzten Decennien eine Geſchichtſchreibung getreten, die Ranke's Wort: „Ich will verſuchen, zu ſagen, wie es wirklich geweſen iſt," zum Wahlſpruch genommen zu haben ſcheint. Mit einer Gründlichkeit der Quellenforſchung, die ihrer Zeit für das beſondere Privilegium und entſcheidende Merkmal der deutſchen hiſtoriſchen Arbeit galt, verbindet die neue franzöſiſche Schule in Streben nach Objectivität und Schlichtheit der Darſtellung, das zu der geiſtreich vordringlichen Manier und der unverhohlenen Abſichtlichkeit der Hiſtoriker des vorher gegangenen Geſchlechts in ausgeſprochenem Gegenſatze ſteht. Es gilt das ebenſo von den Bearbeitungen neuerer Geſchichte, die wir den Herren Thureau-Dangin, Cavaignac, Sorel u. ſ. w. zu danken haben, wie von der Mehrzahl älteren Zeitabſchnitten gewidmeter Studien aus den letzten Jahren. Das ruhmreiche Beipiel, das Taine mit ſeinen „Origines" gegeben, und der Einfluß von Männern wie Laviſſe und Monod haben auf einen Umſchwung der Methode hingewirkt, der in mehrfacher Rückſicht merkwürdig erſcheint: wegen der Kürze der Zeit, innerhalb welcher derſelbe ſich durchgeſetzt hat, und wegen des Gegenſatzes, in welchem dieſe durch Nüchternheit und ſachliche Kälte charakteriſirte neue Richtung zu dem auf anderen Gebieten franzöſiſchen Geiſteslebens graſſirenden Nationalismus ſteht.

Auch nur die hervorragendſten Bücher namhaft zu machen, die von dieſer Wandlung Zeugniß abgelegt haben, erſcheint innerhalb des Rahmens einer ſummariſchen Einzelanzeige unmöglich. Die Publication, von welcher an dieſer Stelle die Rede iſt, ſtellt ſich dar als Nebengängerin der auf 12 Foliobände angelegten Weltgeſchichte von Laviſſe (Histoire générale du IV. siècle à nos jours), die auch diesſeits der Vogeſen ehrenvoll bekannt geworden iſt, und hat denſelben Gelehrten zum Urheber und Herausgeber. Zum Urheber, nicht zum Verfaſſer — die bisher erſchienenen, bis zum Ausgang der Capetinger reichenden vier Bände der Geſchichte Frankreichs haben die Herren G. Bloch, Luchaire und Langlois zu Verfaſſern,

indessen Herr Lavisse sich (dem Vernehmen nach) die Bearbeitung der Regierungszeit Ludwig's XIV. vorbehalten hat. — Wie der Titel anzeigt, liegt das Zeitalter der großen Revolution außerhalb des Planes, dem auf den ersten Blick anzusehen ist, daß er entworfen war von Männern der Wissenschaft, die mit Rücksichten auf nationalistisches Unterhaltungs- und Erbauungsbedürfniß nichts zu schaffen haben. Der erste, von G. Bloch geschriebene Band führt den Nebentitel „Les origines, la Gaule indépendante et la Gaule Romaine" und zeichnet sich ebenso durch Gründlichkeit der Fundamentirung wie durch Ernst und Schlichtheit aus: jeder Satz enthält genau so viel Worte, als zur Verdeutlichung des ihm zu Grunde liegenden Gedankens bezw. der Darstellung des erörterten Gegenstandes nöthig ist, Sätze, die keinen bestimmten sachlichen Inhalt hätten, kommen in dem gesammten 455 Folioseiten umfassenden Bande überhaupt nicht vor. Von einer Vorrede oder Umschreibung des Programms haben Verfasser und Herausgeber absehen zu sollen geglaubt. Der Verfasser des ersten Bandes geht sofort medias in res, indem er nach kurzer Erörterung der sogenannten vorhistorischen Perioden (S. 3—11) mit einer Zusammenfassung der Ergebnisse dessen einsetzt, was rücksichtlich der gallisch-französischen Urgeschichte mit Sicherheit festgestellt worden ist. Den eigentlich geschichtlichen Boden betritt Herr Bloch mit dem Berichte über das erste Erscheinen phönicischer Seeleute an der Küste des Mittelländischen Meeres und über die im sechsten Jahrhundert v. Chr. erfolgten Begründung der Phokierstadt Marseille. Mit einer kurzen, durchsichtig gehaltenen Uebersicht über die Wanderungen der Kelten und über die im ältesten Gallien ansässig gewordenen Völkerschaften schließt das erste Buch, dem sich zwei fernere ausführlichere Bücher über die vorrömische und die römische Zeit anreihen. Politische, culturelle und religiöse Zustände sind gleich eingehend berücksichtigt und die bezüglichen Abschnitte mit Quellennachweisungen versehen worden, die von gewissenhafter Berücksichtigung der einschlagenden Literatur und der archäologischen Funde neuerer und älterer Zeit zeugen. Allenthalben hat der Leser die Gewißheit, auf festen Boden zu treten und innerhalb der Grenze nachgewiesener Thatsachen zu bleiben.

Der erste Band schließt mit dem Zeitpunkte, zu welchem das Christenthum seinen Einzug in das römische Gallien hielt. Die auf die große religiöse Umwälzung, die Auflösung der römischen Herrschaft und die fränkische Invasion bezüglichen Bände sind einstweilen noch nicht erschienen. Nach Veröffentlichung derselben werden wir zugleich auf die bereits veröffentlichten Bände des zweiten Hauptabschnittes zurückkommen, in denen die Herren Luchaire und Langlois die Perioden der Capetinger und der directen Nachfolger Ludwig's des Heiligen erörtern. Für den Charakter des Ganzen wird der Abschluß des von Bloch geschriebenen ersten Theils von so entscheidender Bedeutung sein, daß die Veröffentlichung, insbesondere des von dem fränkischen Reiche handelnden Bandes abgewartet werden muß, bevor die Summe gezogen werden darf. Daß es sich um ein Werk von ernsthafter wissenschaftlicher Bedeutung, um einen neuen Beleg für den Sieg handelt, den die wahrhaft wissenschaftliche Methode in dem Vaterlande der nationalistischen Geschichtschreibung erfochten hat — das darf erfreulicher Weise schon jetzt als feststehend angesehen werden.

— r —

Briefe der Frau Reinhard an ihre Mutter.

[Nachdruck untersagt.]

Une femme de diplomate, Lettres de Mme Reinhard à sa mère 1798—1815, traduites de l'allemand et publiées pour la société d'histoire contemporaine par la baronne de Wimpffen née Reinhard, sa petite-fille. Paris, Alphonse Picard et fils. 1900.

Das Leben dieser Frau hebt sich ab von dem Hintergrund der großen politischen und literarischen Bewegungen des ausklingenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Als Enkelin des berühmten Verfassers der „Wolfenbüttler Fragmente", Reimarus, und Tochter ihres als Arzt und Schriftsteller hoch angesehenen Vaters, ist Frau Reinhard schon in der Wiege gleichsam die Anwartschaft auf geistige Vornehmheit geworden. Sie wächst auf in „einem Kreise, der die tieferen Geistesbewegungen, die sich in unserem deutschen Volksleben Geltung verschafft haben, eigenthümlich und scharf widerspiegelt", ist nach dem Urtheil eines Zeitgenossen eines der gebildetsten Mädchen Deutschlands. Nachdem sie auf Wunsch ihrer Eltern einer Jugendneigung zu dem Arzte J. E. Vollmann entsagt hat, verheirathet sie sich im October 1796 mit Carl Friedrich Reinhard, französischem Gesandten bei den Hansestädten. Als Reinhard 1798 zum Minister der Republik Florenz ernannt wird, setzt der Briefwechsel zwischen Frau Reinhard und ihrer Mutter ein, der hier zum ersten Mal im Druck vorliegt[1]).

Diese Briefe haben anfangs einen tagebuchartigen Charakter, schließlich sind es Tagebuchblätter, da man sich bei der Unsicherheit der Postverbindungen, der allenthalben geübten Spionage, brieflich auf die nothwendigsten Mittheilungen beschränken muß. Ueber gesellschaftliche und literarische Ereignisse wird referirt; politische werden mit großer Vorsicht wiedergegeben; auch zeugen die vielfach durchstrichenen Stellen und die zerschnittenen Bogen der Originalbriefe von der Censur, die Reinhard übte. Trotzdem enthalten sie eine Fülle auch des zeitgeschichtlich Interessanten. So ist Frau Reinhard Napoleon I. mehrfach begegnet, und 1807 in Carlsbad gestaltet sich das Verhältniß zwischen Reinhard und Goethe, das erst mit dessen Tode erlischt. Zu Wilh. von Humboldt, Frau von Staël, Benjamin Constant, Sulpice Boisserée und anderen hervorragenden Persönlichkeiten werden losere oder engere Beziehungen angeknüpft. Mit großer Ausführlichkeit sind die Begebenheiten des 18. Brumaire behandelt. Zwei Tage vorher erscheint der soeben aus Aegypten heimgekehrte General Buonaparte unerwartet auf einem Empfangsabend bei Frau Reinhard: „Ich fand ihn, wie ich ihn mir gedacht, bescheiden wie Jemand, der seiner Ueberlegenheit sicher ist, einfach, wie man wohl ist, wenn man eben den Anspruch an Alles hat. Er vermeidet es scheinbar, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, möchte sich in der Menge verlieren mit der Sicherheit, doch aufzufallen, weil er eben nicht unbemerkt bleiben kann."

Das Conventionelle in Goethe's Wesen läßt zwischen Frau Reinhard und dem Dichter keine Herzlichkeit aufkommen: „Meine Bewunderung für Goethe beschränkt sich auf seine Augen von unvergleichlichem Glanze, wie ich nie früher welche gesehen, denn sie spiegeln einen Alles überragenden Geist." Goethe verbringt fast alle seine Abende bei Reinhards; die Politik ist verbannt, Kunst und Literatur bilden den Gegenstand der Unterhaltung. Einmal liest und recitirt Goethe mehrere seiner Gedichte: „Seine Stimme ist tief, umfangreich und wohltönend, dazu das Feuer

[1]) Eine Unterbrechung erlitt er naturgemäß, als Reinhard 1802—1806 wiederum den Gesandtschaftsposten in Hamburg inne hatte. Auch umfaßt er nicht die Jahre 1809—1813, die Zeit von Reinhard's Wirksamkeit am westfälischen Hofe, da das umfangreiche Briefmaterial dieser Jahre den Stoff zu einer selbständigen Publication liefern würde.

des Blicks und die ausdrucksvollen Gesten." Es sei anmaßend, sagt sie an anderer Stelle, „ihn beurtheilen zu wollen, gar zu behaupten, ihn verstanden zu haben, denn Goethe's eigene Beobachtungsgabe würde dazu gehören, einen Geist wie den seinen richtig zu würdigen".

Während einer Unterhaltung mit Reinhard entwickelt Goethe einen geistigen Reichthum, der Reinhard zu der Aeußerung hinreißt: „ob er gleich wiederholt und sogar in intimen Beziehungen zu bedeutenden Männern gestanden, sei er nie früher einer gleichen Gedankenfülle, einer gleichen Harmonie und Erhabenheit der Empfindung, um es kurz zu sagen, einem so vollendeten Ganzen begegnet. Er bekenne, daß er oft Mühe habe, ihm zu folgen, da er das Vernommene in Gedanken immer wieder hin und her bewegen müsse, daß er oft wie geblendet sei durch das Treffende und die Kühnheit seiner Folgerungen." Diese Huldigung scheint den Dichter nicht in Erstaunen zu versetzen: er entgegnet, „daß man in der That an seine Unterhaltung gewöhnt sein müsse, um ihm folgen zu können. Auch, fügt er hinzu, sei das der Grund, weshalb er im Allgemeinen auf Unterhaltung verzichte, es sei denn, ihm begegneten geistig Ebenbürtige, wie Reinhard und Schiller, worauf er dem Letzteren das uneingeschränkteste Lob ertheilte, ohne einen Hintergedanken an Rivalität, ohne auch nur den Versuch einer Parallele zu machen."

Das Leben fand Frau Reinhard seinen großen Aufgaben gewachsen: von den mehr äußerlichen Pflichten der Repräsentation, bedeutungsvoll an dem Platze, da sie stand, bis empor zu den feinen Beziehungen der Gemüthswelt. Von den Zeitgeschicken mächtig ergriffen, stellte sie sich doch ungetrübten Blickes über die Ereignisse, — eine jener Frauen, die ihr Wesen den geheimnißvollen Einwirkungen lang vererbter Bildung danken.

So eigen den deutschen Leser die Uebertragung der Briefe ins Französische anmuthet, sie ist als solche vollendet, erweckt aber nichtsdestoweniger den Wunsch nach ihrer Kenntniß im Original.

Ellen Mayer.

δq. **Deutschland am Scheidewege.** Betrachtungen über die gegenwärtige volkswirthschaftliche Verfassung und die zukünftige Handelspolitik Deutschlands. Von Dr. Ludwig Pohle, Professor an der Akademie für Social- und Handelswissenschaften zu Frankfurt a. M. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1902.

Der Verfasser hat in der Generalversammlung des „Vereins für Socialpolitik", die zu Ende des September 1901 in München abgehalten wurde, als einer der Referenten über das Thema der Handelsverträge mitgewirkt. Das vorliegende Buch ist die sorgfältigere und ausführlichere Entwicklung der in jenem Referat vorgetragenen Ansichten. Unzweifelhaft wird die hiermit gelieferte Vertretung des schutzzöllnerischen Standpunktes — bei der augenscheinlichen Zwiespältigkeit der Meinungen auch innerhalb der wissenschaftlichen Kreise — den weiten Spalt nicht zu schließen vermögen. Insbesondere wird es streitig bleiben, ob das von dem Verfasser angestrebte Ideal einer für alle Zukunft sicher gestellten Volkswirthschaft durch seine Schutzzolltheorie erreichbar gemacht ist. Indessen, das Buch ist mit so viel Fleiß und Bedächtigkeit gearbeitet, daß es der Mühe werth ist, seinem Gedankengange aufmerksam zu folgen. Angenehm berührt, ganz unabhängig davon, ob man ihm beipflichtet, der tapfere Protest gegen die kleinlichen Zumuthungen einer gewissen Presse, welche unter „Freiheit" der Wissenschaft die Vertretung ihres Parteiprogramms anstrebt — Zumuthungen, die allerdings das Erbtheil kleiner Verhältnisse und localer Lehrinstitute sind. Es wird noch manchen Kampf kosten, ehe für diese neuen Akademien Licht und Luft frei gemacht ist, so rechtschaffen die Absichten ihrer Begründer auch sein mögen.

λς. **Goethe's Aesthetik.** Von Dr. Wilhelm Bode. Mit einem Bilde Goethe's. Berlin, Mittler & Sohn. 1901.

Goethe's Persönlichkeit. Drei Reden des Kanzlers Friedrich von Müller. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Wilhelm Bode. Mit einem Bilde Goethe's. Berlin, Mittler & Sohn. 1901.

Bode hat sich die dankbare und verdienstliche Aufgabe gestellt, Denen, die sich mit Goethe nicht speciell und fachmännisch beschäftigen, das Verhältniß des Dichters zu den verschiedenen Lebensgebieten nach und nach in Einzeldarstellungen vorzuführen. Während er sich in Goethe's politischem und religiösem Selbstbekenntniß in der Form entschieden vergriffen hat, kann man sich mit der Art, wie er jetzt „Goethe's Aesthetik" behandelt, wohl befreunden: die wichtigsten Aeußerungen des Dichters über Kunst und Natur, Stoff und Form, Gehalt und Tendenz, über das Kritisiren, den Dilettantismus und ähnliche Fragen werden aus den Schriften, Briefen und Gesprächen ausgezogen und durch kurze Zwischenbemerkungen mit einander verbunden. Der Versuchung, ein abgeschlossenes System zu geben, ist der Verfasser glücklich entgangen und damit auch der gefährlicheren Versuchung, widersprechende Aeußerungen in Harmonie zu bringen. Goethe hat eben während eines überlangen und reichen Lebens seinen Standpunkt im Großen und Ganzen mehrfach geändert und ist sich auch im Einzelnen stets bewußt geblieben, bei welcher Veranlassung und zu welcher Person er jeweils sprach. — In der zweiten Schrift vereinigt Bode mehrere Reden des Kanzlers von Müller, des Einzigen, mit dem Goethe in den letzten Jahrzehnten gewissermaßen auf dem Fuße der Gleichberechtigung andauernd verkehrt hat: eine Weimarer Logenrede zu Goethe's Freimaurer-Jubiläum 1830 und zwei Gedenkreden aus dem Jahre 1832, die eine ebenfalls in der Weimarer Loge, die andere in der Erfurter Akademie gehalten. Alle drei sind schöne Zeugnisse für Goethe wie für Müller und für die Art ihrer gegenseitigen Beziehungen und verdienten schon darum veröffentlicht bezw. neu gedruckt zu werden: die beiden letzten bieten auch thatsächliche Mittheilungen, aus denen wir freilich heute nichts Neues mehr lernen werden.

ελ. **Die Krisis im Kunstgewerbe.** Studien über die Wege und Ziele der modernen Richtung. Herausgegeben von Richard Graul. Leipzig, S. Hirzel. 1901.

Von allen Abtheilungen der Pariser Weltausstellung hat keine so vielseitige Anregungen und so reichen Discussionsstoff geboten wie die des Kunstgewerbes. Während die neue Richtung von mancher Seite für endgültig geschlagen erklärt wurde, triumphirten Andere über ihren Sieg. Um in diese Fragen Klarheit zu bringen, hat der Director des Leipziger Kunstgewerbe-Museums eine Anzahl namhafter Fachgelehrter Deutschlands und des Auslandes aufgefordert, ihre Ansichten über die moderne Richtung darzulegen und zu begründen. Die Essays der ersten Hälfte vorliegenden Buches behandeln die Bewegung in den verschiedenen Ländern, die der zweiten die Bewegung auf einzelnen Gebieten des Kunstgewerbes. Wenn auch die Meinungen im Einzelnen oftmals aus einander gehen, so finden sie sich doch in den Hauptpunkten zusammen. Einig ist man sich darüber, daß die moderne Richtung berechtigt, ebenso einig, daß die Entwicklung zu rasch gegangen ist. Der neue Stil kann nicht von heute auf morgen decretirt werden, sondern muß sich allmählich heran bilden. England, auf das viele der heißblütigsten Stürmer heute schon mitleidig herab sehen, befindet sich auf dem richtigen Wege. Dort wird den Bedürfnissen Rechnung getragen, während bei uns die Bedürfnisse vielfach überhaupt erst noch geschaffen werden müssen. Es kommt nicht darauf an, capriciöse Wohnungen herzustellen, sondern unsere bürgerlichen Durchschnittswohnungen einfach, zweckmäßig, ruhig, stimmungsvoll zu gestalten. Weist das Buch unser Kunstgewerbe damit auf gesündere und einsichtsreichere Bahnen, so ist es gleichzeitig geeignet, den Stolz unserer Künstler und Handwerker auf die bereits errungenen Erfolge zu dämpfen, indem es zeigt, wie unendlich viel wir auf den einzelnen Gebieten noch vom Auslande lernen können, ohne unsere Eigenart einzubüßen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 18. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Arber. — Hysterisch. Novellen von Lilli Arber. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

Auernheimer. — Renée. Sieben Capitel eines Frauenlebens. Von Raoul Auernheimer. Wien, Wiener Verlag. 1902.

Avonianus. — Dramatische Handwerkslehre von Avonianus. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin, Hermann Walther. 1902.

Baschkirtseff. — Schriften der Maria Baschkirtseff. Erster und zweiter Band: Tagebuch. Aus dem Französischen übersetzt von Lothar Schmidt. Zweite, durchgesehene Auflage mit drei Bildern und einer Einleitung. Von Theodor Lessing. Oppeln und Leipzig, Georg Maske. 1901.

Bassenge. — Der Streit vor Ilios. Drama nach griechischem Vorbild. Von Edmund Bassenge. Dresden, Holze & Pohl. 1902.

Behrend. — Aus dem Tagebuche einer Sünderin. Von Gudda Behrend. Autorisirte Uebersetzung von Mathilde Mann. Berlin und Stuttgart, Axel Juncker. 1902.

Blum. — Spannende Geschichten. Criminalnovellen und andere Erzählungen. Von Hans Blum. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902.

Boguslawski. — Die Anti-Duellbewegung. Kritisch beleuchtet mit einem Blick auf Mörchingen, Insterburg, Jena und Springe. Von A. v. Boguslawski. Berlin, Alfred Schall. O. J.

Brendli. — Vom Wildhag. Leichte Strophen von Rudolf Brendli. Zürich, Cäsar Schmidt. 1901.

Brenner. — Die lautlichen und geschichtlichen Grundlagen unserer Rechtschreibung. Von A. Brenner. Leipzig, B. G. Teubner. 1902.

Buchenberger. — Finanzpolitik und Staatshaushalt im Großherzogthum Baden in den Jahren 1850—1900. Zugleich ein Beitrag zur deutschen Finanzpolitik. Von Adolf Buchenberger. Heidelberg, Carl Winter. 1902.

Dahn. — Fünfzig Jahre. Ein Festspiel in drei Bildern. Von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1902.

Der Abfall vom Weibe. — Studie. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1901.

Der Glaube an unser Volk. Nationale Briefe aus Deutsch-Oesterreich. Linz, Wien und Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt. O. J.

Deussen. — Die Elemente der Metaphysik. Als Leitfaden zum Gebrauche bei Vorlesungen, sowie zum Selbststudium zusammengestellt von Paul Deussen. Dritte, durch eine Vorbetrachtung: Ueber das Wesen des Idealismus, vermehrte Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1902.

Deutsche Sprechübungen. — Der Frühling, nach Didiers Bildertafel bearbeitet von F. Meneau et A. Wolframm. Paris, H. Didier. 1902.

Duden. — Die deutsche Rechtschreibung nebst Interpunctionslehre und ausführlichem Wörterverzeichniß nach den für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz gültigen Regeln, zum Gebrauch für Schulen und zur Selbstbelehrung neu bearbeitet von Konrad Duden. Siebente Auflage. München, C. H. Beck. 1902.

Ehrenberg. — Grosse Vermögen, ihre Entstehung und ihre Bedeutung. Von Dr. Richard Ehrenberg, Professor der Staatswissenschaften an der Universität Rostock. Die Fugger — Rothschild — Krupp. Mit 11 Abbildungen. Jena, Verlag von Gustav Fischer. 1902.

El-Correï. — Das zweite Leben. Roman von El-Correï. Leipzig, Paul List. O. J.

Ellinger. — Philipp Melanchthon. Ein Lebensbild von Georg Ellinger. Mit einem Bildniß Georg Melanchthon's. Berlin, A. Gaertner's Verlag (Hermann Heyfelder). 1902.

Erinnerung an die Königin Elisabeth von Ungarn. Leipzig, Duncker & Humblot. 1902.

Erlin-Schmeckebier. — Der Muth zum Glück. Roman von Hedwig Erlin-Schmeckebier. Leipzig, Paul List. O. J.

Falzari. — Oroto. Ein Sommernachtstraum in drei Bildern von F. Falzari. Dresden und Leipzig, E. Pierson, 1901.

Frommel. — Das Frommel-Gedenkwerk. Herausgegeben von Otto H. Frommel. Fünfter Band: Segen und Trost. Reden aus dem Amte von Emil Frommel. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1902.

Fuchs-Nordhoff. — Ringendes Leben. Dichtungen von Felix von Fuchs-Nordhoff. Hamburg, Alfred Janssen. 1902.

Gans-Ludassy. — Der goldene Boden. Volksstück in vier Acten. Von Julius Gans-Ludassy. Wien, Wiener Verlag. 1903.

Gemß. — Wörterbuch für die deutsche Rechtschreibung nebst Worterklärungen und Verdeutschung der Fremdwörter. Von Gustav Gemß. Zweite, erweiterte und umgearbeitete Auflage des „Kleinen deutschen Wörterbuches". Berlin, Weidmann. 1902.

Gesky. — Lenau als Naturdichter. Literarhistorische Abhandlung, dem Andenken Lenau's zu seinem hundertsten Geburtstage (13. August 1902), gewidmet von Theodor Gesky. Leipzig, O. Gracklauer. 1902.

Gleichen-Rußwurm. — Vergeltung. Roman von A. Freiherrn von Gleichen-Rußwurm. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1902.

Goethe-Briefe. Mit Einleitungen und Erläuterungen herausgegeben von Philipp Stein. Band II: Weimarer Sturm und Drang (1775—1783). Berlin, Otto Elsner. 1902.

Gontscharow. — Oblomow. Roman in vier Theilen von Iwan Gontscharow. Erste, ungekürzte deutsche Ausgabe. Wien, Wiener Verlag. 1902.

Gregori. — Bernhard Baumeister. Von Ferdinand Gregori. Berlin, Gose & Tetzlaff. 1902.

Hennig. — Jugend und Natur. Unmoderne Gedichte. Von Richard Hennig. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

Hess. — Das Märchen vom Causalzusammenhang oder Im Banne des Zwecks. Eine Kritik des causalen Denkens. Von Anton Hess. Hamburg, Otto Meissner. 1902.

Hoechstetter. — Dietrich Lanken. Aus einem stillen Leben. Roman von Sophie Hoechstetter. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902.

Holzhausen. — Napoleon's Tod im Spiegel der zeitgenössischen Presse und Dichtung. Von Paul Holzhausen. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1902.

Idel. — Die neueste Schulreform und die Rectoratschulen. Leitsätze mit Anmerkungen. Von Wilhelm Idel. Wermelskirchen, Wilhelm Kenzler. 1902.

Internationale Bibliographie der Kunstwissenschaft. — Herausgegeben von Arthur L. Jellinek. Erster Jahrgang, erstes Heft. Berlin, B. Behr. 1902.

Jahrbuch der bildenden Kunst 1902. — (Früher Almanach für bildende Kunst und Kunstgewerbe). Unter Mitwirkung von Woldemar von Seidlitz-Dresden herausgegeben von Max Martersteig. Berlin, Verlag der deutschen Jahrbuch-Gesellschaft. 1902.

Jensen. — Wettengespinnst. Eine Novelle von Wilhelm Jensen. Berlin, Otto von Huth. O. J.

Kolmer. — Parlament und Verfassung in Oesterreich. Von Gustav Kolmer. Erster Band (1848—1849). Wien und Leipzig, Carl Fromme. 1902.

Kraus. — Die Wandgemälde der St.-Sylvesterkapelle zu Goldbach am Bodensee. Im Auftrag des Grossherzoglich badischen Ministeriums der Justiz, des Cultus und Unterrichts herausgegeben von Franz Xaver Kraus. Mit zwei Tafeln in Farbendruck, sechs schwarzen Tafeln und zehn Abbildungen im Text. München, F. Bruckmann, A.-G. 1902.

Lair. — L'impérialisme allemand. Par Maurice Lair. Paris, Armand Colin. 1902.

Legay. — Victor Hugo jugé par son siècle. Par Tristan Legay. Frontispice d'Auguste Rodin. Paris, Edition de la plume. 1902.

Linde. — Vom goldnen Baum. Aphorismen zur Kunst des Lebens und der Erziehung. Von Ernst Linde. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1902.

Margueritte. — Le jardin du roi. Par Paul et Victor Margueritte. Douzième édition. Paris, librairie Plon. 1902.

Mark. — Standhafte Mädchen. Von Toni Mark. Wien, Wiener Verlag. 1902.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Pactow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING ... JUN 15 196

AP
30
D4
Bd.111

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY